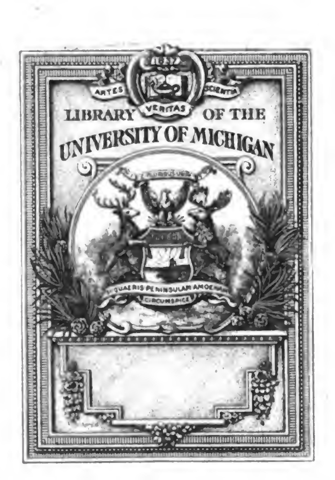
Deutsche Rundschau


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XLIX.

(October — November — December 1886.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung.. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp R. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Jughirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Tokio, H. Ahrens & Co. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frick. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füssli & Co., Sortiment).

Inhalts-Verzeichniß

zum

Neunundvierzigsten Bande (October — December 1886).

(Fortsetzung umstehend.)

Aus engen Wänden.

Eine Geschichte
von
Theodor Storm.

Es ist kein Kunstwerk, nur eine Erinnerung, zu deren Niederschrift ich heute meine Feder ansetze; wenn Gedächtniß und Phantasie mir getreu bleiben wollen, so mag es immerhin dessen werth sein.

* *

In der Süderstraße meiner Vaterstadt, dem Gäßchen gegenüber, das nach dem St. Jürgenskirchhof und über diesen an dem Stift entlang nach der Norderstraße führt, stand seit Anfang des 17. Jahrhunderts ein kleines Haus, über dessen Eingangsthür sich ein in Sandstein ausgehauenes Bild befand: ein Mann in einem Schifflein, zu dem durch hohe Wellen der Tod geschwommen war und schon den Mann zu sich ins Meer hinabriß; darunter stand: Up Land un See. Es hieß, ein Steinhauer habe derzeit sich das Haus gebaut und zum Gedächtniß seines Vaters, der als kleiner Schiffer zwischen den Inseln gefahren war und dabei im Sturme seinen Tod gefunden hatte, dieses Epitaphium angefertigt.

Im dritten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, nachdem die derzeitige alte Inhaberin gestorben war, sah man mehrfach einen untersetzten Mann, alltags mit einem Schurzfell, Sonntags in langem blauen Tuchrock und Stulpstiefeln, davorstehen bleiben und allmälig unter den kleinen Lindenbaum treten, dessen lang und schmal geschorene Krone sich zwischen dem Bilde und dem Giebelfenster streckte. Nachdem seine blaßblauen Augen wieder eines Tages an dem Steinbilde gehaftet hatten, griff er an die Thürklinke, um ins Haus zu treten; aber es war verschlossen, durch die Butzenscheiben des Thürfensters sah er durch einen langen, schmalen Flur und durch einen offenen Eingang am Ende desselben in ein weites leeres Zimmer, in das von der Hofseite her die Mittagssonne schien. Langsam kehrte der Mann sich ab und schritt die Süderstraße hinunter bis auf den Markt, wo er die Steintreppe zum Rathhaus hinauf stieg.

Dieser kleine Mann war der Böttcher, oder auf Plattdeutsch der Bötjer Daniel Basch, eine grüblerische Natur, bei alle dem aber kein übler Handwerks-

meister. Vier Wochen später hatte er das alte Haus im gerichtlichen Aufgebot gekauft und hielt mit einem alten Gesellen und einer noch älteren Schwester seinen Einzug in dasselbe; bald hingen bunte Zitzgardinen vor dem Fenster der unteren Stube und zwischen den Geranien- und Resedatöpfen, die auf der Fensterbank standen, schaute das gutmüthige Gesicht der alten Jungfer Salome auf die Gasse, wenn an den Markttagen alle die Wagen von den Dörfern in die Stadt hineinfuhren; im Pesel aber — so heißt in den alten Häusern der hintere Saal — war die Böttcherwerkstatt, und draußen vom Hofe klang es Tag für Tag: „Band halte fest, halt fest!“ und die Schlägel klappten und die leeren Fässer tönten.

So mochte wohl etwa fünf Jahre die alte Schwester in ihrem Schlafstübchen oben von der Wirthschaftsarbeit geruht und in dem Giebelfenster ihre Ableger für das untere Blumenfenster gezogen haben, als sie eines Tages zu ihrem Bruder sprach: „Daniel, Du bist erst fünfzig; ich aber, Euere Aelteste, habe bald die Siebenzig; ich kann nicht mehr die schweren Wassereimer schleppen, und das viele Kartoffelschälen vertrag' ich auch nicht mehr.“

Daniel Basch, der im Schurzfell vor ihr stand, wurde ganz bestürzt. „Hmm,“ sagte er, „wie meinst Du? Eine Magd? Es ist schon richtig, etwas wackelig wirst Du aussehn!“ Und er betrachtete sorgvoll das gute runzelvolle Angesicht; zugleich aber hub er im Stillen an zu rechnen, ob das Handwerk es wohl abwerfen möge, zu der Alten noch eine junge Magd ins Haus zu nehmen.

„Nein, Daniel,“ sagte die Schwester lächelnd, „laß nur das Calculiren: die alte Franke Michels in St. Jürgen ist gestorben, ihre Kammer ist leer, und die Herren werden mich wohl hineinnehmen, wenn ich bitte; wir sind ja Meisterkinder aus der Stadt hier.“

Daniel nickte; das Kloster war nur durch ein kurzes Gäßchen von seinem Hause getrennt, es gab gute Kost dort, besser als in den gewöhnlichen Bürgerhäusern; er drückte seiner alten Salome die Hand: „Halt, Schwester!“ rief er. „Sprich nicht mehr! Sprich nicht mehr! Ich muß einen Gang thun;“ — ein Strahl wie von unglaublicher Glückeshoffnung flog durch seine blaßblauen Augen — „ei, sei so gut und hol' mir meinen Tuchrock und die Stulpstiefeln!“ Er fühlte mit der Hand nach seinem Kinn; der Bart stand schon drei Tage; — er nickte wieder, Meister Daniel wußte, was er wollte. Nun half seine Schwester ihm in den langen blauen Staatsrock; die Stiefel hatte er schon angezogen; nur noch den hohen Seidenhut und das Bambusrohr zur Hand, dann schritt er zuerst schrägüber zum Meister Bartscheer, und als er bald glattrasirt herauskam, mit etwas langsameren Schritten durch die Krämerstraße nach der Schiffbrücke und dort in das Haus des alten Hafenmeisters Peters, mit dessen jüngerem Bruder er einst, wie gebräuchlich, die unterste Classe der Gelehrtenschule besucht hatte. Als er in das Zimmer trat — die Nachmittagssonne schien herein und der Canarienvogel, der unter den Blumen am Fenster stand, sang eben aus allen Kräften — erhoben sich drei Jungfrauen mit ihrem Nähzeug von den Stühlen; das waren die Töchter des Hafenmeisters: Mine, Stine und Line von 40, 39 und 37 Jahren; sie waren alle brave Mädchen; aber die braune Line war doch die bravste; sanft, wirthschaftlich und von gutem Menschenverstande; dabei ein wenig schelmisch. Und der Meister Daniel schaute sie an, und die Braune lächelte

dabei recht hübsch; „Mamsell Linchen," sagte Daniel, „könnte ich ein Wort mit Ihrem Vater reden?" Und Linchen wurde dunkelroth und schoß hinaus, um ihren Vater aufzusuchen.

Eine Stunde später, im Böttcherhause hatte der Gesell die Jungfer Salome schon zweimal nach dem Meister gefragt, trat dieser durch die Hausthür, als die Jungfer Salome eben aus der Küche in den Flur kam. Er winkte ihr schweigend mit gekrümmtem Finger in die Wohnstube. Als sie dort waren, hob der kleine Meister seinen hohen Hut vom Haupte: „So," sagte er, „Schwester; nun sprich nur, sprich nur weiter!"

Aber die Schwester sah ihn ganz verwundert an: „Was hast Du, Daniel?" frug sie; „an jedem Haar hängt Dir ein Schweißtropf', und ist doch kalt Novemberwetter; und Deine Augen — — warum freust Du Dich so? Haben wir das große Loos gewonnen?"

„Ja, Salome, so etwas von der Art; oder vielleicht, ich gewinne es noch später; denn Line Peters ist, denk' ich, eine sichere Nummer!"

„Was hast Du mit Line Peters, Daniel?"

„Ruf' erst den Gesellen!" sagte Daniel.

Und als der Gesell gekommen, da wurde es in der Familie offenbart, Meister Daniel und Line Peters wollten ein Ehepaar werden; und die beiden alten Geschwister fielen sich um den Hals und weinten vor Freuden über den jungen Bräutigam. „Und nun sprich nur weiter, Salome!" sagte dieser.

„Ich hab' ja weiter nichts zu sprechen, Daniel," erwiderte die Alte lachend; „ich will ins Stift; setz' Dich nun hin und schreib' mir die Bittschrift an die Vorsteher! Du bist nun gut berathen!" — — Und noch war es nicht Weihnachten, da saß die alte Schwester in Frauke Michels Stube in St. Jürgen, und Line Peters als Frau Meisterin hinter den Blumentöpfen in dem Böttcherhause. Die erste That aber, welche Meister Daniel als junger Ehemann in den Flitterwochen vollbrachte, war, daß er mit einem Eimer voll Mörtel, die Kelle in der Hand, auf einer Leiter zu dem Todtenbild über seiner Hausthür hinanstieg und eine glatte Mörtelfläche sanft darüber legte. „Das paßt nicht mehr!" sagte er bei sich selber: „Nein, es paßt nicht mehr!" und damit machte er den letzten Strich daran. Dann stieg er von seiner Leiter; und nach acht Tagen, da es wohl getrocknet war, mußte der Gesell den alten Maler Hermes holen, der die schönen Nelken und Vergißmeinnicht für die Stammbücher machte; nun stieg dieser auf die Leiter und malte die schönste rothe Provinzrose mit zwei grünen Blättern auf die graue Fläche. „Schön," sagte Meister Daniel, der betrachtend in seinem Schurzfell neben der Leiter stand; „doch nun noch ein kleines Knöspchen dabei, aber nicht zu groß!" Und als auch das geschehen war, da trabte er in das Haus und holte seine kleine schmucke Frau. „Nun guck einmal!" sagte er und wies auf das neue Kunstwerk, „und weißt Du, wie die Rose heißt?" Das wußte die junge Frau nicht; da sprach er: „Die Rose heißt Line Basch!" — „Ach was!" rief sie und lief ganz roth ins Haus zurück, und Meister Daniel freute sich und lief ihr nach.

Und es dauerte nicht gar so lange, da hatte Meister Daniel zu der Rose auch schon die Rosenknospe unter seinem Dach, und das war ein kleiner Bube, der immer größer wurde und aus dem allmälig ein ganz verteufelter Junge aufstand. Noch hatte er seinen sechsten Geburtstag nicht gefeiert, als Fritz Basch schon in der ganzen Straße bekannt war; so gern seine Mutter ihn hochdeutsch aufziehen wollte, am liebsten sprach er doch plattdeutsch, vorzüglich mit den Thieren, die er alle in ihren schönen alten Versen anzusingen wußte. Fand er im Sommer eine von den hübschen bunten Gartenschnecken, so guckte er sie mit seinen großen braunen Augen an und sang:

„Tinkeltut,
Komm herut,
Stäk die Fi-fat-Hörens ut!“

Streckte der Schneck dann aber seine zarten Fühler ihm entgegen, so tippte er mit seinem kleinen Finger darauf und rief: „Lät di nich narren, Dummbart; bliev to Huus!“ und warf das Thierchen in den Zaun. Flog dann ein gelber Citronenfalter oder gar ein Pfauenauge durch den Garten, dann flog er hinterdrein:

„Sommervagel sett di!
Näes un Ohren blött di!“

und je länger er hinter dem Schmetterling laufen mußte, desto lauter und zorniger wurde sein Gesang; schrie er seinen Sommervägelspruch gar zu arg, dann flog wohl auch die Mutter in den Garten: „Fritze, um Gottes willen, was gibt es denn?“ Dann ließ er die Aermchen hängen und sah halb verschämt, halb schelmisch zu ihr auf: „De Dummbart, wull sick ock nich eenmal setten!“ und dabei wies er auf den Schmetterling, der eben nach dem Nachbargarten hinübergaukelte. Die Mutter faßte ihrem Jungen lachend in seinen braunen Haarpull und küßte ihn ab; dann lief sie mit ihm nach dem Weidenzaun unten im Garten und schnitt mit dem Küchenmesser, das sie beim Herauslaufen in der Hand behalten hatte, ein paar frische Zweige ab: „Da hast Du ein ander Spielwerk! Nun mach' Dir eine Wiechelflöte!“ Sie putzte und kerbte ihm noch das Weidenstöcklein, und nun saß Fritz wieder lustig auf der Bank unter dem großen Birnbaum, klopfte wacker mit dem Messerstiel darauf, damit er das innere weiße Stöcklein aus der Rinde ziehen könne und sang:

„Fabian, Sebastian!
Lät de Saft ut Holt 'rut gån!“

und das so lange, bis die Flöte fertig war.

Aber er machte auch selber Verse: eines Sonntag Nachmittages kam die alte Jungfer Basch aus ihrem Stifte zum Kaffee auf Besuch, und auf ihrem grauen Scheitel saß eine schimmernd weiße Haube mit Rosa-Taffetbändern. Die stach dem Jungen so in die Augen, daß er nur immer auf die Haube guckte. „Sag' Tante Salome doch guten Tag!“ ermahnte ihn Frau Line. „Tag, Tante!“ sagte er und sah immer nur nach der weißen Haube mit den rothen Bändern; auch als er danach auf einem Schemel in der Ecke saß, während Vater und Mutter sich mit der Schwester am Kaffeetisch vergnügten. Bald aber fing er an zu murmeln und seine lustigen Augen lachten wie über einen Schelmstreich. „Wat hett de Jung?“ sagte die Alte, die auch gern plattdeutsch sprach.

„Was hast Du, mein Junge?“ übersetzte Frau Line, indem sie sich zu ihm wandte.

„Dörf ick nich segg'n,“ erwiderte Fritz.

„Warum nich, min Kind?“ sagte die Tante, „ick gäv' di Verlöv.“

Da sah der Junge die Alte ganz spitzbübisch lustig an und sagte:

„Ros' in Snee! Ros' in Snee!
Dat is Tante Salome!“

„Sieh so!“ rief Meister Daniel, „nu hest Du't!“

Die gute Alte aber drohte dem Jungen halb ärgerlich mit dem Finger: „Is åwer doch 'n näsklοken Slüngel, jüm Fritz!“ sagte sie dann, und tauchte ihre Nase in die Kaffeetasse.

„Hmm!“ machte Meister Daniel und griff mit der Hand in seinen schon stark ergrauenden Haarpull. Als aber Fritz zu seinen Kameraden auf die Gasse gelaufen war, blickte er wieder auf. „Line! Mutter!“ sagte er.

„Was denn, Daniel?“

„Accurat so wie ich,“ erwiderte Daniel und schüttelte behaglich lachend seinen Kopf.

„Was ist accurat so wie Du?“ frug Frau Line.

„Was? — Das mit dem Jungen: Ich saß auch einmal in seinem Alter so auf dem Schemel — es ist noch just derselbige — da trat eine alte dicke Ostenfelderin zu meinem Vater in die Stube, und da es die Bauervögtin war, so sagte er: „Jung, steh' auf und sag' schmuck guten Tag!“ Aber ihre roth und gelb und blaue Staatsuniform und der weiße Lappen auf dem Kopf, ich hatte so viel daran zu sehen und konnte nicht mit mir einig werden, ob sie doch nicht vielleicht ein Türke wäre — bis daß ich endlich, ehe ich noch ein Wort hervorbrachte, von meinem hitzigen Vater einen hanebüchenen Backenstreich erhielt.“

Tante Salome nickte, sie kannte die Geschichte; Frau Line Basch lachte: „Ich meinte, Du hättest auch Verse gemacht, Daniel!“

Der Alte schüttelte den Kopf: „Nein, Linchen, das ist es eben: ich bekomme meinen Backenstreich und falle vom Schemel; der Fritz macht seinen Vers und läuft zur Thür hinaus.“ Daniel sah seine Frau recht freundlich an: „Mutterwitz!“ sagte er schelmisch. Und Frau Line nickte.

Glückes genug war in Meister Daniel's Hause; aber wer, der seine Zeit gelebt hat, wüßte es nicht, daß, wie das Leben, so noch mehr das Glück auf leichten Flügeln geht.

Es war um die Frühlingszeit und im Garten wurden die Stachelbeerbüsche grün und die Störche kamen nach der langen Winterszeit wieder aus dem Süden, um auf den Schornsteinen der Stadt ihre alten Nester zu beziehen oder hie und da ein neues sich zu bauen. Fritz lag vor seinem Gartenstück auf den Knieen und setzte seine Primeln und Veilchen schon zum dritten Male an eine neue Stelle, da flog ein Schatten über ihm weg und als er aufblickte, sah er einen großen Storch nach seines Vaters Dach fliegen und sich dort mit seinen langen Beinen niederlassen. „Halloh!“ rief er:

„Adebare Esther,
Bring mi 'n lütje Schwester!“

Und der Storch warf den Kopf in den Nacken und klapperte schallend in die helle Frühlingsluft hinaus, der lange rothe Schnabel glänzte in der Sonne.

Da warf Fritz den kleinen Spaten hin und klatschte fröhlich in seine Hände und rief:

„Adebar, swart un witt,
Bring mi ock en Kringel mit!“

Die Erfüllung war näher, als er dachte; aber der Adebar kam statt mit der Windel mit einem schwarzen Flor geflogen, und von Kringeln war bald eine ganze Fülle im Hause, aber es waren Todtenkringel, und Fritz saß auf der Bodentreppe und aß sie unter strömenden Thränen. Das Schwesterlein war zwar da gewesen, ein kleines rothes Dings, das Fritz nur ganz von Ferne anzusehen wagte; die Mutter sah so bleich aus, sie reichte ihm aus ihrem Bett die Hand und frug: „Magst Du sie leiden, Fritz?“ Aber Fritz schüttelte stumm den Kopf, dann lief er aus dem beklommenen Stübchen in die frische Maienluft hinaus.

Drei Tage später stand er mit seinem Vater an einem Sarge; darin lag seine bleiche Mutter, die gute schelmische Frau Line; sie regte sich gar nicht und ihre Augen waren ganz geschlossen, in ihrem linken Arme lag ein sehr kleines Kind, das war auch todtenbleich. Wie vor einem fremden schauerlichen Wunder stand der Knabe mit verhaltenem Athem; er war erst eben sechs Jahre alt geworden.

Tante Salome, die mit ihnen dastand, drückte ihrem Bruder die Hand: „Ja, Daniel,“ sagte sie, „dat Kind hett Di din Fru mitwegnämen!“

Daniel nickte stumm und sah, wie keines Gedankens mächtig, auf seine Todten. Aber des Knaben Gehirn war durch das Wort der Alten aufgestört. „Mitnämen, Vatter?“ frug er leise. „Warum? Warum doch?“

Meister Daniel blickte auf seinen Jungen, der mit erwartenden Augen zu ihm aufsah: „Das weiß nur der liebe Gott!“ sagte er, und seine Lippen zitterten, „vielleicht . . . das arme kleine Ding, es hat wohl so allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt.“ Dann hob er plötzlich den Knaben auf seinen Arm und legte die andre Hand auf die kalte Stirn der Todten: „Fritz — se kummt nimmer wedder, vergitt är nich!“

— — Am andern Abend waren Mutter und Kind begraben; Tante Salome blieb ein paar Tage, bis eine Frau angenommen war, die täglich einige Stunden kam, um die Hausarbeit zu besorgen. Der alte Gesell, der in seiner Jugend einmal Schiffskoch gewesen war, übernahm das bischen Kochen, was sie nöthig hatten, und Tante Salome kehrte in ihr Stift zurück.

So ging denn der kleine Haushalt nothdürftig weiter, aber es war kein so fröhlicher Gang mehr, wie vorher; die Musik von Frau Line's lebensfrischer Stimme fehlte. — Wenn Fritz in seiner Klippschule saß und um neun Uhr Vormittags auch die Arbeitsfrau sich entfernt hatte, dann lag das lange Vorderhaus wie ausgestorben; es rührte sich nichts mehr darin, zumal wenn dann auch zur Frühstückszeit im Pesel und auf dem Hof die Arbeit ruhte und Meister und Gesell sich auf der Schnitzbank oder kleinen Fässern schweigend gegenüber saßen und ihr Stückchen Brot verzehrten. Es war, als ob beide nach der Stille lauschten, die vorne in dem todten Hause herrschte. Fiel dort von den

Wänden etwa ein Stückchen Kalk mit leisem Geräusch zu Boden, dann flog es wohl auf einen Augenblick wie ein Leuchten über des Meisters Angesicht; war ihm doch, als sei der leichte Fußtritt seiner Line ihm ins Ohr gedrungen, aber er wischte es bald mit seiner harten Hand wieder fort. Einmal hatte sich die Nachbarskatze in die dämmerige nach einem engen Gang belegene Küche eingeschlichen; so heimlich sie auch schlich, es kam doch ein Geräusch von da nach der Werkstatt, die Feuerzange war vom Herd gefallen. Meister Daniel ließ den Schlägel ruhen: wie oft war sie nicht auch Frau Line's rascher Hand entglitten! Wie oft hatte er sie dann neckend ihr wieder aufgehoben, und wenn er auch aus der Werkstatt hatte herzuspringen müssen! Auch jetzt lief er in die Küche, es war ihm wie ein heiliger Spuk. Als aber die Katze in der offenen Thür an ihm vorbeigesprungen war und er die Zange leise wieder an ihre Stelle gelegt hatte, setzte er sich auf den leeren Küchenstuhl und starrte bald nach dem Herd, bald nach dem Küchenschranke, zwischen denen sie sich einst geschäftig hin und her bewegt hatte; aber es blieb Alles still, nur ein Sperlingspaar, das sich draußen mit einander haschte, rutschte an den kleinen Fensterscheiben herunter und flog dann kreischend weiter.

Als Meister Daniel in einer halben Stunde noch nicht wieder in der Werkstatt war, ging der Gesell in die Küche und legte sacht' die Hand auf seine Schulter: „Meister!"

„Ja, ja, Marten." — Dann gingen sie mit einander in die Werkstatt, und Meister Daniel nahm wieder sein Handwerkszeug und machte sich schweigend an die Arbeit.

Erst wenn nach elf Uhr die Glocke der Straßenthür schellte und Fritz, aus der Schule kommend, durch den engen Flur nach dem Pesel stürzte, kam wieder Leben in das Haus und in den alten Meister. Der Gesell stand dann am Herd, um die kleine Mahlzeit zu bereiten, Vater und Sohn aber gingen in den Garten und zu Fritzens Beeten. War hie und da eine Knospe an einer Blume aufgegangen, dann grub er sie unbarmherzig aus, und am Feierabend ging er mit seinem Vater nach dem Kirchhof und pflanzte sie auf Mutters Grab. „Sie sieht es doch, Vater?" frug er dann. Der Alte nickte: „Das hoffen wir, mein liebes Kind."

Aber die Welt war so voll von andern Dingen und viele davon waren so vergnüglich: Hunde und Katzen, Marmel und Haselnüsse, Pflaumen und Kirschen; der Junge konnte doch nicht immer an seine todte Mutter denken. Einmal in der Dämmerstunde, da er mit seinem Vater im Garten unter dem Birnbaum saß, sagte er, nachdem sie eine Zeit lang nicht gesprochen hatten: „Vater!"

„Was meinst Du, Fritz?"

„Ich glaub'," sagte er leise — denn es war die Frucht seines langen Nachdenkens — „ich glaub', es ist doch gut, daß Mutter mit Schwester in den Himmel gegangen ist!"

„Wie meinst Du das, Fritz?" frug Meister Daniel.

„Ja, Vater, sie war so furchtbar klein noch; sie wär' wohl bange vor dem lieben Gott geworden!"

„Nein, Kind, vor dem lieben Gott wird Niemand bange, nur die Bösen.

Ich, Fritz, ich denke, es wär' doch schöner, wenn wir sie behalten hätten, dann wüßtest Du auch noch, wie weich Mutterhände sind!"

Aber Fritz sprang von der Bank und stellte sich strack und mit geballten Fäustlein vor seinen Vater hin: „Ja, Vater," rief er, „schöner wäre es wohl; aber ich brauch' keine Mutter mehr, ich bin ein Junge."

Und Meister Daniel betrachtete etwas ängstlich seinen Jungen, der schon so früh für sich selber stehen wollte.

Allmälig war die Zeit vergangen, und Fritz hatte bald sein dreizehntes Jahr erreicht. Er war ein leidlich gewachsener Junge, trug einen kurzen blauen Tuchrock, manchesterne Hosen und eine große runde Tellermütze, wie sie damals unter den Jungen Mode waren, und wanderte Vor- und Nachmittags, wie einst sein Vater, mit einem Packen Bücher in die unterste Classe der Gelehrtenschule. In Geographie und Rechnen war er bald der Meister; auch in den andern Fächern konnte er gewaltig lernen, das heißt, wenn er mochte; aber er mochte nur nicht immer, und im Lateinischen wollte er mit mensa und amo nichts zu thun haben. „Was brauch' ich Latein!" sagte er. „Wenn ich confirmirt bin, komm' ich in Vaters Werkstatt, und die Faßbinderei geht auch auf Deutsch, am besten auf Plattdeutsch!"

Es war aber nicht das allein: er hatte, gleich seinen Kameraden, eine knabenhafte Nichtachtung gegen den alten Collaborator, der doch in der ganzen Stadt für ein „höchst gelehrtes Haus" galt; aber dieses schöne Wissen ging über den Kopf der dummen Jungen weg, und in den Dingen des frischen Lebens, worin sie die Meister waren, war er zeitlebens ein Kind geblieben.

Wenn Morgens bei seinem Eintritt die Jungen mit allerlei Possen auf ihre Plätze gekrochen und gesprungen waren, pflegte der etwas ärgerliche Herr seinen hageren Hals vorzustrecken und, in der einen Hand das Buch, mit der andern und mit seinem kahlen Kopf ihre Sprünge nachzuäffen: „Ei, Ihr Knaben," sagte er dann wohl, „Ihr seid ja lustig wie die Galgenvögel! Wen wollet Ihr denn heute rupfen?"

„Hol' Dich der Henker!" murmelte Fritz oben auf seinem Platze, und: „Hol' Dich der Henker! Hol' Dich der Henker!" lief es sogleich die Bank hinunter.

„Was erlaubtet Ihr Euch zu bemerken?" frug dann der etwas harthörige Alte.

Und alle riefen: „Wir wünschten Ihnen guten Morgen, Herr Collaborator!"

„Nun," erwiderte er, „wenn Euere Fröhlichkeit aus einem guten Gewissen stammt, so sag' mir einmal, Fritz Basch, wie heißt das Gerundium von pulso, ich schlage?"

Wenn aber auch Fritz mit dem Lateinischen bald in die Brüche kam, in allem Andren war er doch der Baas unter seinen Kameraden. Bedurfte es zu einer Lustigkeit oder zu einem Schelmstück einer kleinen Baarschaft, so winkte er seine Vertrauten in den dunkeln Raum, der zwischen ihrer oben belegenen Classe und dem Dache lag. „Habt Ihr Geld?" frug er eines Nachmittages, „sieben Schilling gebrauchen wir, ich habe zwei!"

„Nä," sagte Hans Reimers, der dicke Schlachterssohn, der nie etwas ausgeben mochte, „ick hev nix, hev mi güstern erst 'n Meerswienbock köft."

„Von wem hest de köst?“

„Hier, von Claus Schohster.“

„Gut! — Claus, wo väl hest Du noch davon?“

„Dree Schilling!“ sagte Claus ein wenig beklommen, indem er das Geld aus seiner Tasche sammelte.

„Das sind fünf!“ rief Fritz, „wer hett de Rest?“ Aber schon kamen vier Jungenshände und reichten ihm jede einen Sechsling und so konnte die Sache losgehn. Fritz war ihr Vertrauensmann; sie wußten, für die Sechslinge oder Schillinge, die sie ihm gaben, konnten sie sicher ihren Spaß oder Schabernack erwarten.

— — Diese Schilling-Sammlung war nur das Vorspiel zu einem Knabenstreiche gegen den Collaborator gewesen; mit kleinen Schellen war dabei gebingelt und mit einer kleinen Kanone dabei geschossen worden. Alles war sehr accurat gegangen, aber dem Alten hatte diese Lustigkeit ein Gallenfieber zugezogen; die lateinischen Stunden wurden ausgesetzt und Fritz und seine Mitschuldigen mußten eine Woche lang jeden Nachmittag nachsitzen; die Sache wurde in der ganzen Stadt besprochen.

„Fritz,“ sagte Meister Daniel zu seinem geliebten und sonst so bewunderten Sohn, „wie konntet Ihr so mit dem gelehrten Manne umgehn, von dem Ihr doch so viel lernen könnt!“

Aber Fritz lachte überlegen und schüttelte langsam seinen Kopf: „Lernen, Vater? — Nä, lernen nicht.“

„Was Fritz? Nicht lernen? Warum nicht?“

„Ja, Vater“ — und der Junge steckte beide Hände in die Hosentaschen — weil er sonst zu dumm ist!“

Der Meister fuhr seinem Fritz mit der Hand auf den Mund: „Junge, daß das die Nachbarn doch nicht hören!“ denn sie gingen mit einander an dem Gartenzaun entlang und nebenan der Schneider häufte eben seine Kartoffeln.

Fritz war bei Seite gesprungen: „Vater,“ rief er, „nimm grünen Hafer und eine Buchweizenpflanze und halte sie dem Herrn Collaborator unter die Nase! Ich wett' meine drei Kaninchen, er sagt Dir: ‚Dieses ist der Rübsamen und auf jenem wird wohl die nützliche Kartoffel wachsen!‘“

„Aber Fritz, das ist ja schrecklich!“ sagte Meister Daniel und schob sich die blaue Zipfelmütze von einem Ohr zum andern, „und deshalb wollt Ihr den armen Mann vom Leben bringen! Was geht denn die Gelehrten der Hafer und der Buchweizen an? Das ist ja Bauernweisheit!“

Fritz stutzte: „Vom Leben bringen, Vater?“

„Ja, ja; es muß wohl nicht zum Besten stehen; denn gestern haben sie noch den zweiten Doctor an sein Bett geholt. Denk 'mal, wenn seine arme Frau und seine kleine Magdalena, von der Du mir so oft erzählt hast, nun ihren Vater um Eueren dummen Spaß verlören! — Fritz, Du hast doch wenigstens einmal eine Mutter gehabt . . .“ Da aber brach dem alten Daniel die Stimme. „Und Dein alter Vater . . .“ begann er noch einmal: „Besinne Dich, Fritz!“ und damit trabte er ins Haus zurück. Fritz blieb allein im Garten.

Als nach einer halben Stunde der Gesell durch den Hauptsteig ging, lief er

noch immer dort hin und wieder, sammelte kleine Steine auf und schleuderte sie einen nach dem andern durch die Luft, daß sie wie grimmig dahin sausten.

„Halloh, Fritz!" rief Marten. „Auf wen bist Du so zornig?"

„Up mi un de Welt!" brummte Fritz und schleuderte einen neuen Stein in die Luft.

„Smiet man keen Lüd' dot!" sagte der Gesell und ging seiner Wege.

Aber vor dem Abendessen mußte er in die Stadt; denn Fritz war nirgend zu finden. Endlich am Hafen sah er einen Jungen im Maste eines Schooners auf der Gaffel sitzen. „Is dat uns' Fritz?" frug er den Capitän, der am Bollwerke stand; denn Fritz war gut Freund mit allen Schiffern und konnte fast einen Leichtmatrosen abgeben.

Der Capitän nickte: „Ja frili; he kiekt all över'n halv Stunn in't Abendroth!"

Aber nun mußte Fritz herunter und mit Marten an die Abendschüssel, aus der er zwar kaum eine Pellkartoffel und einen Heringsschwanz verzehrte.

„Låt em!" raunte der Meister leise seinem Gesellen zu. „He besinnt sick!"

Eben so stumm ging Fritz am andern Morgen in die Schule. Der Vormittag verging, es war schon Essenszeit und noch war er nicht wieder da; Meister und Geselle saßen schon an ihrer Grütze, da wurde erst die Haus- und dann die Stubenthür aufgerissen und Fritz stürmte herein. „Vater!" rief er — und seine Augen funkelten von Glück und Freude — „Vater, es geht ihm heute viel besser! Und nun soll er es auch gut bei uns haben!"

„Wem? Wer?" rief Meister Daniel. „Der Collaborator?"

Und Fritz nickte wichtig: „Verlaß Dich darauf, Vater; wir haben eine Verschwörung gemacht!"

Da legte Daniel Basch seinen Löffel hin und zog seinen Jungen mit Gewalt in seine Arme: „Min Fritz, min Sön! Mutter är gude Jung!"

Aber Fritz hatte sich losgerissen, lief auf den Hausflur und kam mit einem hübschen Vogelbauer wieder in die Stube, worin ein rothbrustiger Vogel mit schwarzem Käppchen auf der Stange saß. „Sieh, Vater," rief er und hielt das Bauer empor, „den hat mir Julius Bürgermeister geschenkt; der flötet ‚Ueb' immer Treu' und Redlichkeit', aber nur die erste Hälfte, und darum hat Julius seine Mutter gesagt, sie könnte die halbe Redlichkeit nun nicht mehr in ihrem Kopf aushalten."

„Segg mal, Fritz," sagte der Gesell, „wat is dat egentlich vör'n Vagel?"

„Das ist ein Dompfaff!" erwiderte Fritz stolz, „er hat Bürgermeisters fünf Thaler gekostet."

Daniel hatte bald seinen Jungen, bald den Vogel mit glücklichen Augen angesehen. „Fritz," sagte er, „wi wüll'n em beholen, tum Andenken an düssen Dag."

So war Alles wieder gut; aber bald geschah in der Schule etwas Merkwürdiges. Der alte Collaborator, als er wieder seine Stunden hielt, und nun sogar Fritz Basch auch im Lateinischen ein Held wurde, vermochte offenbar die gewohnten kurzweiligen Neckereien der Jungen nicht mehr zu entbehren; ihm fehlte etwas, das zu seinem Leben gehörte; er fing nun selbst an zu necken und wurde bleich und elend bei diesem Frieden, der trotz alledem, als beschworen, nicht gebrochen wurde, so lange Fritz in der Classe herrschte.

Aber der Dompfaff wollte nicht flöten; er hing oben in der Giebelstube, in welcher Fritz, seit er Gelehrtenschüler war, schlief und arbeitete; wenn es Mittags zu heiß wurde — denn es war im Hochsommer — hing er das Bauer auch wohl nach draußen neben dem Fenster, wo der schmale Lindenschatten es bedeckte. Aber auch hier wollte der Vogel mit seinem Liede nicht beginnen, sondern krakelte nur mitunter ein unmelodisches Gezwitscher. „De kann nix,“ sagte der Gesell, „se hebt di wat wiis måkt, Fritz!“

„Geduld, Marten!“ rief dann Fritz, „en Bötjerhuus mutt so'n vörnehmen Vagel erst wendt warren!“

Und richtig, als nach einigen Tagen Fritz aus der Schule kam und, wie jetzt immer, leise und lauschend die Treppe hinanstieg, da mußte er plötzlich stehen bleiben.

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!“

Wahrhaftig! das war der Vogel, er flötete! Und noch einmal wieder:

„Ueb' immer Treu' und Redlichkeit!“

Die Melodie war ganz genau und Fritz sang leise die Worte mit, aber weiter kam der Vogel nicht. Fritz stand lange unbeweglich; als er aber zum dritten Male anhub, rannte er in die Werkstatt hinab, um seinen Vater zu holen, und Beide standen hinter der Kammerthür, und der gut gelaunte Dompfaff pfiff ihnen dreimal nach einander sein Stückchen vor, und da er nichts Weiteres konnte, so pfiff er es ihnen auch zum vierten und zum fünften Male. Da der Alte wie der Junge so etwas noch nie gehört hatten, so entzückte es sie, als wär's ein lieblich Wunder. Zuletzt kam auch noch der Gesell und stand mausestill mit an die Thür gelehntem Ohr: „Fritz!“ flüsterte er, „so'n Vagel! Hev min Lävdåg noch so'n Vagel nich hört!“ Als Fritz aber, während der Dompfaff jetzt noch einmal anhub, leise die Kammerthür zurückdrängte, brach das Thierchen jählings ab; „Fiuh!“ machte er noch, dann wetzte er seinen schwarzen Schnabel und kroch in sich zusammen.

Seine Hörer blieben doch des Wunders voll. „Fritz,“ sagte Meister Daniel seufzend, indem er heftig seines Sohnes Hand drückte, „wenn Deine Mutter das belebt hätte!“

Die Zeit rückte weiter; nach und nach störte den Vogel die Gegenwart der Hausgenossen immer weniger, und auch sie wurden sein Kunststückchen gewohnt, aber Fritz blieb sein getreuer Pfleger; im Winter — denn in der Giebelkammer war kein Ofen — hing er am Fenster in der Wohnstube unten über dem Stuhl, wo einstmals Tante Salome und später, nur zu kurz, die gute Frau Line ihren Platz gehabt hatte, und manche Kinder, die vorübergehen wollten, blieben stehen und hörten nach dem wunderbaren Vogel.

So waren ein paar Jahre vorüber; Fritz war jetzt ein stämmiger Bursche mit sicheren und kühnen Augen und hantirte schon lange als Lehrling in seines Vaters Werkstatt; Lenkbeil und Schlägel standen ihm fix zur Hand, nur etwas zu rasch und kräftig arbeitete er mitunter, und als Tante Salome, was wegen zunehmender Altersschwäche nur etwa ein oder zweimal im Sommer geschah, eines Vormittages in die Werkstatt kam, sagte sie: „Du maakst'n Larm vör dree, Fritz! Is denn de Arbeit ock danâ?“

„Fix oder nix, Tante!“ rief der Junge und schlug dabei auf die Bände, daß sie in Splittern aus einander flogen.

„Gott bewär uns in Gnaden!“ rief die Alte, „Du heſt'n düren Leerburs, Daniel!“

Aber Meister Daniel lachte, er kannte seinen Fritz; irgendwie und wo mußte mitunter das Feuer in dem Jungen sich Luft machen und auf ein Faßband kam's nicht an; denn er wußte es, Fritz war ein Waghals, die Gefahr war für ihn, was die Vogelbeere für den Krametsvogel, und je kräftiger er wurde, um desto mehr. Mit dem Küster, der zugleich Glöckner war, hatte er nur Freundschaft geschlossen, weil die drei großen Glocken im Kirchthurm geheimnißvoll seine Neugier reizten. Wenn eine vornehme Leiche mit allen dreien zu Grabe geläutet werden sollte, so war er sicher vorher schon auf dem drittobersten Thurmboden, und kam der erste Ton des Geläutes, so klomm er an den Querleisten des emporgehenden Balkens hinauf, der von dort statt einer Stiege an der größten Glocke vorbeiführte, und während sie sich heulend dicht an ihm vorüberschwang, suchte er, an seinem Balken angeklammert, mit den Augen ihren Taufspruch zu erhaschen und sang ihn laut nach einer wilden Melodie in das hallende Dreigetön hinaus:

„Sum regina Poli, virgo Maria tonantis!“

bis er zuletzt fast taumelnd den Boden wieder erreichte.

Stand ein Sturm am Himmel und flog dann ein Boot durch das schäumende Wasser aus dem Hafenstrom in das Wattenmeer hinaus, so saß sicher Niemand als Fritz Basch und ganz allein darin; man brauchte nur einen der Schiffer an dem Hafen zu fragen.

„Wer anners!“ war die Antwort. „De Gewaltsbengel, wenn he um 't Boot frägt, so hett he 't ock all losknütt; de Antwoort givt he sick wull sülven!“

Kam er dann durchnäßt, mit wirrem Haar nach Hause, so sah der Meister ihn wohl angstvoll an: „Fritz, Fritz!“ sagte er einmal, „wenn Du mir von solcher Fahrt nicht wiederkämst!“

Aber Fritz nahm lustig seinen Schlägel und ein Faß und begann ohne Weiteres seine unterbrochene Arbeit wieder. „Vater,“ sagte er treuherzig, „ich mach' heute eine Stunde später Feierabend, aber den jungen Seehund hätt'st Du sehen sollen, mit dem ich um die Wette fuhr; das war heut' just unser Wetter!“

„Ja, ja, Fritz!“ sagte der Alte. „Ein Seehund, aber Du bist ja denn doch keiner!“

Der Junge ließ die Hand mit dem Schlägel hängen und in sein geliebtes Plattdeutsch fallend, sagte er stolz: „Na, wat en Seehund swemmt, dat swemm ick ock!“

Der alte Meister Daniel schüttelte seufzend den Kopf und die Schläge an den Fässern tönten wieder durch die Werkstatt.

Nachdem drei Jahre seit Fritzens Confirmation verflossen waren, war es recht still in Meister Daniel's Haus geworden; denn Fritz arbeitete jetzt als Gesell in einer großen Faßbinderei in Hamburg; nur etwa einmal im Monat kam ein Brief von ihm. Meister Daniel und sein Marten konnten die Arbeit

zu Hause aber auch jetzt gewaltig allein thun; denn unten in der Stadt hatte sich eine große neumodische Brauerei mit einem eigenen Böttcher aufgethan, und Daniel's Hauptkundschaft, die alte Petersen'sche Brauerei ihm gegenüber, die nur das hergebrachte Gut- und Dünnbier für Stadt und Umgegend lieferte, hatte dadurch einen großen Theil ihres Absatzes verloren. Tante Salome kam auch nicht mehr aus ihrem Stift; sie war zu schwach dazu geworden. Meister Daniel stand oft nachdenklich unter der Linde vor seiner Hausthür und sah nach seinem von Wind und Wetter schon recht verwaschenen Thürstück auf; traurig schüttelte er den Kopf: seine Rose lag ja längst im Grabe, und die Knospe war als großer wehrhafter Bengel in die Welt gegangen.

„Paßt nicht mehr!" sprach er leise vor sich hin und ging wieder in die Werkstatt. Mitunter lief er auch in den Garten, als könne er dort sich frisches Leben holen, wenn er aber an seines Jungen Blumenbeete kam, die jetzt ganz verunkrautet lagen, dann stand er lange, riß ein paar Mal eine Hand voll Nesseln aus und sah dann, daß das Blumenbeet doch nicht wieder kam.

Aber es sollte noch stiller um ihn werden. Ein großes Sterben — ein Typhus, wie die Aerzte sagten, fiel auf die Stadt. Die Ersten, welche zum Kirchhof hinausgetragen wurden, waren der Collaborator und seine noch leidlich junge Frau; seine beiden Kinder, die kleine Magdalene und ihr etwas älterer Bruder, ein heimtückischer, schieläugiger Bursche, kamen zu ihrer Großmutter, einer alten gelähmten Pastorswittwe, deren Geschichten von gläsernen Bergen und verwünschten Prinzen dem Lenchen freilich besser behagten, als die antiken Lebensregeln ihres ärgerlichen Vaters. Zum Unglück Meister Daniel's aber war gleich danach auch sein alter Brauer Petersen gestorben, und die Wittwe hatte den Muth zur Fortsetzung des Geschäfts verloren. So wurden Arbeit und Verdienst noch kleiner, und der alte Marten mußte auf seines Meisters Drängen sich einen Platz in der neuen Brauerei verschaffen, wo dem Böttcher ein Geselle nöthig wurde.

Daniel hatte das Alles eben an seinen Sohn geschrieben, ging dann durch die leeren Räume seines schmalen Hauses, stellte in der Werkstatt Dauben und Hölzer gegen die Wände und stand endlich vor einem Fenster der Wohnstube, mit wirren Gedanken in den hellen Februartag hinausstarrend. Von den Menschen, die dann und wann vorübergingen, sahen seine Augen nichts, er hatte seine blaue Zipfelmütze in der Hand und fuhr sich von Zeit zu Zeit in seine Haare. Ja, er wollte jetzt ganz allein in seinem Hause bleiben, er war ein ordentlicher Wirth gewesen, die Zinsen von ein paar ersparten Capitalien und der Verdienst von seiner noch verbliebenen kleinen Kundschaft würden für ihn schon reichen! Er begann zu rechnen, wieder und wieder, aber das Facit blieb dasselbe. Es schoß ihm heiß zu Kopfe, er hatte gedacht, es mache doch ein Sümmchen mehr, und wenn er für Noth und Krankheit noch etwas hinter der Hand behalten wollte? . . . Da fiel es wie ein Strahl in die dunkle Kammer seines Kopfes; er hatte ja ein ganz leeres Haus; was brauchte er jetzt noch die Wohnstube und die Kammer, die dahinter lag! Eine Miethrin, eine stille alte Person, das wär's, dann hätte er genug! Er selber zöge nach oben hinauf, in die Giebelkammer

seines Fritz; nur ein kleiner Kochofen müßte dort noch gesetzt werden, dann könnte er sich selber seinen Mittag machen!

Eine trübe Art Zufriedenheit kam über Meister Daniel, und er hörte nun auch, daß am andern Fenster der Dompfaff flötete:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit,
Bis an Dein ......"

„Fiuh!" machte der Vogel, und der alte Mann nickte. Ja, so weit hatte Fritz es ihm noch beigebracht; und nun begann das Thier sein Stück von Neuem. Als Daniel wieder durch das Fenster blickte, vor dem schon längst keine Rosen und Geranien mehr grünten, sah er draußen eine Rosenknospe, ein acht- oder neunjähriges Mädchen mit einem sanften Gesichtlein und ein paar blauen Augen, mit denen sie, andächtig lauschend, nach dem Vogel hinauf sah; denn sie stand mit einem älteren Knaben dicht unter dem Fenster. Der Junge aber schielte und sah bös und häßlich aus, und schien indessen seine Marmel in der Tasche nachzuzählen. Da zog das Mädchen ihr rothes Händchen aus dem Muff und, ihn zu sich ziehend, wies sie mit dem Finger nach dem Vogelbauer. Aber Meister Daniel, den die Kinder nicht zu bemerken schienen, erschrak fast; denn wie eine Katze, die nach einer Beute springt, fuhr der Junge mit einem Schrei empor, als wolle er den schönen Vogel greifen. Unwillkürlich klopfte der Meister an die Scheiben und drohte mit der Faust; da machte der Bube ihm ein Schelmgesicht und rannte davon; das blonde Dirnlein aber stand, als könne sie vor Schreck nicht von der Stelle.

Ein Lächeln zog über des guten Meisters Antlitz, und er winkte dem Kinde, daß es zu ihm kommen solle; da sie aber keinen Fuß rührte, ging er zu ihr auf die Gasse: „Komm' mit mir in die Stube!" sagte er, ihre Hand fassend; „da kannst Du Dir in der Wärme den Vogel besehen!"

Als sie drinnen waren, nahm er das Bauer von der Wand und stellte es vor ihr auf den Tisch; aber der Dompfaff wetzte nur den Schnabel und sah sie mit seinen schwarzen Augen an.

Sie that einen tiefen Athemzug: „Was ist das für ein Vogel?" frug sie leise.

„Das ist ein Dompfaff!" erwiderte der Meister.

„Ein Dompfaff?" und sie hielt lange den kleinen Zeigefinger an die Lippen. „Ist er denn verzaubert?"

„Was denn? Verzaubert?" frug der Alte, und sie nickte mit ihren großen Augen.

„Warum denn verzaubert?" frug er nochmals.

„Er flötet ja wie ein Junge!"

„Wart' mal," sagte der Meister, dem diese Frage wie aus einer andern Welt kam; „nein, so was nicht! Nur, sie sagen, daß er ein dummer Vogel sei; aber, Kind, er ist gewaltig klug, und darum kann er auch flöten."

„Darum?" wiederholte das Kind; und Beide verfielen nun in tiefes Sinnen über diesen wunderlichen Fall. „Sag' einmal," sprach Meister Daniel dann, nachdem er eine Weile auf das feine Gesichtlein geschaut hatte, „bist Du nicht die kleine Magdalena, von der mein Fritz mir oft erzählt hat?"

Sie sah ihn fragend an: „Wir sind dem Collaborator seine,“ sagte sie; „aber unser Vater, auch Mutter ist gestorben.“

„Ja, ja, ich weiß; arme Kinder!“ sagte er und strich mit seiner harten Hand ihr sanft die goldblonden Härchen aus dem Gesichtlein, das bei den letzten Worten sich zum Weinen verzogen hatte. „War denn das Dein Bruder, den Du bei Dir hattest?“

Sie nickte. „Wir sind beide bei unsrer Großmutter; aber die kann gar nicht von ihrem Lehnstuhl auf!“

„Das ist nicht gut für Deinen Bruder,“ sagte der Meister ein wenig strenge. „Wie heißt er denn?“

„Tiberius.“

„Was für was?“ frug er, und das Kind wiederholte das Wort.

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ist denn das ein christlicher Name? Hat unser Pastor ihn so getauft?“

„Ich weiß nicht,“ sagte die Kleine halb gedankenlos; denn der Dompfaff begann plötzlich wieder seine Melodie; und sie hatte für nichts Anderes Aug' und Ohren. Als er aufgehört hatte, wandte sie ihre leuchtenden Augen dem Meister zu: „Ich muß nun nach Hause,“ sagte sie leise; „ich danke auch vielmal!“

Er nahm ihre beiden Händchen und sah sie zärtlich an: „Willst Du auch wohl einmal wieder kommen?“

Und nach kleiner Bedenkzeit nickte sie so bedeutsam, als solle es ein Schwur sein. Dann brachte er sie an die Hausthür und sah ihr nach, wie sie bedächtig die Straße hinauf ging. Als er danach wieder in sein Zimmer trat, war ihm, als sei hier inmittelst ein Lichtlein ausgethan. Aber der Dompfaff hub wieder seine Melodie an. „Fritz! Mein Fritz!“ rief der Alte, und lehnte sich zitternd an den Thürpfosten.

Als der Mai ins Land gekommen war, saß schon die Miethterin unten in der Wohnstube, ein zierliches, etwa fünfzigjähriges Frauenzimmer. Riekchen Therebinte hieß sie und lebte von einem Sümmchen Erbzinsen und einem kleinen Jahrgehalt, den ihr eine zwanzigjährige Kammerjungfernschaft bei einer gräflichen Gutsbesitzerin eingetragen hatte; wenn Bälle oder andere Festlichkeiten in der Stadt waren, kammerjungferte sie auch jetzt noch bei den Töchtern der Beamten oder vornehmeren Bürger, und hatte dadurch noch eine hübsche Extra-Einnahme. Sie war klein und mager, und wenn sie aus einer Thür ein paar Stufen hinab ging, so war's, als wenn ein Vogel heraus hüpfte; „sie ist ein hüpfendes Gerippchen,“ hatte einmal ein kleines boshaftes Mädchen von ihr gesagt. Sie hatte nur ein winziges Stumpfnäschen; aber eine weitläufige Stirn darüber, daher sie denn auch, wenn die Schönheit eines jungen Mädchens vor ihr gelobt wurde, selten, wiewohl etwas zaghaft, zu bemerken unterließ: „Ja, hübsch, recht hübsch! Aber die Stirn, ist die nicht etwas unbedeutend?“ Sie wurde dann meistens ausgelacht, und sie selber lachte mit; denn Neid und Bosheit waren nicht dahinter; sie wollte nur in Betreff der Schönheit sich doch auch ein wenig in Erinnerung bringen. Die niedrige Stirn ihres Miethsherrn

pflegte sie stets voll wahren Mitleids zu betrachten, und erwähnte ihrer niemals gegen Andere.

Oben in der Giebelstube hing der Dompfaff am Fenster, und in der Ecke stand der Ofen, auf dem Meister Daniel seine Kartoffeln und sein Stückchen Sonntagsfleisch kochte; er hatte seinen einsamen Haushalt eingerichtet. Wenn er Vormittags seine paar Stunden in der Böttcherwerkstatt gearbeitet oder in seinem Garten gegraben hatte, den er später fast ganz mit Kartoffeln bepflanzte, dann saß er oben mit aufgestütztem Arm an einem Tische und las in der Laß'schen Chronik seiner Vaterstadt, oder in des alten pastor primarius Melchior Krafftens städtischer zweihundertjähriger Kirchen- und Schulhistorie. Die alten Lederbände waren noch aus seines Vaters Nachlaß, hatten aber lange Zeit bei seinen Rechnungsbüchern in der Schatulle gelegen; nun sahen sie ihn an, wie auch schon seine alte Zeit, und wenn er las, wie früher die pastores von Ost und West, aus Pommern und aus Sachsen in unsere Stadt gekommen waren, und wie nun hier auf ein paar Buchseiten sich ihr Leben eines nach dem andern abspann, dann blickte er wohl halb verwirrt empor und wunderte sich, wie er und der Dompfaff doch noch immer weiter lebten.

Wurde es Sonntag, so zog er stets ein frisch gebleichtes Hemd an; dann dachte er seiner sauberen Hausfrau: „Line — Line Basch!" sprach er und nickte mit seinem grauen Kopfe, „Du siehst es doch!" und während er sich langsam in sein Sonntagszeug kleidete, war ihm, als thäte er es noch wie einstmals unter ihren Augen.

Dann ging er in die Kirche, um von dem alten Propsten, mit dem er als Junge in Quarta auf der Schulbank gesessen hatte, Gottes Wort zu hören; nach der Kirche ging er zurück und seinem Hause vorbei über den Kirchhof nach dem Stift. Aber seine alte Schwester war stumpf geworden. „Wat schrift Fritz?" war immer ihre erste Frage, auf die er nur selten etwas zu antworten hatte; dann frug sie weiter: „Wat hett de ol' Propst denn seggt?" Er berichtete ihr den Inhalt der Predigt, so weit er ihn behalten hatte; wenn er aber damit zu Ende war, dann war schon längst der Kopf der bald Neunzigjährigen auf die Brust gesunken und ihre Seele schwebte in der Dämmerung, auf welche die Nacht folgt. Er saß noch eine Weile und sah auf die alten Schwesterhände, die ihm von seiner Kindheit an geholfen hatten; und wenn die Schlafende sich nicht mehr rührte, nickte er ihr schweigend zu, und ging hinaus und langsam seinem Hause zu.

Das waren die beiden einzigen Gänge, die Daniel Basch in seinen Sonntagskleidern machte.

In seinem Garten wuchsen allmälig die Kartoffelstauden in die Höhe und bildeten bald eine gleichmäßig grüne Fläche, aus welcher nur der große Birnbaum hervorragte und in der Mittagssonne seinen breiten Schatten um sich her warf. Um diese Zeit, aber auch spät Nachmittags, wenn schon das Abendroth am Himmel stand, sahen die Nachbarn über den Zaun ihrer Gärten den alten Meister oft auf der Bank, die auch jetzt noch um den Baum lief, sitzen; den etwas gebeugten Rücken an den Stamm gelehnt, die Hände vor sich auf die Kniee gefaltet, wie Einer, dessen Tagewerk zu Ende ist; und als im Juni sich

die Stauden mit den zierlichen blauen und weißen Blüthen bedeckten, saß er wie in einem Blumenmeer. Auch war ein Plätzchen, dicht am Fuße des Baumes, nicht zum Kartoffelfeld gezogen; Fritzens Blumenbeete waren hier gewesen, und Meister Daniel hatte im letzten Frühjahr alles Unkraut ausgereutet und statt dessen rothen Gartenmohn darauf gesäet. Er wußte wohl nicht, daß das die Blume der Vergessenheit sei; sie war für ihn vielmehr das Gegentheil; denn Fritz und seine Mutter hatten sie einst so gern gehabt. Und als die Kartoffelstauden mit den lichtgrünen Aepfeln und schon in dunklen Blättern standen, öffnete neben ihnen der Mohn seine Knospen und wiegte die leuchtend rothen Blumen in dem schwülen Sommerhauch.

Der alte Mann, der auf der Bank daneben saß, schien freilich wenig zu dieser Sommerpracht zu passen: der Bart schien seit acht Tagen nicht rasirt zu sein, und die tiefliegenden blaß-blauen Augen sahen wie über Welt und Leben hinweg. Er hatte den Brief, den er in der Hand hielt, eben vielleicht zum zehnten Mal gelesen; er war von Fritz; Fritz war nach Californien gegangen.

Das Goldfieber war derzeit noch lange nicht vorüber; noch manchen lockte es in die Minen und manchen in den Tod; manchem schlugen dort die Keime seiner Natur zu Trunksucht, Spiel und Raub, die vielleicht für immer sonst geschlafen hätten, in Wucherpflanzen auf und erstickten ihn. Freilich war Fritz nicht als abenteuernder Minirer, sondern als festgedungener Böttcher für eine dortige Exportschlachterei mit einem Hamburger Genossen hinüber gegangen, aber das Wort „Californien“ klang doch wie Gold und Abenteuer, und es war zuerst vor seinem Ohr geklungen, da er aus jenem Briefe seines Vaters dessen drohende Verarmung herauszulesen meinte. Er hatte seine feste Arbeit; aber wenn die Gelegenheit käme, weshalb sollte er nicht auch dazwischen springen und seinem Vater ein sorgloses Alter mit nach Haus bringen!

Meister Daniel seufzte nicht; er ließ nur den Kopf hängen und rieb sich mit der Hand den Stoppelbart, aber er sah nicht neben sich die rothen Blumen wehn und hörte nicht den Zritsch, der über ihm aus dem Laub des Baumes sang, selbst nicht den leichten Schritt, der jetzt von dem unten vorbeiführenden Weg aus dem Gartensteig heraufkam. Erst als eine kleine Hand sich auf die seine legte, blickte er auf. „Magdalene, Kind, bist Du es!“ sagte er.

Sie nickte. „Ich wollte nur den Vogel gern einmal wieder hören!“ Aber sie sah ihn fast erschrocken an.

„Ja, ja“ — sprach er, wie zu sich selber — „der Dompfaff, der ist noch da.“ Dann ging er mit dem Mädchen nach dem Hause zu.

Es war schon zu Ende des November; Meister Daniel saß Nachmittags in seiner Giebelstube und hatte sich ein behaglich Feuerchen im Ofen gemacht; es roch sogar nach Kaffee, der wohl darin stehen mochte; er wollte heute noch zu seinem Nachbar, dem Barbier, denn der Bart war wieder einmal gar zu lang geworden, und dann ins Stift zu seiner Schwester; heute sollte sie gewiß nicht schlafen; denn der erste Brief aus Californien war angekommen. „Geld verdienen ist hier keine Kunst,“ schrieb Fritz, „aber man muß es fest in der Hand halten,

wenn es nicht wieder wie Sand durch die Finger laufen soll; zwei Jahre, dann, Vater, klopf' ich an Deine Thür, dann arbeiten wir wieder zusammen."

Der Dompfaff hüpfte fröhlich in seinem Bauer, ein glücklich Lächeln ging über des Alten Angesicht, und er wollte sich eben seinen Kaffee aus dem Ofen holen, da hörte er es draußen die Treppe heraufhüpfen, ein spitzer Finger pochte an die Kammerthür, und als sie sich öffnete, erschien Mamsell Riekchen Therebinte auf der Schwelle. „Oh, Mamsellchen!" rief der Alte.

Und Riekchen machte einen Knix; sie hatte ihren Schildpattkamm von der Gräfin eingesteckt und Filethandschuhe angezogen. „Ich kann wohl gratuliren?" sagte sie.

„Wozu?" frug der Alte hinterhaltig, „Sie meinen wohl, es riecht hier nach Geburtstag?"

„Oh, Herr Basch! Ich denk', zwei einsame Hauskameraden sollten Freud' und Leid zusammen theilen, und heute Vormittag — ja, ja, ich habe den Briefboten attrapirt — ist doch wohl Freude bei Ihnen eingekehrt; da möcht' ich mir nun meinen Antheil ausbitten!"

Er drohte ihr mit dem Finger: „Weibsen! Weibsen!" sagte er schelmisch. „Aber, im Vertrauen, Mamsellchen, ich hab's gar gern, wenn Ihr Frauenzimmerchen ein Bischen neugierig seid!" Er seufzte, doch er lächelte auch dabei: „Mein selig' Linchen war es auch!" flüsterte er ihr ins Ohr.

Und während Riekchen sich verschämt mit ihrem Händchen über die bedeutende Stirn strich, lief Meister Daniel zu einem Wandschränkchen und holte Tassen und Theelöffel; dann nahm er den heißen Kaffee aus dem Ofen und schenkte seiner Hausgenossin ein: „Und hier ist Zucker!" sagte er, „bedienen Sie sich, Mamsellchen. Ja, ja, Sie haben recht, heut' ist ein Freudentag; ich habe Nachricht von meinem Fritz!" Und ohne seinen Kaffee zu berühren, nahm er den offenen Brief vom Tisch — — aber er mußte lachen, er hatte vergessen, seine Brille aufzusetzen. Aber nun that er es und begann den Brief zu lesen, während Mamsell Therebintchen mit zierlichem Finger ihre Tasse vom Munde wieder auf die Unterschale setzte.

Als er aber an die Stelle kam, wo Fritz für seine Heimkehr nur noch eine zweijährige Frist setzt, da schien plötzlich auf dem Antlitz der mit gefalteten Händen Horchenden die Theilnahme zu erlöschen.

Sie räusperte sich ein wenig, und Meister Daniel sah sie an: „Ist Ihnen nicht wohl, Mamsellchen?" frug er heiter, „Ihre Aeuglein sehen auf einmal so betrübsam!"

Und Mamsell Riekchen sah ihn fast bittend an: „Ach, lieber Meister," flüsterte sie, „dann werd' ich wohl mein Stübchen und Ihr Haus verlassen müssen!" und sie seufzte, daß es ganz still in der Kammer wurde.

Meister Daniel war schier bestürzt, so hatte er den Fall noch gar nicht angesehen, aber er faßte sich, da war ja noch die kleine Schlafkammer des Gesellen; er nahm ihre Hand: „Nein, nein, liebes Mamsellchen, Fritz wird Sie nicht verdrängen; er ist ein bescheidener Junge, seiner lieben Mutter guter Sohn! Sie sollen auch Ihre Freude an ihm haben; dann wird es wieder laut und lustig hier im Hause, und im Garten wachsen Erbsen und Bohnen und

Blumen, auch türkischen Weizen zieht er — ganz wie es früher war zu seiner Mutter Zeit!"

Da lächelte das Mamsellchen wieder, und sie tranken ihren Kaffee und lasen den Brief zu Ende; und als das alte Dämchen sich empfahl, erbat sie sich und erhielt noch die Erlaubniß, im nächsten Frühjahr zwei Suppenkräuter-Beete zu gemeinschaftlichem Gebrauche in dem Garten anzulegen.

Dann ging der Meister Daniel schrägüber zum Barbier, dann glattrasirt ins Stift zu seiner alten Schwester, und Salome blieb, während er ihr den Brief vorlas, und noch lange nachher ganz wach und munter; sie saß in ihrem Lehnstuhl und er dicht an ihrer Seite und die Hände der alten Geschwister ruhten in stummer Freude in einander, nur mitunter sagte sie: „De Jung! De Jung! He kann wat, un dat in Amerika!"

Als Daniel am Abend heimkam, faßte er den Entschluß, dem Dompfaffen das Stück noch weiter vorzupfeifen. Was sollte Fritz sich wundern, wenn er nach zwei Jahren ihn so singen hörte!

Das war ein Freudentag in Meister Daniel's Leben, aber er wiederholte sich nicht; der Winter kam, aber kein Brief von Fritz, und je weiter es in die Zeit hineinging, desto schwächer wurde der Schimmer jener Freudenflamme und desto dunkler wurde es um den einsamen alten Meister.

~~~~~~~~

Als nach ein paar Jahren die Krokus im Schloßgarten blühten, trat ein einfacher Leichenzug aus dem Thore des St. Jürgensstiftes; ein Kränzchen von Primeln und Immergrün lag auf dem Sarge, ein alter Mann ging zunächst hinter demselben; er ging etwas stumpelig und auf seinem Antlitz mit den schlohweißen Augenbrauen zuckte eine unruhige Trauer. Es war wohl nicht um die Todte, die er auf ihrem letzten Weg begleitete; denn sie hatte in mählich verdämmerndem Bewußtsein das äußerste Lebensziel erreicht; aber der alte Mann hatte jenseit des Meeres einen Sohn, sein einzig Kind, und er wußte seit lange nichts von ihm; die Todte aber war die letzte gewesen, die aus ihren Träumen noch nach ihm gefragt hatte.

Der alte Mann war Daniel Basch, der seine Schwester Salome begrub; den kleinen Kranz hatte seine Mietherin, das gute Riekchen, gebunden. „Das ist unser Altjungfernrecht," hatte sie gesagt, „ohne Kranz nicht zu Tanz!"

Der Zug ging Schritt für Schritt die Straße hinab nach dem zweiten Kirchhof am Nordwestende der Stadt, wo Daniel's Familiengrabstätte lag. Als er dort an die offene Grube trat, sah er in derselben die Seitenbretter eines morschen Sarges aus der Erde ragen; seine Hand zuckte, als ob er Etwas fassen müsse; er kannte den Sarg, es war ihm fast, als wie ein schrecklich Wiederfinden. Dann wurde der frische Sarg hinabgelassen und die hinabgeschaufelte Erde dröhnte auf dem Deckel; Daniel nickte noch einmal in die Grube, und, während der alte Propst das „Vaterunser" sprach, murmelte er leis für sich: „dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden!"

Erst als er wie betäubt nach Hause ging, ergriff ihn ein jäher Schmerz um seine alte Schwester, daß er nur mit Gewalt einen Thränenausbruch zurückdrängte; er war nun ganz verlassen.
~~~~~~~~

Als er in seinem Hause nach der Giebelkammer hinaufstieg, stand er mitten auf der Treppe still: er hörte den Vogel in der Kammer pfeifen. Das hatte er freilich schon tausendmal gehört; aber heute kam es so frisch, ganz wie ein Frühlingsruf aus der kleinen Brust herauf; Meister Daniel erklomm die letzten Stufen und brummte zur Begleitung die Worte der Melodie. Aber was war denn das? Der Meister hatte, an dem Erfolg verzweifelnd, in den letzten Wochen seinen Unterricht ganz aufgegeben; immer hatte der Schüler nur gestümpert; und jetzt — jetzt sang er Alles: womit ihn Fritz ins Haus gebracht, was dieser ihn gelehrt und was zuletzt der Meister selbst ihm vorgepfiffen hatte. Die unerwartete Freude hatte dem Alten wohl den Kopf verwirrt; denn er wandte sich wieder, faßte mit jeder Hand eine Stange des Geländers, und sich vorbeugend rief er laut ins Haus hinab: „Fritz! Fritz! Nun pfeift er auch die zweite Reihe!"

Da öffnete sich rasch die Thür der unteren Wohnstube, und Mamsell Riekchen war auf den Flur hinausgehüpft. „Wer? Was pfeift, Meister Daniel?" rief sie ängstlich.

„Der Dompfaff! Der Dompfaff!" kam es von der Treppe herunter.

„Ach, Sie und Ihr alter Dompapst!" rief Mamsell Riekchen und hüpfte in ihre Kammer zurück. „Sonderbarer Mann!" sprach sie zu sich selber und schüttelte ihre beiden dünnen Locken; „hat eben sein' Schwester begraben, und schreit um seinen alten Dompapst!"

Der alte Mann dort oben hatte sich auch besonnen, der Vogel zwar hatte seine Lection gelernt; wo aber war der, den er gerufen hatte?

Um diese Zeit war es, daß der Sohn eines Kellerwirths, „der Amerikaner", wie sie ihn später nannten, als er sich nichtsnutzig in der Stadt umhertrieb, aus Californien wieder nach Haus gelangte. Er war trunkfällig und großmäulig und führte zur Unterstützung seiner Reden eine rasche Faust, daß die Leute es sich schon gefallen ließen, wenn er in der Fuhrmannskneipe seine Geschichten auftischte und seine Goldbröcklein aus der Tasche holte. Mit Grafen und Zigeunern, Türken und Heiden, so erzählte er eines Abends, auch freilich mit Fritz Basch habe er Gold gewaschen. — Aber der sei ja in San Francisco in einer Schlachterei, meinte einer der Stammgäste. — Der Amerikaner lachte: „Hat sich ausgeschlachtet! die Bretterbuden sind verbrannt; die hounds haben die Kassen genommen."

„Hounds — was sind Hounds?"

„Hunde! Spitzbuben! Räuber sind's" — rief der Amerikaner. „Ihr kennt hier so was nicht! Noch ein Glas, Harke! Schmeckt wohlfeil hier bei Euch!"

Das junge Schenkmädchen war, die Hand auf einer Kanne, stehen geblieben: „Sagt, wenn Ihr so gut sein wollt, was treibt Fritz Basch denn itzt? Wir sind zusammen eingesegnet."

„Fritz Basch?" erwiderte der Goldgräber und sah sich frech am Tische um: „Calculir', der hat's wohl ausgetrieben!"

„Was sagt Ihr! Was ist's mit Fritz Basch?" riefen die Gäste; denn der frische Junge war in aller Gedächtniß.

Der Amerikaner trank erst sein Glas bis auf die Nagelprobe. „Ihr kennt das hier nicht," sagte er dann wieder, „im Süden, im Oregon war's; ein neues Goldlager! Ihr kennt das nicht: von Asien, Afrika, Europa rannten sie herbei; der Staub, der Morast, das Schnauben und Toben von Mensch und Vieh; aus hundert Sprachen schrien sie durcheinander, schlimmer, als beim Thurmbau zu Babel: ein Irländer wurde verrückt, ein Franzos wollte Alles überschreien, bis er am Ende nur noch pfeifen konnte; aber Gold! Gold war für Alle! — Harke, noch ein Glas!" unterbrach sich der Erzähler.

„Aber Fritz! Was war mit dem? War er dabei?" riefen die Anderen.

„Dabei? — Ob er dabei war! Er grub und wusch für Zwei! Einen Beutel voll Gold hatte er schon, den er allzeit festgebunden in der Hosentasche trug."

„Weshalb denn ist er nicht mit hierhergekommen? Habt Ihr Streit gehabt?"

Der Amerikaner schüttelte den Kopf: „Streit? Streit genug; aber nicht zwischen uns. In den Minen, Abends in den Zelten, wir spielten fast die Nächte durch; habt von der Wirthschaft wohl schon reden hören. Aber Fritz wollte nicht, und wenn sie ihn zerren wollten, sprach er: „Spielt! ich mach' nicht mit; muß meinem Vater ein weich' Kissen für seinen alten Kopf mit nach Haus bringen; hab' kein Gold für Eure Karten!" — Aber sie kriegten's heraus, daß er die Taschen voll hatte; so kam's zum Streit, und in einer Nacht — Ihr kennt das nicht — da wurden die Messer blank, und eins davon fuhr ihm zwischen den Schultern in den Rücken."

Die blonde Dirne stieß einen Wehlaut aus. „Der arme alte Daniel!" rief ein Andrer; „es war doch nicht zum Tode?"

„Zum Leben auch nicht!" sagte der Amerikaner; „ich hab' ihn später nicht mehr gesehen; und wenn sein Leichnam nicht zufällig einem neuen Claim im Wege lag, so werden die Geier und die Ratten ihn schon begraben haben!"

— — Ein paar Tage später saß der Erzähler auch bei dem alten Meister Daniel auf der Bank unter Mamsell Riekchens Fenster, und bis weit hinab und in die Straße konnten die Leute, die dort gingen oder vor ihren Thüren saßen, hinauf ihn reden hören. „Na, good bye, Meister!" sagte er endlich, rückte seinen Hut und schlenderte gleichgültig, die Hände in den Hosentaschen, weiter.

Der Alte sah ihm lang' mit starren Augen nach; als er sich aufrichten wollte, taumelte er auf die Bank zurück; er machte noch einmal den Versuch, und nun ging es: mit den Händen an der Wand tastete er sich durch seinen Hausflur und ebenso die Treppe hinauf; als er in die Kammer gelangt war, schloß er hinter sich die Thür. Wer auf der Gasse vorüberkam, sah die Sonne über die geschorene Linde weg ins offene Fenster scheinen und hörte den Dompfaff sein allbekanntes Lied pfeifen.

Nach einigen Wochen aber wurde hie und da erzählt, der alte Daniel Basch sei so was wunderlich geworden; der Amerikaner habe auch ihm das Stück von seinem Sohn erzählt, da sei ihm die Trauer in den Kopf gestiegen. — Auch in meinem Hause wurde davon gesprochen; da seine Mutter bei meiner Großmutter

lang' in treuem Dienst gestanden war, so gehörten wir zu seiner ihm noch jetzt verbliebenen Kundschaft. Die Aufträge meiner Frau waren, nach deren Aeußerung, bisher prompt und sauber ausgeführt; nur eben jetzt hatten wir lange auf ein Badewännchen für unser kränkelndes Kind gewartet. „Geh' doch einmal selber bei dem Alten vor," sagte sie eines Tags zu mir; „Dein Spaziergang führt Dich ja oft dort vorbei!"

Als ich mich, deß gedenkend, am folgenden Nachmittage seinem Hause näherte, sah ich dort eine Leiter über der Hausthür angelehnt; den darauf Stehenden aber verbarg mir das Laub des Lindenbaumes. Als ich herantrat, erkannte ich unseren alten Meister selber; er hatte in der einen Hand einen Meißel, in der anderen einen Hammer und war damit beschäftigt, den vor Jahren dem Thürstück angestrichenen Mörtel wieder los zu arbeiten, und schon sah der Schädel des Todes wieder aus dem wüsten Staub hervor.

Als der Alte auf meinen Gruß, den ich ihm hinauf rief, mich erkannte, kam er hastig von seiner Leiter herabgeklommen und führte mich durch den schmalen Hausflur in die Werkstatt. „Es ist fertig, ganz fertig, Herr Landvogt!" sagte er und sah mich aus erschreckend hohlen Augen an; „daß Ihre gute Frau mir nur nicht bös wird! Ich hatt's vergessen; rein vergessen — die letzten Wochen!" Er griff in eine Ecke und wies mir die fertige Wanne vor. „Die letzten Wochen!" wiederholte er noch einmal leise vor sich hin.

Ich faßte seine Hand und fühlte, wie sie in der meinen bebte. „Ich weiß es, Meister," sagte ich; „sie haben großes Leid zu Euch gebracht."

Da hörte ich den Dompfaff pfeifen, den ich bis jetzt nur vom Hörensagen kannte; er hing in seinem Bauer jetzt hier in der Werkstatt innerhalb eines kleinen Oberfensters; vom Hofe nickte ein blühender Flieder zu ihm herein.

Der Vortrag des kleinen Künstlers schien mir so lieblich, ja — was indes wohl nur die Folge meiner Stimmung war — so voll Empfindung, daß ich schweigend horchte. „Da habt Ihr einen anmuthigen Hausgenossen!" sagte ich.

Der alte ließ den weißen Kopf sinken: „Den letzten," murmelte er; „und nur ein Vögelchen."

„Den letzten? Ich dachte, es wohne auch noch so ein altes munteres Jüngferchen bei Euch?"

Meister Daniel nickte: „Ja, ja, Herr; nur — sie hat die Anderen nicht mehr gekannt; der" — und er schaute zärtlich zu dem Vogel auf — „ist noch von meinem Fritz!"

Ich hätte ihm zurufen mögen: „Laßt nicht den Kopf so hängen, Alter! Wer weiß, der Fritz kommt dennoch eines Tages in die Thür gesprungen, und es wird wieder jung und lustig in Eurem Hause!" Denn ich traute dem verlumpten Schwätzer nicht, der jene Kunde über das Meer gebracht hatte; aber dennoch — es sah dem Fritz zu ähnlich, und das Ende war wie ein Blatt aus einer Tagesnummer von da drüben; ich gab schweigend dem alten Mann die Hand: „Meine Frau wird die Wanne holen lassen," sagte ich; „möge Gott Euch trösten, Meister Daniel; die Welt ist ja so reich."

Als ich aber einen Blick auf den gebrochenen Mann warf, der noch immer

nach dem Vogelbauer starrte, als gäbe es nun nichts Weiteres für ihn, da schämte ich mich meiner dummen Weisheit, und wollte schweigend davon gehen.

In der Hausthür aber hatte er mich eingeholt; er hielt die Zipfelmütze in der Hand: „Verzeiht! Verzeiht, Herr!" wiederholte er ein paar Mal mit einem unbeholfenen Diener.

Nur ein paar Häuser weit hatte ich mich entfernt, als ich schon wieder von der Leiter herab die Schläge des Hammers auf den Meißel hörte; der Alte arbeitete schon wieder seinen Tod zu Tage.

— — Sie sagten, Meister Daniel sei wunderlich geworden, und es war vielleicht auch so; freilich die wenige Arbeit, die er noch zu verrichten hatte, gerieth ihm nach wie vor; aber das Handwerk, oder was davon in früheren Jahren in seinem Kopfe hatte sitzen müssen, war ihm allmälig in die Faust hinabgestiegen, und die war noch leidlich zu gebrauchen. Im Uebrigen hatte er seine alten Bücher wieder in die Schubladen gepackt: was sollte er von den Dingen der Welt noch lesen, da seine Lieben keinen Theil mehr an ihr hatten! Für ihn war jetzt ein Anderes: wenn Abends die Dämmerung sich dem Dunkel nahte oder wenn der Mond aus seiner Himmelshöh' herabschien, dann schritt Daniel aus seinem Hause die Süderstraße hinab, über den Markt und hinten durch den einsamen Schloßgang, durch die Lindenalleen und durch den Todtengang nach dem Kirchhof. Er trug keine Blumen oder Kränze dahin; aber unter der kleinen Linde, die auf Lina's und Salome's Grabe wuchs, hatte er ein schmales Bänkchen zimmern lassen; dort saß er und blickte, so lange noch ein Schimmer davon sichtbar war, nach Westen auf das Meer und dachte an die Ewigkeit, welche nur allein noch vor ihm lag.

Aber auch, wenn schon das Dunkel ihn rings umschlossen hatte, blieb er dort mitunter sitzen.

Da er eines Abends erst nach 11 Uhr seine Hausthür aufschloß, kam ihm Mamsell Riekchen aus ihrer Stubenthür mit einem brennenden Licht entgegen; sie hatte so lang' in Schiller's Räubern gelesen: „Mein Gott, Herr Basch, wo kommen Sie her? Ich denk', Sie liegen über mir in Ihrem Bett; sonst hätt' ich die grauliche Geschichte nicht so spät gelesen!" Plötzlich hüpfte sie auf und nahm ihm ein weißes Blättchen von einem Grabkranz aus den Haaren. „Das ist ja von dem Kirchhof!" schrie sie. „Was machen Sie auf dem Kirchhof?"

Der Alte nickte: „Ja, ja, Mamsellchen!" und ein wunderliches Glänzen brach aus seinen Augen: „mein selig' Mutter war heut' auch bei uns, in ihrer kalmankenen Nachtjacke; aber sie hatte Erde auf ihren weißen Haaren; nur mein Fritz — — die Reise war auch wohl zu weit," setzte er leis und wie entschuldigend hinzu.

„Herr Basch," rief Mamsell Riekchen und wehte abwehrend mit ihrem Schnupftuch gegen ihn, „Sie machen einem bange! Kommen Sie; ich leuchte Ihnen nach Ihrer Kammer; ich koche noch schnell ein Täßchen Kamillenthee, damit Sie auf andere Gedanken kommen!"

Und der Alte ließ sich hinaufleuchten und trank geduldig den Kamillenthee.

„Ihr gütigen Engel!" rief Mamsell Riekchen, da sie unten in ihrem

Zimmer war, „er ist ganz wunderlich; aber bei solcher Stirn — was war da Andres zu erwarten!"

— — Von der Zeit an hielt Mamsell Therebinte über des Meisters Hauswesen eine stille Aufsicht; „denn," sagte sie, „böse Menschen könnten ihm bei hellem Mittag das Dach vom Hause wegstehlen!" — Aber auch der Garten unterlag ihrer Sorge, und sie paßte eifrig auf, daß nicht die Nachbars-Katzen oder -Hühner sich in den von ihr neu angelegten Suppenkrautsbeeten häuslich einrichteten; besonders beunruhigte sie ein fremder Junge, den sie mehrmals durch den Garten gegen das Haus hatte heranschleichen sehen; aber so bald er sie erblickt hatte, war er eilig seitwärts durch die Nachbarsgärten davon gerannt, so daß sie von seinem Kopfe nur einen fahlblonden aufgesträubten Haarpull zu Gesicht bekommen hatte. Als sie eines Nachmittages mit Magdalene vom Hause aus in den Garten ging, fuhr diese plötzlich wie erschrocken auf. „Was hast Du, Lenchen?" frug Mamsell Therebinte.

„Ich? Nichts," sagte Lenchen; aber es knatterte drunten zwischen den Büschen, und ihre Augen sahen ängstlich nach dieser Richtung.

„War der Junge da, von dem ich Dir gesagt habe?" frug Riekchen.

„Nein, ich weiß nicht."

„Hmm, Hmm!" machte Mamsellchen, und damit war die Unterredung aus; aber Lenchen mußte nach Hause und schien froh von der Alten los zu kommen.

Ein paar Tage später war der Junge wieder sichtbar geworden, und diesmal hatte er Mamsell Riekchen sein volles Antlitz zugekehrt; aber sie kannte ihn nicht: er schielte, er hatte eine kurze dicke Nase. „Pfui," sagte sie; „ein übler Knabe! Was will er? Stehlen? Was will er stehlen? Aber gewiß, so sehen die Spitzbuben aus!"

Im ersten Augenblick wollte sie zum Meister in die Werkstatt; aber nein, mit dem war jetzo nicht zu reden. Sie schauderte noch ein wenig; dann ging sie in das Haus zurück; versicherte aber bei ihrem Eintritt die Hinterthür mit Haken und mit Schlüssel, und setzte sich in ihrem Stübchen nachdenklich an ihren engen Strickstrumpf. So viel war gewiß, und sie nickte bestätigend mit ihrem Köpfchen, die ganze Verantwortung lag jetzt auf ihr.

In dem damals sehr heißen August war ein großes Fest in unserer Stadt; ich weiß nicht, war der König da oder was sonst; aber auf den Abend sollte im Rathhaussaal getanzt werden, und seit Mittag war Riekchen Therebinte bald in diesem, bald in jenem Hause, um den Honoratiorentöchtern bei ihrem Staat zu helfen. Meister Daniel hatte den Nachmittag an der Wiederherstellung eines kleinen Eimers gearbeitet; er war schon alt und auseinander gefallen; denn der Meister hatte ihn einst für seinen Fritz gemacht; nun wollte er ihn dem Lenchen schenken, wenn sie nächstens ihn besuchen würde. Ihm war warm dabei geworden und er mußte sich auch noch fortwährend die winzigen „Gnäupen" vom Gesicht wischen, die derzeit zu wahren Plagegeistern wurden. Aber allmälig verschwanden die Thierchen, die Dämmerung kam, und ein gelber Abendschein fiel schräg von Westen her auf die weiß getünchten Wände der Werkstatt. Der Meister ließ die Arbeit aus den Händen gleiten; er saß auf der Schnitzbank und sah

nach seinem Vogel, der am oberen Fenster hing und sich duknackig zusammengepluſtert hatte. „Papchen! Mein Papchen!“ rief der Alte zärtlich; aber der Vogel rührte sich nicht: da stand er auf, rückte hastig einen Holzstuhl an das Fenster und stieg hinauf.

Unter der Holzdecke, in deren Nähe das Bauer hing, war eine Todesgluth. Der Alte stieß mit zitternder Hand das obere Fenster auf und hakte es fest; dann sah er wieder angstvoll auf seinen Vogel. „Nicht krank werden, Papchen!“ flüsterte er ihm zu. „Fritz ist todt und Daniel ein alter Mann!“ Er faßte an das Trinkglas des Vogels; es war heiß wie ein Suppentopf. Rasch trat er von dem Stuhl herunter, trabte mit dem Glase zum Brunnen auf dem Hofe und füllte es mit frischem Wasser, das er aus der tiefsten Tiefe heraufzog. Als er wieder in der Werkstatt war und das Glas vor dem Bauer in den Drahtring gehangen hatte, stand er lange mit den Händen auf dem Rücken und blickte gespannt nach seinem Vogel, der sich deutlich gegen den Abendschimmer draußen abhob. „Trink nun, Papchen, trink!“ sprach er halb wie zu sich selber. „Soll nicht wieder passiren; der alte dünne Kopf! Wir müssen zusammen aushalten; so trink' nun doch, mein Papchen!“

Und wirklich, der Vogel spreitete die Flügel und reckte den Kopf auf, als ob er jetzt erwache; und Daniel sah ihn zu seiner Beruhigung nach dem Glase hüpfen und in durstigen Zügen den klaren Quell hinunterschlürfen.

Die Dämmerung fiel immer stärker; der Meister band sein Schurzfell ab, zog seinen Rock an und machte sich zu seinem Abendgange nach dem Kirchhof fertig. Als er eben aus dem Hause gehen wollte, fiel ihm die Hofthür ein; er lief zurück, und versicherte sie mit Schlüssel und Haken; denn er wußte, daß Mamsell Therebinte heut' in der Stadt ihre Kammerjungferngeschäfte trieb; dann schloß er auch die Hausthür ab und ging durch den ungewöhnlich dunkeln Abend die Straße hinunter zu seinen Todten.

Er blieb lange auf dem Kirchhof; denn er feierte heute den Geburtstag seiner Line. Wer außer ihm noch dort gewesen war, den hatte das nahende Gewitter nach Haus getrieben, das im Westen über dem Meer heraufstieg. Er saß allein in der Finsterniß auf der kleinen Bank und dachte wohl, wie er vor Jahren mit ihr, die jetzt unter ihm verwes'te, Hand in Hand unter dem Birnbaum in dem damals so wohl gepflegten Garten gesessen hatte. Die Donner, die schon lange gemurrt hatten, wurden lauter, mitunter hob ein jäher Blitzschein die Todtenkreuze und Urnen um ihn her auf einen Augenblick aus dem Dunkel in ein gelbblaues Licht, und ein Rauschen fuhr durch die Eschen des Kirchhofs. Als jetzt ein dröhnender Schlag vor ihm wie in den Grund hinabprasselte, erhob er sich unwillkürlich. Noch ein Weilchen stand er und neigte das Ohr nach dem Grabhügel; aber die Todten schliefen fest genug; dann trat er den langen Weg nach seinem Hause an. Als er von der Norderstraße über den Stiftskirchhof ging, zeigte ein Blitz ihm für einen Augenblick die beiden Zackengiebel und die Seitenmauer des langen Stiftsgebäudes und darin das Fenster, hinter welchem er so manches Mal bei seiner Schwester Salome gesessen hatte; es war dort Niemand mehr, der zu ihm gehörte, und er begann einen kleinen Trab zu laufen; ihn ergriff eine plötzliche Sehnsucht nach seiner öden Wohnung;

auch mußte er in der Werkstatt den offenen Fensterflügel schließen, damit der schon in großen Tropfen fallende Regen nicht seitwärts in das Vogelbauer und auf seinen Dompfaff schlage.

Mamsell Riekchen lag schon hinter den geblümten Gardinen ihres Jungfernbettes, als der Meister in sein Haus trat, und sie ihn eilig in die Werkstatt gehen hörte. „Den lieben Engeln Dank," sagte sie und streckte ihr Figürchen behaglich unter dem Deckbett, „daß wir den alten Mann zu Hause haben!" Denn von draußen schlug der Gewitterregen wie in Strömen gegen die Fenster. „Nun wird er gleich seine Stiege hinaufklettern, und dann ist Ruh im Hause!"

Aber es dauerte eine Weile; dann hörte sie von der Werkstatt her ein Hantiren mit Brettern und Dauben, die dort in Menge an den Wänden standen, als ob Jemand in hastigem Suchen Alles durcheinander werfe; dazwischen klatschte draußen der Regen von den Dächern und aus den Rinnen auf die Straße. Sie hatte sich in ihrem Bette aufgerichtet und drückte ihre eingewickelten Schmachtlöckchen an die Schläfen; denn sie wollte nicht schlafen, bevor auch ihr alter Miethsherr zur Ruhe wäre. „Gott sei tausendmal Dank!" sagte sie, als sie ihn endlich aus der Werkstatt auf den Flur treten hörte. — Aber, was war das? Er ging nicht nach der Treppe; die Hofthür wurde aufgeschlossen und geöffnet: er ging hinaus in all' das Wetter!

Sie saß noch eine Weile; aber so gleichmäßig, so einlullend strömte jetzt der Regen; Mamsell Riekchen war zurückgesunken; ihre Athemzüge verkündeten deutlich den gesunden Schlaf.

— — Nur der schwindsüchtige Nachbar Schneider, dessen Schlafkammer nach dem Garten lag, hatte erst eben vor dem zu Bette gehen das Licht gelöscht und wachte noch mit seiner Ehefrau; erst vor einem halben Stündchen hatte er die Nadel in das Kissen gesteckt.

„Huste doch nicht so, Jan Peters!" sagte die stämmige Ehehälfte, die neben ihm unter der Decke lag.

„Ja, ja, Trine; mit Deinen Lungen würd' ich's auch nicht thun. Horch nur, wie der Regen palscht!"

In diesem Augenblicke hörten Beide die Hinterthür des Böttcherhauses aufklinken und bekannte Schritte durch den Gang nach dem Garten traben. „Um Christi Barmherzigkeit!" rief das Weib; „ich glaub', der alte Basch will noch spazieren gehn!"

„Laß ihn!" sagte der Schneider und hustete wieder.

„Nein, nein! Was hat das zu bedeuten?" Und das Weib sprang mit beiden Füßen aus dem Bett und stellte sich an das Fenster, um die Finsterniß draußen mit ihren runden Augen zu durchdringen. „Ich glaub'," sagte sie, „er watet drunten in seinen Kartoffeln, die auch längst im Keller sein sollten! Was will er denn in den Kartoffeln?"

Der Mann im Bett antwortete nicht; aber in demselben Augenblick drangen durch das Getose des Wetters von drunten aus dem Nachbargarten ein paar Worte zu ihnen herauf; „Papchen, gut' Papchen!" hörten sie es schmeichelnd rufen; dann aber, nachdem eine Weile der stärker niederstürzende Regen jeden

Laut verwischt hatte, erscholl ein Jammerruf, daß der müde Schneider aus seinen Kissen in die Höhe fuhr.

„Still!" rief das Weib und drängte ihren Kopf noch härter an die Scheiben.

„Trine!" begann der Mann wieder; „das war der alte Basch! Sollen wir ihm auch zu Hülfe kommen? Wenn ich da draußen wär', ich holte mir den Tod."

Sie antwortete lange nicht, denn nach einigem Rufen war es still geworden. „Laß ihn!" sagte sie; „die Verrückten können mehr vertragen als Du; was will er mit seinem Vogel Nachts im Garten laufen?"

Damit war sie wieder unter die Decke gekrochen; vom Kirchthurm schlug es elf; und bald danach schnarchten auch die beiden Schneidersleute.

— — Aber am Tage darauf lief es durch die Nachbarschaft, dem alten Basch sei am vorigen Abend sein Vögel davon geflogen; nun sei er in dunkler Regennacht in seinen Kartoffeln umhergelaufen und habe unter jeder Staude visitirt; und ein Spaß für die ganze Stadt war es, als am Nachmittag der Bettelvogt durch die Straßen wanderte und, mit seinem Schlüssel an das große Messingbecken schlagend, ausrief, dem Bötjer Daniel Basch sei sein kunstvoller Dompapst fortgeflogen, und wer ihn wiederbringe, solle guter Belohnung gewiß sein! — „Wahrhaftig," riefen die Nachbaren lachend; „das hat Mamsell Therebintchen angeordnet; sie läßt es sich ein Stückchen Silber kosten: am Ende will sie noch den Alten heirathen!"

Und Recht hatten sie darin, daß Mamsell Riekchen den Aufruf hatte anstellen lassen; aber der Vogel kam nicht wieder. „Ja, ja;" vertheidigte sich der dicke Bettelvogt, als Riekchen bei Auszahlung seiner Gebühr ihn deshalb zur Rede stellte; „wenn's eine Katz, oder auch nur ein Karnickel gewesen wär', ich wollte nichts davon sagen; aber so Vögel mit Schwanz und Flügeln, die können eigentlich gar nicht ausgerufen werden." Und während Mamsell Riekchen über diese unerwartete Antwort sich in ein verwickeltes Nachdenken verlor, ging der Ausrufer behaglich hustend zur Thür hinaus.

Noch einmal kroch sie mit dem Alten in Haus und Garten umher; aber nur das leere Bauer war geblieben, das mit seinem offenen Thürchen die ganze Werkstatt zu veröden schien. Als Riekchen nach all dem vergeblichen Suchen den Kräften des alten Mannes mit den Veronicatropfen ihrer Gräfin aufhelfen wollte, schüttelte er langsam seinen weißen Kopf: „Ich danke, gutes Mamsellchen; das ist nicht anders; die irdischen Freuden sind vorüber." Dann sah er durch das Fenster in den blauen Himmel, als suche er dort das Thor zur Ewigkeit.

Die überraschenden und schnell sich folgenden Vorgänge, welche ich jetzt zu erzählen habe, sind es wohl eigentlich, welche uns in der kleinen Seestadt das Gedächtniß des einfachen Mannes bewahren ließen und mich veranlaßten, den kleinen Spuren seines Lebens nachzugehen, von denen ich einzelne hier aufzuzeichnen vermochte.

— — Es war an einem Spätnachmittage des Septembers, und die Abendsonne lag herbstlich mild auf den braunen Ziegeldächern, als ein Trupp von etwa zwanzig meist aufgewachsener Jungen sich hurtig, aber in feierlicher Stille,

von unseres Meisters Hause die Straße hinaufbewegte, die hier nach Osten zur Stadt hinausführt. Nur selten wurde ein Wort geflüstert, in sachtem Trabe ging es vorwärts; man hörte nichts, als das Geräusch von den Stiefeln oder Holzkloppen, die ebenmäßig über das Pflaster liefen. Hie und da kam noch einer aus den Häusern zugelaufen und schloß sich, eifrig aber heimlich fragend, dem Zuge an.

„Wat is da los? Wo willn jüm hen?“ frug eben ein kleiner dicker Bursche.

Und der Gefragte raunte ihm ins Ohr: „Buten na't Brutlock! He will sick versupen!“

„Ah Snack! Versupen? Wem will sick versupen?“

Und der Andere zeigte auf den alten Meister Basch, der in Kniehosen und Pantoffeln, mit Schurzfell und blauer Zipfelmütze, mit fahlem Antlitz und wie leeren Augen in ihrer Mitte trabte.

„Dammi ja!“ sagte der neue Junge. „He kickt immer liekut. Warum will he sick versupen?“

„So wes' doch still!“ raunte der Andere; „wil he nich mehr leben mag.“

„Wem hätt dat seggt?“

„He sülm.“

„Dammi ja!“ rief der neue Junge wieder; „wenn man uns' beiden Swemmers mit weren!“

„De sünd all lang vörut.“

Die beiden „Swemmers“ waren ein paar ältere kräftige Jungen, Hans Jochims und Harke Mommsen, die Schwimmkünstler unter denen, die draußen bei der Schleuse badeten; sie hatten sich von dem Zuge getrennt und waren aus Leibeskräften vorausgelaufen; denn sie dachten heute ihren Ruhm noch um ein Erkleckliches zu mehren.

Der Trupp, der sich rastlos mit dem schlurrenden und trappelnden Geräusche fortbewegte, war endlich vor die Stadt gekommen, wo sich statt der Häuser zur Linken der Steinwall mit den großen Weißdornbüschen hinzieht und rechts die Marschweiden nach dem Hafenstrom hinab liegen. Es ging jetzt rascher vorwärts; sie waren bald zur Stelle; Niemand von den Knaben hatte ein Wort zu dem alten Meister gesprochen, er keins zu ihnen; niemand hat es nachher gewußt, woher es kund geworden, daß sie ihn auf seinem Todesgang begleiteten; ebenso wenig kam ihnen der Gedanke, daß sie den Verwirrten zurückhalten müßten; auch die vorausgelaufenen Schwimmer dachten nur, wie sie ihr Heldenstück vollbringen wollten. Wohl begegneten ihnen ältere Leute, die sie zu Rath und Hülfe hätten herbeirufen können; aber allen von solchen gestellten Fragen setzten sie nur ein stummes Kopfschütteln oder ein nichtachtendes unbewegliches Schweigen entgegen; sie wollten sich nicht stören lassen; die allen Menschen eingeborene Begier, das Letzte, Schauerliche einmal selbst in nächster Nähe zu erleben, trieb sie vorwärts.

Und der alte Mann schien Eile zu haben; er lief immer hurtiger, wie einst, wenn er aus der Werkstatt zu seiner Line in die Küche trabte; er wollte auch zu ihr, nicht nur zu ihrem Grabe; er wollte nach einer Pforte, durch die

er aus der Welt hinauskonnte; zu ihr, zu Fritz, nur nicht mehr in der leeren Welt!

Der Zug wandte sich jetzt rechts nach einem breiten Damm hinauf; ein paar hundert Schritte weiter, wo am Ende desselben eine hochgelegene Landstraße vorüberführte, lag tief unten im Winkel das Brautloch, eins jener schwarzen Wasser, die nach der Sage unergründlich sind. Die Augen der Jungen wurden immer greller, je näher sie den Spiegel in der röthlichen Abendsonne blinkern sahen; und viele Finger streckten sich aus und wiesen auf zwei dort am Abhang liegende Kleiderhäufchen. „De Swemmers! De Swemmers!“ rief es aus dem Zuge. Als sie aber noch näher kamen und von dem Damme das Wasser unter ihnen mit seinen hohen Schilfrändern übersehen konnten, lag unten Alles blank und todtenstill; sie reckten und drehten die Hälse; aber von den Vorausgelaufenen war nichts zu gewahren.

Plötzlich erscholl aus dem Haufen ein durchdringender Schrei des Entsetzens; denn während die Knaben nach ihren Kameraden auf der Wasserfläche aussahen, hatte Meister Daniel einen Zulauf genommen; sie sahen etwas, das sie nicht erkennen konnten, durch die Luft in die Tiefe hinabfliegen und gleich darauf das Wasser unten in klatschenden Wellen emporschlagen.

Der Augenblick war vorüber, es wurde still; die Knaben standen zitternd auf dem hohen Ufer und begannen um Hülfe zu rufen. Aber sie war schon da, und von diesem Augenblicke an wandte sich das Schicksal Meister Daniel's; es ging wieder aufwärts; denn die Jugend nahm sich seiner an: aus den beiden sich gegenüber liegenden Schilfverstecken schwammen mit kräftigem Armschlage zwei nackte muskelstarke Jünglinge hervor, und als die Gestalt des Greises wieder aus der Tiefe auftauchte, schossen sie herzu und hoben ihn mit geschicktem Schwung auf ihre Schultern. „Hurrah!“ riefen die Jungen, die auf der Höhe standen und noch einmal „Hurrah!“ und immer kräftiger, je näher ihre beiden „Swemmer“, zwei jungen Tritonen gleich, mit starken Schlägen den Verunglückten der heimathlichen Erde zuführten.

Daß Meister Daniel unter einem Hurrah der Knaben in die Tiefe gesprungen sei, ist eine Lüge, die schadenfrohe Menschen sich später zugerichtet haben. Die Jugend ist nur selten böse, und der alte Mann mit seinem schönen Vogel hatte den Knaben ja niemals Leids gethan. Aber ein halbes Hundert Arme waren bereit, ihn am Ufer seinen beiden Rettern abzunehmen, die jetzt stolz zu ihren Kleidern schritten; ein Paar der Knaben lief nach dem Chausseewärterhäuschen, das nahebei auf dem Damme stand, und die gutmüthige Frau, die allein daheim war, öffnete schon die Hausthür, durch die nun der ganze Trupp hineinströmte, mit dem Meister, den sie in ihrer Mitte trugen. „Er lebt noch! Er lebt aber noch!“ schrieen sie der Frau entgegen, und die jugendlichen Gesichter glühten dabei von Lebens- und von Liebesfreude.

Plötzlich gewahrten sie mitten in ihrem Gedränge ein dürres Frauenfigürchen; sie hatte einen Schäferhut auf ihrem Köpfchen, zwei lange dünne Locken baumelten wie geängstete Schlangen unter ihrem Kinn zusammen. „Riekchen! Mamsell Therebintchen!“ erscholl es aus dem Haufen. Und sie war es; sie war in Geschäften in der Stadt umher gewesen; sie hatte bei ihrer

Heimkehr das Furchtbare erfahren, sie hatte ein großes Wäschestück in einen Papierbogen gewickelt und war fast ohne Besinnung mit diesem Bündel hinterhergelaufen, das sie jetzt auf den glücklich erreichten Tisch warf. „O all ihr lieben Engel," stieß sie hervor und sank auf einen Stuhl; „wo ist er, ihr Knaben, wo habt Ihr den alten Meister Daniel Basch gelassen?"

Die Knaben aber drängten ihre Köpfe gegen sie und schrieen wieder: „Aber er lebt! Er lebt, Mamsell!"

Da schnellte Riekchen Therebinte wie eine Stahlfeder von ihrem Stuhle auf. „Er lebt?" rief sie.

„Ja, ja, er lebt! Dreht Euch nur um, so könnt Ihr's selber sehen!"

Aber Riekchen drehte sich nicht; wie in Todesangst flog sie auf ihr Bündel zu, bemächtigte sich desselben und war im Augenblick zur Thür hinaus. „Ich lauf' zum Physikus! zum Physikus!" rief sie in der Eile noch zurück; dann lief sie wie ein Bruushähnchen auf dem Damme der Stadt entgegen. Die gute Frau des Wärters aber kleidete den Verunglückten sorgfältig in ihres Mannes Wäsche.

Das auffällige Gebahren des kleinen Mamsellchens hatte freilich seinen Grund: sie hatte dem Meister — so wurde andern Tags erzählt — in ihrem Bündel sein vor vierzig Jahren angefertigtes Todtenhemd nachgetragen, das dieser ihr Tags vorher kraus und vergilbt gegeben hatte, damit sie es mit ihren Linnensachen durch die Wäsche gehen lasse. Sie hatte sich nun doch geschämt, es für den Lebenden auszupacken.

— — Als aber der Mond aufgestiegen war und von den Häusern der Stadt tiefe Schatten auf die Straße fielen, kam von draußen ein langer Tragkorb, der in Meister Daniel's Haus gebracht wurde; nur der Physikus war nebenher gegangen; Mamsell Riekchen hatte in der Straßenthür schon auf den Zug gewartet.

Meister Daniel war in eine schwere Krankheit gefallen, Tage lang schon lag er ohne Besinnung; das gute Mamsell Riekchen und die alte Arbeitsfrau saßen abwechselnd Tag und Nacht an seinem Bette. Am ersten Tage schien der Zustand des Greises fast verwirrend auf das kleine Dämchen einzuwirken: „Meister! Meister Basch! Besinnen Sie sich! Sie müssen sich besinnen!" hatte sie ihm, ängstlich hin und her hüpfend und an seinem Hemdsärmel zupfend, zugerufen; aber es hatte nichts verschlagen wollen; auch hatte dann der alte Physikus ihr strenge Ruhe auferlegt, und dem Arzte war sie stets gehorsam.

Um diese Zeit kam ich gegen Abend von einer dreitägigen Geschäftsfahrt zurück und war oben an der Süderstraße vom Wagen gestiegen, weil ich einem dort Wohnenden das Ergebniß meiner Reise mitzutheilen hatte. Als ich dann später, da schon alle Handwerker Feierabend gemacht hatten, durch die Straße in die Stadt hinabging, sah ich an der offenen Hausthür von Meister Daniel's Hause den hageren Nachbar Schneider stehen, als ob er mit sonderlicher Befriedigung nach dem Innern hineinhorche.

„Nun, Meister," sagte ich, in meinem Gange inne haltend, „gibt es in unsers armen Daniel's Hause auch einmal wieder Fröhliches zu erlauschen?"

Er wandte sich zu mir und zupfte sich wie zum Gruße in seinen grauen

staubigen Haaren: „Freilich, freilich, Herr Landvogt!" sagte er dann; „horchen Sie nur, wie fix das von der Hand geht. Er ist noch immer bei der Arbeit, wird bald unter den Resten aufräumen; schicken Sie nur immer neue Arbeit! Und das Geräth, alles blitzblank, alles amerikanisch! Das arbeitet wie von selber; nun gar, wenn ein solcher Bursch dahinter sitzt!"

Der Schneider hustete, wie zur Bestätigung und zog sich sein grünes Wamms über die platte Brust. „Ein Wettersjunge war's!" stieß er hervor; „und Sie werden's sehen, Herr, ein Teufelskerl, ein Böttcher aus dem Fundament ist da herausgewachsen!"

Ich sah ihn an, ich verstand sein Gerede nicht; wohl aber hörte ich, jedoch nicht aus der Werkstatt, sondern wie aus dem kleinen Stalle auf dem Steinhof und nur schwach herüberhallend ein Geräusch wie von einem resolut arbeitenden Handwerker.

„Ja," sagte der Schneider; „dort hat er sich eingerichtet, der Alte sollte nicht gestört werden."

„Lieber Meister," sprach ich, „warten Sie ein Weilchen! Wer ist der Teufelskerl, der dort im Stall so amerikanisch arbeitet?"

Der Schneider riß die matten Augen auf, daß seine Brauen um einen Zoll weit in die Höhe fuhren und betrachtete mich von Kopf zu Fuß: „Lieber Herr," sagte er nachsichtig, „ich seh's, Sie kommen von der Reise, sonst würden Sie's schon wissen: der Junge, der Fritz Basch ist vorgestern von Californien wieder eingetroffen, und ein Kerlchen, wie ein Cyklop!"

Ich sah den begeisterten Mann etwas verwundert an: „Also," sagte ich, „ist er in den Minen nicht erstochen worden?"

„Doch, doch, lieber Herr; das Messer hat er schon richtig zwischen den Schultern gehabt; aber er hatte auch noch bessere Freunde als den Hasenfuß, den Amerikaner; die schleppten ihn in ihr Zelt, da hat er lange gelegen."

„Und sein Vater, der alte Daniel," frug ich, „ist er vor Freuden nun nicht gleich gesund geworden?"

Aber der Schneider patschte mit seinen aufgehobenen Händen in die Luft und beschrieb dann mit dem Finger ein paar Nullen vor seiner Stirn: „Wirrig! Noch immer wirrig; er weiß von nichts."

„Gott besser's!" sagte ich, und sprach das alte Wort wie ein Gebet; ich mochte mir nicht denken, daß der Sohn nur heimgekommen sei, um durch seine Schuld den Vater sterben zu sehen. „Gott besser's!" sagte ich noch einmal.

Der Schneider nickte! „Ja, ja; aber der Physikus meinte, wenn der liebe Gott nur ein wenig helfen wollte, so brächt' er ihn wohl durch."

Das Arbeitsgeräusch vom Hofe, das unser Gespräch begleitet hatte, war plötzlich still geworden; es wurde allmälig dunkel. „Gute Nacht, Meister," sagte ich; „Gott wird ja gnädig sein."

Was der Schneider erzählt hatte, wurde bald von allen Seiten bestätigt: Fritz Basch war wirklich wieder da, von Hamburg mit einem hiesigen Fahrzeug angelangt; ein strammer Gesell, etwas größer als der Vater, mit einem braunen Bärtchen auf den trotzigen Lippen und ein Paar Augen, als wollten sie den

Vogel aus der Luft herunterholen; die Dirnen und Bursche mochten sich in Acht nehmen! Wie im Rausch war er durch Haus und Garten gelaufen, und als er Alles leer gefunden hatte, in das Haus zurück; als Mamsell Riekchen ihm hier von der Treppe aus entgegen kam, war er ihr athemlos nach der Giebelkammer hinauf gefolgt; denn was mit seinem Vater geschehen, hatte er schon auf dem Wege vom Hafen nach dem Elternhause durch einen früheren Kameraden erfahren. Stumm war er an Meister Daniel's Lager hingesunken, stundenlang hatte er die ehrliche Hand in seiner gehalten, sie gestreichelt und geküßt; stundenlang hatte er auf seines Vaters Angesicht geblickt, als bettle er um auch nur einen hellen Blick; der Meister aber hatte aus seiner Nacht an ihm vorbei nach seinem todten Sohne gerufen.

Am zweiten Tage hatte der junge Mann seine Kiste ausgepackt, in der Werkstatt nachgesehen, ob an unfertiger Arbeit etwas in die Hand zu nehmen sei und dann draußen im Stall sich seine Arbeitsstätte aufgeschlagen.

So waren ein paar Tage hingegangen; er hatte, so lang die Sonne schien, gearbeitet und Nachts an seines Vaters Bett gesessen; er stand jetzt Nachmittages, den Schlägel müßig in der Hand, zwischen seiner Arbeit in dem Stalle und blickte durch die offene Thür in den dunkelblauen Herbsthimmel; er war doch etwas müde. Plötzlich, unter dem Zwitschern der durch den Garten ziehenden Meisen, hörte er einen leichten Schritt von unten den Steig am Zaun heraufkommen. Er blieb horchend stehen; die Schritte wurden zögernder, je mehr sie sich dem Hause näherten. Er hatte schon neugierig auf den Hof hinaustreten wollen, da stand ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit sanften blauen Augen vor der offenen Thür; sie trug einen eckigen Gegenstand in der Hand, der mit einem blauen Seidentuch verhangen war; aber sie sah ihn schüchtern, fast erschrocken an.

„Tritt näher, little Mistress," sagte er lächelnd.

„Sind Sie Herr Fritz Basch?" frug sie leise, indem sie zögernd einen Fuß auf die Schwelle setzte.

Er nickte: „Bin's nun seit zwanzig Jahren schon gewesen!"

Sie blickte ihn wieder zweifelnd an.

„Aber wer bist denn Du, little fair?" frug er wieder; „hast Du mir was zu bestellen?"

„Kennen Sie mich nicht mehr?" sagte sie. „Ich bin des verstorbenen Collaborators Tochter."

„Magdalena! Die kleine Magdalena!"

Das Mädchen nickte; „ja," sagte sie, ich war recht klein damals, als die großen Jungen mich schneeballten und mich ‚Kolibri' schimpften; aber Sie kamen mir zu Hülfe, das gab den Jungen Beine."

„Ich weiß noch mehr, Lenchen," sprach er sinnend, „ich hob Dich auch einmal aus einem Schneehaufen, wohin sie Dich geworfen hatten, daß nur kaum noch Dein klein Gesicht herausguckte."

Das Mädchen senkte die Augen; aber sie nickte wieder heftig mit ihrem blonden Köpfchen.

Fritz hatte die Hände auf dem Rücken gefaltet; ein warmer Strahl aus seinen jungen braunen Augen fiel auf das Kind. Da zog sie das Seidentuch

von dem Bauer, das darunter verborgen war; und ein rothbrustiger Dompfaff flatterte darin und stieß einige seiner wilden Töne aus. „O Herr Fritz," rief das Mädchen, „seien Sie auch heute noch so gut, und hören Sie mich an, denn das ist der Vogel Ihres Vaters!"

„Unser? Unser Dompfaff?" rief er; und die Augen wurden ihm feucht. „Papchen, mein Papchen, du lebst noch!" Aber plötzlich schienen andere Gedanken in ihm wach zu werden. Um diesen Vogel hatte sein Vater in den Tod ... Er biß sich auf die Lippen: „Wie kommst Du zu dem Vogel?" rief er heftig.

Da fiel das furchtsame Kind vor ihm auf die Kniee: „Ich wollte ihn wieder bringen; ich dacht', das könnte den guten Meister gesund machen helfen!"

„Wiederbringen? So hast Du ihn vorher genommen? Weißt Du, daß mein Vater darum in den Tod hat laufen wollen?"

Sie sah ihn mit verwirrten Augen an; sie nickte erst; dann schüttelte sie heftig ihren Kopf: „Es ist erst heut' herausgekommen," stammelte sie endlich; „da bat ich Großmutter, ob ich ihn hinbringen dürfe; er hat ihn auf dem Scheuerboden versteckt gehabt!"

Der Schrecken, den er über das Mädchen gebracht hatte, schien dem jungen Manne plötzlich weh zu thun; es war ein zu unschuldig Gesichtlein, das zu ihm aufschaute. „Komm!" sagte er und hob sie sanft vom Boden; „Du mußt Dich nicht so fürchten; ich mein' es nicht so schlimm. Nun sag' mir, wer hat den Vogel denn genommen? Oder hat ihn Jemand nur im Freien eingefangen?"

Sie schüttelte wieder ihr blondes Köpfchen: „Nein," sagte sie traurig, „mein Bruder Tiberius hat den Vogel vom offenen Fenster weggeholt."

„So?" sagte er: „er schielt; ich kenn' ihn noch wohl."

„O thut ihm nichts, Herr Fritz!" rief sie und hob flehend ihre Hände zu ihm auf, „er hat schon seine Strafe; Großmutter hat es seinen Lehrern angezeigt! Und sagt auch nichts zu Mamsell Riekchen, sagt es keinem Menschen!"

Er stand und sah wie bewundernd auf sie nieder: aus dem noch halben Kinderangesicht hatte das Antlitz der werdenden Jungfrau ihn plötzlich angeblickt.

„Magdalena," sagte er verwirrt, „verzeih' mir! Ich danke Dir; ich will Alles thun, wie Du es willst; der Vogel wird gewiß den alten Meister Daniel wieder gesund machen; Mamsell Riekchen hat mir gesagt, er habe Dich sehr lieb; und — komm auch einmal wieder, Magdalena!"

Sie stand wie mit Purpur übergossen und sah schweigend auf den Boden. Auch er schwieg; da öffnete sie den Mund.

„Wolltest Du mir etwas sagen?" frug er.

Aber sie schüttelte den Kopf und sagte nur: „Wenn der Meister wieder seine guten Augen aufthut, ihm dürfet Ihr es sagen!"

Dann ging sie. Als er schon unten am Wege die Gartenpforte hatte klirren hören, sah er das blauseidene Tuch auf einem Tönnchen liegen. Er nahm es und wollte ihr schon damit nachlaufen; aber er legte es wieder hin:

„Nein,“ sagte er, und ein Lächeln flog um den jungen Mund; „sie muß es selber holen!“

Da hörte er den Vogel in seinem Bauer flattern: „Komm, Papchen!“ rief er fröhlich, indem er mit dem Bauer der Hofthür zu ging: „Is doch schön to Huus! Un nu versök, ob du 't noch bäter, as de Dokter kannst!“

Der Vogel hing schon einen Tag lang in der Giebelstube; Riekchen hatte neugierig genug an den jungen Mann herumgefragt; aber er hatte sie schelmisch lächelnd versichert, ein Engel habe ihn gebracht. Gepfiffen hatte er noch nicht, und Meister Daniel fiel aus einem Schlafe in den andern.

Fritz hatte ein paar Wege in der Stadt gemacht; zuerst war er bei dem Bürgermeister Lüders gewesen, der damals als ein heftiger Selbstherrscher regierte, aber auch stets allen tüchtigen Einwohnern ein bereiter Helfer und Berather war; dann war er zum Altmeister seines Gewerkes gegangen. Als er voll Hoffnung von seinem Gange zurückkehrte, hörte er schon auf der Gasse den ungewöhnlich hellen Schlag des Dompfaffen, als sei der Vogel erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, daß er zu Hause und bei seinen Freunden sei. Fritz überfiel die Sorge, der starke Ton könne doch den Kranken stören und ging eilig der Treppe zu. Mamsell Riekchen steckte den Kopf aus der Küchenthür: „Er schläft!“ sagte sie leis und wies nach oben; aber Fritz nickte nur und stieg rasch hinauf, um den Vogel still zu machen.

Aber als er die Thür geöffnet hatte, sah er seinen Vater aufrecht mit aufgestützten Armen in dem Bette sitzen, als ob er eifrig lausche; ein Ausdruck von seligem Behagen lag auf seinem eingefallenen Antlitz. Der Vogel hatte sich nicht stören lassen, sein Schlag schallte laut durch die Kammer.

Fritz trat behutsam an das Fußende des Bettes; da wandte Meister Daniel seinen Kopf, und mit Schrecken sah der Sohn seine Augen starr werden, als ob die Krankheit mit noch größerer Gewalt zurückkehre. Aber die Furcht war umsonst; nur ein Augenblick, dann war's vorüber; wie zögernd trat ein Lächeln um die blassen Lippen, und die Augen des alten Mannes wurden feucht. „Fritz! Mein Fritz!“ kam es zitternd von seinem Munde, und er streckte die Arme gegen seinen Sohn und hielt ihn fest an seiner Brust. Und wieder schob er ihn von sich und betrachtete das männlich gewordene Antlitz des jungen Mannes und strich mit zitternder Hand über den Bart auf seiner Lippe; dann sah er wieder auf den unablässig schlagenden Dompfaff. Aber die noch schwache Kraft ermüdete; er schien auf einmal sich nicht finden zu können; sein Vogel sang, sein Sohn lag in seinen Armen: „Fritz, min Fritz,“ frug er leise, „wo sünd wi eegentlich?“

Da stürzten dem Sohn die lang verhaltenen Thränen: „To Huus! To Huus, Vatter! Un ick bin bi di, un uns' ol Vagel singt dato.“

„Min Fritz, min Sön, Mutter är gude Jung!“ stammelte der Alte; dann sank er zurück auf seine Kissen, und sein Herrgott sandte ihm den sanften Schlummer der Genesung.

— — Am folgenden Sonntag zeigte Einer dem Andern eine Anzeige im neuen Wochenblatt, und die Kundigen kamen überein, der Bürgermeister stecke einmal wieder dahinter; die aber lautete:

„Meinen geehrten Kunden zur höflichen Nachricht, daß unter dem Beistande meines glücklich heimgekehrten Sohnes Fritz als ausgelernten und wohlerfahrenem Böttchergesellen Bestellungen jeglicher Art wiederum prompt und sauber bei mir ausgeführt werden.

Daniel Basch, Böttchermeister."

Da kam Arbeit genug; denn die Theilnahme des ganzen kleinen Gemeinwesens hatte sich den Beiden zugewandt; auch schonte der Nachbar Schneider seinen letzten Athem nicht, um den Ruhm des jungen Böttchers zu verkünden; und bald wollte Jeder wenigstens ein Eimerchen oder doch ein Schöpffaß von der Hand des amerikanischen Sohnes haben; und da die Arbeit, nach wenig Wochen, auch unter Hilfe des genesenen Meisters, überall nach Wunsch geliefert wurde, so ging aus manchem flüchtigen Besteller ein fester Kunde hervor.

Nicht lange, so hantirte auch ein kräftiger Lehrling in der Werkstatt und griff nach fröhlich ertheilter Anweisung mit flinken Händen zu; das war Hans Jochims, der älteste der beiden „Swemmer". Am Feierabend kam auch wohl Martin, der alte Geselle, auf Besuch; der wollte auch von Fritzens Abenteuern hören; und als Neujahr vorüber und erst die letzten Schneeglöckchen abgeblüht waren, da ging Fritz mit Hans und Martin Abends in den Garten; sie gruben allmälig Alles um und um, und legten Erbsen und säeten Wurzeln und Mairüben und Petersilie, und Meister Daniel stand dabei und lachte, als zuletzt auch noch der türkische Weizen an die Reihe kam. Und als nun Alles fertig und sauber war, wurden Mamsell Riekchen und der Geselle auf Sonntag zum Mittag eingeladen; und im besten Gutbier tranken sie auf reiche Ernten für die Zukunft.

~~~~~~~~

Ich darf noch Eines nicht vergessen, was zwischen Vater und Sohn, ein paar Tage nach ihrem ersten Wiederfinden, geschah. Mamsell Therebinte — sie hat es später dem Physicus erzählt — saß strickend in der Giebelstube an dem Fenster, während Fritz an seines Vaters Bette seine californischen Erlebnisse berichtete; der Alte, mit dem es rüstig aufwärts ging, war schon kräftig genug, um sie ohne Nachtheil hören zu können; er saß aufrecht und hatte die Arme auf der Decke. Als aber der Sohn erzählte, daß er nach Heilung von jenem Messerstich, wobei sein ausgegraben Gold wie Teufelsspuk verschwunden sei, unweit der Mine bei einem großen Weinbauer als Böttcher einen Platz gefunden, und wie er dann hinzusetzte: „Doch das weißt Du ja, mein Vater; ich hab' Dir derzeit ja den langen Brief geschrieben;" da hatte der Alte die Augen groß geöffnet und dem Sohne war, als ob er ihn heftig fragend ansehe.

„Ja, Vater," sagte er rasch; „nun weiß ich's wohl, es war eine böse Dummheit; aber so wird man in der Fremde: ich meint', ich dürfe nun nicht wieder schreiben, — nur verdienen, und wenn's genug wär', dann mich selber mit nach Hause bringen. Und das ging langsam, Vater, und wurd' auch nicht
~~~~~~~~

zu viel; aber — und er verfiel in sein geliebtes Plattdeutsch: „is doch all' suur un ehrlich verdeent' Geld!"

Der Alte hatte sich gefaßt; er drückte seinem Sohn die Hand: „Du un dat Geld tosamen," sagte er, „dat is genog." Aber der Klang der Stimme war so trübe, als berge ein großer und verschwiegener Kummer sich dahinter; und ein Gedanke fuhr wie ein Todesschreck durch das Gehirn des jungen Mannes: „Vatter," rief er; er zwang sich, daß er es nicht laut hinausschrie — „Du heft de Breef nich krägen!"

Die Augen von Vater und Sohn standen eine Weile vor einander, als wagten sie nicht sich anzublicken. Endlich sprach der Alte langsam: „da Du mi frägst, min Sön — ick heff Din Breef nich krägen."

— „Un Du heft all de Tid von mi nix hört, as wat de Dögenix, de Amerikaner, hier in de Stadt herumlägen?"

„Nix wider; he hett mi't sülm vertellt."

Ein furchtbarer Schmerz schien den jungen Körper zu erschüttern: „Oh, Vatter! Oh, min Vatter!" stammelte er.

Aber Meister Daniel nahm den Kopf seines Kindes zwischen seine beiden zitternden Hände: „Min Fritz," sagte er zärtlich, „ick weet ja nu, Du harrst mi nich vergäten; dat Anner — dat deit nu nich mehr weh!"

Da schlossen eine junge und eine alte Hand sich in einander, und es bedurfte keiner Worte mehr; der Kopf des Jünglings ruhte mit geschlossenen Augen neben dem des Alten auf dem Kissen, unachtend der kleinen Figur, die dort am Fenster mit erregten Fingern strickte, bis endlich sein Herz in ruhigeren Schlägen klopfte. Dann küßte er seinen Vater und ging hinab zu seiner Arbeit.

~~~

Nach Jahr und Tag, da ich eines Nachmittages mit dem Physicus auf der Kegelbahn zusammentraf, kam auch die Rede auf den guten Meister Daniel. „O, dem ist wohler, als ihm je gewesen!" sagte der alte Herr und blickte dabei behaglich seiner, wie immer geschickt geworfenen Kugel nach. „Was die Leute wunderlich an ihm hießen, hat seine Krankheit schier mit weggenommen; aber, seltsamer Weise, dann noch Eins dazu!"

„Noch Eins?" frug ich; „doch nicht zum Unheil?"

„Nein," sagte der Physicus; „ich denke, wohl zum Heile: der alte Herrgott muß ihm gut sein; denn von der Geschichte draußen bei dem Brautloch ist ihm jede Erinnerung erloschen."

„Aber der Eine von den Swemmern ist ja Lehrling in seinem Hause!"

„Nur der Sohn weiß, was er ihm zu danken hat."

Ich nickte: „Möge es so bleiben!"

„Amen!" sagte der alte Medicus und griff nach seiner zweiten Kugel.

— — Noch einmal, das erste Mal nach seiner Krankheit und dann auch zum letzten Male, sah ich unseren Meister Daniel; Fritz war derzeit vor Kurzem Meister geworden. Es war im Spätsommer nach Feierabend, als ich, von dem nächsten Dorfe kommend, die Süderstraße hinabging; auf der Bank vor dem Böttcherhause saß der Alte mit seinem jetzt schneeweißen Kopfe und
~~~

hielt bei der noch herrschenden Schwüle sein blaues Zipfelmützchen zwischen den gefalteten Händen auf den Knieen, neben ihm im Sommerhütchen ein hübsches blondes, noch recht junges Mädchen; ich zweifelte nicht, daß sie des Collaborators Lenchen sei. Die Beiden schienen einer munteren Erzählung zuzuhören, welche der in Schurzfell und Hemdsärmeln an dem Lindenstamme lehnende Meister Fritz ihnen vortrug; besonders die junge Blonde, nach ihrem anmuthigen Lächeln zu urtheilen, schien lauter goldene Worte zu hören. Aus den Gärten, durch die Gänge zwischen den Häusern wehten schon die Herbst-Resedadüfte.

Ich konnte nicht umhin, dem friedlichen Kleeblatte näher zu treten. Eine kleine Pause folgte meiner Begrüßung, die ich gleichfalls der hinter dem Fenster sitzenden Mamsell Therebinte hatte zukommen lassen; dann aber, da mir zwischen dem alten Meister und dem jungen Mädchen ein Platz geräumt worden, bekam auch ich noch meinen Antheil von den lustigen californischen Spitzbubengeschichten. Wir lachten Alle; und in das freundliche alte Gesicht schauend sprach ich: „Wahrhaftig, Meister, jetzt ist es, wie ich's mir nicht anders vorgestellt: Ihr habt jetzt Alles wieder und mehr noch, als Ihr einst gehabt habt: hier Eueren Sohn, den neuen Meister, dort oben Eueren Dompfaff, der freilich jetzt wohl ohne Sang und Klang sein Gnadenbrot frißt; dazu das Fräulein Therebinte, und — ich war aufgestanden und machte ein huldigendes Compliment vor Magdalena — vor Allem hier die junge Freundin — nun aber überstreichet auch den Tod auf Euerem alten Hausschild und lasset wieder eine frische rothe Rose darauf malen!"

Aber meinem heiteren Aufruf folgte eine Stille; nur der Alte, durch dessen weißes Haar der Abendhauch wehte, nickte freundlich vor sich hin: „Ein Weilchen noch Geduld!" sagte er, ohne aufzusehen; „Sie vergaßen Eine; die ist nicht wiederkommen; die wartet, bis ich zu ihr komme. — Nachher, dann mag mein Fritz die frische Rose malen lassen; die meine, lieber Herr, die ist nicht mehr von dieser Welt."

Ich sah es wohl, wie der hübsche Mädchenkopf bei diesen Worten sich erröthend senkte; auch, welch' ein Blick voll heißer Lebenszuversicht aus den Augen des jungen Meisters auf sie fiel. Der Alte aber war plötzlich gleich mir aufgestanden und ging, als wolle er die Welt den Jungen überlassen, nach stummem Gruß mit zitternden Schritten in sein schon dunkelndes Haus zurück.

Ein Jahr noch etwa hat er hiernach gelebt; am Morgen vor der Hochzeit von Fritz und Magdalene fanden sie ihn mit gefalteten Händen in seinem Bette sanft entschlafen.

Das ist es, was ich aus den engen Wänden zu erzählen hatte.

Ueber die wahre Aufgabe der Physiologie.

Von
W. Preyer.

Schon längst war in mir der Wunsch rege geworden, die Frage, welche Wege und Ziele die Physiologie zu verfolgen habe, in einer leicht verständlichen Abhandlung zu beantworten. Besonders die vielen den „Luxus des Denkens“ nicht scheuenden Freunde der „Deutschen Rundschau“ haben ein Recht, von mir bestimmte Angaben darüber zu erwarten, weil ich bereits vor mehr als einem Jahrzehnt in dieser Zeitschrift [1]) eine von den herrschenden Ansichten weit abweichende Auffassung des Lebens skizzirte, die Physiologie aber nichts anderes, als die Erklärung der Lebensvorgänge bezweckt.

Der Grund, weshalb ich zögerte, mit einer solchen Arbeit vor die Oeffentlichkeit zu treten, liegt in der Abneigung, wissenschaftliche Streitfragen außerhalb der wissenschaftlichen, allein zuständigen Kreise zu erörtern. Da aber neuerdings innerhalb dieser selbst einzelne Forscher mit gänzlich entgegengesetzten Ansichten über die Methodik der Lebenserforschung und die Zukunft der Physiologie sich an ein größeres Publicum in besonders erschienenen Schriften und Reden gewendet haben, so wäre es Unrecht, den von mir vertretenen Standpunkt, welcher fester steht als je zuvor, unerörtert zu lassen. Denn es könnte der Schein entstehen, als wenn ich einen anderen als besser oder ebenso gut gelten ließe.

Um zu zeigen, daß solches nicht der Fall ist, und wie schon jetzt die Forschung ihrem wahren Ziele auf dem richtigen Wege sich zu nähern beginnt, wenn auch einzelne Forscher auf Irrwege in dem Labyrinthe der lebendigen Natur gerathen, sind keine fachwissenschaftlichen Sonderkenntnisse und keine tiefgehenden geschichtlichen oder gar philosophischen Untersuchungen erforderlich. Gesunder Menschenverstand und ein starker Wissensdrang, den man gern Causalitätstrieb nennt, sind die Hauptsache.

Zuvörderst die Gegensätze. Die meisten Naturforscher erachten die Erklärung aller Erscheinungen, somit auch die der lebenden Körper, nur dann für befriedigend,

---

[1]) Die Hypothesen über den Ursprung des Lebens. Deutsche Rundschau. 1875. Bd. III, S. 58.

wenn sie eine mechanische ist, das heißt: wenn sie auf die Grundsätze und Lehrsätze der von Galilei vor bald dreihundert Jahren begründeten gegenwärtigen Physik in streng logischer Folge zurückgeführt worden. So meint, um nur eine besonders gewichtige Stimme zu hören, der berühmte Physiker G. Kirchhoff, welchem zuerst unter allen Sterblichen die unnahbare Sonne das Geheimniß ihrer Zusammensetzung offenbarte, das höchste Ziel, welches die Naturwissenschaften zu erstreben haben, sei die Ermittlung der in der Natur „vorhandenen" „Kräfte" und des Zustandes der „Materie" in einem Augenblick, mit einem Worte „die Zurückführung aller Naturerscheinungen auf die Mechanik".

Daß es außer den Kräften, mit welchen die Mechanik sich befaßt, auch chemische gibt und diese sich jenen nicht unterordnen lassen, wird durch eine Hypothese erläutert. „Dieselben Theilchen der Materie, die in größerer Entfernung nur gravitirend auf einander wirken, üben, in hinlängliche Nähe versetzt, Molecularkräfte aufeinander aus, die proteusartig bald als Kräfte der Elasticität, der Cohäsion und Adhäsion, bald als Kräfte der chemischen Verwandtschaft erscheinen." Der Nachweis, inwiefern überhaupt die chemische Verwandtschaft eine Molecularkraft ist und von der ungleichen Nähe der aufeinander chemisch wirkenden Körper abhängt, fehlt. Desgleichen ist es fraglich, ob in größeren Abständen die Massen nur gravitirend aufeinander wirken.

Damit aber nicht etwa die Meinung entstehe, daß nur die anorganische Natur mechanisch erklärt werden müsse — die theoretische Chemie der Zukunft schon als Molecularphysik gedacht — fügt Professor Kirchhoff in Uebereinstimmung mit vielen, wenn nicht den meisten Forschern, hinzu: „Wir müssen gestehen, daß wir von dem Zustande, in dem die Materie sich befindet, wie von den Kräften, die ihre Theile aufeinander ausüben, gegenwärtig nur sehr geringe Kenntnisse besitzen, und daß unser Verständniß der Naturerscheinungen, selbst derjenigen, die die unorganische Körperwelt darbietet, bis jetzt ein sehr unvollkommenes ist. In höherem Maße noch gilt das von den viel complicirteren Vorgängen, welche in den Pflanzen und Thierkörpern stattfinden. Hier wie dort ist das wahre Verständniß nicht gewonnen, so lange die Zurückführung auf die Mechanik nicht gelungen ist. Vollständig erreicht wird dieses Ziel der Naturwissenschaften niemals werden; aber schon die Thatsache, daß es als solches erkannt ist, bietet eine gewisse Befriedigung und in der Annäherung an dasselbe liegt der höchste Genuß, den die Beschäftigung mit den Erscheinungen der Natur zu gewähren vermag."

Für mich ist eine derartige Befriedigung nicht vorhanden, da ich jenes Ziel als das wahre nicht erkennen kann, und sich ihm anzunähern gewährt einen hohen Genuß schon deshalb nicht, weil auf Schritt und Tritt das Vorwärtsdringen durch die Thatsachen gehemmt wird. Die Vorgänge im lebenden Körper, allein schon die im Protoplasma, können überhaupt auf die Mechanik vollständig nicht zurückgeführt werden, nicht einmal in Gedanken, und auch dann nicht, wenn man statt „Mechanik" die höchste Physik und Chemie, einschließlich einer vollendeten Molecularmechanik setzt. Denn die Physik befaßt sich grundsätzlich nur mit solchen Erscheinungen, welche auf Bewegungen, also Aenderungen im Raume, beruhen; die Kräfte, von menschlicher Phantasie erfundene Bewegungs-

ursachen und Bewegung ändernde Ursachen, sind ihr eigentliches Gebiet. Die Chemie, welche nur die eine Kraft der Affinität in die Natur verlegte, weil sie weiter keine braucht, beschäftigt sich nur mit den Stoffen, mit den verschiedenen Arten der Materie. Vorgänge, welche nicht entweder auf Veränderungen der Kräfte, d. h. Umwandlungen derselben ineinander, oder auf Veränderungen der Stoffe, d. h. Umsetzungen derselben ineinander durch Zerlegung und Wiedervereinigung, beruhen können, sind nicht physikalisch und nicht chemisch, und werden grundsätzlich nicht von der Physik und Chemie untersucht. Solche Vorgänge finden aber in den lebenden Wesen statt. So ist z. B. die Entstehung des Hungergefühles durch keine noch so gründliche physikalische und chemische Ermittlung seiner nothwendigen Bedingungen und Consequenzen verständlich zu machen. Physiker und Chemiker, welche beide ihre Behauptungen durch Thatsachen, Beobachtungen, Experimente und einfache Schlußfolgerungen aus einfachen, selbstverständlichen Sätzen mit bewunderungswürdigem Erfolge als richtig beweisen, können nicht einmal dieses alltägliche Vorkommniß erklären oder gar eine Maschine erfinden, welche Hunger empfände. Doch wäre das nicht etwa eine untergeordnete Leistung. Denn schließlich ist es das Hungergefühl, welches die Welt regiert. —

Hundertfältig wurde es wiederholt: „Die Materie ist todt!" „Sie fühlt nicht", und die Kräfte der Physik und Chemie sind immer aufs Neue zwar als gesetzmäßig und ausnahmslos wirkend bezeichnet worden, aber nur für die Erklärung der anorganischen Natur wurden sie erdacht.

Zu der Zeit, als ich Naturwissenschaften studirte, ging sogar das beste Lehrbuch der Physik von dem Satze aus, sie sei die Wissenschaft von den Ursachen oder Kräften, welche die in der anorganischen Natur vorsichgehenden Erscheinungen und Veränderungen bedingen. So steht es zu lesen in der achten Auflage des Lehrbuchs von Eisenlohr. Die Chemie hat, nach der trefflichen Definition von Kopp, die Aufgabe festzustellen, wie die Körper zusammengesetzt sind, und wie sie zusammengesetzt werden, nämlich aus den Elementen.

Und mit diesen beiden Disciplinen, mit den Kräften der Physik, also Schwerkraft, Elektricität und anderen bekannten Erklärungsmitteln, und mit den Grundstoffen der Chemie, also Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff u. s. w. soll es möglich sein, das Leben zu verstehen? Weil es gelingt, mit ihrer Hilfe viel zu erklären, soll auf demselben Wege alles erklärt werden, auch das Geheimniß der Entwicklung, die Vererbung, die thierische Bewegung, vielleicht auch die Leidenschaft? Das geht nicht an. Wenn wirklich die Physiologie nichts Anderes wäre, als auf die Lebensvorgänge angewandte Physik und Chemie, dann wäre sie keine Wissenschaft für sich, dann gliche sie der Technologie und Maschinenbaukunde und sonstigen angewandten Disciplinen. Daß es überhaupt dahin kommen konnte, sie geradezu als die Physik der Organismen oder die Lehre vom Mechanismus und Chemismus der lebenden Körper anzusehen und zu definiren, ist eine historisch wichtige Thatsache. Der große Irrthum entstand durch die erst in diesem Jahrhundert, zumal in den letzten Jahrzehnten, sich häufenden physikalischen Erklärungen einzelner Lebenserscheinungen und durch die vielen künstlichen Nachbildungen chemischer Erzeugnisse des Thier- und Pflanzen-Stoffwechsels.

Die Lehre von der Bewegung des Blutes im Herzen und in den Adern ist ein Stück angewandter Hydrodynamik, die Lehre von der Athmung zum Theil angewandte Aerodynamik, viele Vorgänge bei der Nahrungsaufnahme, wie Beißen, Kauen, Saugen, Schlucken sind als einfache Mechanismen erkannt, Filtrationen, Diffusionen, welche im lebenden Organ stattfinden, genau nachgeahmt worden. Die Lehre von der thierischen Wärme, die physiologische Thermometrie und Calorimetrie, sind durchaus physikalisch, die Elektrophysiologie nichts anderes als angewandte Elektricitätslehre, und in der Lehre von der thierischen Bewegung sind einige Abschnitte unmittelbar verwerthete Mechanik, z. B. der von der Beweglichkeit der Gelenke. Die Wege des Lichtstrahls im Auge, des Schallstrahls im Ohre, sind durch physikalische Untersuchungen ermittelt worden. Viele physikalische Apparate sind zugleich physiologische Apparate.

Und die Chemie! Nicht allein hat sie gelehrt, daß man aus jedem beliebigen Theile irgend eines lebenden Körpers ganz dieselben unzerlegbaren Urstoffe durch Analyse darstellen kann, wie aus den Mineralien, sie zeigt auch, daß dieselben chemischen Verbindungen der Urstoffe großentheils außerhalb der Pflanzen und Thiere gerade so sich vorfinden, wie innerhalb der lebenden Organismen. Das Kochsalz, die Kohlensäure, das Wasser im Meere sind identisch mit dem Kochsalz, der Kohlensäure, dem Wasser des Menschengehirns; und noch viel verwickeltere Verbindungen, welche die lebendige Zelle fabricirt, sind in nicht geringer Anzahl künstlich aus ihren Elementen zusammengesetzt worden, so die Ameisensäure, das Allantoin, Cholin, Muscarin. Sogar chemische Umwandlungen der Nahrungsbestandtheile, wie sie während der Verdauung stattfinden, lassen sich mit demselben Endergebniß künstlich erzielen. Die Stärke wird mittelst verdünnter Schwefelsäure in denselben Zucker, das Eiweiß mittelst des überhitzten Wasserdampfes in dieselben Peptone verwandelt, wie durch die thierischen Verdauungsfermente.

Kurz, die durch Physik und Chemie dem Verständnisse näher gebrachten Lebensvorgänge sind zahlreich und für die Erforschung der noch unverstandenen Erscheinungen beide Wissenschaften unerläßlich.

Niemand bezweifelt, daß ohne fortwährende Verwerthung, Anwendung und Ausbildung physikalischer und chemischer Grund- und Lehrsätze die Erforschung der Lebensvorgänge nicht fortschreiten kann. Daraus folgt aber durchaus nicht, daß die Lebenslehre weiter nichts als Physik und Chemie der lebenden Körper sei: ganz und gar nicht. In einer solchen Behauptung steckt ein logischer Fehler. „Weil viele Vorgänge in lebenden Wesen sich als mechanische und chemische erkennen und befriedigend erklären lassen, deshalb ist man berechtigt, alle, auch die noch unerklärten Lebensvorgänge, für mechanisch und chemisch erklärbar anzusehen,“ ist ein Fehlschluß von nicht geringerer Unhaltbarkeit, als etwa dieser: „Weil viele Krankheiten nachweislich durch Ansteckung entstehen, deshalb ist man berechtigt, alle, auch die noch unerklärten Krankheiten, als durch Ansteckung entstanden anzusehen.“ Beide Schlüsse sind gleichermaßen falsch; der letztere, weil man Krankheiten kennt, welche nicht durch Ansteckung entstanden sein können, wie die Lähmungen der vom Blitze Getroffenen, und weil, auch wenn dieses nicht der Fall wäre, eine Verallgemeinerung der Art von einigen gut bekannten Ge-

sundheitsstörungen auf alle, auch auf die ganz unbekannten, unzulässig, unwissenschaftlich, willkürlich wäre.

Dasselbe gilt aber für den ersterwähnten Fehlschluß. Es gibt im gesunden Organismus so viele Vorgänge, welche, dem Physiker und Chemiker unverständlich bleibend, gar nicht in den Bereich ihrer Untersuchungen kommen, daß man die Ausdehnung physikalisch-chemischer Erklärungsversuche auf dieselben ebenfalls unzulässig, unwissenschaftlich, willkürlich nennen muß. Hier liegt ein Fall von verfehlter Induction vor, wie er in der Kindheit häufig beobachtet wird: weil Vieles gut schmeckt, was in den Mund gelangt, deshalb muß Alles in den Mund gebracht werden.

Aber nicht allein auf diesem Wege läßt sich beweisen, daß die Physiologie mehr ist, als nur Physik und Chemie des Lebens. Durch genaue Feststellung der Axiome beider und Anwendung derselben auf das physiologische Urphänomen der Entwicklung im Ei wird direct das Unvermögen der Physik und Chemie zu erklären dargethan. Denn was an diesem Vorgange durch die physikalische und chemische Untersuchung ermittelt werden kann, läßt das eigentliche Problem nicht etwa verständlicher, sondern nur noch dunkler erscheinen. Wer aus den chemischen und physischen Eigenschaften aller Bestandtheile des befruchteten Eies die Nothwendigkeit herzuleiten hofft, daß daraus nach einer gewissen Zeit ein Thier hervorgehen werde, von Hunger und Liebe geplagt, mit dem Vermögen, ebensolche Eier wieder hervorzubringen, der hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem armseligen Homunculus-Fabrikanten.

Während der Befruchtung und Furchung des Eies, während der Differenzirung embryonaler Gebilde, während der allmäligen Umwandlung fötaler, zielloser Muskelbewegungen und Nervenerregungen in zweckmäßige, und während der Ausbildung menschlicher Sinneswerkzeuge und Gehirncentren nach der Geburt findet eine Reihe von Vorgängen statt, welche gar nicht in den Bereich der Forschungen eines Physikers und Chemikers treten. Sie haben keinen Anlaß, sich mit dem Problem der Vererbung und Psychogenesis zu befassen, weil diese ihnen in der physikalischen und chemischen Welt nicht entgegentreten.

Nun ist aber die Welt nur Eine und sie erscheint unharmonisch nur dann, wenn sie durch doctrinäre Brillen von verschiedener Krümmung und Farbe der Gläser betrachtet wird. Sollte es nicht einen Standpunkt der Weltbetrachtung geben, von dem aus ohne Gläser Alles im Einklang erscheint? Der gesunde Menschenverstand, welcher bei einseitiger Vertiefung in nur Eine Wissenschaft sehr leicht seine Kraft verliert, verlangt peremptorisch nicht allein, daß die Forschungsgrundsätze des Physikers, seine Atome und Kräfte mit denen des Chemikers völlig widerspruchsfrei zusammengehen, sondern auch, daß Mensch, Thier und Pflanze und das Fundament alles Lebendigen, das Protoplasma, welches, wie jene, allemal nur in dieselbe Materie auseinanderfällt, wenn es todt ist, keine anderen Atome und Kräfte zur Erklärung ihres Werdens und Seins einzuführen nöthigen, als die ihrer Materie, eben dem allgemeinen Weltstoff, aus dem sie bestehen, zukommenden.

Aus diesem Grunde, weil es also nur Eine Welt gibt, weil den Widerspruch als Grundsatz der Naturforschung aufstellen, diese selbst zu einem Phantasie-

piel und Sport erniedrigen, jedenfalls als ernste Wissenschaft aufheben hieße, ind alle principiell dualistischen Auffassungen von vornherein verfehlt.

Die vorhin skizzirte mechanistische Weltanschauung behauptet wenigstens, venn auch durch ihre Erfolge verblendet und unlogischer Weise, sie werde dernaleinst Alles mit ihren einseitigen, auf die einfachen, mechanisch verständlichen Erscheinungen gestützten Grundsätzen theoretisch, oder der Möglichkeit nach, begreifen lehren; die dualistische oder vitalistische Ansicht aber geht davon aus, daß in der Welt ein Widerspruch existirt, andere Kräfte im lebenden Körper als im Krystall, ganz andere im Gehirn als im Stoffe, aus dem das Gehirn gemacht ist, walten, andere im jungen Protoplasma als im alten. Dieselben Philosophen, welche die allgemeine Gültigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Arbeit voll anerkennen, demzufolge die eine Kraft immer nur in die andere umgewandelt werden kann, nie aber verschwindet und nie neu aus nichts entsteht, sprechen von vitalen Kräften und Processen, als wenn es doch noch irgendwo ein Hinterthürchen gäbe, durch welches die „Lebenskraft" ihr Sphinxgesicht hervorstrecken könnte, sogar ohne Widerspruch mit dem ewigen Wirbel des Entstehens und Vergehens, des Wachsens und Verfallens, der Entwicklung und Rückbildung, in voller Gestalt zu erscheinen und zu verschwinden vermöchte. Diese Lebenskraft kann sich auch theilen, und die Theile sind so groß wie das Ganze, da ja die Kinder so groß werden wie die Eltern. Welches Wunder!

Darin liegt der größte Irrthum in der Anschauung der Laien, als wenn man Unverständliches verständlicher machen könnte durch Annahmen, die nur neues Unverständliches einführen und mit dem bereits Verständlichen, mit längst bewährten logisch begründeten Annahmen und unmittelbar einleuchtenden Grundsätzen in unversöhnlichem Widerspruch stehen. Wer Schulden hat und nur neue Schulden macht, um die alten zu bezahlen, wird dadurch nie schuldenfrei. Die neuen Schulden vertragen sich gleichsam nicht mit dem Capital. Entweder muß auch dieses geopfert werden, dann ist Alles verloren; oder es muß auf irgend eine Weise vergrößert werden, dann sind die Schulden beseitigt.

Aehnlich steht es mit der unglücklichen, immer noch nicht zu Tode gehetzten Lebenskraft. Nur ist keine Gefahr da, daß sie zur Verflüssigung des naturwissenschaftlichen Capitals nöthigen könnte. Vielmehr wird sie selbst aus der Welt geschafft werden, sowie jenes Capital in der richtigen Weise anwächst.

Hier ist es nun die Physiologie, welche zeigen muß, wie, weil sie an der Beseitigung des Vitalismus als einer ihr allein vindicirten Richtung das größte Interesse hat. Denn wie könnte sie neben den Schwestern Physik und Chemie ihr Haupt hochhalten und vorwärts schreiten, so lange die Schleppe ihres königlichen Gewandes durch alten Staub und schlechtes Flickwerk verunstaltet bleibt?

Es sind schon vor Jahren die Wege angedeutet worden, auf denen die biologische Forschung fortschreiten muß, um nicht mit den anorganischen Disciplinen in Widerspruch zu gerathen und eine völlig einheitliche Grundlage aller Natur- und Geisteswissenschaften anzubahnen.

Vor Allem muß dem Begriffe der Entwicklung bei physiologischen Untersuchungen und Betrachtungen eine größere Bedeutung zuerkannt werden.

Immer mehr beherrscht diese Idee der Entwicklung die anderen biologischen

Naturwissenschaften der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Die früher nur beschreibende Lehre von den Thieren und Pflanzen, die Betrachtung der versteinerten Reste untergegangener, wie die der Keime und wachsenden Formen werdender Wesen sind mit einem Male zu dem Range erklärender Disciplinen durch Darwin emporgehoben worden. Die Morphologie erwarb sich durch Anwendung des Entwicklungsbegriffs in allen ihren Zweigen ein höheres Ansehen als jemals zuvor. In der That ist die anatomische Stammesgeschichte des Menschen in Verbindung mit seiner embryologischen und späteren Wachsthumsgeschichte wohl geeignet, über die bewunderungswürdige Zweckmäßigkeit und natürliche Entstehung des menschlichen Körpers aufzuklären.

Aber auch, wenn das ganze Verfahren der modernen Morphologen, welche, die höheren complicirteren Formen mit den niederen einfachen vergleichend, das ehedem nur bildlich als verwandt Bezeichnete, jetzt als stammverwandt ansehen, sich später einmal als ein Irrthum herausstellen sollte, es wäre mehr Methode in dem Irren, als auf dem alten Wege. Und das Suchen nach Stammbäumen überhaupt, d. h. die Phylogenie, kann natürlich nicht aufhören. Von einer solchen Fruchtbarkeit ist die Methode, daß überall, wo sie angewendet wurde, eine Fülle von neuem thatsächlichem Material und von neuen Fragen sich dem Forscher erschloß.

Darum ist zu verwundern, daß sie gerade in demjenigen Gebiete der Wissenschaft von den lebenden Körpern bisher gar nicht, oder nur beiläufig zaghaft und ungern angewendet wurde, welches recht eigentlich sich Lebenslehre nennt, in der Physiologie oder Functionenlehre.

Der Grund dieses Mangels liegt zum Theil in der Bequemlichkeit, zum Theil in der zwar weit verbreiteten, aber unrichtigen Anschauung, als wenn die physiologische Function sich überhaupt nicht entwickeln könne, sondern nur das Substrat, nur der körperliche Träger derselben.

Das Organ entwickelt sich, so viel steht fest, das heißt es durchläuft eine Reihe von Formen gesetzmäßig, ehe es seine endgültige Gestalt annimmt. Jeder beliebige Theil jedes Organismus kann zum Beleg dienen.

Aber was bestimmt in der Stammesentwicklung die endgültige Gestalt? Ich antworte: die Function. Erst wenn sich diese bethätigt, beginnt die Differenzirung des Substrats der ursprünglichen Wesen. Nicht das Organ ist es, von dem die Function ihre Entstehung abzuleiten hat, sondern ursprünglich verhält es sich gerade umgekehrt. Die Functionen schaffen sich ihre Organe. Oder um den schwer definirbaren Ausdruck zu vermeiden, kann man sagen: das Bedürfniß bestimmt die organische Form, welche dann vererbt wird und erst in dem Embryo höherer Thiere, in der Anlage wenigstens, der Function vorhergeht.

In dem noch nicht differenzirten, mit allen Theilen gleichmäßig athmenden, assimilirenden, sich bewegenden, in dem polydynamen Körper der niedersten Wurzelfüßer ist es aber, wie in dem ähnlich beschaffenen Protoplasma der weißen Körperchen im Menschenblut, noch nicht durch die Concurrenz der gleichartigen Individuen zur Ausprägung eines organbildenden Bedürfnisses, einer Einseitigkeit der Functionen gekommen, wie bei den höheren Thieren, wo die Functionen der Athmung, der Assimilation, der Bewegung, jede ihre besonderen Organe haben.

Wo aber das noch umbildungsfähige organische Wesen in der allgemeinen Concurrenz um die fundamentalen Bedingungen des Lebens, Luft, Wasser, Nahrung, Noth leidet, wo die Umgebung nicht mehr geeignet erscheint, seine bisherige Beschaffenheit fortdauern zu lassen, da entstehen neue Gebilde, welche besser zu der neuen Umgebung passen, weil sie den neuen durch die Umstände geschaffenen Bedürfnissen dauernd Genüge thun.

Wenn ich den Embryo des Landsalamanders, viele Monate vor dem normalen Zeitpunkt seines Eintritts in die Welt, aus dem Ei nehme, in sauerstoffreichem Wasser nicht zu warm, nicht zu kalt, nicht zu hell, nicht zu dunkel halte und mit kleinen lebenden Wasserthieren reichlich füttere, so zwar, daß ihm das Verlassen des Wassers unmöglich gemacht wird, dann bildet sich das Thier um. Es hat das Bedürfniß, den Sauerstoff, welcher im Wasser aufgelöst ist, einzuathmen, nicht, wie seine mit Lungen athmenden Eltern, den der Luft. Seine Lungen bleiben daher verkümmert, aber es entwickeln sich statt dessen mächtige Kiemen zu beiden Seiten des Kopfes. Die anfänglich sehr schwache Function der Kiemenathmung schafft sich, den gesteigerten Anforderungen des wachsenden Körpers entsprechend, ein neues Organ, oder ruft eines der Urahnen zurück. Ferner hat das Thier das Bedürfniß zu schwimmen, nicht wie seine auf dem Lande lebenden Eltern zu kriechen. Seine vier Extremitäten werden daher rudimentär, bloße Anhängsel, wogegen ein gewaltiger Ruderschwanz sich ausbildet. Die Function des Schwimmens ruft die Flossen, neue Organe, hervor, welche den Eltern fehlen.

In dieser Weise stelle ich ein ganz neues Thier her, das in der freien Natur nicht existirt, und zeigt, wie durch die Entwicklung neuer Functionen neue Organe entstehen oder in früheren Generationen vorhanden gewesene gleichsam auferstehen.

Dieser Grundsatz gilt aber nicht allein für solche ausgesuchte Fälle mit künstlich hergestellten Bedingungen, sondern für alle Functionen. Alle sind früher da, als die ihnen ausschließlich dienenden Organe. Alle entstehen in der Concurrenz um die Lebenserfordernisse, indem aus einem anfänglich einfachen, leicht durch einfache Mittel zu stillenden Bedürfnisse nach und nach zahlreiche nur durch verwickelte Mittel, durch Differenzirungen zu stillende Anforderungen an den Organismus gestellt werden. Wie im Menschenleben überall die Wahrheit gilt, „Noth macht erfinderisch“, so auch in der frei schaffenden Natur. Instrumente, Apparate, Maschinen sind Werkzeuge oder Organe, erfunden von Menschen, weil unter ihnen das Bedürfniß nach besserer Nahrung, besserer Luft, besserem Wasser, oder nach Raum- und Zeitersparniß, oder nach Mittheilung, Schutz u. s. w. immer dringender wurde. Sie sind zum Theil förmlich mit dem Organismus verwachsen. Solche neu erfundene künstliche Organe wie die Brille, die Uhr, der Schuh, haben alle eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich. Man kann sogar die Küche mit all' ihren großen und kleinen Instrumenten zur Kochung und Zerkleinerung, zur Mischung und chemischen Präparation der Rohproducte des Thier- und Pflanzenreichs als einen einzigen Verdauungsapparat, als einen Vormagen bezeichnen, dessen mehrtausendjährige Entwicklungsgeschichte deutlich die gesteigerten Anforderungen an Verdaulichkeit und Wohlgeschmack, das Be-

dürfniß, die Arbeit der Zähne zu vermindern, die Kau- und Beißmuskeln zu entlasten, erkennen läßt. Hier ist die Function der Ernährung Ausgangspunkt, eine Thätigkeit, welche in immer mannigfaltigerer Weise in der Natur sich entfaltet. Man gehe nur die Thierreihe durch, von den magenlosen Urthieren an bis hinauf zu dem Menschen mit seinen Schlachthäusern und Backöfen, mit seinen Feuerherden und Conservenfabriken, so wird eine lange Reihe von immer mehr differenzirten Organen zum Ergreifen, Zerkleinern, Zerreiben, Zermahlen, Zersetzen, Auflösen, Assimiliren der Nahrung gefunden, von denen das Vollkommene das Unvollkommene verdrängt, weil das weitergehende Bedürfniß, die erhöhte Thätigkeit, es ins Leben rief. Das Alte wird unbrauchbar.

In diesem Sinne ist es nicht allein erlaubt, sondern auch nothwendig, von einer Entwicklung der physiologischen Functionen zu sprechen. Kein einziges organisches Gebilde entwickelt sich, ohne daß vorher eine Thätigkeit, ein Bedürfniß diese Thätigkeit zu steigern, wirksam war. Die Ursache dieser Steigerung oder Differenzirung, dieses Mannigfaltigmachen und Ausdehnen der einzelnen, allen lebenden Wesen gemeinschaftlichen primitiven Verrichtungen der Athmung, Ernährung, Bewegung, Erwärmung, Vermehrung ist eben functionelle Entwicklung. Sie ist das Princip alles organischen Wachsthums, aller morphotischen Entwicklung, und wo sie nachläßt oder aufhört, wird sofort die letztere rückgängig. Ohne Function keine Organbildung; Steigerung der Function: Organneubildung, Erlöschen der Function: Organrückbildung. So hängen beide zusammen. Physiologische oder functionelle Entwicklung ist das, was Alles einigt und auf alles räthselhafte Dunkel Licht wirft.

Wendet man nun diesen Grundsatz an auf die körperlichen und geistigen Thätigkeiten des gesunden und des kranken Menschen, so ergibt sich die Nothwendigkeit, nach zwei Richtungen physiologische Forschungen auszuführen.

Da es sich nicht allein darum handelt, zu wissen, wie die Functionen sind, sondern auch wie sie geworden sind, so muß der werdende lebendige Körper, der Embryo, physiologisch untersucht werden. Das ist die eine Richtung. Die verwickelten Functionen beim Menschen, dem complicirtesten aller Wesen, mit den weniger ausgebildeten Functionen der Thiere — und auch der Pflanzen — zu vergleichen, ist die andere Aufgabe. Die Physiologie kann nur eine vergleichende sein, sagte schon 1826 der größte Physiologe aller Zeiten, Johannes Müller.

Die genetische und die vergleichende Functionenlehre gehören zusammen. Beide sind erst im Entstehen, müssen aber nach und nach die Grundlage der zukünftigen Lebenserforschung werden.

In einem Entwurfe („Die specielle Physiologie des Embryo. Untersuchungen über die Lebenserscheinungen vor der Geburt.“ Leipzig 1885.) habe ich eine Menge von Einzelbeobachtungen verwerthet, um zu zeigen, welch außerordentliche Fruchtbarkeit dem ersteren Gebiete eigen ist. Und ich hoffe, die Vollendung eines größeren Werkes über die ganze vergleichende und genetische Physiologie noch zu erleben.

Jede einzelne Verrichtung des Menschen muß Schritt für Schritt verfolgt werden, einmal im individuellen Leben zurück bis zu ihrem ersten Auftreten im lebenden Ei, und dann in der Reihe der Thiere, welche seinen Vorfahren noch

nahe stehen, und von diesen weiter bis zu dem schon nicht mehr thierischen, auch nicht pflanzlichen, sondern nur noch lebendigen Protoplasma. Dann wird man anfangen zu wissen, woher die hohen und niederen Functionen, z. B. das Sprechen und Sehen, ebenso wie das Athmen und Gehen, stammen, und wie sie so geworden sind, wie sie sind.

Wenn man dagegen fortfährt zu untersuchen ohne zu vergleichen, dann wird man zu solcher Erkenntniß nicht kommen, vielmehr nur aus der Betrachtung der Art und Weise, wie in Einem Falle eine Function sich abspielt, mit Aufwendung von enorm viel Arbeit und Scharfsinn, Zeit und materiellen Opfern finden, wie es sein und gewesen sein kann, nicht wie es ist und war. Die seit Galvani übliche Bevorzugung des Frosches zu physiologischen Untersuchungen, die allzu häufige Verwendung der Hunde, Kaninchen und Meerschweinchen, welche man schon die Hausthiere der Physiologen genannt hat, und die Leichtfertigkeit, mit welcher die an diesen wenigen, vom Menschen weit abweichenden Thieren erlangten Befunde manchmal auf diesen übertragen worden sind, haben schon viele Irrthümer veranlaßt.

Es ist erfreulich, daß wenigstens einige der jüngeren Forscher auch andere Untersuchungsobjecte wählen, aber sie sollten nicht die Ausnahme bilden. Man kann hiergegen nicht geltend machen, das Material sei zu schwierig zu beschaffen, und in zoologischen Gärten ließen sich physiologische Laboratorien nicht wohl einrichten. Beides trifft nicht zu. Nicht jeder Physiologe wird, wie der große Harvey von seinem Könige, einen Hirschpark zur Verfügung erhalten können oder nur wollen; aber die Wälder und Felder, die Seen und Flüsse Deutschlands liefern dem Suchenden genug Material, und die modernen Communicationsmittel gestatten schnelle Versendung auch lebender Thiere aus zoologischen Gärten und Menagerien in die physiologischen Institute. Diese letzteren sind es, welche zu wenig Gebrauch davon machen.

Indessen, alles auf diesem Wege zu gewinnende Arbeitsmaterial ist nur ein winziger Bruchtheil von dem, welches das Meer liefert, und wer ohne das lähmende Jagen nach Untersuchungsobjecten ernstlich die vergleichende Physiologie fördern will, muß an das Meer wandern. Um aber dem Ziele näher zu kommen, ohne die Zeit mit Nebensachen zu verlieren, müssen an verschiedenen Küsten, besonders da, wo der Formenreichthum groß ist, Laboratorien für Physiologen eingerichtet werden. Die in wachsender Zahl in Großbritannien und Frankreich entstehenden Aquarien eignen sich vorzüglich dazu. Allen voran geht aber die von einem Deutschen, von Prof. Anton Dohrn, mit seltener Energie und großen persönlichen Opfern ins Leben gerufene zoologische Station in Neapel. Sie ist die erste der Zeit nach und dem Range nach, ihre wissenschaftlichen Leistungen, ihr internationaler Charakter, ihre vortreffliche Organisation, ihre günstige Lage verleihen ihr auch für physiologische Untersuchungen, wie für morphologische besondere Vorzüge. Nachdem es mir vergönnt war, einen Winter daselbst zu arbeiten, kann ich aus eigener Erfahrung sagen, daß durch die Herstellung und Einrichtung geeigneter Räumlichkeiten für ein der vergleichenden Experimental-Physiologie als solcher gewidmetes Institut, das erste seiner Art, der hochherzige Leiter der Station in Neapel zur Förderung der wahren Physiologie schon jetzt mächtig

beigetragen hat. Er, der zuerst den gestaltenbildenden Functionswechsel zum Princip morphologischer, und zwar besonders phylogenetischer Forschungen machte, hat auch zuerst die Vortheile physiologischer Untersuchungen der Seethiere erkannt, und die zu ihrer methodischen Durchführung erforderlichen Mittel werden ihm hoffentlich bald zufließen. Denn leider ist die Physiologie von allen Wissenschaften die kostspieligste, und ihr Fortschreiten hängt ab von dem ihr zur Verfügung stehenden Material und Apparat.

In Betreff des ersteren berührt es den Forscher, welcher ungezählte lebendige Schätze aus dem Schoße des Meeres in Aquarien an die Oberfläche kommen sieht, fast schmerzlich, wenn sie, ohne beobachtet und untersucht, ja oft sogar ohne von Kundigen nur angesehen worden zu sein, zurückwandern in die dunkle Tiefe.

Und bezüglich des Experimentirens an den überreichen, in physiologischer Hinsicht noch im ganzen Zauber unberührter Jungfräulichkeit unwiderstehlichen Wundern des Meeres, kann ich nur sagen, daß es einen größeren Aufschluß über den Zusammenhang der Lebenserscheinungen, über das Werden und Sein der höheren und höchsten, auch der geistigen Verrichtungen verspricht, als die bisher übliche Einschränkung auf wenige Thiere des Deutschen Binnenlandes.

Nur ein paar Beispiele. Wenn ich finde, daß Seesterne, entgegen der verbreiteten Meinung, sie seien zu keinen anderen Bewegungen als reflectorischen fähig, in erstaunlich geschickter Weise, mit dem feinsten Anpassungsvermögen, wie hochintelligente Wesen, sich aus schwierigen Situationen und Fesseln befreien, mit der Sicherheit und Geschwindigkeit geübter Turner von einem schwimmenden Holz an die feste Felswand voltigiren, frei schwebend von der Rückenlage sich in die gewöhnliche Haltung von selbst wenden, mittelst ihrer langen Strahlen, die sie, wie Hebel je nach Bedürfniß kurzarmig oder langarmig, gegeneinander stemmen, übergeschobene, fest anliegende Schläuche entfernen, und vieles dergleichen Unerwartete leisten, so ist damit bewiesen, daß nicht allein die herrschenden Ansichten über den mangelnden Verstand in der Thierreihe so tief stehender Wesen irrig sind, sondern auch die geistigen Functionen, die Erhaltung des Gleichgewichts, die Erfindungsgabe sehr hoch entwickelt sein können, ohne so weit gehende Entwicklung des Nervensystems wie bei psychisch weniger leistungsfähigen, in der Thierreihe höher stehenden Wesen. Ich habe einen Südsee-Insulaner gesehen, welcher außer Stande war, einen Rock auszuziehen, den man ihm ganz richtig angezogen hatte. Er verfiel nicht darauf, einen Arm nach rückwärts zu strecken. Der Seestern befreit sich aber mit Leichtigkeit von Hülsen und Hüllen, Ringen und festgeschürzten Fäden in zweckmäßigster Weise, obgleich er nie in seinem Leben solchen Zwang verspürte. Durch solche Thatsachen werden die Forschungsgrundsätze nothwendig beeinflußt. Nicht für eine einzelne geistige Arbeit ist ein großes Gehirn nöthig, sondern für eine Mannigfaltigkeit von Arbeiten.

Die winzigen Ganglienzellen der Strahlthiere leisten, wie ich fand, wenn viele mit nur einem Strahle in organischem Zusammenhang bleiben, nicht allein quantitativ mehr, als unter gleichen Umständen wenige, sondern auch qualitativ mehr. Also wird es wahrscheinlich, daß auch bei höhern Thieren und dem

Menschen die größere Intelligenz nicht mit dem relativ größeren Gehirn zusammen geht, sondern von einer größeren Zahl von Ganglienzellen und deren Zusammenwirken (mittelst zahlreicherer Associationsfasern) abhängt.

So führt die Untersuchung der Bewegungen pelagischer Thiere unmittelbar zur Physiologie des Gehirns. Die menschliche Seelenthätigkeit kann nur durch Vergleichung mit thierischer verständlich werden. Denn sie ist das letzte und höchste Glied einer langen Entwicklungsreihe, deren Stufen nur mit Hilfe der Phylogenie und Physiologie, d. h. durch Vergleichung und Entwicklungsgeschichte der Functionen entdeckt werden können.

Hierin liegen die schönsten Probleme der Zukunft, und wenn erst mehr auf diesem Boden gediehen sein wird, dann einigen sich von selbst die verschiedenen Anschauungen, welche bis jetzt einander unversöhnt gegenüberstehen.

Schon dämmert auch in anderen Forschungsgebieten die Erkenntniß, daß es viel mehr bedeutet, das Werden, das Wachsen, die Entwicklung durch Vergleichung zu ermitteln, als das Gewordene für sich zu beschreiben, wie es sich gerade dem Beobachter darstellt, wenn es ihm einfällt zu beobachten.

Bereits im Jahre 1861 erklärte einer der hervorragendsten Chemiker der Zeit: die Beziehungen eines Körpers zu dem, was er früher war, und zu dem, was er werden kann, bilden den eigentlichen Gegenstand der Chemie (Kekulé).

Statt „Chemie" könnte man hier mit demselben Rechte setzen „Morphologie und Entwicklungsgeschichte". Aber derselbe Grundsatz ist auf die Physik, die Astronomie, die Geologie, und sogar in gewissem Sinne auf die Sprachwissenschaft anwendbar. Denn die Physik befaßt sich ebenfalls mit den Beziehungen eines Kräftecomplexes oder Körpers zu seiner eigenen Vergangenheit und Zukunft. Ihr Ideal ist die Vorherbestimmung seines Zustandes und die Berechnung seiner Vergangenheit aus seinem gegenwärtigen Verhalten. Die Astronomie geht hierin allen Wissenschaften voran, weil ihre Prophezeiungen am Genauesten eintreffen. Die Geologie ist wesentlich Entwicklungsgeschichte des Erdballs. Die vergleichende Sprachwissenschaft sucht aus den Beziehungen der lebenden Sprachen zu den todten und lebenden gewissermaßen den Stammbaum jedes Idioms zu ermitteln, wie der Zoologe aus den Beziehungen der gegenwärtigen Thiere zu den versteinerten und zu einander deren Herkunft zu erforschen trachtet. Ueberall ist es stillschweigend oder ausdrücklich eine dem Entwicklungsbegriff nahe verwandte Vorstellungsweise, welche den denkenden Naturforschern vorschwebt. In der That beherrscht Alle das Verlangen, aus den gegebenen Zuständen die vergangenen und künftigen zu erschließen. Das ist aber das Wesen der Entwicklung. Das Wie des Ueberganges eines Zustandes in einen anderen, die Gesetzmäßigkeit desselben, die Geschwindigkeit desselben, die Folgen desselben, diese sind in den einzelnen Gebieten verschieden, nicht die allgemeine Thatsache des Zustandswechsels selbst. Wenn der Sonnenstrahl gleichzeitig des Menschen Haut erwärmt und das Auge durch prächtige Farben erfreut, den pflanzlichen Keim grün, die empfindliche Glasplatte violett färbt, das Radiometer in Bewegung setzt und das Telephon zum Tönen bringt, Millionen geflügelter winziger Wesen in die Lüfte emporzieht, andere Millionen lichtscheuer Dämmerungsgeschöpfe in die Erde und die Tiefen der Wässer scheucht, lichtholde Schwärmsporen zu rasenden Tänzen

erweckt, Nachts aufblühende Blumen schließt, um andere mit glänzenden Thauperlen bedeckte im Morgenroth zu öffnen — so ist es doch immer die eine gewaltige Sonne, welche mit immer denselben lebenspendenden und lebenvernichtenden Strahlen solche entgegengesetzte Wunder wirkt.

So auch ist es in allen Naturwissenschaften schließlich der, seit sie bestehen, immer mächtiger vordringende Entwicklungsgedanke, welcher die Gegensätze der Naturauffassungen erzeugt. Jeder will die richtige Reihenfolge der Erscheinungen erkennen. Alle stehen fest auf dem unerschütterlichen Fundamente des Satzes vom zureichenden Grunde, der besagt, daß jeder Veränderung eine Veränderung vorausgehen und eine andere nachfolgen muß. Sowie aber im Einzelnen ermittelt werden soll: welche war denn zuerst? welche folgte? entstehen die Meinungsverschiedenheiten. Ist ein, weniger Leistungen fähiges Thier darum einfach organisirt, weil es noch nicht differenzirt wurde, oder weil es verkümmerte? weil es von höher entwickelten durch Rückbildung abstammt? Solche Fragen sind oft außerordentlich schwer zu beantworten, und hier ist es gerade die Physiologie, welcher eine entscheidende Stimme, oder wenigstens ein schwerwiegendes Urtheil zukommt. Denn wenn ein Organ verkümmert, so pflegt die Function desselben viel früher zu verschwinden, als das rudimentäre Organ. Wenn aber ein Organ in fortschreitender Entwicklung begriffen ist, dann pflegt die Function viel früher da zu sein, als das ausgebildete Organ. Somit ist zu ermitteln, ob das fragliche Gebilde schon fungirt oder noch fungirt. Ist z. B. ein fertiges Auge wenig oder gar nicht lichtempfindlich, so kann es nur in der Rückbildung begriffen sein; ist es sehr unvollkommen und doch höchst lichtempfindlich, dann ist es nicht verkümmert, während ein noch so einfaches Auge, welches unempfindlich gegen Licht ist, nur so durch Rückbildung geworden sein kann. Embryonale Augen sind natürlich in fortschreitender, aber individueller Entwicklung begriffen, während hier nur von phyletischer die Rede ist.

Aehnliche Fragen kommen in den anorganischen Wissenschaften ebenfalls vor, wenn auch der Begriff der Lichtempfindlichkeit da einen anderen Sinn hat, nämlich nur die Empfänglichkeit, Ansprechsfähigkeit oder Zersetzbarkeit ohne Beimischung einer Empfindung und Empfindlichkeit im physiologischen Sinne bedeutet. Aber schon die Frage, ob das Bromsilber einer photographischen lichtempfindlichen Platte — ich bleibe bei dem Beispiel — die Zersetzung durch Licht weniger empfindet, als in den Blättern des Baumes, die allein durch eben dieses Licht grün werden, das Protoplasma den dabei stattfindenden Zersetzungsproceß, schon diese Frage bereitet Denjenigen Verlegenheit, welche das Empfindungsvermögen ausschließlich Thieren zuerkennen. Diese müssen nämlich die große Erregbarkeit, d. h. Empfindlichkeit des Protoplasma nervenloser Thiere, welches ebenfalls lichtempfindlich und von dem vieler Pflanzen nicht zu unterscheiden ist, entweder für specifisch verschieden von diesem, oder es mit ihm für empfindungsunfähig erklären. Im ersteren Falle fällt ihnen die Aufgabe zu, ein specifisches Unterscheidungsmerkmal anzugeben, was nicht gelingt; im zweiten, zu sagen, wo denn in der Thierreihe, wenn man von unten nach oben vorgeht, das Unvermögen zu empfinden aufhört, und das Empfindungsvermögen anfängt, was noch weniger gelingt.

Also entspricht es den Thatsachen, anzunehmen, daß nirgends eine scharfe Grenze zwischen empfindungsfähigen und empfindungsunfähigen Wesen existirt, sondern aller Materie ein gewisses Empfindungsvermögen zukommt, welches aber nur bei einer bestimmten, äußerst complicirten Anordnung und Bewegung der Theilchen es zur Empfindung kommen lassen kann. Daher die einfachen Stoffe, die todten Körper, wenn sie auch zum Theil sehr leicht durch geringfügige Einflüsse verändert werden, trotz ihres dunklen Empfindungsvermögens doch nicht merklich empfinden können, sowie sie aber Bestandtheile der Ganglienzelle des Gehirns oder nur des lebendigen Protoplasma werden (durch die Nahrungsaufnahme), mit anderen zusammen in unübersehbar complicirter Bewegung die Empfindung explosionsähnlich entstehen lassen, wenn jetzt ein Eindruck auf sie ausgeübt wird.

Jede physiologische Erklärung muß vor Allem mit den morphologischen, mechanischen und chemischen Thatsachen in völligem Einklang stehen, darauf legen alle Physiologen das größte Gewicht; aber ich verstehe nicht, weshalb die Morphologen, Physiker und Chemiker das Recht haben sollen, ihre Erklärungen und Grundsätze ohne Rücksicht auf physiologische Thatsachen immer noch als die einzig richtigen oder sogar einzig möglichen hinzustellen. Es ist bewiesen, daß die Materie noch andere Fundamentaleigenschaften haben muß, als die Physiker und Chemiker ihr zuschreiben. Das Axiom der Mechanik „die Materie ist todt!" wird nicht mehr lange in der alten Form bestehen. Vielmehr kommt allem Stoff ein Empfindungsvermögen zu. Es wird durch diese Voraussetzung an dem imposanten Lehrgebäude der Physik und Chemie nichts geändert, da in ihren Formeln der neue Factor nur eine verschwindend kleine Größe im Verhältniß zum Uebrigen ausmacht; aber das Unmerkliche ist darum nicht weniger wirklich als das Merkliche, weil es unmerklich ist. Ein einzelnes Baumblatt hört Niemand im Winde zittern, während das Rauschen des Hochwaldes im Sturm, welches durch viele schwingende Blätter entsteht, nur durch das unhörbare Geräusch jedes einzelnen hörbar wird und eine Schrecken erregende Stärke erreicht. So auch kann sehr wohl allgemein jedes Theilchen des Stoffes nur unmerklich wenig empfinden, wenn es für sich hin und her schwingt, aber mit vielen ebenso leise fühlenden Partikelchen zusammen seine Betheiligung an dem Zustandekommen der Empfindung bethätigen, welche blitzgleich entsteht und verschwindet.

Durch diese Auffassung, durch die Anerkennung der Entwicklung und des Empfindungsvermögens in der ganzen Natur kann Alles in harmonischen Zusammenhang gebracht werden.

Jena, 16. Juli 1886.

Karl Maria von Weber.

Geb. 1786.

Von **Philipp Spitta.**

In keinem Lande hat die Verschiedenartigkeit der Volksstämme den Charakter der Musiker und ihrer Werke stärker beeinflußt als in Deutschland. Die Sonder-eigenthümlichkeiten haben sich zuweilen zu einer Schärfe ausgebildet, die dem unmittelbaren allgemeinen Verständniß geradezu zu wehren schien. Ein deutscher Künstler, der sich diesem allgemeinen Gesetze in keiner Beziehung unterworfen zeigt, ist folglich schon deshalb eine merkwürdige Erscheinung.

Karl Maria von Weber ist gleichsam die verkörperte Verschmelzung der Deutschen von Süd und Nord, von Ost und West. Seiner Familie nach ein Oberösterreicher, ist er doch in Holstein geboren und ein Kind gewesen. Er hat als Kunstjünger zu den Füßen Michael und Joseph Haydn's gesessen und in der Leitung der deutschen Oper zu Prag zum ersten Male seine volle Genialität als Dirigent bekundet. Württemberg und die Pfalz sahen ihn als großen Virtuosen, Clavier- und Liedercomponisten seine Kraft entfalten. Aber durch norddeutschen Einfluß entstanden die Lieder aus „Leyer und Schwert", welche zuerst seinen Namen überall dahin trugen, wo die deutsche Zunge klang. Die Wiege seines Weltruhmes endlich wurde Berlin. Doch der Jubel jenes denkwürdigen 18. Juni des Jahres 1821, als im Schauspielhause zu Berlin zum ersten Male die Töne des „Freischütz" erklangen, scholl in kurzer Frist von den Ufern der Donau, wie von überall her aus den Ländern deutscher Sprache mit gleicher Gewalt zurück. Ihm gegenüber gab es keinen Unterschied der Stämme; er war, wenn je ein großer Musiker dies gewesen ist, ein Alldeutscher.

Ein Historiker späterer Zeit wird vielleicht einmal auf den Gedanken kommen, die deutsche Musik des neunzehnten Jahrhunderts vom Standpunkte der Weber'-schen Kunst aus zu betrachten. Der Gedanke würde kein unglücklicher sein. Ohne Zweifel hat kein Künstler die moderne Musik kräftiger und auch nachhaltiger

beeinflußt als Weber: noch die unmittelbare Gegenwart spürt auf dem Gebiete der Oper, in gewissen Zweigen des deutschen Liedes, in der Männergesangs-Composition, in der Technik des Clavierspiels, und vor Allem in der Orchestrationskunst den engen Zusammenhang mit ihm. Unberührt von seinem Geiste ist kaum eine der Kunstgattungen geblieben, welche in unserem Jahrhundert mit Erfolg gepflegt worden sind. Geziemt es sich, im Hinblick auf Weber's Säcularfeier, diesen Umstand kräftig zu betonen, so wird man sich doch vor einem abschließenden Urtheile hüten müssen, weil eben Weber's Genius in seiner eigenthümlich an- und aufregenden Weise noch immer in der Production der Gegenwart lebendig ist. Auf festerem Boden stehen wir, wenn wir uns bescheiden, ihn im Verhältniß zu seiner eigensten Zeit und zu seiner Vorzeit zu betrachten.

Hier finden wir etwas Räthselhaftes. Es hat wohl keinen Künstler gegeben, dessen Tonsprache überzeugender, dessen Wirkung auf die Welt einleuchtender gewesen wäre. Aber dieser Künstler, von dem es uns scheinen will, er sei im Besitze eines Zauberwortes gewesen, auf das die Welt nur gewartet habe, um in hellen Sang und Klang auszubrechen, er läßt sich auf rein musikhistorischem Wege schwer begreifen. Daß Mozart auf Haydn, Beethoven auf Mozart und Haydn gefolgt ist, verstehen wir ohne Weiteres, hier haben wir das Gefühl einer Nothwendigkeit. Weber steht außerhalb des Ringes. Er ist ganz anders geartet als jene großen Meister, anders auch als Schubert, anders als Spohr. Man darf behaupten, daß am Anfang unseres Jahrhunderts wohl kaum Jemand eine Künstlererscheinung, wie er sie ist, geahnt haben wird. Und dennoch bewies das Jauchzen, mit welchem das deutsche Volk seinen Sang belohnte, daß er ein Solcher war, der kommen mußte. Keine kurzlebige Tagesgröße, sondern ein Mann, der das Schaffen seines Jahrhunderts bestimmen half. Ein Geist voll neuer Ideen, die er in Werken ursprünglichster Art verkörperte. Und er theilte nicht das Schicksal neuernder Talente, auf deren Schultern andere steigen, die sie vergessen machen. Monteverde's Opern, Willaert's Madrigale mußten den Compositionen der Nachfolger weichen. Weber's Opern blühen heute wie vor sechzig Jahren, und völlig außer Cours gesetzt ist er kaum nach einer Richtung seines vielseitigen Schaffens hin.

Ich darf zur Erklärung dieser Erscheinung mit einem Bilde beginnen. In einem von hohen Berglehnen eingeschlossenen Thale zieht eine Schar von Wallern dahin. Meist sind es ernste, würdige Gestalten. Sie sind schon lange auf der Fahrt; man merkt es ihnen an: sie fühlen sich als eine Gemeinde. Der Charakter des Thales ist wechselnd: bald treten großartige Felsmassen bis an den Weg heran, bald führt der Pfad durch feierliche Waldesgründe, bald wieder dachen sich die Berge in anmuthige Wiesen ab, ohne doch unterbrochen zu werden oder sich zu verlaufen. Aber unter den Wandrern ist einer, der hat sich herzugefunden, man weiß nicht recht woher, ein keker jugendlicher Gesell. Den duldet es nicht länger bei den andern. Er verliert sich an der Bergeshalde, folgt verworrenen und verwachsenen Pfaden. Er erreicht den Bergesrücken: da sieht er weit hinaus in ein sonnenbeglänztes, gesegnetes Land. Jubelnd ruft er die andern, sie drängen nach aus ihrer Einsamkeit und steigen nieder in die freie weite Welt, dort er-

kennen sie langverlassene Brüder wieder, mit denen sie nun vereint wirken und schaffen.

Die deutschen Musiker des 18. Jahrhunderts lebten ihrer Kunst in eigner Weise. Sie bildeten eine Gemeinde für sich, auch die höchsten und genialsten rechneten sich zu dieser. Was sie von der übrigen Welt abschloß — ich möchte es nicht die Zunft nennen, dieses Wort würde nicht ganz passen, aber der Stand war es. Aus dem Standesbewußtsein heraus betrachteten sie die Welt, und willig sahen sie sich durch ihren Stand beschränkt. Ich sage nicht, daß ihnen gefehlt hätte, was man allgemeine Bildung nennt: war dies wirklich hier und da der Fall, so hing es allerdings mit der Standesabgeschlossenheit zusammen, aber eine nothwendige Folge derselben war es nicht. Es wäre lächerlich, wollte man leugnen, daß ein Gluck, ein Mozart eine große Vielseitigkeit der Kenntnisse und Interessen an den Tag gelegt haben. Aber Alles, was außer der Musik den Geist bewegen und nähren, die Phantasie mit schönen und edlen Vorstellungen erfüllen kann, erschien ihnen mehr nur als Mittel, das Leben äußerlich angenehmer zu gestalten. Sie bedurften dessen nicht, wenn sie eben nur als Musiker und an dem Platze ihre Pflicht thaten, welcher ihnen in der Hierarchie der damaligen Gesellschaft angewiesen war. Dieser Platz war kein hoher.

Der Abgeschlossenheit in untergeordneter Stellung, welche aber gewisser Sicherheiten und Vortheile wegen nicht ungern ertragen wurde, hat Weber durch sein Beispiel ein Ende gemacht. Er hat etwas gestürzt, was freilich in der neuen Zeit überhaupt nicht mehr völlig zu halten war. Er war auch nicht der einzige, den es in der herkömmlichen Standesenge der Musiker unerträglich dünkte. In Norddeutschland strebte Joh. Friedr. Reichard Aehnliches an, in Oesterreich Beethoven; aber jenem fehlte die schöpferische Genialität, diesem die geistige Beweglichkeit und die Gunst der Lebensstellung. Weber nahm schon durch seine freiherrliche Geburt einen Platz auf den Höhen der Gesellschaft ein. Er zwang durch sein Beispiel die Welt, sich daran zu gewöhnen, daß auch eine berufsmäßige Ausübung der Kunst einem Hochgeborenen wohl anstehe. Seine umfassende Bildung war nicht äußerlich angelernt, sondern innerlich erworben; sie verband sich mit seinem Musikerthum zu einem unlöslichen Ganzen. Nicht gering war sein schriftstellerisches und dichterisches Talent, für bildende Künste und mechanische Fertigkeiten besaß er Interesse und Verständniß. Theils angeboren, theils durch seinen Verkehr mit Menschen jeden Ranges praktisch erworben, waren seine große Gewandtheit und feinen gesellschaftlichen Formen. Seine Erziehung zwar war keine regelmäßige gewesen. Aber das ruhelose Wandern mit einem abenteuernden Vater hatte ihm von Kind auf eine Menge der verschiedensten Eindrücke zugeführt, die sein lebhafter Geist ergriff und sein kluger Kopf sich nutzbar machte. Mit zwanzig Jahren hatte er mehr Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, als mancher Künstler der alten Zeit bis an seinen Tod zu erwerben vermocht hätte. Eine Natur, die allen Eindrücken weit offen stand, die sich mit Enthusiasmus hingab an die Schönheit der Welt.

Und welch einer Welt! Wie aus zweihundertjährigem Schlummer war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das geistige Leben Deutschlands neugestärkt erwacht. Rasch entfaltete es sich zu einer Kraft und einem Reichthum,

wie sie in unserer Geschichte nie zuvor dagewesen sind. Ließen die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse jeden Stützpunkt für einen neuen Aufschwung vermissen, so übernahm nun die Poesie die Führerrolle in der mächtigen Bewegung. Sie offenbarte sich in den höchsten Kunstwerken, welche die deutsche Literatur kennt, sie wies aber zugleich der Menschheit ihre höchsten zu erstrebenden Ziele. Ihr nach zog in glänzender Entwicklung die Wissenschaft der Geschichts- und Alterthumsforschung, der Theologie und Philosophie. Das deutsche Mittelalter mit seinen Gesängen und Gestalten wurde wieder lebendig. Eine neue deutsche bildende Kunst erwuchs. Der Deutsche vermochte sich wieder seiner Nation zu freuen. Minder gewaltsam als jenseits des Rheines und langsamer bahnte sich auch bei ihm eine neue Ordnung der Gesellschaft an, als deren Grundlagen Humanität und Freiheit galten. Dieser Geistesfrühling ohne Gleichen gab den Deutschen auch die Spannkraft, das furchtbare Schicksal der napoleonischen Herrschaft zu ertragen. Und als das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt, als nach den siegreichen Schlachten von Leipzig und Waterloo endlich auch wieder ein einmüthiges Gefühl patriotischer Begeisterung erwacht war, da mußte es wohl auf Augenblicke ein jeder Hochherzige empfinden, daß in einer Zeit wie diese, es eine Lust sei zu leben.

Diese Zeit war Weber's Zeit. Wenn ich aber sagte, das geistige Leben der Deutschen habe zweihundert Jahre geschlummert, so sollte von diesem Urtheil die Musik ausgenommen sein. Sie und sie allein war gediehen in der Periode äußerster Ermattung und Armseligkeit; alle inneren Lebenskräfte hatten sich gleichsam in die Musik zurückgezogen, die großen Tonmeister des 17. und 18. Jahrhunderts waren die einsamen Zeugen der Unverwüstlichkeit des deutschen Volks. Das Leben konnte ihnen außer der Religion kaum etwas ihren Geist Befruchtendes bieten. Sie mußten sich selbst genug sein und waren es. Die Schätze der Erfahrungen, Kenntnisse und Anschauungen stetig mehrend und läuternd, dergestalt Ererbtes zu Ererbtem häufend, lassen sie sich vergleichen mit einer altbegüterten Aristokratie. Conservativ wie eine solche lehnten sie die innerlichen Berührungen mit dem Leben auch dann noch ab, als es dort schon anfing ganz anders auszusehen. Wer merkt es der Musik Haydn's und Mozart's an, daß sie Zeitgenossen von Klopstock und Herder, von Goethe und Schiller waren? Ueberall der dichteste Zusammenhang mit der Musik der Vorgänger und Mitlebenden; aber auch fast nur mit dieser. Daß jenseits der Berge ihres Thales die Sonne aufgegangen war über dem weiten Lande, das merkten sie nicht, oder es kümmerte sie nicht.

Nun erwäge man, welch' eine Wirkung es thun mußte, als endlich Jemand kam, der zu vereinigen suchte, was doch im tiefsten Grunde zusammen gehörte. Ein genialer Musiker, dessen Geist aber tausendfältig befruchtet war von Allem, was die letzten fünfzig Jahre frühlingsfroh hatten keimen und wachsen sehen, und dem ein Gott gegeben hatte zu sagen, wie ihm zu Muthe war. Spohr, Weber's conservativer Zeitgenosse, sprach etwas verächtlich über dessen Talent, für „den großen Haufen" zu schreiben. Wer aber war dieser große Haufen? Die deutschen Studenten, die Männer, die für Vaterland und Herd gelitten und gekämpft hatten, und die nun gegen Fremdländisches mit Waffen des Geistes

auf der Wacht standen, alle jene begeisterten Seelen, die in vaterländischem Ruhm und Größe glücklich waren. Neben den Gebildeten — das verbrauchte Wort hatte damals noch seine frische Bedeutung — fand freilich auch der einfache Mann in Weber's Weisen sein eigenstes Empfinden wieder. Jene schöne, fast ein halbes Jahrtausend zurückliegende Zeit schien wiederzukehren, wo im deutschen Volksliede diejenigen Empfindungen Form gewannen, in welchen die geschiedenen Stände sich als Volk zusammenfanden und verstanden.

Nimmt Weber solchergestalt unter den deutschen Musikern seiner Zeit eine vereinzelte Stellung ein, so gehört nun gerade er, wie er leibt und lebt, in das Culturbild der zehner und zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts als ein wesentlicher Zug, als ein Ton, durch welchen andere erst sich zur vollen Harmonie ergänzen. Wenn der Zustand ein romantischer ist, in welchem neue Culturelemente in eine langbestehende Ordnung der Dinge eindringen, dieselbe durchsetzen und endlich auflösen, so war jene gesammte Periode von der Mitte des 18. Jahrhunderts an eine romantische. Auch Weber war in diesem Sinne Romantiker durch und durch. Der Widerspruch, den ein solcher Zustand bedingt, lag in ihm, ebenso wie die stete Unruhe, welche diesen Widerspruch begleitet. Aber derselbe mußte nothwendiger Weise bei einem Musiker anderer Art sein als bei einem Dichter oder Bildner. Goethe hat gesagt, um Großes in der Welt zu schaffen, müsse man eine große Erbschaft thun. Wenn irgendwer, so bekam zu Weber's Zeit ein Musiker etwas zu erben. Hätte Weber die Erbschaft nicht anzutreten gehabt, so wäre bei all' seinem geistigen Reichthum das Ergebniß seines Wirkens doch ein anderes und viel geringeres gewesen. Aber obgleich er abseits von den anderen stand, obgleich er als Jüngling den neuerungs- und originalitätssüchtigen, anregenden, aber unechten und unproductiven Abt Vogler hoch verehrte, so verleugnete er doch nicht im entferntesten die Kunst seiner großen Vorgänger und Zeitgenossen. Mozart und Cherubini blieben zeitlebens seine höchsten Ideale und Beethoven lernte er mehr und mehr verehren und bewundern. So konnte er mit dem Strome der norddeutschen Geistesbewegung ziehen, und dennoch auch im Süden Aller Herzen beglücken. Er war ein Sänger der Freiheit und des Volkes, der Millionen hingerissen hat durch den Schwung und das reine Pathos seiner Melodien. Und doch konnte ihn wieder die alte Ordnung der Dinge anheimeln, und wenn er während seiner Dresdener Zeit als verkappter Demagoge und Revolutionär argwöhnisch beobachtet wurde, so verkannte man vollständig seinen adligen und deutschen Fürsten aufrichtig ergebenen Sinn.

Bekanntlich hat sich die deutsche Dichtung jener Zeit wieder in eine classische und romantische Richtung gespalten. Letztere könnte man also mit Rücksicht auf den gesammten Charakter der Periode die potenzirte Romantik nennen. Auch zu ihr stand Weber in einem Verwandtschaftsverhältniß, doch ist dasselbe anderer Art, als es auf den ersten Blick als das natürliche angenommen werden könnte. Nicht sowohl die Dichtungen der Romantiker waren es, denen er sich hingegeben, mit denen er seine Töne zu vermählen gesucht hätte. Wohl aber sympathisirte er mit der Art, wie sie den Kreis allgemeiner geistiger Anschauungen, wie sie den Begriff von der Bestimmung der Kunst zu erweitern suchten. Er that dies nicht als Gefolgsmann der Romantiker, sondern durch die eigenste

Natur bewogen. Wenn nach Novalis' Ausspruch diejenige Kunst romantisch ist, welche auf eine angenehme Art befremdet, so gibt es keinen Musiker, der diese Tendenz von frühester Jugend unzweideutiger gezeigt hätte als Weber. Die engere Verbindung der Kunst mit dem Leben, welche im Gegensatz zum Classicismus die Romantiker anstrebten, wer hätte sie vollkommener verwirklicht als er? Er theilte ihr Interesse für Cultur und Kunst fremder Völker und Zeiten: groß war die Zahl der Opernstoffe aus dem spanischen Leben, welche ihn beschäftigten. Pizarro, Don Juan d'Austria, Columbus, Cid, die Drei Pintos sind theils unangefangen, theils unvollendet geblieben. Aber in der „Preciosa" hat er ein Bild spanischen Charakters gemalt, farbenreicher und reizvoller, als es je einem romantischen Dichter gelungen ist, und jeder weiß, wie er das Wesen des französischen Mittelalters und des wunderreichen Orients in den Tönen der „Euryanthe" und des „Oberon" zurückgespiegelt hat. Wenn Herder zuerst erkannt und die Romantiker den Gedanken weiter verfolgt hatten, daß hinter allen Kunstwerken der Geist der Völker stehe, welcher die letzte unterscheidende Eigenthümlichkeit derselben bestimme, so ist in Weber's Opern dieser Gedanke zur That geworden, indem er einer jeden ihr eignes Localcolorit gab. Die Lieder und Sagen des Volkes als unscheinbare Gefäße eines köstlichen Inhalts erkennen, sie sammeln und erklären, auch an dieser großen Aufgabe haben die Romantiker hochverdienstvoll mitgearbeitet. Weber aber war der erste große deutsche Musiker, den es nicht zu gering däuchte, jene treuherzigen, schlichten, oft unbehilflichen Volksliedertexte, wie sie des „Knaben Wunderhorn", die Sammlung Büsching's und von der Hagens' und andere darboten, und die gesungen werden müssen, sollen sie leben, durch seine Töne zu neuem Dasein zu erwecken. Eine Lieblingsfigur der romantischen Dichter war der fahrende Sänger und Spielmann, eine Figur, die in der Volksanschauung zwar nie ihre Poesie ganz verloren hatte, die aber in Geringschätzung fallen mußte, wenn, wie im 17. und 18. Jahrhundert, das Volksleben selbst gering geschätzt wurde. Wenn sie nun in den Dichtungen der Brentano und Eichendorff wieder auflebte, so war Weber es, der sie durch seine Person gleichsam ins wirkliche Leben zurückführte. Daß bedeutende ausübende Musiker umherreisten, um sich hören zu lassen, war ja nichts Ungewöhnliches mehr. Aber man vergleiche z. B. die Concertreisen Spohr's, wie er selbst sie uns schildert, mit dem was wir über Weber wissen. Dort noch ganz der Musiker der alten Zeit, der in herkömmlichen Formen einem Hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum aufwartet, wenn schon er in berechtigtem Stolz seiner Persönlichkeit nicht zu nahe treten läßt. Hier dagegen ein bezauberndes Bild lebendigster Frische und launiger Ungebundenheit. Die eigentliche Zeit von Weber's fahrendem Sängerthum ist 1810—1813. Rastlos von Ort zu Ort ziehend, entzückt er durch seine feurigen, süßen und schalkischen Weisen jedes offne Herz, imponirt durch ihre kecke Regellosigkeit der Jugend, macht die Alten verdrießlich, regt alle auf und verschwindet schnell wieder aus ihrer Mitte. In seiner Person Adel des Gebahrens und der Gesinnung mit lässiger Leichtlebigkeit verführerisch verbindend, in seinen Stimmungen schwankend zwischen ausgelassener Lust und tiefer Schwermuth, gewährt er ein Bild, das ganz von romantischer Poesie umflossen ist und in der deutschen Kunstgeschichte einzig dasteht.

Man denkt bei Weber gewöhnlich nur an dessen letzte Lebensperiode, die mit dem „Freischütz“ beginnt und dem „Oberon“ abschließt. Das ist die Zeit seiner großen Werke. Aber durch die Gesammtheit seiner Persönlichkeit mit ihren vielfältigen Gaben hat er schon in der ersten Hälfte seines Künstlerlebens, obgleich nicht in so weiten Kreisen, so doch gewiß nicht weniger intensiv gewirkt. Die neubelebte Freude an der alten Zeit, an ihrer Geschichte, ihrem Volksleben und Volksgesang gab jenem Abschnitte deutschen Culturlebens sein Gepräge nicht nur hinsichtlich der Wissenschaft und Kunst, sondern auch der individuellen und gesellschaftlichen Lebensformen. In Bezug auf diese verkörpert Weber jenen Spielmann aus alter Zeit, der, wie Eichendorff sagt, ins Land hinaus zieht und seine Weisen singend von Haus zu Haus geht.

Was er sang, wenn er — etwa nach einem Concert, wo er eine auserlesene Gesellschaft durch sein prachtvolles Clavierspiel und seine Gabe der freien Phantasie hingerissen hatte — wenn er dann mit den Studenten Heidelbergs durch die nächtlichen Gassen zog, Serenaden zur Guitarre improvisirend, oder wenn er auf ihren Gelagen, tüchtig Bescheid thuend, in ihrer Mitte saß, oder wenn er in Darmstadt vor Soldaten und ihren Mädchen auf den Tisch sprang und Schelmenlieder hören ließ, oder wieder wenn er in Baden-Baden mit dem Kronprinzen von Bayern, dem späteren Könige Ludwig I., ganze Sommernächte hindurch die Zither im Arm umherschweifte, oder wenn er mit seinem Freunde Alexander von Dusch im Fenster des Stiftes Neuburg bei Heidelberg eine Frühlingsmondnacht verträumte — was er da sang, das hat zwar meistens wohl der Wind verweht, wie der Augenblick es gebar. Aber die Art dieser seiner Gesänge ist doch in vielen Mustern erhalten geblieben. Es sind jene einfachen Strophenlieder, wie er sie zahlreich, namentlich mit Benutzung von Volksliedertexten gemacht hat, Lieder, theils zart und innig, theils unschuldig-heiter, theils voll schelmischen Wesens und naturwüchsiger Derbheit. Zur Begleitung dient nur die Guitarre, jenes heute fast verachtete und doch für die einfache Begleitung des wirklichen Liedes fast unersetzliche Instrument. Auch Weber's Lieder hat man heute weit bei Seite geschoben, aber sie gehören dennoch zu den Schätzen der deutschen Musik, welche dauern.

Mit den Dichtungen aber der romantischen Schule hat Weber, wie gesagt, sich wenig zu schaffen gemacht. Sein Verhältniß zu der Poesie der ganzen Zeit, auch zu derjenigen unserer größten Dichter, ist überhaupt ein eigenthümliches. Wie tief haben Schubert und Beethoven aus dem Born der Lyrik Goethe's geschöpft! Auch Mozart hat wenigstens das eine Lied vom „Veilchen auf der Wiese“ componirt. Unter Weber's Liedern findet sich nicht ein einziges Gedicht von Goethe. Dies könnte einen persönlichen Grund haben: Goethe war durch schiefe Berichte Zelter's gegen Weber voreingenommen und sein Benehmen gegen ihn konnte diesem nicht gefallen. Aber auch andere große Lyriker scheinen kaum für ihn vorhanden gewesen zu sein. Es ist, als ob — von den Volksliedern abgesehen — die meisten der übrigen Texte ihm durch den Zufall in die Hand gespielt wären. Von Tieck, einem Haupte der romantischen Dichterschule, mit dem Weber auch persönlich befreundet war, und den er als genialen Vorleser hoch verehrte, ist nur ein einziges Lied vorhanden. Spärlich vertreten sind Matthisson,

Bürger, Voß, Schenkendorf. Ueberwiegend sind die Gubitz, Kannegießer, Müchler und ähnliche. Eichendorff, an den Weber in so vielen Zügen erinnert, fehlt ebenfalls ganz; und doch hatte dieser schon 1815 in dem Roman „Ahnung und Gegenwart" einen wahren Blumengarten seiner herrlichsten Lieder geöffnet. Selbst Wilhelm Müller, dessen Namen mit demjenigen Schubert's so eng verwachsen ist, und der Weber einen Band seiner Gedichte öffentlich widmete, blieb unbeachtet. Nur aus Theodor Körner's „Leyer und Schwert" entnahm er zehn Gedichte. Diese Ergüsse einer hochherzigen, reinen, von Schiller's Geiste getränkten Jünglingsseele waren freilich Weber's innerstem Empfinden tief verwandt.

Im Allgemeinen aber darf man wohl sagen, daß er selbst zu sehr Poet war, um das Bedürfniß zu fühlen, sich von anderen Dichtern zahlreichere Anregungen zu holen. Von der romantischen Dichterschule mußte ihn auch ein anderer Umstand trennen. Eine der schwächsten Seiten derselben war das Dramatische. Weber aber war Dramatiker vom Wirbel bis zur Sohle. In dieser Eigenschaft konnten ihm die Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano und ihre Gefolgschaft nichts nützen. Die Verfasserin der „Euryanthe" darf man nicht als Gegenbeweis anführen. Dieses Gedicht, welches besser ist als sein Ruf, hat Weber größeren Theiles selbst gemacht.

Weber ist der Schöpfer der deutschen romantischen Oper. Was dieser Begriff bedeutet, braucht nicht gesagt zu werden; ein Jeder weiß es, wenn auch vielleicht nicht ein Jeder ihn erklären kann. Sieht man genau zu, so bemerkt man auch, daß der Begriff musikalischer Romantik überhaupt zumeist von Weber abstrahirt ist. Auch Beethoven und Schubert sind voll von ihr; aber theils geht ihr Wesen nicht dermaßen in diesem Begriffe auf, theils hat es ihnen Weber mit den siegreichen Wirkungen seiner Dramatik zuvorgethan. Ein für das geschichtliche Verständniß wichtiger Gesichtspunkt ist es nun, daß die romantische Oper ohne die Mitwirkung der romantischen Dichter zu Stande gekommen ist.

Der Name war schon vor Weber nicht ungeläufig. Aber er bedeutete etwas anderes. Die Begriffe romantisch und romanhaft bezeichneten nahezu dasselbe, und gingen auf die Fabel, welche der gemeinten Oper zu Grunde lag. Eine gewisse Art phantastischer und abenteuerlicher Erzählungen bildete sich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters bei den romanischen Völkern aus. Vom vierzehnten Jahrhundert an kamen die Romane der Spanier und Franzosen nach Deutschland. Einen neuen Zufluß erhielt der fabulirende Strom durch die orientalischen Märchen, welche 1704 zuerst durch Galland ins Französische, von da schon 1730 ins Deutsche übertragen wurden. Die erste deutsche romantische Oper in diesem Sinne ist 1766 geschrieben; es ist Lisuart und Dariolette von Schiebeler, mit Musik von Joh. Adam Hiller. Auch bezeichnet sie ein Schriftsteller vom Jahre 1775 ausdrücklich so.

Mittelalterliche Rittergeschichten, Sagen und Märchen galten als angenehmer Zeitvertreib und nichts weiter. Auch bedeutende Schriftsteller ließen sich wohl zu solchem Werk herbei, wie Wieland und Musäus, doch nicht ohne ein ironisches Lächeln. Für die Oper waren solche Stoffe aus zwei Gründen beliebt. Der dabei mögliche Ausstattungs-Prunk machte sie auch stolzen Hofbühnen als Fest-

opern annehmbar. Und durch nichts ließ sich die naive Schaulust eines harmlosen Publicums besser befriedigen „Rübezahl“ von Schuster aus dem Jahre 1789 und „Oberon“ von Wranitzky, der ein Jahr später entstand, sind solche Opern. Die Musik derselben ist von ahnungsloser Heiterkeit und Gemüthlichkeit. Ernster ist der ebenfalls 1790 erschienene, werthvollere „Oberon“ des Nordländers Kunzen, den er für Kopenhagen schrieb. Auch in Mozart's „Zauberflöte“ wird versucht, freilich, was den Dichter anbetrifft, in ungeschickter und unorganischer Weise, dem Märchen eine ernste Folie unterzulegen.

Aber eine durchschlagende Wandlung konnte hier erst eintreten auf Grund des Geistes der neuen Zeit. Wiederum war es Herder, der das große, lösende Wort sprach, Volkssagen und Märchen seien Resultate der sinnlichen Anschauung der Kräfte und Triebe des Volksglaubens, „wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen, unzertheilten und ungebildeten Seele wirket“. Erst einer solchen Anschauung war es möglich, Sage und Märchen nicht mehr als Spiel der müßigen Phantasie, sondern ernsthaft zu nehmen als verkörperte Symbole innerster Lebens-Potenzen eines Volks. Dies hat Weber mit vollster Hingabe gethan, und er brachte zu seiner Aufgabe, als einzigster seiner Zeit, die Kraft eines genialen musikalischen Dramatikers mit. Und so erst, durch Vertiefung des Gefühls für die Bedeutung der Sage und der Geschichte, entstand neben und zu dem romantischen Operntext die wirklich romantische Opernmusik.

Geschichte und Sage sind ihrer Natur nach episch. Und wenn das symbolische Wesen der Sage bei ihrer künstlerischen Behandlung durchgefühlt, wenn der Zeit und dem Volke, dem die Handlung angehört, eine unterscheidende, individuelle Physiognomie gegeben werden soll, dann wandeln sich leicht die einzelnen Individuen zu Typen um, in denen sich gewisse allgemeine Lebensmächte verkörpern, und der Nachdruck fällt weniger auf die Handlungen des Einzelnen, als auf die Darstellung der Zustände und die Stimmung der Massen. Dies sind die Voraussetzungen, unter denen man Weber's Opern wird beurtheilen müssen. Was dramatischer Conflict heißt, ist in ihnen entweder überhaupt nicht vorhanden, wie im „Oberon“, oder er ist wenig energisch, wie im „Freischütz“, oder alltäglich, wie in der „Silvana“. Aber hierin liegt kein Fehler, wie es ebensowenig viel verschlägt, daß in der „Euryanthe“ der Conflict in einer Weise überspannt ist, die unter anderen Verhältnissen ins Lächerliche führen würde. Es hat mich immer gewundert, wie schnell, von der Zeit des alten Zelter her, der den Text zum „Freischütz“ ein „colossales Nichts“ nannte, bis auf heute so Mancher über die Dichtungen der Opern Weber's abgesprochen hat. Die Frage, ob denn Weber selbst von solchen Dingen nicht auch ein wenig verstanden habe, ist dabei, glaub' ich, nicht ernsthaft genug gestellt worden. Er, der das derbe Wort gesprochen hat: „Glaubt ihr denn, daß ein ordentlicher Componist sich ein Opernbuch in die Hand stecken läßt, wie ein Schuljunge den Apfel?“, der das Theater kannte, wie irgend einer, und gleichsam zwischen den Coulissen aufgewachsen war! Seine Personen haben nicht die realistische Lebensfülle, wie diejenigen in Mozart's „Figaro“ und „Don Giovanni“. Aber der Hintergrund, den er öffnet, ist reicher. Schöne bewegte Bilder ziehen vorüber, ein jedes in seine besondere, leuchtende Farbe ge-

taucht. Die Personen erscheinen fast mehr von den Zuständen und allgemeinen Stimmungen getragen, als daß sie dieselben bewirkten. Dies eben ist episch. Das Geheimniß des Genius aber ist es, daß Weber trotz dieser Art der Anschauung dennoch überall die volle dramatische Lebendigkeit herrschen läßt. Denn man kann, auf diesem Wege fortschreitend, allerdings dahin gelangen, daß die Individuen an sich überhaupt nichts mehr bedeuten, nicht mehr Typen, sondern Schemen sind, und alles sich in Schilderung und Stimmung auflöst. Das ist aber von Weber nie geschehen.

Ich darf es wiederholen: ein Hauptmerkmal von Weber's Natur scheint mir jene begeisterte Hingabe an die Welt zu sein, welche alle Sinne öffnet, um die Eindrücke des Lebens aufzunehmen. Aus Bruchstücken eines Romans, den er hinterlassen hat, und aus Mittheilungen seines Sohnes wissen wir, wie merkwürdig die Erscheinungen der Außenwelt auch auf seine musikalische Phantasie wirkten. Dieselben setzten sich unmittelbar in Tonbilder um. Eine Gegend, die er durchfuhr, spielte sich in seinem Innern wie ein Musikstück ab; vermittelst des Tonbildes, das in seinem Gedächtniß haftete, mußte und konnte er sich oftmals erst wieder auf das Gesehene besinnen. Ich glaube, es hängt mit dieser Begabung zusammen, wenn Weber's Tongestalten immer mit merkwürdigster Prägnanz die Bewegungen und den sinnlichen Eindruck der Erscheinungen wiederspiegeln, wie sie entweder auf der Bühne vor uns sichtbar sind, oder mittelst der Worte des Gedichts innerlich vorgestellt werden. Aeußerst selten ist diese Gabe musikalischer Plastik bei den deutschen Componisten. Mit Weber theilen sie von älteren Tonmeistern eigentlich nur noch Händel und Schütz, zwei übrigens von Weber grundverschiedene Naturen; hin und wieder tritt sie auch bei Mozart hervor. Ein Moment, wodurch Weber's Lieder sich von denen Beethoven's, Schubert's und Späterer unterscheiden, liegt hier. Selten genügt es ihm, nur die absolute Empfindung eines Gedichts darzustellen. Um seine Phantasie anzuregen, denkt er sich lieber die Worte im Munde einer bestimmten Persönlichkeit, oder stellt sich eine besondere Situation vor. Für Ersteres mag das bekannte Lied „Unbefangenheit" als Beispiel dienen: ein Charakterbild von größter Schärfe und mit seiner schalkhaften Innigkeit etwas gänzlich Neues in der deutschen Musik. Eine Scene ist der berühmte „Reigen", von Voß gedichtet. Hier erleben wir eine vollständige norddeutsche Bauernkirmeß: im Vordergrunde die sich drehenden, jauchzenden Paare, im Hintergrunde die fidelnden und blasenden — meist falsch blasenden — Dorfmusikanten. Solche Stücke sind auch in der musikalischen Form eigentlich keine Lieder mehr, sondern originelle Gebilde dramatischer Schilderung. Wir besitzen deren von ihm eine bedeutende Anzahl, die man nicht ohne den größten Genuß studirt. Aber auch in der knappsten Liedform gelingt es ihm, einen stetig forttreibenden sichtbaren Vorgang einzufangen. Bewunderungswürdig ist der Männerchor „Lützow's Jagd". Hier sieht man förmlich die verwegenen Reiter aus dem Waldesdunkel hervortauchen, heranbrausen, mit wildem Hurrah! vorüberstieben — und das Alles in einem Tonbilde von einundzwanzig kurzen Tacten. Viele seiner kleinen Lieder sind als Einlagen in Schauspiele componirt, wo also die Rücksicht auf eine bestimmte Persönlichkeit und Situation unerläßlich war; und gerade sie gehören zu den reizvollsten.

Für die Oper aber besaß Weber in dieser Unmittelbarkeit der musikalischen Wiedergabe sinnlicher Erscheinungen ein Hauptmittel zur dramatischen Charakterisirung. Es gibt keinen Componisten, der mit solcher Energie den Hörer jedes Mal in die Situation hineinzwänge, der mit so unfehlbarer Sicherheit auch die volle Grundstimmung, welche eine Person im Zuschauer erwecken soll, beim ersten Anfang zu treffen wüßte als er. Wenige kecke, scharfe Striche, und alles Nöthige ist da. Und wie die Menschen und Dinge in der Wirklichkeit sich scharf von einander abheben, so auch in den Tonbildern, als welche sie aus Weber's Phantasie reflectiren. Er besaß allerdings neben dieser Gabe noch eine andere: die einmal angenommene Miene kräftig fest zu halten. Der Grundton, in welchem eine Scene sowohl, wie eine Rolle, ja endlich eine ganze Oper verläuft, ist stets ein einheitlicher.

Die Möglichkeit, Zeiten, Völker, Gegenden, Stände musikalisch zu charakterisiren, ist zuerst durch Weber ganz offenbar geworden. Darin, daß er Solches anstrebte, zeigte er sich als modernen Menschen, dem Herder's Ausspruch in Fleisch und Blut übergegangen war, daß jede einzelne That durch eine allgemeine Kraft bedingt sei und in ihr begriffen werden müsse. Aehnliches wollte vor und neben Weber sein Berliner Gegner Spontini, allein mit weniger reicher Phantasie; auch lag ihm mehr an der Darstellung großer geschichtlicher Momente und der hierzu nöthigen Entfaltung der Massen, als an unterscheidender Charakterisirung der jedesmaligen Zeiten und Verhältnisse. Weber aber ist immer ein Anderer: wenn er deutsches Volks- und Jägerleben nach dem dreißigjährigen Kriege zu schildern hat, oder das französische Ritterthum des Mittelalters, die Zauber des Orients, oder die Romantik Spaniens. Unerschöpflich ist er, neue charakterisirende Tonmittel zu finden; ein heutzutage sehr abgebrauchtes, die Benutzung nationaler Melodien, geht auf ihn zurück. Mag die Welt, welche in „Preciosa" und „Euryanthe" vor uns aufsteigt, auf Vorstellungen beruhen, welche sich später als nur theilweise richtig erwiesen, was thut es? Im Kunstwerk leben diese Vorstellungen ihr selbständiges Leben, und werden sich behaupten, wie auch Schiller's Dramen trotz ihrer historischen Unrichtigkeiten.

Aber worin Weber Spontini so weit hinter sich läßt, daß von einer Vergleichung schon überhaupt nicht mehr gesprochen werden kann, das sind die Naturbilder seiner Opern. Die wiedererwachte Poesie hatte auch der Natur gleichsam ihre Sprache zurückgegeben, hatte ihr eine lebendige Seele eingehaucht, die mit der Lust und dem Leid der Menschenseele harmonisch zusammenklang, und hatte die zu phantastischen Gestalten verkörperten elementaren Naturmächte als solche wieder verstehen gelernt. Dieses Leben der Natur, das mit tausend geheimnißvollen Lauten dem verstehenden Ohre Unaussprechliches zuraunt — Weber hat es belauscht und in Kunstgebilden verkörpert, die neben dem Herrlichsten stehen, was je des Dichters Wort hervorzuzaubern vermochte. Wie die unheimlichen Sturmgeister daherbrausen und den Ocean zu rasender Wuth empören, wie das Meer, sich allgemach beruhigend, in feierlichem Abendsonnenglanze strahlt, wie im Mondlicht auf der leisathmenden Fluth die Nixen ihren bethörenden Gesang erheben, während am Strande die Elfen Oberon's ihren luftigen Reigen schwingen — wo gäbe es Tonbilder, aus welchen ein solcher Naturhauch uns anwehte, wie

aus diesen? Das Grausen in nächtiger Waldschlucht, die Sommermondnacht in tiefer Waldeinsamkeit, welche nur vom Schlag der Nachtigall und dem Zirpen der Grille belebt wird, der Abendfrieden im Burggarten, wenn von fern des Einsiedels Glöcklein tönt — doch, wozu aufzählen, was Alle kennen, Alle mit elementar-berauschender Gewalt an sich erfahren haben? Von den Mitteln, mit welchen Weber dies Kunstgebiet eröffnet hat, von dem seither Alle Nutzen gezogen haben, die Aehnliches versuchten, nenne ich nur seine Kunst der Instrumentation. Hingerissen durch die Schönheit der „Euryanthe“ schrieb Schumann einst in sein Tagebuch: „und wie klingen die Instrumente! aus der innersten Tiefe sprechen sie zu uns!“ Wirklich scheinen sie dem Componisten ihre Seele offenbart zu haben. Er gehört zu den größten und ideenreichsten Coloristen aller Zeiten.

Wie Weber von dem patriotischen Pathos der Zeit der Freiheitskriege tief erfüllt war, so war er es auch von der echten Religiosität derselben. Sein „Freischütz“ ist die erste Oper, in welcher Frömmigkeit und kindliches Gottvertrauen bedeutsame Momente bilden. Sie sind mit einer Innigkeit vom Componisten erfaßt, die allein seinen religiösen Ernst beweisen würde, wüßte man nicht auch sonst von diesem. Jene alte Sitte, nach welcher die Componisten am Schlusse eines größeren Werkes zu schreiben pflegten: Soli Deo gloria, „Gott allein die Ehre“, eine Sitte, die Anfangs unseres Jahrhunderts schon abgekommen war, hat Weber noch beibehalten. Man pflegte sie zumeist nur bei kirchlichen und geistlichen Werken zu beobachten; Weber folgt ihr auch bei seinen Opern. Wie merkwürdig mischen sich auch hier wieder die alte und die neue Zeit in ihm! Es ist merkenswerth, daß er Katholik war. Nicht als ob ich eine Parallele mit den romantischen Dichtern ziehen wollte, die in krankhafter Ueberreizung sich dem Katholicismus zuwendeten. Weber's Religiosität war eine durchaus gesunde. Aber in den Gestalten der Agathe und Euryanthe ist doch etwas Marienhaftes, das wohl nur dem Katholiken gelingen konnte.

Was auch immer in jener Zeit an edlen Regungen durch die Brust der Deutschen zog, es klingt aus Weber's Musik zurück. Der kühne Schwung, die Lust für die idealen Güter sich zu opfern, die tiefe, oft gegenstandslose Sehnsucht, die Reinheit und Zartheit der Liebesempfindung, Alles strömt bei ihm in Tönen aus, die frisch von der Quelle kommen. Auch seine Instrumentalwerke sind voll dieses Geistes und nirgends stärker, als bei den feurigen Allegros der Weber'schen Ouverturen, haben wir das Gefühl, als ob uns Flügel wüchsen, uns in jener schönen Begeisterung aufzuschwingen, welche nur die Jugend kennt.

Jugend — das ist das Wort, welches Weber und sein Wesen am erschöpfendsten bezeichnet. Jugend auch in ihrem liebenswürdigen Leichtsinn und in ihrer Unbehilflichkeit. Es ist ja nicht zu leugnen, daß seine Compositionen an technischer Vollendung nicht immer den höchsten Anforderungen genügen. Aber bei einem Künstler von seiner Genialität sollten diese Schwächen niemals als Gegenstand des Tadels, sondern immer nur als Zeichen seiner Eigenthümlichkeit bemerkt werden. Als ob Weber, der immer ganz dasjenige selbst war, was er als Künstler schuf, dieser seiner Natur bis zum letzten hätte treu bleiben sollen, ist er früh dahingeschieden. Nach einigen Jahren häuslichen Glückes, das er sich schwer errungen hatte, zog — nein! wankte er noch einmal weit hinaus, um an

fremdem Strande einsam zu verathmen. So klingt das Leben des letzten fahrenden Spielmanns romantisch-wehmüthig aus. Auch Mozart mußte davon in der Blüthe des Lebens. Aber waren ihm auch nur fünfunddreißig Jahre beschieden, doch hinterläßt sein Lebenswerk den Eindruck höchster Reife, und daher auch der Abgeschlossenheit, soweit von solcher im Menschenleben überhaupt gesprochen werden kann. Bei Weber ist es anders. Gerade in seinen letzten Lebensjahren nimmt er einen so gewaltigen Aufschwung, zeigt einen so ungeahnten Erfindungs-Reichthum, öffnet derartig neue Aussichten für die Kunst, daß man meint, nun erst beginne er recht. Mozart starb früh, Weber zu früh. Mozart verließ das Leben nach kurzer Krankheit; eine sanfte Hand nahm ihn rasch hinweg. Weber hatte ein jahrelanges, qualvolles Leiden zu tragen. Wem aber dieser Ausgang den Reiz seines Lebensbildes trüben sollte, der möge sehen, wie er es trug. War er eine Jünglingsnatur, so war er es im edelsten Sinne: ein jugendlicher Kämpfer, ein aufwärts Strebender, der von dem eigenen Wesen mehr und mehr die Schlacken löste, seine Kräfte stählte, sein Ziel sich nicht hoch genug stecken konnte. Als solcher bewährte er sich leuchtend auch in seinem Leiden. Heroisch zwang er den Leib in den Dienst des Geistes. Wer merkt es dem „Oberon“ an, daß ein langsam Sterbender ihn schrieb?

Die Alten haben gesagt: wen die Götter lieb hätten, den nähmen sie früh von der Erde hinweg, damit sein Bild der Nachwelt in ewiger Jugend prange. Auch Weber war ein solcher Götterliebling.

Weimar in den neunziger Jahren.

Aufzeichnungen aus dem Nachlasse

Garlieb Merkel's.

Vorbemerkung.

Der Ausspruch des Marquis Wielopolski, nach welchem besiegte Anführer keinen Anspruch darauf besitzen, ihre Züge der Nachwelt erhalten zu sehen, gilt für die Literatur in noch weiter gehendem Sinne, als für das Staats- und Völkerleben. Besiegte Literaturparteien hinterlassen kein anderes als ein Herostraten-Gedächtniß; die mildernden Umstände, die zur Zeit ihrer Thätigkeit geltend gemacht werden konnten, kommen für spätere Geschlechter nicht mehr in Betracht, weil das irdische Theil der siegreich gebliebenen Heroen vergessen ist und weil der dieselben umgebende Glanz mit der Zunahme der Entfernung an Helligkeit und Reinheit gewinnt. Hat das alte „causa victrix placuit diis sed victa Catoni" für die politische Geschichte ein nur sehr beschränktes Recht behauptet, so versteht sich von selbst, daß es in der Literaturgeschichte alle Geltung verlieren mußte, und daß der Ruhm literarischer Catonenschaft von Niemandem angestrebt wird. Wohl hat es in unserer vielschreibenden Zeit eine Anzahl Oppositionsmänner gegeben, die mit sogenannten „Rettungen" ihr Heil versuchten, — das Loos dieser Parteigänger verkannter Größen ist aber ausnahmslos dasjenige ihrer Helden gewesen. Die Sache der Gegner unsrer Literaturheroen ist ebenso vollständig verloren, wie die Partei derjenigen, die 1866 und 1870 das Rad der Zeit aufzuhalten versuchten und „Rechte" verfochten, die vor dem lebendigen Rechte der Gegenwart nicht zu bestehen vermochten. „Un capitaine qui a perdu sa campagne, n'a pas le droit de transmettre ses traits à la postérité," heißt es hier wie dort.

Unter den literarischen Freischärlern, welche den Sieg des classischen Idealismus über das Schriftthum der Aufklärungsperiode aufzuhalten versuchten, ist der Livländer Garlieb Merkel seiner Zeit einer der bekanntesten gewesen. Nicht weil er seine Sache besser zu machen gewußt hätte als Andere, sondern weil er an Keckheit und Unermüdlichkeit die meisten gleichgesinnten Zeitgenossen übertraf, nahm der Verfasser der „Briefe an ein Frauenzimmer" und Herausgeber des

„Freimüthigen" neben Kotzebue die sichtbarste Stellung unter den Oppositionsführern unserer goldenen Literaturperiode ein. Er hat darum vollauf verdient, daß die Nachwelt seinem Namen nur noch in den „Invectiven" und in den erläuternden Notizen begegnet, mit welchen die Commentatoren die kritischen Goethe-Ausgaben [1]) begleitet haben. Für die Beurtheilung der Merkel und Genossen wird Goethe's Scherzwort

> „Wollt', ich lebt' noch hundert Jahr
> Gesund und froh wie meist ich war,
> Merkel, Spazier und Kotzebue
> Hätten auch so lang' keine Ruh',
> Müßten's collegialisch treiben,
> Folglich ein Pasquill auf mich schreiben."

immerdar schwerer wiegen als die Summe aller circonstances atténuantes, die zu Gunsten des Mannes geltend gemacht werden können, der den Kampf gegen Napoleon fortsetzte, als die große Mehrzahl der Deutschen vor dem Sieger von Jena auf den Knien lag [2]) und von dem actenmäßig feststeht, daß er zu den schlimmsten seiner kritischen Excesse erst durch die Vertrauten seiner Freunde Herder und Wieland angestiftet worden. Wer fragt heute danach, daß Merkel's Parteinahme für die Berliner und gegen die Weimarer „Schule" wesentlich darauf zurück zu führen war, daß dieser Prediger des altväterischen „Aut prodesse volunt aut delectare poetae" die providentielle Bedeutung Preußens ebenso deutlich vorahnte, wie die Ueberlebtheit der Kleinstaaterei, und daß er in einer Zeit der Vorherrschaft ästhetischer Gesichtspunkte immer wieder darauf zurückkam, daß es für die Beurtheilung deutscher Gesellschaftszustände noch einen andern als den literarischen Maßstab geben müsse. Unter den Genossen unserer Zeit ist Keiner, der nicht der Meinung wäre, „daß die Grundsteinlegung des Hauses, in welchem ein Volk wohnen soll, wichtiger ist, als seine Bemalung", und daß der Publicist, der über der sittlichen und staatlichen Gesundheit eines Staatswesens wacht, wichtigere Pflichten erfüllt, als der Richter über die Reinheit des ästhetischen Geschmacks: vor achtzig Jahren, wo dieser Standpunkt gleichbedeutend war mit einer Mißtrauenserklärung gegen die dem Wilhelm Meister zu Grunde liegenden Lebensauffassungen und mit einseitiger Parteinahme für das, was von dem Staate Friedrich's des Großen übrig geblieben war und wo die Feststellung der Normen für die Beurtheilung des Schönen in der That die wichtigste Angelegenheit der Nation bildete, — vor achtzig Jahren setzte sich ins Unrecht, wer seiner Zeit vorauseilen und einen Standpunkt einnehmen wollte, den er damals nicht zu fundamentiren vermochte.

Bevor auf die Gründe eingegangen wird, welche die Veröffentlichung der nachstehenden Aufzeichnungen über das Weimar der Schiller- und Goethe-Zeit und über die häuslichen Verhältnisse Herder's und Wieland's rechtfertigen, sei ein kurzes Wort über den Lebensgang des Mannes gesagt, der diese Erinnerungen als einer der letzten Ueberlebenden unserer classischen Literaturperiode niedergeschrieben hat, und der bereits vor dreißig Jahren so vollständig vergessen war,

---

[1]) Vgl. v. Loeper, „Goethe's Werke", Bd. 3, p. 317, 320, 327, 330.

[2]) Vgl. Eckardt, York und Paulucci. Leipzig 1865.

daß die gründlichsten Kenner deutscher Literaturgeschichte ihn mit Schriftstellern zusammenwerfen zu müssen glaubten, mit denen er nur das Eine gemein gehabt hat, Angehöriger einer besiegten Partei gewesen zu sein.

Garlieb Merkel wurde im Jahre 1769 (dem Geburtsjahre Napoleon's, Wellington's, Moreau's, Canning's, Alexander von Humboldt's und Mehemed Ali's) in einem Pfarrhause des damals halb mittelalterlichen, erst fünfzig Jahre zuvor von Peter dem Großen der Krone Schweden abgewonnenen Livland geboren. Sein in Straßburg ausgebildeter, viele Jahre in Hamburg ansässig gewesener Vater war ein eingefleischter Voltairianer, als solcher Verächter der Lehre und des Amtes, dem er sein Leben gewidmet, und so ausgemachter Freigeist, daß seine im Jahre 1770 ausgesprochene Remotion von der Stellung eines livländischen Landpfarrers auch die laxesten Zeitgenossen nicht Wunder nehmen konnte. Mit einem ziemlich reich bemessenen „Gratial“ zur Ruhe gesetzt, widmete Merkel der Vater den Rest seiner Tage der Ausbildung seines in dritter Ehe geborenen Lieblingssohnes, der schon als Knabe mit dem „écrasez l'infame“ besser Bescheid wußte, als mit dem lutherischen Katechismus und der es nach dem Tode des Vaters (1782) als heiligste Pflicht ansah, dessen Traditionen fortzusetzen und Herrn von Bars' „Consolations dans l'infortune“ ebenso auswendig zu lernen, wie die „Épîtres diverses“, die Horazischen Satiren und die Hauptcapitel des Bayle'schen Wörterbuchs. Drei Jahre verbrachte der vaterlose Knabe so ausschließlich in der väterlichen Bibliothek und mit dem Studium der römischen, französischen, englischen und italienischen Classiker und Pseudo-Classiker derselben, daß er für jeden regelmäßigen Schulbesuch ebenso verdorben war, wie für den Confirmationsunterricht, den er von einem auf „halbem Wege“ stehen gebliebenen Freunde seines Vaters erhielt. Da die mittellos hinterbliebene Familie des removirten Predigers nicht in der Lage war, den jungen Autodidacten auf eine deutsche Hochschule zu senden, mußte derselbe als Beamter einer Rigaer Regierungskanzlei, und — als es damit nicht gehen wollte — als „Informator adliger Jugend“ sein Heil versuchen.

Sechs Jahre seines Lebens (1789 bis 1795) verbrachte Merkel als Hauslehrer in der Familie eines fern ab von der großen Heerstraße vegetirenden livländischen Edelmannes. Ein in der Nachbarschaft ansässiger, frisch aus der Schule des Herrn Professor Kant heimgekehrter, in zeitgemäßer Aufklärungsphilosophie schwelgender junger Baron und ein Paar in der Umgegend heimisch gewordene, aus Deutschland eingewanderte „Hofmeister“ sorgten dafür, daß der humanitäre Eifer des neunzehnjährigen Voltairianers die gehörige Nahrung erhielt und daß demselben von den neueren deutschen Literaturerrungenschaften (Wieland, Klopstock und Lessing) eine gewisse Kunde wurde. Die in diesem Kreise verhandelten literarischen und ästhetischen Interessen hielten indessen nur kurze Zeit vor: ungleich lebhafteren Antheil, als an Wieland's Musarion und der Lessing'schen Dramaturgie nahm man an der „Encyklopädie“, an Jean Jacques Rousseau's „Gesellschaftsvertrag“ und an der Möglichkeit, die Ideen dieses Buchs auf die Verhältnisse der nächsten Umgebung anzuwenden. Besonderen Eindruck hatte es gemacht, daß der einige Jahre zuvor verstorbene Diderot nach St. Petersburg berufen und von der „Semiramis des Nordens“ mit einer

Auszeichnung behandelt worden war, die vermessene Hoffnungen auf praktische Anwendung derselben Grundsätze weckte, die eben damals das französische Leben bewegten. Merkel griff diese Gedanken zuerst und mit besonderer Lebhaftigkeit auf, um dieselben — soweit an ihm war — in Ausführung zu bringen.

In dem gesammten Osten Europa's galt während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Hörigkeit des leibeigenen Landvolks für den allein möglichen Rechts- und Wirthschaftszustand. Nirgend in der gebildeten Welt hatte dieser Zustand sich so schroff entwickelt und erhalten, wie in dem durch den nordischen Krieg und die Lotterwirthschaft der Nachfolger Peter's des Großen zu bettelhafter Armuth herabgekommenen alten Livland. Umstände der verschiedensten Art hatten sich dazu verbunden, die Kluft zwischen den deutschen Herren und den lettisch-esthnischen Bebauern des Landes über ihr früheres Maß hinaus zu vertiefen und zu verbreitern, und einen wirthschaftlich, social und politisch gleich widersinnigen Zustand herzustellen. Mit dem Feuer der Jugend und mit der Begeisterung eines Schülers der Voltaire und Bayle faßte Merkel den Gedanken, eine Beseitigung der auf seinem Vaterlande schwer lastenden agrarischen Mißwirthschaft zu versuchen und die Auswüchse derselben an den Pranger zu stellen. Im tiefsten Geheimniß schrieb er während der Jahre 1795 und 1796 ein dreiundzwanzig Bogen starkes Buch „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts", in welchem er den unwürdigen Zustand des livländischen Landvolks in glühenden Farben schilderte, den grundbesitzenden Adel mit heftigen Vorwürfen überschüttete und von der „gekrönten Philosophie" an der Newa die sofortige Aufhebung der Leibeigenschaft forderte; nicht ohne handgreifliche Nebenabsicht war die Schrift dem damaligen General-Gouverneur von Livland, Feldmarschall Fürsten Repnin, gewidmet worden. — Daß dieses Buch von Einseitigkeiten und Uebertreibungen wimmelte, und daß der eigentlich entscheidende Punkt, die Nothwendigkeit einer Reform im Sinne der wirthschaftlichen Selbständigkeit des Bauernstandes, unklaren humanitären und „staatsbürgerlichen" Gesichtspunkten zu Liebe in den Winkel gestellt worden war, sei nur beiläufig erwähnt: das Verdienst Merkel's, durch diesen Allarmruf den Anstoß zu einer Reform unleidlich gewordener Zustände gegeben und das Gewissen des deutschen Adels der russischen Ostseeprovinzen geweckt zu haben, war und blieb ein großes und unbestreitbares.

Im Frühjahr 1796 gab der sechsundzwanzigjährige junge Schriftsteller seine Hauslehrerstelle auf, um nach Deutschland zu gehen, wo er die „Letten" erscheinen lassen und Universitätsstudien treiben wollte. Er wandte sich zunächst nach Leipzig, trat daselbst mit Seume und dem ihm von Livland her bekannten Dichter August Mahlmann in vertraute Beziehungen, siedelte aber, nachdem sein Buch im Herst 1796 erschienen war, nach Jena über, wo er das Studium der Medicin unter den Auspicien Hufeland's und des Goethe befreundeten Anatomen Loder eine Weile fortsetzte, um sich im folgenden Jahre in Weimar niederzulassen und auf die Fortsetzung seiner publicistischen Thätigkeit vorzubereiten. Bereits im Jahre 1797 erschien eine metrische Uebersetzung des Pope'schen „Lockenraubs", Bearbeitungen von Schriften Hume's und Rousseau's und ein „Supplement" zu den Letten. Die Geschichte seiner

damaligen Berührungen mit Goethe und Schiller hat der, Zeit seines Lebens von dem gespreizten Selbstgefühl des Autodidacten erfüllte eitle und leidenschaftliche Mann in seinen, viele Jahre später erschienenen, höchst lesenswerthen, aber in Deutschland niemals bekannt gewordenen Schriften „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche“ (vier Hefte, Riga 1812 bis 1816) und „Darstellungen und Charakteristiken“ (Riga 1839) ausführlich erzählt. Goethe's Bekanntschaft machte er unmittelbar nach dem Erscheinen der von dem Verehrer der „alten Schule“ mit lebhaftem Unwillen aufgenommenen „Xenien“ im Hause Loder's. „Bei meinem Eintritt in den Gesellschaftssaal fand ich eine hohe stattliche Gestalt mit einem Gesichte voll ruhiger Größe und Stolz, an den Spiegeltisch in der hellen Beleuchtung lehnen und die meisten Professoren von Jena, alle in möglichstem Putze, bildeten einen ehrfurchtsvoll lauschenden Cirkel um ihn herum. Den vorangegangenen Nachmittag über war ich mit mir selbst uneins gewesen, ob das glänzende Genie eines Dichters wohl hinreichend sei, ihm ein Product wie die Xenien verzeihen zu lassen, und hier fand ich den Hauptverfasser derselben, wie er sich mit hohem Selbstgefühl huldigen ließ. Noch dazu waren unter den Ehrfurchtsvollen manche der Verhöhnten selbst! Diese Erscheinung machte einen höchst widrigen Eindruck auf mich, der nie ganz verwischt worden ist. Loder stellte mich Goethen vor. Nach ein paar gewechselten Worten zog ich mich in den Halbkreis, nach einigen Minuten aus demselben zurück, und suchte Goethe weder an jenem Abend, noch während der folgenden drei Jahre, von denen ich den größten Theil in seinem Wohnort zubrachte, jemals nahe zu kommen. Das entgegengesetzte Betragen wäre unstreitig klüger gewesen: aber die allgemeine Stimme in Weimar über ihn hatte nichts, das mich dazu aufmuntern konnte[1].“

Ueber die zwei einzigen Begegnungen, die Merkel mit Schiller gehabt, wird in den „Skizzen“ das Folgende erzählt. „Als ich Schiller im Winter 1796 zum ersten Male besuchte, fand ich ihn von Kränklichkeit erschöpft und mißlaunig. Sein Gespräch war nicht wohlthuend, wenigstens für einen Fremden nicht; ungeachtet seiner sehr gütigen Einladung ging ich also nicht eher wieder zu ihm, als da ich im Begriff war, Jena zu verlassen. Jetzt fand ich ihn in seinem Garten, gesund und heiter. Sein geistvolles, wiewohl etwas krampfhaft gespanntes Gesicht, sein scharfes Auge, hatten viel einnehmend Ergreifendes, ohne schön zu sein, und sein Benehmen war unbefangen und anspruchslos; aber die halbe Stunde, die ich diesmal bei ihm zubrachte, ist auch der ganze Genuß, welchen mir seine persönliche Bekanntschaft gewährt hat. Die seltenen Besuche, die ich von Weimar aus in Jena machte, waren zu kurz, um sie zu etwas Anderem als Geschäften anzuwenden, und als Schiller im Jahre 1804 nach Berlin

---

[1]) Im zweiten Bande der „Darstellungen und Charakteristiken“ hat Merkel den Inhalt der mit Goethe „gewechselten Worte“ wiedergegeben. Goethe sprach bei Merkel's Eintritt in die Gesellschaft von den Plünderungen der Franzosen in Rom; als Merkel der Möglichkeit Erwähnung that, daß die Räuber auch die vaticanischen Fresken an sich nehmen könnten, erfolgte statt jeder Antwort die Bemerkung: „Sie sind ja an die Wand gemalt.“ Merkel's Gegenbemerkung, daß Marmorplatten abgesägt werden könnten, blieb unberücksichtigt.

kam, hatte ihn meine Beurtheilung der „Braut von Messina“ zu sehr gegen mich verstimmt, als daß ich ihn hätte aufsuchen mögen.“

Zwischen diesen zwei Besuchen hatte die Anknüpfung intimer Beziehungen zwischen Herder und Merkel stattgefunden, und diese waren dafür entscheidend gewesen, daß Merkel auf die Seite der Gegner des namentlich von Frau Herder mit unverhohlener Mißgunst angesehenen Dichters der „Maria Stuart“ und der „Braut von Messina“ übertrat. Ob seine Verstimmung gegen Goethe ihm von Hause aus zur Empfehlung bei Herder gereichte, wissen wir nicht. Thatsache ist, daß Herder den ihm von einem nahen Freunde, dem Rigaer Superintendenten K. G. Sonntag, empfohlenen jungen Schriftsteller mit offenen Armen aufnahm, in die Intimität seines Hauses zog und bei jeder Gelegenheit begünstigte, und daß Frau Herder sich in der Folge wiederholt der Feder Merkel's bediente, wenn sie ihrem wachsenden Unmuthe gegen die beiden Dioskuren Luft machen wollte, die den Ruhm ihres Gatten zu verdunkeln begannen. — Einen wichtigen Dienst erwies der dankbare Freund des Herder'schen Hauses der Herrin desselben, als Schelling in Veranlassung der bekannten gegen Fichte gerichteten Denunciation öffentlich den Beweis dafür antreten wollte, daß der Weimarische Herr General-Superintendent s. Z. mindestens ebenso bedenkliche Dinge gesagt habe, wie der inkriminirte Professor der Philosophie. Auf Frau Herder's dringendes Ersuchen wandte Merkel sich persönlich an Schelling, der zum Verzicht auf seinen Plan bestimmt wurde.

Merkel's erster Aufenthalt in Weimar war von nur vorübergehender Dauer. Wie er selbst berichtet, beschränkte sein damaliger Verkehr sich auf das Herder'sche Haus (in welchem er u. A. Jean Paul kennen lernte) und auf den unvermeidlichen Böttiger, der in dem kecken, schreiblustigen und rücksichtslosen literarischen Draufgänger einen brauchbaren Verbündeten wittern mochte; den beiden Schlegel, seinen späteren erbitterten Feinden, war Merkel als Freund des Herder'schen Hauses bereits in Jena geflissentlich aus dem Wege gegangen, — mit Schelling hatte er nur die eine erwähnte Berührung: stand doch Herder in Folge seiner Fehde mit Kant, mit den „Dialektikern“ auf gespanntem Fuße. Inmitten der Vorbereitungen zu einem 1799 erschienenen (übrigens völlig werthlosen) Buche „Die Vorzeit Livlands, ein Denkmal des Ritter- und Pfaffengeistes“, erhielt Merkel im Herbst 1797 den Antrag, als Secretär des dänischen Finanzministers Grafen Schimmelmann (desselben, der auf die Anregung Baggesen's Schiller mehrere Jahre in großartiger Weise unterstützt hat) nach Kopenhagen zu gehen. Er griff nach kurzer Ueberlegung zu, lernte auf der Reise in die dänische Hauptstadt Gleim in Halberstadt, Mathias Claudius in Wandsbeck, Leonhard Wächter in Hamburg, Gerstenberg in Altona und Reinhold in Kiel kennen, vermochte der ihm in Kopenhagen gebotenen Stellung indessen so wenig Geschmack abzugewinnen, daß er dieselbe im November 1797 wieder aufgab und nach Weimar zurückkehrte.

Die nachstehend mitgetheilten Blätter sind einer ausführlichen Schilderung desjenigen Weimar gewidmet, welches Merkel bei seiner Rückkehr aus Kopenhagen vorfand und in welchem er (kurze Unterbrechungen abgerechnet) bis zum Herbste des Jahres 1799 verweilte. Niedergeschrieben sind diese Bemerkungen während der

vierziger Jahre dieses Jahrhunderts und zwar in der Absicht, die in den „Skizzen" und den „Darstellungen" offen gelassenen Lücken auszufüllen, des Verfassers literarische Vergangenheit vor der Nachwelt zu rechtfertigen und das in den Schriften genannte gesammelte autobiographische Material abschließend zu vervollständigen. Die Beschwerden des hohen Alters haben Merkel an der Ausführung dieser Absicht verhindert, von deren Ernste eine ganze Anzahl im Wesentlichen gleichlautender, unvollendet gebliebener Entwürfe Zeugniß ablegt. Mit Greisenhand geschrieben, beweisen dieselben, daß der im achtzigsten Lebensjahr verstorbene Verfasser bis an das Ende seiner Tage im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und der eigenthümlichen Beweglichkeit geblieben ist, die auch den schwächsten und veraltetsten seiner Arbeiten den Reiz verleiht, der entschieden ausgesprochenen Meinungsäußerungen nie ganz fehlt. Daß die Jahre wohl an der absprechenden Schärfe, aber nicht an den Grundzügen von Merkel's ästhetischem Urtheil etwas zu ändern vermocht hatten, verstand sich bei einem Manne seines Schlages von selbst. In dieser Rücksicht haben alle Vertreter der Aufklärungsschule, die mehr als bloße Nachbeter waren, Familienähnlichkeit gezeigt.

Die weiter unten abgedruckten Aufzeichnungen schließen mit dem Jahre 1799. Da Merkel's Hauptthätigkeit erst in die folgenden, für seinen gesammten fernern Lebensgang entscheidenden Jahre fiel, und da der seiner Zeit vielgenannte Mann nach der Jenaer Katastrophe von 1806 Deutschland verließ, um nur ein Mal und für kurze Zeit zurückzukehren, so erscheint im Interesse der Vollständigkeit geboten, auf den in das neunzehnte Jahrhundert fallenden Theil seiner Schicksale in Kürze einzugehen.

Im Sommer 1800 siedelte Merkel von Weimar nach Berlin, dann für kurze Zeit nach Frankfurt a. d. O. über, wo er den Doctorgrad erwarb und eine Weile Vorlesungen hielt. Um diese Zeit entstanden die berüchtigten „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Literatur in Deutschland", in denen Herder, Wieland und Engel auf Unkosten Schiller's und Goethe's verherrlicht, insbesondere einzelne Abschnitte des Faust, Wilhelm Meister und die Schiller'schen „Weiberstücke" (Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina) einer im eigentlichsten Sinne des Worts unverantwortlichen Kritik unterzogen und nebenbei die aufstrebenden Romantiker als politische und ästhetische Reactionäre bitter angefeindet wurden. Auf den Antheil, den Frau Herder und andere Neider der beiden Unsterblichen an diesen Missethaten genommen, gehen wir hier nicht näher ein; die bezüglichen Publicationen der „Grenzboten" von 1870 haben von dem Jammer der damaligen literarischen Cliquenwirthschaft ein Bild entworfen, dem nichts hinzugefügt zu werden braucht. — In Berlin, dem Sitze der alten Schule und ihrer Feindschaft gegen die beiden Heroen, fanden die 1801 und 1803 veröffentlichten „Briefe" so viele Zustimmung, daß dem Verfasser alsbald die Leitung des literarischen Theils der „Spener'schen Zeitung", später auch die Theater-Chronik dieses einflußreichen Blattes übertragen wurde. 1803 begann derselbe die Herausgabe eines wöchentlich erscheinenden Unterhaltungsblattes „Ernst und Scherz", dessen Erfolge so glänzende waren, daß Merkel auf Kotzebue's Andrängen dessen „Freimüthigen" mit seinem Journal vereinigte. Einfluß und Verbreitung dieses Journals nahmen in demselben Maße zu,

in welchem Merkel von dem literarischen auf das politische Gebiet überging, um seinem glühenden Hasse gegen Napoleon und die französische Herrschaft über Süd- und Westdeutschland Ausdruck zu geben und die Nation zur Sammlung um den Thron „Friedrich's des Einzigen" einzuladen. Die politische Rubrik des „Freimüthigen" (die den für die damaligen Verhältnisse bezeichnenden Titel „Nichtpolitische Zeitung" führte) wurde von Jahr zu Jahr, später von Nummer zu Nummer auf Unkosten der literarischen erweitert, jedes Ereigniß des Tages auf seine Bedeutung für die Zukunft Deutschlands und Preußens geprüft, und mit einer Entschiedenheit, die in den Berliner Regierungskreisen peinliches Mißfallen erregte, zu einer allgemeinen Volksbewaffnung aufgefordert. Daß der Schwerpunkt von Merkel's Anlagen und Neigungen auf dem politischen und nicht auf dem literarischen Gebiete lag, trat mit besonderer Deutlichkeit bei Gelegenheit der Erschießung Palm's hervor, an welche der „Freimüthige" Aufrufe zur Rache knüpfte, die in ganz Europa abgedruckt und besprochen wurden, und die selbst in Paris Eindruck machten. Dieselbe rücksichtslose Heftigkeit, die Merkel zum verrufensten Kritiker seiner Zeit gemacht hatte, erwarb dem muthigen, für Warnungen der Freunde wie der Feinde seiner Sache völlig unzugänglichen Manne (der die Rheinbündler bereits im Jahre 1804 als Nationalverräther behandelt sehen wollte) die Unterstützung der hervorragendsten Schriftsteller der Zeit. Er erfreute sich der Mitarbeiterschaft Alexander von Humboldt's und Johannes von Müller's, mit dem er die Herausgabe einer politischen Tageszeitung plante. Der „Gang der Ereignisse" veranlaßte Müller (der wenig später eine Ministerstellung in dem Napoleonischen Königreich Westphalen übernahm) zum Verzicht auf dieses Unternehmen; Merkel aber fuhr fort, in Prosa und Versen den Nationalkrieg gegen Frankreich zu predigen, den gefürchtetsten Mann in Europa mit Spott und Hohn zu überschütten und den wankenden Muth der Berliner durch Tröstungen mit der von Norden heranrückenden russischen Hilfe aufzurichten. Nicht ohne Ruhmredigkeit berichtet er in seinen „Erinnerungen aus dem Jahre 1806", noch am Tage des Eintreffens der Schreckenskunde von Jena sei ein im „Freimüthigen" veröffentlichtes „Schlachtenlied" (eine von Thiersch gedichtete Ode an den Geist Hermann's) von Berliner Currendeschülern auf offener Straße gesungen worden. — Wenige Stunden später wurde Merkel zu dem Gouverneur von Schulenburg beschieden, der ihn dringend aufforderte, die preußische Hauptstadt zu verlassen und den Weg nach Osten einzuschlagen, auf den sich zahlreiche Flüchtlinge bereits früher begeben hatten. „Noch vor Abend," schloß der Minister, „werde ich die fernere Verabfolgung von Pferden untersagen." Mit der ihm eigenen zähen Hartnäckigkeit zögerte Merkel, den ihm ertheilten Rath zu befolgen — erst als ihm die berüchtigte, mit den Worten „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" schließende Proclamation zu Gesichte kam, gab auch er die Sache verloren, deren Dienste er sein Leben hatte widmen wollen. Gemeinsam mit seinem Verleger wandte er sich nach Stettin, dann nach Königsberg, — allenthalben begegnete er der gleichen Muthlosigkeit, allenthalben wurde sein Vorschlag, die Bevölkerung durch die öffentlichen Blätter zu den Waffen zu rufen, als unausführbar zurückgewiesen. So blieb nichts als die Rückkehr in die zehn Jahre zuvor verlassene Heimath übrig. Im December 1806 traf Merkel in Riga ein,

wo er fortan seinen dauernden Wohnsitz aufschlug, um in „Supplementblättern zum Freimüthigen", später in der Zeitung „Der Zuschauer" den begonnenen Kampf gegen Frankreich fortzusetzen, soweit das unter den durch den Tilsiter Frieden veränderten Umständen möglich war. Den Höhepunkt seiner damaligen Thätigkeit bildete der Winter 1812/13, wo der „Zuschauer" heimlich nach Kurland geschmuggelt wurde, um die von York befehligten preußischen Truppen über den Gang der Kriegsereignisse im Innern Rußlands zu unterrichten und auf die Solidarität russischer und preußischer Interessen hinzuweisen. — Die im Jahre 1865 erschienene Schrift „York und Paulucci, Actenstücke und Beiträge zur Geschichte der Convention von Tauroggen" (von J. Eckardt, Leipzig, Veit und Co.) hat diese Episode in der Geschichte von Merkel's publicistischer Wirksamkeit so eingehend erörtert, daß Wiederholungen an dieser Stelle gespart werden können.

Trotz der ihm Anfangs in Riga beschieden gewesenen journalistischen Erfolge vermochte der Herausgeber des „Zuschauer" in seinem Geburtslande nicht mehr heimisch zu werden. Er fühlte sich aus der Welt weggesetzt, von dem deutschen Publicum vergessen, und in der Fortsetzung der kritischen Arbeit gehemmt, durch welche er sich einen Namen gemacht zu haben glaubte. Von den 1812 veröffentlichten „Skizzen" waren nur wenige Exemplare auf den deutschen Büchermarkt gelangt, der von dieser Schrift so gut wie gar keine Notiz nahm. Dazu kam, daß Merkel auch in seiner Heimath die dominirende Stellung nicht zu erwerben vermochte, die er als „Freund Herder's, Wieland's und Engel's", und als in der großen deutschen Welt berühmt gewordener Tagesschriftsteller in Anspruch nahm. Goethe und Schiller zählten auch in der weitabliegenden deutschen Colonie am Riga'schen und Finnischen Meerbusen so zahlreiche und so entschiedene Anhänger, daß der anspruchsvolle Gegner der Weimarer Dioskuren vielfach von den eigenen Landsleuten angefeindet und lächerlich gemacht wurde. Wie in Deutschland, so lag auch in den baltischen Ländern der eigentliche Schwerpunkt der Interessen auf dem literarischen Gebiete, und wog der Vorwurf, „gegen Goethe geschrieben zu haben", schwerer als das Verdienst, in Zeiten allgemeiner Entmuthigung mannhafter Franzosenfeind gewesen zu sein. Auch hier gewann die aufstrebende, dem Zeitgeschmack entsprechende romantische Schule alsbald das Uebergewicht über den Cultus der „alten" Größen, zu denen Merkel hielt. Ein im Winter 1812 zu Dorpat geschriebenes, höchst geistreiches Puppenspiel „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel" gibt über die damaligen Stimmungen und über das Verhältniß der Gebildeten zu der ästhetischen Theorie des „Zuschauers" so charakteristische Auskunft, daß ein paar kurze Anführungen aus demselben gestattet sein mögen. Der Hanswurst wird nach den Rigaer Literaturzuständen gefragt und ertheilt darauf die folgende Antwort:

„Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst,
Wenn auch nicht als Kunst, so doch als Nichtkunst!
Da schlägt jeder Bäcker und Bader,
Sich selber die poetische Ader,
Da fällt kein Sperling vom Rathhausdach,
So schallt ihm eine Nänie nach.

Doch treibt hier Garlieb, ein Halb-Literat,
Viel Unfugs, schreibt und schreit desparat.
Das Kerlchen hat die kritische Raude,
Und wenn's ihn juckt, schreit er „Sapere aude“[1]),
Stolzirt umher wie ein Kakadu,
Und wo was geschieht, da schaut er zu.
Auch legt er Eier mit Sturm und Blitzen,
Und ist's gethan, sind's eben „Skizzen“.“

An einer andern Stelle heißt es von der, seit dem Anwachsen des Schweinerüssels zur Partei Merkel's übergegangenen „Prinzessin“:

„Von Goethe will sie gar nichts mehr wissen,
Hat all' seine Werke ins Feuer geschmissen,
Behauptet, daß er kein Deutsch versteht[2]),
Und „im Purpurtalare barfuß geht“[3]),
Der Schelling ihr nun keinen Schilling gilt,
(Beim bloßen Namen schon wird sie wild)
Aber Merkel und Kotzebue (Pagat und Skis)[4]),
Sind ihre Halbgötter und Urgenies[5]).“

In der Hoffnung, die Superklugen unter seinen Landsleuten widerlegen und seine frühere deutsche Stellung wiedererobern zu können, verließ Merkel zu Anfang des Jahres 1816 Riga, um sich nach zehnjähriger Abwesenheit aufs Neue in Berlin niederzulassen. Daß der Zeitgeschmack sich seit Abschüttelung des französischen Jochs gänzlich verändert und nicht nur den Heroen des classischen Idealismus, sondern auch den Romantikern zu einem vollständigen Siege über die „alte Schule“ verholfen hatte, wollte der starrköpfige Mann ebensowenig wahr haben, wie daß der „Freimüthige“ von 1806 im Laufe der weltbewegenden Ereignisse, die seitdem Preußen und Deutschland gewandelt und umgestaltet hatten, bis auf den Namen vergessen war. Mit Gubitz, dem bekannten Holzschneider, Kalenderschriftsteller und Journalisten verband er sich alsbald nach seiner Rückkehr in die preußische Hauptstadt (Sommer 1816) zur Herausgabe einer Zeitschrift, die er in Anknüpfung an die Glanzzeit seiner schriftstellerischen Erfolge „Ernst und Scherz, oder der alte Freimüthige, ein politisch-literarisches Zeitblatt“ nannte. Gubitz, der die Verhältnisse und Stimmungen des „neuen

---

[1]) „Sapere aude“ lautete das aus dem „Freimüthigen“ herüber genommene Motto des „Zuschauers“.

[2]) Eine ähnliche Phrase war im „Freimüthigen“ gebraucht worden.

[3]) Vgl. die „Briefe an ein Frauenzimmer“.

[4]) Zwei Hauptkarten in dem damals weit verbreiteten Tarokspiele.

[5]) Nicht minder ergötzlich als diese Ausfälle gegen Merkel ist die in derselben Burleske enthaltene Charakteristik Kotzebue's (von welchem Merkel sich übrigens schon im ersten Jahre der Leitung des „Freimüthigen“ in Unfrieden getrennt und der den ehemaligen Genossen in der Posse „Herr Merx der Kritikus und Recensent“ bitter verhöhnt hatte).

„Er frißt Anekdoten und zieht sie wie Bänder
Aus der Nase als bunte „Theaterkalender“ —
Bald thut er Thalien, als wär's 'ne Thio (esthnische Bauerndirne),
Bald buhlt er gar mit der ernsten Klio,
Dann liest er den Voß (nämlich Julius)
Und blickt in den Spiegel und gibt sich 'nen Kuß.“

Deutschland" unbefangener beurtheilen mochte, als sein zehn Jahre lang aus demselben entfernt gewesener, aus Grundsatz rücksichtsloser College, zog sich nach dem Erscheinen der vier ersten Nummern von dem verfehlten Unternehmen zurück, Merkel aber setzte dasselbe noch bis zum April 1817 fort, um sodann einen Mitarbeiter und Bekannten aus früherer Zeit, den unglücklichen, schließlich verhungerten Julius von Voß (denselben, der bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Reichard'schen „Vertrauten Briefe" Kotzebue als Dramatiker über Shakespeare gestellt hatte) zu seinem Nachfolger zu machen. Bereits am 1. Juli 1817 wurde der „alte Freimüthige" für immer zu Grabe getragen. Merkel aber wandte sich nach Weimar, fand indessen auch hier die Menschen und Verhältnisse derart, daß er bald weiter reiste und es schließlich über sich gewann, — seinen zahlreichen Gegnern zur Satisfaction — unverrichteter Sache in die verlassene Heimath zurückzukehren, der seine literarischen Mißerfolge natürlich kein Geheimniß geblieben waren. Seine Reiseeindrücke legte er in der, trotz mancher höchst zutreffenden Bemerkungen über die damalige politische Lage völlig unbemerkt gebliebenen Schrift „Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Abwesenheit wiederfand" (2 Bände, Riga 1818) nieder.

Die letzten zweiunddreißig Jahre seines Lebens hat Garlieb Merkel ununterbrochen in und bei Riga (auf seinem Landgute Depkinshof) zugebracht, abwechselnd als Landwirth und Publicist thätig, glücklich verheirathet und im Genuß eines bescheidenen, aber auskömmlichen Vermögens, dessen Erträge seit dem Jahre 1820 durch eine Pension vermehrt wurden, die Kaiser Alexander I. bei Gelegenheit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland dem alten Vorkämpfer für die Freiheit der „Letten" ausgesetzt hatte. An den Anschauungen seiner Jugend hielt der wunderliche Heilige so zähe fest, daß er den erwähnten Emancipationsact ausschließlich vom „staatsbürgerlichen" Standpunkte beurtheilte und in einer Festschrift „Die freien Letten und Esthen" verherrlichte, ohne gewahr zu werden, daß die gesammte Maßregel in wirthschaftlicher Rücksicht durchaus verfehlt war und nicht einen Fortschritt, sondern einen Rückschritt gegen den seit dem Jahre 1804 bestehenden Zustand bedeute. — Mit der Feder blieb der unermüdliche Mann noch viele Jahre lang thätig — Erfolge sollten ihm aber nicht mehr beschieden sein. Die von ihm redigirten Zeitschriften (das Tageblatt „Der Zuschauer" und die von 1827 bis 1838 herausgegebene Wochenschrift „Provinzialblatt") bereiteten dem alten Liberalen so unerträgliche Censurscherereien, daß er die Zeitung 1831 in andere Hände übergehen ließ, und daß die Wochenschrift 1838 verboten wurde; auf seinen Büchern — insbesondere auf den wegen ihrer Beiträge zur Zeitgeschichte höchst lesenswerthen „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" — lastete der Bann, daß sie von einem Manne herrührten, „der gegen Goethe geschrieben hatte", — der eine Weile Kotzebue nahe gestanden, und den die jüngere Welt höchstens aus Varnhagen's boshaftem Pasquill „Testimonia auctorum de Merkelio, d. i. Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel", kannte. Nicht einmal zu einer Berücksichtigung in den neueren Ausgaben des „Conversations-Lexikons" hatte der Verfasser der „Briefe an ein Frauenzimmer", der letzte literarische Vorkämpfer im Kampfe Alt-Preußens gegen Napoleon, es bringen können.

Von der öffentlichen Thätigkeit zog Merkel sich, nachdem er siebzig Jahre alt geworden war, in die Stille seines Landguts zurück, das er während seiner letzten Lebensjahre nur noch höchst selten verließ. Daß er noch am Rande des Grabes an dem Gedanken einer Rechtfertigung seiner Vergangenheit bis zuletzt festgehalten, bezeugen die nachstehend veröffentlichten Blätter. — Das Interesse, das dieselben bieten, ist ein doppeltes. Merkel's Aufzeichnungen enthalten einmal eine nicht ganz unbedeutende Anzahl neuer, bisher unbekannt gewesener Thatsachen aus dem Weimarer Leben der Jahre 1798 und 1799, welche trotz der eigenthümlichen Parteistellung des Verfassers für wohlbescheinigt gelten können. Mit Wieland und Herder hatte Merkel in so intimen Beziehungen gestanden, daß seine Mittheilungen über diese Männer den Charakter fortgesetzter und unmittelbar aus der nächsten Nähe angestellter Beobachtungen tragen. Wo dieselben allzu subjectiv gefärbt und durch Merkel's Eitelkeit beeinflußt sind, verräth sich das auf den ersten Blick, weil der Verfasser naiv genug ist, den Leser überall in seine Karten sehen zu lassen, — bewußt ausgesprochene Unwahrheiten aber werden dem bei aller Leidenschaftlichkeit und Selbstgefälligkeit ehrlichen Manne nicht nachgewiesen werden können. — Die Hauptsache aber ist, daß Merkel die Weimarer Zustände seiner Zeit unter ganz anderen als den damals maßgebenden Gesichtspunkten betrachtete und daß er in dieser Rücksicht von den Böttiger und Kotzebue ebenso differirte, wie von Denjenigen, die um die „gemeine Deutlichkeit“ der Verhältnisse des alten Weimar den „goldnen Duft“ poetischer Morgenröthe zu weben gewohnt sind. Derselbe Mann, der in ästhetischen Dingen den Standpunkt einer vergangenen Epoche vertrat und sich vielfach als laudator temporis acti geberdete, besaß, wo es sich um Fragen des wirklichen, insbesondere des staatlichen Lebens handelte, unzweifelhaft eine ziemlich sichere Witterung der neuen Zeit. Sein Unvermögen, sich an der idealen Seite des Weimarer Kleinlebens genügen zu lassen und in die künstlerischen Interessen derselben aufzugehen, verräth den modern gearteten Menschen, der die ihn umgebenden Zustände vor Allem auf ihren realen Gehalt und ihre Entwicklungsfähigkeit prüft. Daß „allein die Künstler damals den echten Lebensgehalt, der den wirklichen Zuständen fehlte, besaßen, und daß sie dem bloßen gesunden Menschenverstande demgemäß Spott und Hohn entgegensetzen durften“ (Jul. Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur I. p. 9), hat Merkel allerdings nie verstanden, aber auch nicht verstehen und einräumen dürfen, wenn er als zeitgenössischer Publicist mit der Nation (oder, wie man damals sagte, „mit dem Publicum“) in Zusammenhang bleiben und demselben sagen wollte, was die Weltuhr geschlagen habe. Dadurch war aber mitbedingt, daß sein Urtheil über Dinge, die nicht von dieser Welt sind, auf der großen, gemeinen Heerstraße blieb. Die in den nachstehenden Blättern mit aufgenommene Vergleichung zwischen Herder und Goethe ist in dieser Hinsicht besonders charakteristisch. Sie stellt sich als getreuer Abdruck der Anschauungen Derjenigen dar, die bei der Wende des Jahrhunderts die Durchschnittsbildung der Mittelclassen repräsentirten. Rücksichtlich der entscheidenden Punkte besteht zwischen diesen um das Jahr 1840 niedergeschriebenen Noten und dem Standpunkte der „Briefe“ von 1801 kaum ein Unterschied.

Es sei schließlich bemerkt, daß Merkel, auch nach dem Urtheil ihm nicht

befreundeter Zeitgenossen, von guten, gefälligen Umgangsformen (wie Fr. Laun in seinen Aufzeichnungen sagt), „ein recht netter, zierlicher Mann von vieler geselliger Bildung“ war. Wenn Goethe ihn in seinen „Invectiven“ den „scharmanten kleinen Merkel“ nennt, so bestätigt das die Schilderungen, welche Gubitz und Andere von der kaum mittelgroßen, aber wohlproportionirten Figur und dem feingeschnittenen Gesicht des beweglichen, formgewandten Livländers entwerfen, der ein unterhaltender und liebenswürdiger Gesellschafter sein konnte und namentlich in feinen, gebildeten Frauenkreisen gern gesehen war: auch in diesem Stück das directe Gegentheil seines — ihm eigentlich immer antipathisch gewesenen — Genossen Kotzebue, der nach E. M. Arndt's unverwerflichem Zeugniß das Aussehen und die Manieren eines „Altflickers“ hatte. — Merkel's Privatleben und sittlicher Charakter waren durchaus achtbar, — seine Hauptfehler, maßloses Selbstgefühl und rücksichtslose Rechthaberei, stellen sich als Producte des eigenthümlichen Bildungsganges eines in der Einsamkeit aufgewachsenen, ausschließlich von der Weisheit der Aufklärungsliteratur genährten Autodidacten dar.

Fast einundachtzig Jahre alt geworden, starb Garlieb Merkel am 9. Mai (27. April a. St.) 1850 auf seinem Landgute Depkinshof.

Weimar.

„Nach dem Plane, über den ich mit Herder gesprochen, mich ganz eigentlich zum Publicisten für Deutschland auszubilden, wandte ich die anderthalb folgenden Jahre (Januar 1798 bis Sommer 1799) theils zu literarischen Arbeiten, theils zu Reisen an, von denen ich immer wieder nach Weimar zurückkehrte. Meine so oft wiederholte Wiederkehr machte, daß die Einwohner mich bald als zu ihnen gehörig betrachteten, und ich fast selber es that. die kleine Stadt wurde mir sehr lieb. Ungeachtet kaum halb so groß und bevölkert als Erfurt, beträchtlich kleiner und weniger bevölkert als Gotha, konnte Weimar zu dieser Zeit für die Hauptstadt Thüringens gelten, oder war es vielmehr. Der Geist hochgebildeter Humanität, der schon seit mehr als einem Menschenalter die Regierung beseelte, die berühmten Schriftsteller, die sie versammelte, selbst das Theater, das einzige stehende zu jener Zeit, machten es dazu, besonders seit der nur noch die ernsten Wissenschaften, als Kenner, liebende Herzog von Gotha gealtert war. Jede veranstaltete Feier oder öffentliche Belustigung, besonders jedes neue Schauspiel führte aus den Städten der benachbarten Ländchen, und selbst von den Gütern viele Theilnehmer nach Weimar. Es zogen selbst manche adlige Familien für den Winter dorthin, wie nach einer glänzenden Residenz und selbst manche Engländer und Franzosen ließen sich dort förmlich nieder und hatten als Ausländer beim Hofe den Zutritt zu allen Festen, sie mochten von Adel sein oder nicht. Alles dieses wurde durch den literarischen Ruhm der Stadt so verherrlicht, daß man überall, in Deutschland nicht nur, sondern auch in andern Ländern, Weimar als einen wichtigen Glanzpunkt betrachtete, zu dem man weither wallfahrtete. Freilich schwand die hohe Vorstellung sehr bei längerem Verweilen daselbst. Es ließ nicht lange verkennen, daß der Fürst eines Ländchens, das ungefähr 150,000 Einwohner hatte und nicht viel mehr als eine Million Gulden eintrug, auch bei dem liberalsten und gebildetsten Geiste nicht viel und nicht mit Ausdauer für Kunst und Wissenschaft

thun konnte. Alle Herrlichkeiten Weimars, obgleich mit Geist und Geschmack geleitet, waren nur einzelne Blitze in dichter Dämmerung, die schnell verloschen und immer die alte Dunkelheit zurückließen: aber freilich hallte jedem ein langes Donnern in den Zeitschriften nach. Es konnte nicht anders sein, da Stadt und Land zu klein für größere Leistungen waren. Ich gestehe, daß mir bei jeder Rückkehr aus einer der bedeutenden Städte, die ich nacheinander besuchte, die Kleinstädterei, die dort herrschte, und die arge Spießbürgerlichkeit selbst in den Verhältnissen der hochberühmten Männer, die dort lebten, einleuchtender und zuletzt unerträglich wurde. Im Herbste 1799 sehnte ich mich nach Berlin zurück, das ich im Frühling hatte kennen lernen, ich eilte dorthin und kam nicht wieder. Daß dasselbe Gefühl der Beschränkung auch bei Andern in Weimar und Jena erwachte, sobald das literarische Leben in den größeren Städten an Aufschwung gewann, beweist das Auswandern Böttiger's nach Dresden, so vieler Professoren aus Jena nach München, Halle und Berlin. Hier wirkte vorzüglich Hufeland, sobald er sich in der großen Stadt eingelebt hatte, dahin, daß Schiller eine Situation angeboten wurde, die zu benutzen ihn nur der Tod verhinderte. Daß Goethe selbst sich in dem engen Raume Weimars, ob er ihn gleich gewissermaßen beherrschte, nicht immer behaglich gefühlt, geht schon daraus hervor, daß Schiller, der ihn und seine Stimmung doch wohl genau kannte, kein Bedenken hatte, darauf anzutragen, daß auch Goethe zu Berlin angeboten werden möchte, was ihm selber bewilligt worden: er mußte doch wohl Gründe haben zu glauben, daß Goethe kommen werde. Es wäre in der That artig gewesen, wenn der Verfasser „der Musen und Grazien in der Mark“ sich selbst ebenda angesiedelt hätte, wo, wie er gesagt, „Alles getrocknet aufkeimte“. Ich glaube aber, daß es für das Genie und die Celebrität der beiden großen Dichter ein Glück war, daß sie nicht kamen. Angenehmer gelebt hätten sie wahrscheinlich als vorher, aber so Großes geschaffen hätten sie nie, als in dem ländlichen Stadtleben Thüringens. Sie hätten ihres Ruhmes eine Zeit lang reich genossen, ihn aber nicht vergrößern, also auch nicht in seiner Frische erhalten können.

Weimar gewann, nach allen damaligen Nachrichten, einen größeren Glanz und Ton seit der Vermählung des damaligen Erbprinzen mit einer kaiserlich russischen Prinzessin. Auch die Staatskräfte müssen durch den erhöhten Geldumlauf bedeutend gewonnen haben, sowie die industrielle Thätigkeit und Wohlhabenheit der Stadt. Als ich dieselbe 1817 wiedersah, war sie durch die Herstellung des Schlosses und manches bedeutende Gebäude verschönert und die Einwohnerzahl fast um die Hälfte vergrößert, ungeachtet der harten Schicksale, die über ihr gewaltet hatten. Ihr Dichterglanz war freilich erloschen. Goethe allein war von den poetischen Heroen noch übrig, gab dem Publicum, nach meinem Urtheile, aber nur noch Beweise seiner Veraltung. Ich durchirrte den Park zu Tieffurt mit melancholischen Gefühlen und eilte weiter.

Meine Lebensweise zu Weimar war im Jahre 1798 und 99 angenehm. Böttiger's Sorgfalt verdankte ich eine bequeme Wohnung. Ich arbeitete besonders im Winter 1798 am Tage viel, aß zu Mittag im Gasthause und am Abend bot der Besuch bei einer befreundeten Familie, oder eine gebetene Gesellschaft oder das Theater erheiternde Genüsse. Das Letzte war, Dank sei es der Liberalität des Herzogs, ein wohlfeiles Vergnügen. Die wenigen Greise, die sich noch

mit mir der damaligen Darstellungen auf der Weimarischen Bühne erinnern, fanden wahrscheinlich so wenig als ich nachmals in mehreren bedeutenden Rollen das überboten, was Demoiselle Jagemann in classischem Gesang und edlem Spiel, Madame Becker, Goethe's Euphrosine, in reizender Anmuth, Graff und Becker im ernsten Schauspiele, leisteten. Es versteht sich, daß nie ein leeres Haus den Genuß schmälerte, wohl aber that, bei der Darstellung bedeutender neuer Stücke, Ueberfüllung dasselbe, die besonders an Sonnabenden von Jena her, nach geendigten Collegien, zusammen floß.

Selbst das war ein Genuß, die vielen von Vergnügen verklärten Gesichter um sich her zu sehen. Es gab Abende, besonders bei zweiten oder dritten Vorstellungen, wo mich das Beobachten dieses Schauspiels mehr beschäftigte und ergötzte, als was auf der Bühne vorging. Besonders unvergeßlich ist mir ein Antlitz, an dem eines Abends fast bis zur Unbescheidenheit mein Blick haftete. Es war das eines Greises, der auf einer Seitenbank dicht hinter dem Orchester saß, so daß die Rampe es beleuchtete. Es war nicht schön, und die feinen, geistvollen Züge desselben zeigten eine gemüthliche Abspannung nur, wenn der alte Herr mit seinen Nachbarn gleichgültige Worte wechselte. Jetzt ging der Vorhang auf und das Antlitz in den Ausdruck ernster Aufmerksamkeit über, die, so wie die Intrigue anfing, zur Theilnahme wurde, die immer lebhafter wurde, je mehr die Verwicklung wuchs. Jede frohe Wendung derselben begrüßte eine freudige Miene, jede bedenkliche eine ängstliche. Ja, ich sah sein Auge zuweilen vor Zorn funkeln, dann wieder sich vom weichen Gefühle trüben. Bei glücklichen Worten des Dichters nickte er freundlich, bei mißlungenen schüttelte er mißbilligend leicht den Kopf. Zuweilen bewegte er die Lippen, sprach leise. In den Zwischenacten unterhielt er sich ruhig und sah gleichgültig auf die Versammlung hin, doch als die Schlußscene eine glückliche Auflösung gab, schien er tief aufzuathmen; wenigstens blickte er mit froher Zufriedenheit um sich her. Ich fragte seinen Nachbarn, ob er wirklich während des Spiels für sich gesprochen? Ja! In einzelnen Ejaculationen. Bei den Streichen der jungen Buben im Stück hat er gesagt: „Du solltest mein Sohn sein!" Der alten Ränkemacherei hat er leise zugerufen: „Vetula pravissima!" Dem jungen Mädchen, das verführt werden sollte: „Kindchen! Trau' ihm nicht[1])." Ich war so glücklich, den Abend mit ihm zu essen. Das Gespräch kam auf das Stück: er erklärte es für sehr mittelmäßig, hatte es schon halb vergessen. Und dennoch — —. Ja! denn der Beruf des Dichters ist Gefühl, das wie ein wohlgestimmtes Aeolsspiel der leichteste West durchathmet und beseelt. Es hört auf, und was es tönte, ist auf immer geschwunden — wenn die Kunst es nicht der Nachbildung werth findet. Jener Greis aber war Wieland, der, nach meinem Urtheil, größeste Dichter der deutschen Nation. Seine üppig reiche Phantasie und sein zartes Gefühl haben nicht die gewaltige Schwungkraft des Klopstock'schen, nicht die hochgenialische Keckheit des Goethe'schen, nicht die erschütternde Emphase des Schiller'schen, aber mit höherer Kunst, als jene drei Heroen besaßen, schuf er Schöneres, Bleibenderes. Ein so wunderliches Wunderwerk, wie der Messias ist, hätte er sich von vorn herein gar nicht zu schaffen entschließen können. Den ersten Theil des „Faust"

[1]) Vgl. Grenzboten, 1867, III.

hätte er nicht schreiben, aber auch nicht den sonderbaren Fehlgriff begehen können, einen zweiten Theil geben zu wollen, so wenig als solche Fehler mit solcher Herrlichkeit verschleiern können, wie Schiller den Gedankengang z. B. „Der Braut von Messina". Mit reifer, vollendeter Kunst verwandte er den Reichthum seines Genies zu der tadellosesten, reizendsten Schöpfung unserer Sprache: zum „Oberon". —

Mit Eintritt des Sommers wurde Weimar in der Regel wieder eine gewöhnliche, nicht große Landstadt. Die Schauspieler gingen nach Lauchstädt, die Familien vom Lande kehrten auf ihre Güter zurück und nur einige Ausländer blieben zurück: der ehemalige Deputirte zur Nationalversammlung Mounier, Graf Dumanois, einige andere Emigranten und ein paar Engländer; einige der wohlhabendsten unter den Einwohnern reisten in ein Bad oder bezogen einen Garten. Auch der Herzog machte häufig Reisen; die Herzogin-Mutter zog nach Tiefurt; nur die regierende Herzogin mit ihren Kindern blieb in der Stadt; von den Einwohnern fast nur, wen ein fortlaufendes Geschäft festhielt. Was mich betrifft, ich hielt meine Villeggiatur in Tieffurt. Im Sommer 1798 hatte ich ein sehr einfaches Stübchen von einer Bauernfrau gemiethet; im folgenden Sommer eine fast elegante Wohnung von drei Zimmern im Hause eines Hofgärtners. In dieser erhielt ich zuweilen ausgezeichnete Besuche. Herder und seine Familie und ein paar Fremde kamen einmal, ich glaube zum Kaffee, zu mir. Wieland aß eines Abends mit Falk und dessen junger Frau in meiner Junggesellenwirthschaft zu Abend, wozu ich aber in der blühenden Rosenlaube des herzoglichen Gartens hatte decken lassen. Die Schwester Kotzebue's, die Senatorin Gildemeister aus Bremen, in deren Hause ich den Winter vorher sehr gütig war aufgenommen worden, nahm mit einer sehr reizenden Tochter eine Collation bei mir ein. Böttiger und Andere spazierten oft zu mir heraus. Man sieht, ich hätte eine Art Haus machen können, wenn es nicht zu kostbar für mich gewesen wäre. Meine hochfürstliche Nachbarin und ihr kleiner Hof thaten mir durchaus keinen Zwang an. Ich lustwandelte des Morgens in ihrem kleinen Park, der aber eigentlich nur aus zwei oder drei schattigen Baumreihen zwischen der Ilm und einem Bergrand bestand. Ich arbeitete in einer kleinen Grottenhöhle, die auf dem Rande dieser letzteren stand und eine weite Aussicht gewährte. Zu Mittag machte ich einen Spaziergang durch eine üppige Wiese und im Schatten des Dickichts eines schönen Gehölzes nach Weimar, um an der Wirthstafel im „Gasthof zum Erbprinzen" zu essen, wo häufig Freunde an der Mahlzeit Theil nahmen. Von Zeit zu Zeit machte ich kleine Reisen nach Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach, Kahla; — einmal auch auf ein paar Wochen nach Dresden und ins Erzgebirge, im Winter 98 auf 99 nach Hamburg, Lübeck, Bremen und Berlin. Wer meine durchaus zwangslose Lebensweise sah, pries mich sehr glücklich. Fühlt' ich mich so? — Nein! ich hatte vom Baum der Erkenntniß genossen, hatte in einer Reihe großer Städte das Leben in kräftig strebender Thätigkeit gesehen, sehnte mich danach, selbst praktisch dabei einzugreifen durch literarische Arbeiten, nicht aber bloß für diese da zu sein."

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von
Julius Rodenberg.

Im Herzen von Berlin.

I.

Tief drin in Alt-Berlin ist eine kleine Straße, die Papenstraße, und in dieser Straße ein kleines Haus mit einer weißen Laterne, die mir beide sehr lieb sind, das Haus und die Straße. Die letztere erinnert mich auf eine angenehme Weise an die Pfaffen, welche vormals, in der katholischen Zeit, und als man noch platt in Berlin sprach, hierselbst gewohnt und der ganzen Gegend sicherlich ein behäbiges Ansehen verliehen haben; als der Bischof von Lebus Hof hielt in der Bischofsstraße, der von Brandenburg in der Klosterstraße, der Abt von Lehnin in der Heiligengeiststraße, und der Bischof von Havelberg in eben dieser Papenstraße selbst. Diese Prälaten, obzwar sie nun lange schon in Gott ruhen und eine Nachfolge nicht gefunden, haben doch den Straßen, die noch immer nach ihnen heißen, und den benachbarten, die gleichsam im Bann und Frieden der Marienkirche liegen, Etwas hinterlassen, was mitten im Geräusch und Gewühl, und trotz der Veränderungen der Gegenwart, die gesegneten Tage zurückruft, wo das Leben allhier gemächlich ging, wo man hinlänglich Muße hatte, dem Herrn zu dienen, sein Lob in Hora, Messe und Vesper zu verkünden und dazwischen ihm dankbar zu sein für alles Gute, was er der bedürftigen Creatur an Speis' und Trank beschert.

Dies ist es auch, was mir an dem kleinen Haus in der kleinen Straße so wohl gefällt. Es ist einstöckig und altmodisch. Vor seiner stets geöffneten Bogenthür hält gemeiniglich ein Frachtwagen, hoch mit Säcken beladen, denen man, auch wo man es nicht wissen sollte, doch ansieht, daß sie etwas Kräftiges enthalten; in seinem ausgetretenen Flur, in einer Art beständigen Halbdunkels, bewegen sich Gestalten, die, mit ihrer ledernen Schürze und wohlgenährten Person von allen menschlichen Wesen am meisten Brauknechten gleichen; und aus dem engen Höfchen kommt ein Malzgeruch, der Alles, was man riechen kann, an Lieblichkeit übertrifft. Damit der Leser es wisse: dies ist die Mälzerei des berühmten Patzenhofer'schen Brauhauses, das einst, in bescheidener Vorzeit, als es

seine Paläste draußen am Friedrichshain noch nicht hatte, sich mit diesen Baulichkeiten begnügte an einer Stelle, welche die Traditionen einer priesterlichen Vergangenheit so glücklich vereint mit der Erinnerung an Berlins erste und älteste Brauerei. Denn das Andenken an diese aus dem 15. oder 16. Jahrhundert lebt in dem Namen der hier einmündenden Brauhausgasse fort. Classisch ist der Boden und urgemüthlich das Kneipchen, das sich in besagtem Hause, zu rechter Hand und ebener Erde, dicht bei den Säcken und Pferden und Brauknechten, in traulichem Nachbarverhältniß eingenistet hat. Man mag kommen, wann man will, im Sommer oder Winter, ja selbst am hellen Mittag, so brennt Licht in diesem langen, niedrigen Zimmer mit den tiefen Fenstern, und das ist es, was ihm, in meinen Augen, so sehr zur Empfehlung gereicht; man kann sich immer, Gott weiß was, einbilden, wenn man sich hier zu seinem Glase niederläßt, und braucht sich nicht vor den fleißigen Menschen zu schämen, die draußen auf der Straße hin- und herrennen. Außerdem stehen hohe Vorsätze vor den Fenstern. Kommt man aber zur Winterszeit hierher, so brennen nicht nur die Lichter, sondern in dem eisernen Ofen in der Ecke prasselt ein gehöriges Feuer, das seinen röthlichen Schein weithin über den Fußboden wirft; und wär' es nur deshalb, um dieser Zeichen echter Gastfreundschaft willen, so käm' ich gerne hierher, obwohl ich eine tüchtige Wegstrecke von nicht viel weniger als einer Stunde zu machen habe, bis ich angelangt bin. Gemüthliche Leute verkehren hier — kleine Beamte, vornehmlich des Magistrats, Buchhalter, Comptoiristen und Procuristen der umgebenden Geschäftsgegend, Industrielle der mittleren Ordnung, Advocatenschreiber und sonstige Gelehrte — lauter brave Männer, die hier entweder Mittag halten, oder sich zum Mittage vorbereiten, indem sie der rastlos dahinstürmenden Welt ein rühmliches Exempel geben, daß der gute Mensch, sofern er nur will, auch in Berlin und mitten am Tage, wenn das Leben in voller Bewegung ist, immer noch Zeit hat, seinen Frühschoppen zu trinken, eine Hand im Solo zu nehmen, einen kleinen Skat zu spielen oder die Zeche auszuwürfeln. Wenn ich die Knöchel rasseln und fallen höre, während die Mittwintersonne gelblich durch die Scheiben hereinscheint und mit dem Schimmer der Gasflammen sich mischt, dann überkommt mich ein Gefühl der Dankbarkeit, daß es in diesem Jammerthal solch' traulicher Winkel noch gibt; und mir wird ganz pfäffisch wohl zu Muth, als ob ich nicht in der Papenstraße zu Berlin säße, sondern in irgend einem Klosterhof zu München oder Regensburg, deren Heilige ja längst auch die Patrone der großen Brauhäuser geworden sind. Kein Glühlicht, keine Butzenscheiben und allerlei Zierrath von Zinn und Schalen und Krügen bringt mich hier in den seltsamen Widerspruch einer künstlich hervorgerufenen Stimmung; und nichts ist hier stilvoll, als der Kellner alten Berliner Schlages, der weder eine germanische Jacke trägt, noch eine modische weiße Cravatte, sondern am Frack seiner Väter festhält und an große Trinkgelder nicht gewöhnt ist. Indessen beginnt es am Stammtisch stiller zu werden; das Knöcheln verstummt allmälig, die Karten ruhen, einer nach dem andern von den Gästen erhebt sich — „Mahlzeit, meine Herren!“ ruft es bald hier, bald dort, das Zimmer wird leer, und in dröhnenden Klängen vom Rathhausthurme schlägt es Eins.

Und nun nach der Idylle die Elegie. Lieber Leser, gib Dir keine Mühe,

dies Fleckchen irdischen Vergnügens aufzusuchen. Bis Du Dich in Bewegung gesetzt haben wirst, ist es nicht mehr; ich habe Dir's geschildert, wie es in den letzten Tagen seines Daseins war. Wenn Du hinkommst, wird die halbe Papenstraße verschwunden, niedergerissen, ein Schutthaufen sein; und wenn Du nach ein oder zwei Jahren wiederkehrst, wird wahrscheinlich ein „Prachtbau" stehen, wo das einstöckige Haus mit der weißen Laterne stand, und im Erdgeschoß, an Stelle des unscheinbaren Kneipchens, vielleicht ein „altdeutsches" Bierhaus sein mit elektrischer Beleuchtung und Allem, was sonst noch dazu gehört.

Aber fürchtet darum nicht, daß ich nun in Klagen ausbrechen und auf den Trümmern des kleinen Jüdenhofes sitzen werde, wie der Prophet Jeremias auf denen von Jerusalem. Ein Stück bis an das Mittelalter reichender Reminiscenzen ist hier hingegangen, das einzige, welches wir in Berlin hatten; aber es ist kein Jubel darum bei den Heiden, noch großer Jammer bei den Christen oder bei den Juden, welch' letztere zumal nicht viel Erbauliches hier erlebten, wo man sie im Kleinen Jüdenhof zusammenpferchte und auf dem Neuen Markt verbrannte. Wenn man liest, was in Rom vernichtet und zerstört wird, so kann man sich über das trösten, was wir in Berlin auf Nimmerwiedersehn verlieren. Wie ein Reinigungswerk ist die Demolirungsarbeit der Kaiser-Wilhelmstraße durch die schmutzigsten und verrufensten Quartiere von Alt-Berlin mitten durch gegangen und hat sie niedergelegt. Und zum ersten Male jetzt wehte die Luft des Himmels herein, schien die Sonne herab in Gassen und Gäßchen, die vom Unrath der Jahrhunderte starrten und durch Jahrhunderte von den dicht angrenzenden Straßen getrennt zu sein schienen. Da ist nicht viel zu lamentiren. Aber mit Dem, was Niemand bedauert, wurde doch auch Manches zum Untergang verurtheilt, was ein pietätvolles Herz weniger leicht preisgeben mochte — so mancher Straßendurchblick, der uns ein letztes Bild gab von dem alten ehemaligen Berlin — so mancher malerische Winkel, auf den man plötzlich stieß, wie auf den übrig gebliebenen Rest einer versunkenen Welt — so manches Haus mit historischem Charakter, welches in unsrer, an Anknüpfungspunkten solcher Art nicht sonderlich reichen Stadt doppelt werthvoll und doppelt unersetzlich war. Wenn man vor vier, fünf Jahren in diesen Theil des rechten Spreeufers kam, so konnte man sich sagen, daß er fast unberührt noch so sei, wie Lessing und Mendelssohn, Ramler und Nicolai denselben gesehen, mit den Häusern, in denen sie gewohnt, und den schmalen Fußsteigen, auf denen sie gegangen. Seitdem ist, beim Alexanderplatz angefangen, Eins nach dem Andern davon abgebröckelt; und die Kaiser-Wilhelmstraße mit ihren gewaltigen Bauprojecten hat ihm den Rest gegeben. Nicht zu Zwecken der Verschönerung allein, wie wohl in den meisten übrigen Fällen, hat man hier aufgeräumt und neugeschaffen: sondern es mußte geschehen, wenn dem ungeheuern Wachsthum Berlins die freie Circulation und Entfaltung gesichert, wenn dem immer stärker anschwellenden Strom seines Verkehrs der Weg gewiesen werden sollte. Der erste Factor in dieser Umgestaltung der Königstadt war die Stadtbahn; und ihr zweiter ist die Kaiser-Wilhelmstraße.

Von den großartigen Baudenkmalen unsrer Epoche wird, wenn sie vollendet, diese Straße das großartigste sein, in den Augen späterer Geschlechter vielleicht lange noch das erkennbare Zeichen für das Berlin Kaiser Wilhelm's, dessen Namen sie trägt. Umgeben von den ehrwürdigen Erinnerungen an den Großen Kurfürsten und den imposanten Architekturen, mit denen Preußens Könige nacheinander ihre Residenz geschmückt, wird sie fast unabsehbar, in glänzender Linie die Linden bis an die Grenzen der Königstadt fortsetzen, den Pariser Platz in beinahe gerader Richtung mit dem Alexanderplatz verbinden, und eine Straßenflucht darstellen, wie kaum eine zweite Hauptstadt Europa's aufzuweisen hat — mit dem Grün des Thiergartens, durchschimmernd durch die Säulenhalle des Brandenburger Thors, dem Grün der Linden am Anfang, dem Grün des Lustgartens, ernst überragt von den Werken Nehring's und Schlüter's, in der Mitte, und nun, mit kühnem Satz das Wasser überbrückend, das Wasser der Spree, sich Bahn brechend in das jenseitige Berlin hinein, und diesen ältesten Theil unserer Stadt, von jeher Sitz der bürgerlichen Arbeit und der bürgerlichen Verwaltung, mit einem Widerschein gleichsam dessen erfüllend, was schön und charakteristisch ist an unsern Königsbauten: mit verzierten Giebeln und Erkern, und breiten, kronentragenden Kuppeln, mit kunstvoll verschnörkelten, flachgewölbten Fenstern und Portalen, mit breiten, umgitterten Balconen und reich ornamentirten Façaden.

Es werden auch Paläste sein, aber solche des Handels und der Industrie — große Läden, Magazine, Waarenlager im Erdgeschoß und ersten Stock, und darüber Wohnungen in bequemer Lage. Man konnte nicht eine Luxusstraße bauen wollen in dieser Gegend; die Kaiser-Wilhelmstraße sollte vor Allem einem Bedürfniß dienen. Es sollte durch sie der ungeheuer gesteigerte Verkehr des neuen, mächtig angewachsenen Berlins mit dem Mittelpunkte des alten entlastet werden. Zur Bewältigung desselben gab es bisher nur zwei Zugänge: den gänzlich ungenügenden des Mühlendamms, und den auch längst nicht mehr ausreichenden der Königstraße. Die Linden sind zehnmal, und einige von unsern Gürtelstraßen über elfmal so breit als diese Straße, die wichtigste Durchfuhr der Königstadt und eine der wichtigsten in Berlin überhaupt; in der That, so schmal ist sie, daß an einigen Strecken derselben, für die Stunden, wo die Fluth des Mittags sich durch sie wälzt und aus den einmündenden Straßen immer neue Nahrung von Fußgängern, Droschken, Omnibussen und Pferdebahnwagen empfängt, der Güterverkehr ganz eingestellt werden mußte. Die Nothwendigkeit gebot, einen dritten Eingang zu schaffen, welcher den Anforderungen der Gegenwart und den Voraussetzungen der Zukunft mehr entspräche: und dies war die Kaiser-Wilhelmstraße.

Aber sie hatte nicht diese Bestimmung allein.

Der Gedanke der Kaiser-Wilhelmstraße tauchte gleichzeitig mit dem Beginn der baulichen Umgestaltung Berlins, unmittelbar nach dem Kriege von 1870—71 auf — ein Beweis, wie naheliegend er war; aber es dauerte nicht viel weniger als vierzehn Jahre, bevor man ernsthaft an die Ausführung gehen konnte — ein Beweis, welche Schwierigkeiten derselben entgegenstanden. In diesen vierzehn Jahren war Berlin eine neue Stadt geworden; es hatte sich nach Osten

und Westen, nach Süden und Norden fast gleichmäßig ausgedehnt, und überall war für die Bewegung einer um das Doppelte vermehrten Einwohnerzahl Raum gemacht; Straßen waren erweitert, Straßen waren durchbrochen worden und die neuen Vorstadtgebiete wetteiferten in der Zweckmäßigkeit ihrer Anlagen, in Allem, was die Gesundheit der Bevölkerung und die Leichtigkeit der Circulation bedingt, mit den bevorzugtesten Theilen der Stadt, und übertrafen sie noch.

Unberührt von diesem Wandel, der sich vor unsern Augen vollzog, bis wir uns daran gewöhnt hatten wie an das Alltägliche, blieb nur der innerste Kern unserer Stadt, der zugleich ihr ältester ist — Alt-Berlin oder die Königstadt. Ihre Gäßchen und Höfe waren noch so finster und feucht, so schmutzig, höhlenartig und, mitten in einer decenten Umgebung, von einer solch unsaubern Gesellschaft bewohnt, wie vor dreihundert Jahren; und ihre Hauptstraßen, die keinen geringen Theil des Reichthums von Berlin repräsentiren, hatten ein kleinstädtisches Ansehen, wie vor hundert Jahren. Alles, die Namen und die Zustände selbst, erinnerte hier an die Vergangenheit. Die Königstraße war nicht breiter als zu der Zeit, wo durch dieselbe Preußens erster König seinen triumphalen Einzug gehalten; die Neue Friedrichstraße nicht viel anders, als sie, mit ihren Nebenstraßen im Spandauer Viertel, aus den Händen von Friedrichs des Großen Baumeistern hervorgegangen war. Dazwischen lag ein Stück Mittelalter, so räucherig wie nur irgend eines — das einzige, welches sich in Berlin erhalten, kein besonders glänzendes oder erfreuliches, welches als Muster hätte dienen, keins, auf welches man, seiner historischen Associationen oder gegenwärtigen Gestalt halber, sich etwas hätte einbilden können. Aber trotzdem, wenn man sich in diese Straßenlabyrinthe begab, übersprudelnd von Leben, wenn nicht ganz so malerisch, wie das Ghetto von Rom; wenn man nicht weit von der Stelle, wo das Patricierhaus der Blankenfelde noch steht, und das der Zehlendorf und Ryke gestanden hat, jenen geheimnißvollen, unnahbaren Hintergrund sich erheben sah — denn wer, dem sein guter Name oder nur sein guter Rock lieb war, hätte den Kleinen Jüdenhof mit seinen Dependenzen der Schmalen und der Kalandsgasse, oder die Königsmauer, so lange sie noch in ihrer Sünden Blüthe stand, betreten mögen? — trotzdem, sag' ich, wenn man dies Alles zusammen nahm, hatte man hier, mitten in diesem völlig modernen oder modernisirten Berlin, was man, in dieser Stärke, sonst an keinem Punkte desselben haben konnte: das Gefühl eines anderen Jahrhunderts. Man sah es nicht an einem einzelnen Gebäude, man war durchaus von ihm umgeben. Das war es, was die Königstadt in ihrem bisherigen Zustand dem gelegentlichen Wanderer so überaus anziehend, in jeder andern Hinsicht aber ihre Umgestaltung von Grund aus so dringend wünschenswerth machte. Die Steine selber, schwarz von Alter und triefend von Nässe, schienen zu rufen: Luft! Licht!

Wo jetzt, als das beherrschende Gebäude dieses innersten Kerns von Berlin, die Central-Markthalle steht und mit einem Leben erfüllt ist und einer Sicherheit arbeitet, als ob sie hier, ich weiß nicht wie viele Jahre oder Jahrzehnte gestanden hätte, da war vor kurzer Zeit noch ein wirrer Knäuel von engen Durchgängen und schmutzigen Straßen, in welche, wie gesagt, weder bei Tag noch bei Nacht ein anständiger Mensch sich gerne wagte. Das Wunder ist nicht, daß Alles hier

jetzt so sauber aussieht und so hübsch ordnungsmäßig von Statten geht, sondern daß Sauberkeit und Ordnung so rasch und präcis, wie mit einem Zauberschlag aus dem Chaos von Trümmerschutt und Steingeröll emporstiegen, welches wir hier seit dem ersten Beginn von Abbruch und Wiederaufbau — beides immer Hand in Hand — erblickten. Am 3. Mai des Jahres 1886, eine Stunde nach Mitternacht, sollte das Mirakel geschehen, und es geschah; und als wir am andern Morgen in die vom Frühlingssonnenschein durchleuchtete Halle traten, da schwammen die Fische so vergnügt in ihren Kübeln, hingen die großen Braten so verlockend an ihren Krampen, entsandten die Blumen und die Käse so lieblichen Duft, standen die trefflichen Marktweiber, deren Bekanntschaft wir unter den historischen Regenschirmen des ancien régime gemacht, so würdevoll in ihrem neuen Palast und rollten obenhin die Stadtbahnzüge mit so majestätischem Donner, daß wir demuthsvoll die Augen niederschlugen und im Herzen dem Magistrat von Berlin Lob sangen, der dies Alles so herrlich vollbracht. Nur eine Barrikade von vielen hundert übereinander gethürmten Rohrstühlen und Holztischen, ein ganzes Arsenal von Messern, Gabeln und landesüblichen Bierseideln in einer Ecke der obern Galerie zeugte noch davon, daß besagter Magistrat nebst allen Stadtverordneten und Bezirksvorstehern von Berlin in der vergangenen Nacht hier gezecht, um das große Werk seiner Bestimmung würdig zu übergeben, bis gegen Eins, mit der letzten Minute der Geisterstunde, der entfesselte Strom der Arbeit, der hochbepackten Lastwagen und des ungeheuren, tobenden Zuschauermobs von Berlin in die Halle sich ergoß, der Festlichkeit ein jähes Ende bereitend, und die schmausenden Väter gleichsam hinwegschwemmend — ein modernes Nacht- und Phantasiestück in der Manier von E. T. A. Hoffmann, der diese Scene zu sehen geliebt haben würde, wie er ja auch die Gegend zwischen Marien- und Nikolaikirche gut genug gekannt und in seiner Spukgeschichte von der „Brautwahl" vortrefflich geschildert hat.

Dieses indessen, das stürmische Intermezzo, mit welchem Berlin von seiner Markthalle Besitz ergriff, war das einzige Stück, das im Programme nicht vorgesehen; seitdem geht Alles seinen gemessenen, geschäftsmäßigen Gang, und nichts mehr erinnert weder an die E. T. A. Hoffmann'schen Geister, noch an die Kalandsbrüder und sonstigen Ehrenmänner, die einst hier hausten. Es ist Alles wie fortgefegt, als ob es niemals gewesen. Haben wir selbst doch Mühe, den Zustand der Dinge, die wir vor wenigen Jahren, ja vor wenigen Monaten noch leibhaftig gesehen, uns zu vergegenwärtigen, den Zug und die Richtung der Straßen, in denen wir so oft gewandert, die Häuser, vor denen wir sinnend so manchmal Halt gemacht. Es ist Alles weg und dahin; und so kurz ist das menschliche Gedächtniß, daß wir in abermals zehn Jahren nur noch in den Büchern lesen werden, wie es hier ehedem gewesen. Und da der Magistrat, der doch sonst für Alles sorgt, nicht dafür gesorgt hat, das, was hier nunmehr verschwunden ist, im Bilde zu verewigen, so will ich wenigstens einige Züge desselben festhalten. Schön waren Jüdenhof und Königsmauer und Kalandsgasse nicht — das weiß Gott; und rühmlich auch war ihre Geschichte nicht: der Galgen und der Scheiterhaufen spielen eine beträchtliche Rolle darin, und was mit Blut begann, endete mit Unrath und dem lichtscheuen Gewerbe. Dennoch

war dieses innerste Stück unserer Stadt ein Theil ihrer selbst und zwar ein sehr charakteristisches — der einzige und letzte, wiewohl in Schmutz verkommene Rest des Mittelalters — et haec olim meminisse juvabit. Darum hab' ich, von dem Moment an, wo das Urtheil dieser Gegend gesprochen war, meine Schritte mit Vorliebe derselben zugewandt, bin immer und immer wieder zu ihr zurückgekehrt, habe sie, wie ein unglücklich Liebender, bald in weitem Bogen umkreist, bald, um bei ihren argwöhnischen Bewohnern keinen Verdacht zu erregen, mich durch ihre Gäßlein geschlichen; habe sie in jedem Stadium ihrer unaufhaltsam vorschreitenden Veränderung, bis von Allem (einschließlich der gemüthlichen Kneipe in der Papenstraße) so gut wie nichts mehr da war, besucht und will nun, was ich nach einer jeden solchen Wanderung mir aufzeichnete und aufschrieb, hier in gedrängtem Auszuge mittheilen. Der Berliner wird sich mit mir auf alles Das gern noch einmal besinnen; und wer kein Berliner ist, daraus vielleicht eine Vorstellung gewinnen von dieser merkwürdigen Phase des Berliner Lebens, in welcher das Heute vom Gestern durch einen so tiefen Abgrund getrennt wird, daß nur die Phantasie noch ausreicht, um eine Brücke hinüber zu schlagen. Scheint mir selber doch, indem ich in meiner Erinnerung um nicht viel mehr als zwei Jahre zurückgehe, als ob ich in eine ferne Vergangenheit wandern müßte!

Denn als ich am Abend des 7. Juli 1884 hier ging, da war in ihrer ganzen Länge die Burgstraße noch intact, da stand noch die alte Militärakademie, welche Friedrich d. Gr. begründet, und gegenüber die alte Schloßapotheke mit ihren gothischen Giebeln und alten Bäumen, und auch die Cavalier- oder Sechserbrücke war noch da, von Fußgängern belebt, die gerade keine Cavaliere waren, aber auch keine Sechser mehr zu zahlen brauchten. Die Heiligegeistgasse, die heute mit den stolzen Gebäuden der Berliner Kaufmannschaft und dem stolzeren Namen der St. Wolfgangs-Straße prunkt, prangte damals noch mit nichts, als ihrer angestammten Baufälligkeit, kaum angenagt von der beginnenden Zerstörung; und das Joachimsthal'sche Gymnasium, an der Ecke der Heiligengeiststraße, wiewohl Lehrer und Schüler es längst verlassen und in seinen öden Klassenzimmern und Hörsälen sich allerlei Fabrikanten und Handwerksleute niedergelassen hatten, erinnerte doch mit seinem ehrwürdigen Grau noch immer an den Professor der Mathematik und schönen Künste, Sulzer, und die Nachbarschaft von Ramler und Lessing.

Ein halbes Jahr später. Ein grauer, trüber Januartag, jedoch eben die rechte Beleuchtung für dies verschwindende Stück Berlin. Schmelzender Schnee bedeckt den Boden; aber über den Dächern und an den Mauern liegt er noch in weißer Schicht und darüber der stahlgraue, winterliche Himmel. Es ist Mittags zwischen elf und zwölf, und eine enorme Bewegung, Alles dampfend von Nässe, der Wind frisch und zur Eile treibend. Auf dem schmalen Trottoir der Burgstraße drängt sich der Verkehr, aus den Kellern und von den Schiffen auf der Spree kommt ein Obstgeruch und Männer mit Netzen und Fischtonnen hantieren am Ufer. Ich kenne die Häuser, die zum Abbruch bestimmt sind; sie haben, obwohl noch bewohnt, ein desolates Aussehen, als ob sie wüßten, was ihnen bevorsteht. An einigen kleben rothe Zettel, welche die demnächstige Verlegung

des Wohnsitzes oder Ladens anzeigen. Hier ist das „Hôtel de Saxe", ein Gasthof von der alten guten Sorte, der, wenn er stehen bliebe, bald sein hundertjähriges Jubiläum feiern könnte. Doch weit über das Jahr 1789 zurück, in welchem sein damaliger Besitzer, Rettberg, ihn von der Heiligengeiststraße hierher verlegte und ihm den vornehmen Namen gab, geht die Geschichte dieses Gasthofs. Er hieß damals „zur weißen Taube" und es waltete darin als Wirthin zu Lessing's Zeit Mad. Therbusch, von der ihm befreundeten Familie. Heute noch sieht man an dem Haus, Ecke der Heiligengeist- und Königstraße, das alte Wirthshauszeichen, zugleich ein Zeichen des heiligen Geistes, eine weiße Taube mit ausgebreiteten Flügeln, unter denen sich eine „Destillation" vertrauensvoll niedergelassen hat, während die Reminiscenzen alter Gastlichkeit mit in das „Hôtel de Saxe" hinübergewandert sind. Ein Wagen hält vor der flachgewölbten, halbdunkeln Einfahrt; ein Mann aus der Provinz mit einer rothen Nase, einem grünen Pelzrock und einem antediluvianischen Ding von einem Koffer sitzt darin. Offenbar ein alter Kunde; denn der herbeieilende Kellner empfängt ihn mit jener wohlwollenden Cordialität, die man Stammgästen erweist, und der Hausknecht macht sich an den Koffer, wie an einen guten Bekannten. Doch über Allem, dem Hôtel, dem Kellner und dem Hausknecht liegt ein sanfter Ausdruck von Melancholie; nur der Mann mit dem grünen Pelz und der rothen Nase ist fröhlich, denn das ersehnte Ziel der Residenz ist erreicht; und daß er sich die Hände das nächste Mal an einem andern Ofen wärmen muß, das ist kein Grund für ihn, heute zu trauern oder zu frieren. Laßt es Euch darum noch einmal wohl sein im alten Nest; mit diesen Spelunken aus dem vorigen Jahrhundert ist doch nicht viel Staat mehr zu machen, und für electrische Klingeln, Personenaufzug, Glashof und vergoldete Treppengeländer gibt dieser Mann aus der Provinz, oder ich müßte mich sehr irren, alle Erinnerungen an Madame Therbusch, Lessing und die weiße Taube leichten Herzens hin.

Die alte Kriegsakademie, Burgstraße Nr. 19, Friedrich's d. Gr. Werk, 1765, und von ihm oder unter ihm, wo Alles in Berlin französische Namen hatte, école militaire, Ritterakademie genannt, ist heute verschlossen und verstaubt, Fenster und Thüren wie mit Spinnweb überzogen und keine Spur menschlichen Lebens mehr darin. Auch das Hohenzollernschloß gegenüber zeigt an der Wasserseite die Merkmale des Alters, Risse, Sprünge und Schrammen an den Wänden und abbröckelnden Bewurf; auch dort ist es einsam in den hohen kalten Zimmern und weiten Sälen. Aber immer, wenn ich vorübergehe, erblicke ich dort oben an den Fenstern, an denen ich sonst niemals einen Menschen gesehen, zwei Gespensteraugen, zwei dämonische Augen, brennend von unirdischem Feuer und einer Art verzehrender Schadenfreude; sie verfolgen mich, sie lassen mich nicht los, und allmälig erkenne ich auch ein Gesicht, ein verschrumpftes, das geistreichste und boshafteste, welches mir je vorgekommen, mit vielen Runzeln und einer stark gekrümmten Nase, wie ein Habichtschnabel, und einem spöttisch verzogenen Mund, um den die lieblichsten Teufeleien spielen — und jetzt wird ein ganzes Männchen daraus, mit merkwürdig dünnen Beinen, einer langen Perrücke, einer dicken Filzkappe darauf und einem dicken Friesrock an. Auf und ab und ab und auf wandert das Männchen in der einsamen, hohen, kalten Stube des Königs-

schlosses, wie eine Hyäne im Käfig, und setzt sich zuletzt an einen Tisch mit Marmorplatte, auf welchem ein Haufen Bücher und ein Blatt Papier liegt, und reibt sich die Hände mit einem Ausdruck infernalischen Vergnügens, denn ihn friert; und auf das Papier kritzelt er die Worte: „Ich schreibe Dir zur Seite eines Kachelofens, mit gesenktem Haupt und schwerem Herzen und schaue hinunter auf die Spree, weil die Spree in die Elbe mündet und die Elbe in die See und diese die Seine aufnimmt und unser Haus in Paris nah' bei der Seine steht und ich sage: Warum bin ich in diesem Schloß, welches auf die Spree hinunter schaut, und nicht an unserem eigenen Kamin? . . . Wie ist mein Glück vergiftet, wie kurz ist das Leben! . . ." Diejenige, an welche diese Zeilen gerichtet sind, ist Madame Denis, und der sie schreibt — Voltaire! Voltaire, der sich allein glaubt, „Voltaire, gezeichnet von Pesne ohne sein Wissen durch ein Loch, welches in die Thüre seines Zimmers gemacht worden war auf Befehl Friedrichs d. Gr." So spielen diese Beiden miteinander — Voltaire mit dem Kammerherrnschlüssel und dem Orden pour le mérite doch nicht besser als ein Gefangener, voll Heimweh nach Paris, und durch das Loch in der Thür Friedrich's Hofmaler blickend — ein Tanz, wie von Irrlichtern ausgeführt, und doch eine wahre Begebenheit; eine wunderliche Komödie, wiewohl mit ernstem Hintergrund, aus welchem fest und unverwandt, wie zwei Sterne, die großen, schicksalsvollen Augen Friedrich's strahlen.

Sein Andenken haftet auch an dem grauen Gemäuer dieser Kriegsakademie, die bald nicht mehr sein wird. Ihr Friedrich war ein Anderer, als der da drüben im Schlosse: der mit dem runzelvollen Gesicht und auf seinen Krückstock gebeugt. Der siebenjährige Krieg macht einen Abschnitt in Friedrich's Leben. Man besiegt nicht umsonst eine Welt. Der König fühlte sich alt mit einundfünfzig Jahren. Dem von ihm besonders geschätzten Encyclopädisten d'Alembert, welcher ihn bald nach Abschluß des Friedens besucht und geäußert hatte, daß dieser Tag der schönste seines Lebens gewesen sein müsse, gab er zur Antwort: „der schönste Tag des Lebens ist der, an welchem man es verläßt". Seine Jugend und seine Götter waren mit Voltaire gegangen; er war jetzt einsam und sein Herz für Neues nicht länger empfänglich. Er berief den alternden Sulzer, den berühmtesten der deutschen Aesthetiker, der damals eben seine „Theorie der schönen Künste" schrieb, vom Joachimsthal'schen Gymnasium hierher, an sein neugestiftetes Institut. Er bewies ihm sogar einiges Wohlwollen, das nach dem Verhältniß seiner Schätzung von deutscher und französischer Literatur abgemessen war. Er gab ihm weder den Kammerherrntitel noch eine Wohnung im königlichen Schloß, wie einst Voltaire, sondern ein wüstes Stück Land in Moabit, auf welchem der Professor sich unter westfälischen Bauern ein Sommerhäuschen errichtete. Wohl möglich, daß Goethe's Wort über Sulzer: „einer unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß", sich darauf beziehen soll. Denn freilich war das Moabiterland nicht die beste der Welten und Sulzer kein Voltaire, bien s'en faut! „Gott bewahre uns vor der Theorie!" rief der dreiundzwanzigjährige Goethe in jener Recension der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" [1]) aus, „und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister!"

[1]) V, 517.—1772.

Dieser Meister war schon da und er hieß Lessing; doch Friedrich wandte sich von ihm ab, zu Gottsched, zu Sulzer, und wenn es hoch kam, zu Gellert, von dem gewaltig aufstrebenden Neuen zu dem langsam absterbenden Alten, von den schöpferisch Genialen zu den Mediocritäten. Welche Freude hätte der König haben können, wenn er sich an Lessing's reifer Kraft, an Goethe's herrlicher Jugend noch einmal erfrischt! Doch dieser Quell der Verjüngung ist ihm versagt gewesen; er blieb der Einsiedler von Sanssouci, dieses Wort Chamfort's, des Epigonen der Encyclopädisten bestätigend, daß derjenige die Menschen niemals geliebt habe, der nicht mit vierzig Jahren ein Misanthrop sei. Und dennoch, wie hat sein Pflichtgefühl ihn immer wieder zu den Menschen hingeführt — sein großes Herz nur noch erfüllt von der landesväterlichen Sorge für sein Volk, und fast sein letztes Wort, daß es kein größeres Vergnügen für ihn gebe, als wenn er einem armen Manne ein Haus könne bauen lassen. Mit Rousseau, dem er ein Asyl vor Verfolgungen, mit Voltaire, dem er königliche Gastfreundschaft geboten und mit Friedrich d. Gr. stirbt das Jahrhundert, welches billig nach diesen Dreien genannt wird; das Blut- und Flammenmeer, mit welchem es endet, konnte wohl eine Weile den scrupellosen Eroberer emportragen, aber die Macht ihrer Ideen war stärker. Napoleon ist todt und Rousseau, Voltaire, Friedrich leben. Er lebt, wie überall, so in dieser Kriegsschule, die wohl die schrecklichen Tage von Saalfeld, von Auerstädt und Jena sah, doch auch ein Werkzeug der Vergeltung wurde. Hier blitzte das kühne Genie Scharnhorst's auf, hier gab mit weisem Geiste Clausewitz der Kriegskunst Gesetze; und heute, wo fast hundert Jahre nach dem Tode seines Erbauers das Gebäude selber stürzen soll, laßt uns hoffen, nein, laßt uns die feste Ueberzeugung aussprechen, daß mit den Schülern auch die Traditionen aus diesem alten, schmucklosen Haus in das neue, glänzende, an der Ecke der Neuen Wilhelm- und Dorotheenstraße gezogen sind, um in der Stunde der Entscheidung, die nicht ausbleiben wird, mit dem Werke Friedrich's auch das Kaiser Wilhelm's zu behaupten und zu vollenden.

Und wie ich nun, im Gehen, noch einmal umblicke nach dem Schlosse, da sehe ich nicht mehr die Gespenster des achtzehnten Jahrhunderts dort umgehen; sondern weiter drüben, hinter der Brücke, auf der Attika des historischen Hauses, Burgstraße Nummer Sieben, den ganzen Olymp in lauter kleinen, zierlichen Figuren von Stein — Apoll mit übergeschlagenen Beinen, Merkur mit einem Beutel voll Geld, Minerva mit einem Federbusch und alle zusammen mit einer Miene von Jovialität, die seit einhundertundvierundachtzig Jahren durch Nichts getrübt worden ist. Denn so lange steht das Haus. Schlüter hat es 1701 gebaut, den würdigen, architektonischen Hintergrund zu dem berühmten Reiterstandbild auf der Brücke. Zuerst war es das Palais des Grafen Wartenberg, Ministers und General-Erbpostmeisters, und dann, durch das vorige Jahrhundert, das Hauptpostamt von Berlin. Jetzt dient es den profanen Zwecken eines Miethshauses; aber über den ionischen Pilastern thronen sie noch (in angemessenen Verkleinerungen) die großen Unsterblichen und zwischen ihnen ausgespannt, von der Börse her, an Stangen und Stänglein, hängt ein ganzes Saitenspiel von Telephon- und Telegraphendrähten — Trophäen der neuen Post, aufgepflanzt auf dem Dache der alten.

Alt freilich! Was ist alt in Berlin! — nicht viel mehr als hundert, und

wenn es hoch kommt, nicht volle zweihundert Jahre; denn das Berlin, in dem wir uns hier bewegen, ist im Wesentlichen das Berlin Friedrich's d. Gr., das damals jung war und sich um den spärlichen Rest des vom Mittelalter übrig Gebliebenen herumbaute. Hier setzt die Zerstörungsarbeit an; bei der Heiligengeistgasse, die zur Hälfte schon darniederliegt, beginnt sie und läßt sich weit verfolgen in das Innerste von Berlin. Man hat, wenn man jetzt hier herumgeht, das traurig-öde Gefühl, als ob Einem Alles erst werthlos gemacht und in seiner äußersten Häßlichkeit gezeigt werden, als ob man es durch alle Stufen und Grade seiner Auflösung begleiten solle, bevor es gänzlich aus unseren Blicken fortgeschafft. Heruntergekommen bis zur Unkenntlichkeit ist das weiland Joachimsthal'sche Gymnasium, halb abgebrochen, halb noch aufrecht, eine dunkle, schmutzige Masse, in einem unwürdigen Zustande des Verfalls, mit zerbrochenen Fenstern und mit offenstehenden Thüren, mit Miethszetteln und kleinen Schildern von allerlei Professionisten — ein Bild der Vergänglichkeit, die hier, auf künstlichem Wege gleichsam, in Monaten vollbringt, wozu sie, sich selber überlassen, Menschenalter gebrauchen würde. Wir kürzen die Fristen ab, in Krieg und Frieden; aber es wird uns darum Nichts geschenkt. Schon wächst aus diesem Chaos prachtvoll heraus der neue Börsenbau und dorten, an der Ecke der Spandauerstraße, steht es noch, älter als Alles, was einst jung und neu gewesen, und nun alt und hinfällig und zum Sterben bereit ist — das uralte Kirchlein zum heiligen Geist. Es stand schon, als noch Nichts hier war, außer einem Spital und einem Garten, und gab der Gegend den Namen; und es steht noch immer, wo Alles, was inzwischen, in den vier oder fünf Jahrhunderten hier gewesen, durch die Börse verdrängt worden ist. Der heilige Geist und die Börse — merkwürdige Nachbarn!

Vor hundert und etlichen Jahren war dies ein gemüthliches Eckchen in Alt-Berlin und Spuren davon sind ja wohl noch vorhanden, wenn man in das stehengebliebene Stück der Heiligengeistgasse einbiegt. Hier, gleich vornan, wohnte Lessing und ihm gegenüber wohnte Ramler. Die Häuser von damals sind nicht mehr, aber die Stellen noch genau bekannt. Es war zur Zeit von Lessing's drittem Aufenthalt in Berlin, Mai 1758 bis November 1760. Es war der Lessing, der noch keines seiner drei dramatischen Meisterwerke geschrieben hatte; aber das eine, das erste derselben, die ewige Verherrlichung Friedrich's und des siebenjährigen Krieges, steckte doch ihm schon sozusagen im Blute. Von hier ging er ins Hauptquartier nach Breslau und als er 1765 wiederkehrte, brachte er die „Minna von Barnhelm“ fast fertig mit. Aber dieser vierte und letzte Aufenthalt Lessing's in Berlin war kein guter für ihn. Noch steht das Haus am Königsgraben, unweit des Alexanderplatzes und Sedan-Panorama's, in welchem Lessing seine „Minna“ vollendet, und noch zeigt man in der Behrenstraße No. 55 das Haus (jetzt ein Wein- und Bierhaus), auf dessen Hof in einem Hintergebäude sie neunzehnmal hinter einander unter dem Jubel der Berliner aufgeführt ward. Aber Berlin, Lessing's geistige und darum seine wahre Heimath, die Stadt, die von allen Städten er am meisten haßte und liebte, ohne die er nicht leben zu können glaubte — Berlin war nicht groß genug, um für einen Friedrich und einen Lessing Raum zu haben, wiewohl Beide doch Mitarbeiter waren an dem-

selben Aufklärungswerke des achtzehnten Jahrhunderts und für uns in untrennbarer Gemeinschaft fortleben.

Die glücklichsten Jahre Lessing's in Berlin waren die beiden am Heiligengeistkirchhof. Hier, wie nirgends, sprudelte die Kraft des Dreißigjährigen in schönen Entwürfen, hob ihn das Bewußtsein einer großen Zeit und seines Berufes, sein Geist ein kühner Neuerer, brennend von Kampfbegierde, seine Feder ein scharfes Schwert. Hier aber auch umgab ihn die treueste Freundschaft; es fehlten die Frauen nicht, wenn er am Abend munter zu plaudern liebte, noch die guten Gesellen beim fröhlichen Glase. Hier „von Haus zu Haus" (das Wort war damals noch nicht das „epidemische") flatterte das rothe Band, zum Zeichen, daß man sich in die Baumannshöhle begeben wolle, d. h. den Maurer'schen Weinkeller in der Brüderstraße, den die lustige Gesellschaft nach dem Küper benannte. „Denn Sie müssen wissen," schrieb Ramler an Gleim, „der Kieper heißt Baumann".

Trefflicher Mann, wenn Du noch lebtest! Lessing dahin begleiten, ihn in seinem hölzernen Lehnstuhl dort unten sitzen sehen zu können! . . . Und ich habe ihn noch gesehen; nicht Lessing — leider, ich hätte gern in seinem Jahrhundert gelebt! — aber wohl den wackligen Sessel und den Keller. Er war, Brüderstraße No. 27, ganz noch in dem alten Zustande, wie zu Lessing's Zeiten, bis er im Jahre 1873 verschwand, um einem Anbau des von der Breitenstraße her sich immer mehr ausdehnenden Herzog'schen Modewaarengeschäftes Platz zu machen. Dem Theater Lessing's ist ein Wein- und Bierhaus, seinem Keller ein Modewaarengeschäft gefolgt. Sic transit gloria mundi. Und doch glaube ich, daß Ersteres immer noch mehr in seinem Sinne gewesen wäre. — Oftmals bin ich in diesem Local gewesen, über dessen Eingang man jetzt die Namen „Maurer und Bracht" las; zuletzt an einem Sommermittag des Jahres 1872. Eine wundersame Kühle, mit Weingerüchen vermischt, wehte mich aus dem Dunkel an. Man stand wie geblendet, wenn man aus dem hellen Sonnenlichte hierher unter die Erde kam; und mußte sich erst an die Dämmerung gewöhnen, bevor man sich zwischen den lagernden Fässern zurecht fand, auf deren vorderstem ein Bacchus thronte, der mir aussah, als ob er Lessing schon gekannt. Denn — ach! — nur die Götter bleiben ewig jung. Auch Baumann, „der Kieper", war nicht mehr in der Baumannshöhle; dafür machte mir ein freundlicher junger Mann unseres Jahrhunderts die Honneurs und führte mich in den Raum nebenan, das Gastzimmer. Eine Gasflamme brannte und eine andere ward entzündet, obwohl es draußen, über der Erde, Mittag war — von der Petrikirche schlug es zwölf. Für uns im Keller hätte es ebenso gut Mitternacht sein können. Die Kreuzgewölbe der Decke waren niedrig; sie schienen sehr alt, vielleicht noch aus dem 15. Jahrhundert, wo hier, in dieser Straße, nach ihm Brüderstraße genannt, ein Mönchshaus der Dominikaner lag. Welch eine Reihe von guten Jahrgängen tauchte bei diesem Gedanken auf und verband uns im Geist, über Lessing hinweg, der gegen eine solche Nachfolge gewiß nichts einzuwenden gehabt hätte, mit den Brüdern im weißen Gewande! Weit hinaus, von der Brüderstraße nach der Breitenstraße hin, dehnten sich noch immer wie Felsen die gemauerten Bögen, unter denen der Wein, gleichsam im Schutz und Schatten der Jahr-

hunderte ruhte. Und ein guter Wein war es, vornehmlich Rothwein, den man hier trank und von ehrwürdiger Einfachheit Alles in diesem Keller, der damals freilich schon von der Welt fast vergessen und nur von Wenigen noch besucht wurde. Doch diese Wenigen waren brave Leute, die sich hier täglich, besonders zum Frühstück, zusammenfanden. Zu essen gab es hier unten Nichts, außer was man sich etwa an Brot, Wurst oder Käse zu einem kalten Imbiß vom „Materialisten" holen ließ; da dieser Keller auch darin den alten Traditionen treu geblieben war, wie zu Lessing's, wie zu Nicolai's Zeiten, welch' letzterer ihn aufführt unter den „Weinhäusern, wo Weingäste gesetzt werden", zum Unterschiede von den „Wirthshäusern, wo ein öffentlicher Tisch gehalten wird". Indessen waren diese Herren wohl damit zufrieden. Sie saßen mit ihren Achteln oder Vierteln in der Ecke rechts um einen runden Tisch herum, erzählten einander wunderbare Dinge von Freunden und Bekannten, Jagd- und andere Geschichten, während über ihnen, auf einem Halbbogen der Mauer die Worte standen: „Ob es wohl wahr ist?" Dann besprachen sie die Marktpreise, klagten, daß der Weinhäuser in Berlin immer mehr und der Weinkeller immer weniger würden, berechneten, was ein ökonomischer Mann des Jahres ungefähr für Wein ausgeben dürfe, lachten, scherzten und waren Alles zusammen eine so vergnügte Gesellschaft, daß Lessing selbst sich ihrer nicht geschämt haben würde. Zwischen ihnen und mir, in einem Winkel, befand sich der Stuhl Lessing's, ungepolstert, ganz von Holz, mit Armlehnen, von altväterischer Form. Er war baufällig geworden in der langen Zeit von mehr als einem Jahrhundert und ich vermuthete, daß er ursprünglich seine vier gesunden Beine gehabt, obwohl er nunmehr auf dem einen nicht mehr fest stand. Doch er ward in hohen Ehren gehalten und an der Rücklehne las man den Namen: „Lessing". Eine Tradition hatte sich in diesem Keller erhalten, daß er den Platz an der Treppe vorgezogen und dort regelmäßig am Eingang gesessen, wie wenn er die frische Luft nicht habe missen wollen. Auch damals noch sah ich einen kleinen Tisch an der bezeichneten Stelle. Sonst war von Lessing-Reliquien nur noch ein lithographisches Porträt vorhanden, von keinem besonderen Werthe zwar, aber doch mit der hohen, hellen Stirn und den schönen Augen des Dichters — wie mir aus der Erinnerung scheinen will (denn damals kannte ich es noch nicht), nach dem Graff'schen Lessingbilde, das jetzt im Besitze seines Großneffen, des Landgerichtsdirectors Lessing in Berlin ist. Unter der Lithographie stand: „Schleuen sc." Schleuen war ein bekannter Kupferstecher, bei welchem, Königsgraben No. 10, Lessing zur Miethe wohnte, als er seine „Minna" schrieb.

Der Keller ist seit dreizehn oder vierzehn Jahren verschwunden; aber die Weinhandlung, die ihren Ursprung bis in das Jahr 1742 zurückverfolgen kann, ist noch da und der Stuhl mit dem erlauchten Namen Lessing's ebenfalls, und wer ihn sehen will, braucht nur um die Ecke zu biegen, in die Scharrnstraße, auch eine von diesen guten, alten, behäbigen Straßen, dem ehemals Köllnischen Rathhause gegenüber. Hier wird man ihn in eine Weinstube führen, wo der Wein noch ebenso gut und die Dunkelheit fast ebenso groß ist, wie beide vormals in dem Keller waren. Auch die Gesellschaft ist noch ebenso vergnügt und genau so —

wahrheitsliebend. Nur das frühere Placat ist nicht mehr da, sondern durch das zeitgemäßere: „Mensch, ärgere Dich nicht“ ersetzt worden.

Die Leser werden mir diese Abschweifung in den Lessing-Keller zu gute halten; der Weg von hier zur Heiligengeistgasse zurück ist nur kurz — Lessing, der kein Freund von weiten Spaziergängen war, würde ihn sonst nicht so oft gemacht haben.

Und hier sind wir wieder, am nämlichen Januartage, mitten in der modernsten Gegenwart, wie sie sich eben nur in diesem Theile Berlins darstellt: gradaus und zu beiden Seiten stürzen die Häuser und man blickt in die aufgerissenen hinein, in Reste von Wohnstuben und Schlafkammern. Wo sich einst, als Fortsetzung der Linden und hinter einem Brückenbau von monumentaler Pracht, die Kaiser-Wilhelmstraße in glänzender Breite öffnen wird, da bildet heute noch ein dunkles Gäßchen, die Kleine Burgstraße, dem hölzernen Brückchen gegenüber, zwischen Kriegsakademie und Hôtel de Saxe, den Durchgang nach der Heiligengeiststraße. Einzelne Häuser sind auch hier schon gefallen, aber der zeitgeschwärzte Bogen, durch welchen man den malerischen Durchblick hat, steht noch und hoch darüber ragt der Thurm der Marienkirche. Der ist mein Wegweiser in diesem Schutt und Geröll, welche den Weg und die Richtung der projectirten Straße bezeichnen; durch Brauhausgasse und Papenstraße komm' ich auf den Neuen Markt, und hier endlich ist Alles noch so, wie ich es vor Jahren sah: das freundlich-saubere, das trauliche Häuserviereck, in welches die beiden Thürme hereinschauen, der altersgraue der Kirche, der jugendlich rothe des Rathhauses; und es ist noch dasselbe Leben ringsum, in der Spandauer- und Bischofstraße, wo jedes Haus ein Handelshaus ist, das Leben der City, mit Kisten und Ballen und Collis und Fässern, das Rollen der Wagen von der Königstraße her, die Stimmen der Arbeit, die ich liebe. Aus diesem Geschäftsverkehr treten wir, auf dem Neuen Markt, an einen Ort fast beschaulicher Stille, auf einen Schauplatz kleinbürgerlichen Lebens aus alter Zeit, und die Thurmuhr auch, wenn sie die Stunden schlägt, grüßt uns mit jenem tiefen, sonoren, aber langsamen und zögernden Klange der entfernten Jahrhunderte, wo die Zeit selber noch nicht so rasch vorüberging mit sausender Eile. So, denk' ich mir, wird der Platz auch bleiben und er wird diesen Eindruck noch mehr machen, wenn erst die alte Kirche, jetzt noch in einem Gewirr baufälliger Häuser versteckt, in ihrer alterthümlichen Gestalt ganz zum Vorschein kommt.

Jenseits des neuen Marktes aber, wo die Klosterstraße vorüberführt und auf die Neue Friedrichstraße stößt, ist Alles wieder Zerstörung und Vernichtung; über endlosen Bretterverschlägen ragt hier und da noch ein Straßenrest hervor, ein einzelnes Haus, ohne Zusammenhang mit irgend einem anderen, eine Häuserreihe, ohne irgend Etwas gegenüber. Wir blicken über ein weites Trümmerfeld und haben Mühe, mit diesen Ueberbleibseln der Königsmauer, der Kalandsgasse und des Kleinen Jüdenhofes rings umher, uns ein Bild von Dem zu machen, was wir hier noch vor wenigen Wochen gesehen haben, geschweige denn von Dem, was hier vor Jahren und Jahrhunderten gewesen. Eine wohl berufene Stätte war es niemals. Die Kalandsbrüder, fratres calendarum, eine geistliche Gilde, nach den Kalenden, dem ersten jeden Monates genannt, an welchem ihre Ver-

sammlungen stattfanden, hatten hier ihr Haus, am Eingang jener Gasse, den Kalandshof. Sie hießen mit ihrem vollen Namen „die Bruderschaft der elenden Priester der Probstei zu Berlin", confraternitas exulum sacerdotum praepositurae Berolinensis, und ihre Aufgabe lag unter den Kranken und Obdachlosen, in den Pesthäusern, an den Sterbelagern und auf den Kirchhöfen.

Sie haben ihre guten Werke der Barmherzigkeit gethan, in jenen finsteren Zeiten, wo Krankheit ein Grund war, die Menschen zu verlassen, nicht sich ihnen liebend zu nahen; und sie verbreiteten einen Geruch von Leichen und Verwesung um sich her, welcher wohl zuerst der Grund gewesen sein mag, weswegen sie ihre Behausung so weit weg am äußersten Rande der Stadt hatten und „exules" hießen, Verbannte. Denn hier war Berlin zu Ende, hier war die Mauer und dort drüben, — wo jetzt die Neue Friedrichsstraße durch ihre halbbogenförmige Gestalt noch die ehemalige Richtung andeutet — waren die Außenwerke, Wall und Graben. Als jedoch der Orden reich ward und der Reiz des Geheimnisses, mit dem er sich umgeben, auch Laien anzog, da wurde der Kalandshof, durch seine einsame Lage noch besonders begünstigt, hier wie anderwärts, eine Stätte wüster Orgien, der Name selbst ein Beiwort und „kalandern" sagte beim Ausgange des Mittelalters so viel als „schwelgen", mit jeder üblen Nebenbedeutung dieses Ausdrucks. Nach der Reformation, unter Kurfürst Joachim II. (1535—1571), erfolgte die Auflösung der Bruderschaft; der Kalandshof, von der Stadt angekauft, ward das erste städtische Gefängniß und blieb es, bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Verlegung nach dem Molkenmarkt, in das gegenwärtige Polizeipräsidium, stattfand. Früher befanden die Gefängnisse Berlins sich in den Thürmen der Stadtthore, so daß diese Gegend wirklich die der Ausgestoßenen, Exulirten, war; und hier in der Nachbarschaft der Gefangenen und der Elendsgilde, nur durch ein Stück Stadtmauer von deren Hofe getrennt, wohnten die Juden in einem andern, dem Kleinen Jüdenhofe, der auch nicht viel besser war als ein Gefängniß. Denn er wurde des Nachts mit eisernen Thoren verschlossen und durch die Stadtdiener bewacht.

Wann die ersten Juden nach Berlin gekommen, ist, so viel ich weiß, bis jetzt noch nicht genau festgestellt worden. Doch müssen sie schon sehr früh hier gewesen sein, fast seit Beginn unsrer Stadt und noch vor den Grauen Brüdern der Klosterstraße. Juden waren in der Mark am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und in Berlin sicher am Anfang des vierzehnten; denn um die Mitte desselben hören wir schon von einer Judenverpfändung, einer Judenverfolgung und einer Judenvertreibung — die drei einzigen Dinge, wozu sie gut schienen, diese dreimal Armen, die so zäh an ihrem Gott, ihrem Reichthum und ihrem Hause hingen, und — verlassen, beraubt und verjagt — dennoch immer wiederkamen . . . .

Berlin hatte zwei Judenhöfe, den kleinen, an der Stadtmauer, und den großen, an der Jüdenstraße, weiter oben; und dieser, der Große Jüdenhof, war der erste Wohnsitz der Juden in Berlin. Die Namen selber klingen mittelalterlich und geben uns, mitten in der veränderten Umgebung, eine Art historischen Gefühls, wenn wir diesen Boden betreten. Hoch empor ragt hier die rothe Backsteinmasse des Rathhauses; und nicht weit davon, auf dem Molkenmarkt, vor einem stattlichen Bürgerhause, massiv, mit steinernen Reliefs und dem Wahr-

zeichen einer eisernen Rippe, stand einst der Roland von Berlin, da wo jetzt eine Anschlagssäule mit ihren bunten Zetteln und Plakaten steht. Modernisirt ist in den Hauptstraßen das Meiste; es sind die kleinen, von den Anforderungen der neuen Zeit und der Speculation noch nicht erreichten Seitengassen, in die man gehen muß, wenn man noch Etwas vom alten Berlin sehen will. Sie sind so schmal, daß nicht zwei Wagen in ihnen neben einander fahren oder sich ausweichen können, weswegen man regelmäßig an ihren beiden Enden Schilder wahrnimmt, mit der Inschrift „Schritt!“ auf dem einen und „Einfahrt verboten“ auf dem andern. Es ist diesen Gäßchen eine gewisse Dämmerung und fremdartiges Wesen eigen, das außerhalb unserer Zeit zu liegen scheint. Das Stück der Parochialstraße, hinter dem Rathhause, nach der Jüdenstraße hin, die alte Reezengasse, die noch in den vierziger Jahren so hieß, hat etwas ganz Hans-Sachsisches. Hier wohnen die Schuster, Haus bei Haus, in jedem Erdgeschoß ist ein Schusterladen, und hier arbeiten sie bei offnen Thüren und selbst am hellen Tage bei Gaslicht. Man blickt in ihre Werkstatt hinein wie in ein niederländisches Helldunkel, und die Stiefeln, von den Flammen bestrahlt, und Schaft an Schaft, hängen, ihre Sohlen zeigend, von der Decke herab. Ich glaube wohl nicht, daß diese Schuster der Parochialstraße noch etwas Andres machen, außer ihren Stiefeln und Pantinen, daß sie Poeten sind, wie ihr Nürnberger Zunftverwandter; aber gemüthliche Männer sind sie trotzdem. Ich habe mich manchmal ergötzt, einen von ihnen, einen dicken, mit der breiten leinenen Schürze vor, behäbig in der Ecke seine Cigarre rauchen zu sehen, während irgend ein junger Mensch auf dem Schusterschemelchen im Schweiße seines Angesichts sich abmühte, ein paar neue Stiefeln anzuziehn. Der Verfertiger derselben blickte mit einem Ausdruck zu, als ob er sagen wollte: „die Stiefel hab' ich gemacht; nun sieh, wie Du hineinkommst.“ Ein solches Gäßlein ist auch die Sieberstraße, die von der Jüdenstraße nach der Klosterstraße führt: die Häuser verräuchert, wie aus vorigen Jahrhunderten, viele nur einstöckig, die meisten niedrig, und alle so nahe bei einander, daß die Bewohner über die Gasse hin sich die Hände schütteln könnten, wenn sie wollten — miserables Pflaster, Trottoir nur in Fragmenten vorhanden; und doch öffnet sich, wenn man heraustritt, einer der schönsten Anblicke, die man haben kann — auf die Kirchen der Klosterstraße, auf das altersgraue Lagerhaus, auf den ersten Sitz der Markgrafen von Brandenburg in dieser Stadt, auf das „Berlinische Gymnasium“ oder Gymnasium zum Grauen Kloster, in dessen Hof, umgeben von Kreuzgängen und überragt von der alten Klosterkirche, wirklich noch Klosterluft weht. Etwas Ruhiges und Beruhigendes ist der Klosterstraße, in diesem ihren oberen Theile, zwischen den Baudenkmalen eigen, welche weit zurück, bis in Berlins erste Tage reichen; etwas still Gehaltenes, Ernstes, wie vom Wandel gottesfürchtiger und gelehrter Mönche, während hell und melodisch alle Viertelstunde von oben herab ein protestantischer Choral klingt, das schöne holländische Glockenspiel der Parochialkirche, welches ihr König Friedrich I. geschenkt hat.

Keiner solchen Glorie, weder mönchischen noch weltlichen, vermag sich die Jüdenstraße mehr zu rühmen, wiewohl sie noch älter ist als selbst die Klosterstraße. Von der Stralauerstraße abzweigend, und zwischen Rathhaus und Land-

gericht in die Königstraße mündend, ist sie heut eine breite, freundliche Straße mit allerlei Geschäftshäusern, unter denen nur noch hier und dort eines von mehr prägnanter Bauart hervortritt. Aber ihr Name selbst, und mehr noch dessen mundartliche Form, die sich unverändert erhalten hat, weist in eine ferne Vergangenheit. Hier in einem Hofe, der noch immer der Große Jüdenhof heißt, war das erste Ghetto der Berliner Juden. Die Construction des Raumes ist offenbar noch genau dieselbe wie vor fünf Jahrhunderten und ruft deutlich die trüben, alten Erinnerungen zurück. Zwischen den beiden Häusern, Nr. 46 und 47, durch welche man in den Hof tritt, sieht man noch die Oeffnung des Thores, welches denselben einst abgesperrt; man glaubt, dicht zusammengedrängt, noch die Judenhäuser und die Synagoge zu sehen, die hier stand, und einen Gesang zu vernehmen, weither, klagend und jubelnd zugleich:

„Sei gegrüßt, geliebte Halle
Meines königlichen Vaters!
Zelte Jakob's, eure heil'gen
Eingangspfosten küßt mein Mund!“ [1])

Aber sie sind gefallen, die Zelte Jakob's, und kein übrig gebliebener Balken oder Stein mehr gibt Kunde von der alten Herrlichkeit und den alten Leiden. Handwerker und kleine Beamte wohnen jetzt in diesem Hof, und wo der Schrein stand

— der die Thora
Aufbewahret und verhängt ist
Mit der kostbar seid'nen Decke,
Die von Edelsteinen funkelt — [1])

da stehn jetzt die Kremser und Equipagen eines hier residierenden Fuhrherrn — und man weiß, die Berliner Fuhrherren sind substantielle Leute! Den Hintergrund schließt die französische Kirche, deren Eingang in der Klosterstraße seit dem vorigen Jahr, dem zweihundertsten Gedenktag des Refugiums, eine Broncetafel schmückt, den Empfang der Flüchtlinge durch den Großen Kurfürsten darstellend; und vor der sauberen Küsterwohnung im Großen Jüdenhof steht eine alte Akazie, welche zur Zeit ihrer Blüthe den Hof mit lieblichem Duft erfüllt und ihm zu jeder Zeit ein trauliches Ansehen gibt — vielleicht von den Händen frommer Emigranten an dieser Stätte gepflanzt, von welcher Glaubenshaß einst Unschuldige vertrieb, und wo nun sie selber, der alten Heimath beraubt, eine neue, bessere wiederfanden.

Als die Juden aus ihrem ersten Exil nach Berlin zurückkehrten, da fanden sie ihre Synagoge zerstört und ihre Häuser nicht wieder. Markgraf Ludwig, mit dem Beinamen der Römer, der sie zuerst „versetzt“ und dann vertrieben, hatte während ihrer Abwesenheit den Großen Jüdenhof dem Propste Mörner geschenkt, und die Juden waren froh, noch weiter hinaus, an der Stadtmauer, im Kleinen Jüdenhof unterzukommen. Aber wenn es ihnen im großen Jüdenhof schlimm ergangen, so erging es ihnen schlimmer im kleinen. Mit der Ankunft der Hohenzollern schien zwar, wie Alles in der Mark, auch ihr Loos sich bessern zu sollen; nicht weil diese schwäbisch-fränkischen Herren etwa größere Juden-

[1]) Heine, Prinzessin Sabbath.

freunde gewesen wären als die Märker — wie sollten sie auch? Aber sie waren bessere Redner. Denn hier wie anderwärts bildeten die Juden das ganze Mittelalter hindurch ein Finanzobject, und nur als solches wurden sie geschätzt und geschützt. Sie waren in jener geldarmen Zeit für Diejenigen, denen sie Leibzölle entrichten mußten, von nicht unbeträchtlichem Werthe: die Reichen hatten bis zu fünfzig Gulden und auch die Armen nicht unter fünf zu zahlen. Der Judenschutz war ein Regal, aber in den Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit den meisten übrigen Rechten der Landeshoheit von der Stadt Berlin erworben und besessen worden; bis die Hohenzollern kamen und es ihr, mit allem Andren, wieder nahmen. Anderthalb Jahrhunderte lang aus einer Hand in die andre gegangen, aus der des Kaisers in die der Markgrafen, und aus der der Markgrafen in die der Stadt (alle drei nicht besonders stark in der Nationalökonomie), waren die Juden nun zuerst in feste Hände, die der Hohenzollern gekommen, die sie auch nicht wieder los ließen. Denn man weiß, was die Hohenzollern einmal haben, das geben sie nicht wieder her, weder Juden, noch sonst Etwas. Und für die Juden war es insofern ein Gewinn; sie hatten hundertundfünfzig Jahre Ruhe. Wie über jede andre Quelle von Einkünften in diesem ihrem verarmten Lande, dem sie erst wieder Wohlstand schenken sollten, gaben die Kurfürsten scharf Acht auf ihre Juden, daß denselben kein Leides geschah, weder an ihrem Seckel noch an ihrem Leibe, ließen sie handeln, wandeln und gedeihen und waren ihre wohlgeneigten Freunde, vorausgesetzt, daß sie mit ihrem Beutelchen voll Silber und Gold an den Zinstagen pünktlich zur Stelle waren.

Aber ein böser Tag kam, wo man nicht nur ihr Silber und Gold, sondern auch ihr Leben wollte; ein Tag, wo selbst ein Hohenzoller die Juden nicht länger vor den trüben Wahnvorstellungen eines aufgeregten Volkes zu schützen vermochte; wo die Beschuldigungen und Anklagen auf Hostienraub, Marter und Mord von Christenkindern so laut und stürmisch und in der That durch eine Kette begleitender Umstände (versteht sich in Folge des Inquisitionsverfahrens mit Folter und Territion) so glaubhaft wurden, daß das Verhängniß nicht mehr abzuwenden war. Unter Joachim I. geschah's im Jahr 1510, daß man von einundfünfzig verdächtigten Juden aus Berlin und der Mark achtunddreißig zum Feuertode verurtheilte — „sol man sy zu pulfer verbornen“, wie es in den Acten heißt. Von dreien, die zum Christenthum übertraten, wurden zweie zum Tode durch das Schwert begnadigt und demgemäß „des Sonabends nechst“ hingerichtet; ein Dritter aber, wegen seiner Kenntnisse in der Augenheilkunde, dem Grauen Kloster überwiesen! Von den zehn im Urtheil nicht Erwähnten muß man annehmen, daß sie die peinliche Befragung nicht überlebten, daß sie vor oder nach der Festnahme Mittel zur Flucht fanden oder — dem Scharfrichter durch Selbstmord zuvorkamen[1]).

Der Rest ward auf dem Neuen Markte verbrannt. In ihrer Judentracht, mit den gelben und weißen spitzen Hüten, den sog. Judenhüten bekleidet, wurden sie mit eisernen Halsbändern an die Roste des Scheiterhaufens geschmiedet, der

---

[1]) Holtze, Das Strafverfahren gegen die märkischen Juden, S. 32, 37. Berlin, 1884.

sich in der Form eines Tabernakels erhob; und hier, von ihrem Rabbiner, der mit ihnen starb, zur Standhaftigkeit ermahnt, hörte man sie Synagogenlieder singen, bis die Flammen aus dem Holz, Reisig und Pech um sie zusammenschlugen, bis ihre Stimmen schwächer wurden und allmälig verstummten und Alles in glühende Asche zusammensank . . .

Aber immer noch, indem ich auf derselben Stelle stehe, und hier, von der Ecke der Papenstraße hinüberschaue nach den Ruinen des Kleinen Jüdenhofs, mein' ich die Stimme der Sterbenden und ein leises Wimmern zu vernehmen aus jenen Steinhaufen —

Die uns ansehn, schmerzhaft traurig,
Daß man glauben muß, sie weinten [1]).

Bis zuletzt hat der Kleine Jüdenhof etwas Trauriges und Finstres gehabt, und er hat es noch, heut, in seinem Verschwinden, wo er mitten durchgerissen vor mir liegt und man hinein sehen kann, als ob es wirklich ein Hof wäre, von unglaublich elenden Häusern umgeben, kleinen Häusern, mit hölzernen, halbverfaulten Treppen davor. Lange mag es sein, daß hier ein Jude nicht mehr gewohnt hat; von 1571 bis 1671 waren überhaupt keine Juden in Berlin, und als der Große Kurfürst die ersten wieder zuließ, fünfzig aus Wien vertriebene Familien, da wird wohl keine derselben sich im Jüdenhof angesiedelt haben. Sie waren vermögende, hochgebildete Leute, diese Wiener, und der große Kurfürst nicht der Mann, sie in ein Ghetto zu sperren. Sie ließen sich in den benachbarten Straßen nieder, in dem, was jetzt das Judenviertel von Berlin ward und diesen Charakter bis auf den heutigen Tag in mannigfachen Zügen noch verräth. Der Kleine Jüdenhof gegenüber aber blieb ein Schlupfwinkel der ärmsten und niedersten Klasse der Bevölkerung; und nun, wo sein Inneres uns enthüllt ist, zu denken, daß hier Menschen gehaust haben! Ja, noch immer sind einige dieser Höhlen von ihren Bewohnern nicht verlassen, und ich muß mir wirklich ein Herz fassen, das Pflaster emporzusteigen, so schräg und spitz, daß es eine Pein ist, darauf zu gehen. Die Luft selbst hat etwas Feuchtes und Dumpfes. Eine dicke Schicht von Nässe bedeckt die Mauern der Häuser und die Steine des abschüssigen Fußwegs — denn einen Fahrweg gibt es hier nicht. Das ganze Terrain ist hügelig. Man glitscht aus bei jedem Schritte, den man vorwärts setzt. Ich preise mein Geschick, daß die Mehrzahl der Bewohner schon ausgewandert ist und die Letzten des Kleinen Jüdenhofes offenbar den rechten Humor nicht mehr haben. Gleichgültig lassen sie den Fremdling vorüberziehen, so gut er es vermag. Sie kommen sich jetzt schon vor wie expatriirt; hier und da wohl noch erscheint ein Kopf an den zerschlagenen Fenstern, aber er zieht sich bald wieder zurück, und wo die bereits zahlreich klaffenden Lücken den Einblick verstatten, gewahrt man auch an den Wänden denselben zähen Niederschlag von Ruß und Qualm. Düster, drückend, ein Alp, ein böser Traum, aus dem man zu erwachen meint, wie beim Scheine des neuen Tages, wenn man nun endlich aus dem, was einst der Kleine Jüdenhof war, heraustritt und, im Anhauch einer reineren Luft, über ein mit Sparren und Balken und Steinen und rauchendem

[1]) Heine, Jehuda ben Halevy.

Kalk bedecktes Erdreich, in kühnem Bogen den Horizont umzirkelnd, sie erblickt, die erste Bahnbrecherin in dieser Gegend, die Stadtbahn, und aus einer Welt von Trümmern mächtig emporragend die der Vollendung nahende Central-Markthalle, das erste Merkmal der imposanten Kaiser-Wilhelm-Straße.

Frühling und Sommer sind vergangen, und es ist Herbst geworden in Berlin. Wie lieb' ich ihn, wenn er mit seinen klaren blauen Tagen und seinem sanften Sonnenscheine naht; wenn der wilde Wein vor meinem Fenster sich purpurn färbt und die Laubmasse des Thiergartens in bunter Pracht zu schillern beginnt — wenn man auch in dieser großen Stadt den Abschiedsblick der Natur empfindet, der so schön und so wehmüthig ist, und manchmal schon von Norden her am Nachmittag hoch über unsern Häuptern eine Schar Wandervögel, unsre Sommergäste, dahin ziehen sieht und, ihnen mit dem Auge folgend, Träume träumt, die auf keine Erfüllung mehr zu rechnen haben. Und an einem solchen Nachmittage bin ich gern einsam und suche die Gegenden unsrer Stadt auf, in denen ich meinen Gedanken nachhängen kann. Im Gewühl ihrer Straßen verläßt mich dieses stille Herbstgefühl nicht, wenn, langsam und unbemerkt, ein welkes Blatt vor mir auf das Steinpflaster niedertaumelt und ein Streifen Abendlicht die Fronten der hohen Häuser vergoldet, bis wo sie sich im aufsteigenden Dufte der Dämmerung verlieren. Mir übertönt er nicht, dieser Lärm, das Rollen der Wagen und der hastige Schritt der Menschen, die feierliche Stimme, die vom Werden und Vergehen spricht; ich höre sie überall, hier, in der nimmer rastenden Stadt, wie ich sie einst draußen gehört habe, auf der Haide, wo das große Schweigen nur unterbrochen und begleitet wird von dem Murmeln der Quelle, dem Rauschen des Windes und dem Abendliede der Lerche. Mich stört das Werk von Menschenhand nicht: nur um so nachdrücklicher predigt es mir die große Lehre; mich verletzt nicht Eitelkeit und mich reizt nicht der Triumph eines Tages. Ich habe mein Loos mit der Allgemeinheit geworfen und mir nur das Recht vorbehalten, zuweilen nachdenklich stehen zu bleiben — mir ist in dieser gewaltigen Stadt mit ihren Hundert- und abermal Hunderttausenden so wohl, wie in der Heimath. Was ich dort, vom Berge herab im Anschauen der lieblichsten Landschaft erfahren, das wiederholt sich hier für mich noch täglich. Daß der Einzelne nur im beseligenden Gefühle des Ganzen Erfüllung findet; und daß es dort die gebundene Natur, hier die rege Fülle des menschlichen Lebens ist, macht dies Gefühl nur stärker, nicht anders. Es ist kein Traum mehr, es ist die Wirklichkeit ergreifender oder erhebender Schicksale, eine lange Kette von Wandlungen, Untergängen und Neubildungen, und indem ich ihnen weit hinaus in die Jahrhunderte folge, von dem beschränkten Platz, an dem ich stehe, werd' ich ein Theil der Geschichte selber, verkehre mit den Personen und den Dingen, die vor mir gewesen, und kehre bereichert zu denen zurück, die mit mir sind.

Unter solchen Betrachtungen hab' ich heute meinen Weg nach dem Schloßplatz und Lustgarten zurückgelegt, der unter der Herbstabendbeleuchtung doppelt reizvoll erschien, Alles wie von einem rosigen Schimmer umsponnen. Da stand

auch sie noch, die altersgraue Schloßapotheke, aber von ihren Bewohnern schon verlassen und nichts von der gewohnten Thätigkeit mehr darin zu sehen. Verödet hob sie sich hinter dem weißen Bretterzaun, der sie — wie wenn er unsrem Blicke das melancholische Werk der Vernichtung entziehen wolle — rings umgibt. Die alten Bäume, welche den anheimelnden Bau, die fromme Stiftung Katharina's, so lange beschattet, rauschten noch, das Laub vom frühen Herbste schon etwas vergilbt; und hier an einem Bäumchen, einem Ebereschenbäumchen, glühten die rothen Beeren. Mehrere Fenster waren aufgebrochen, andre verhängt und über das ganze Gebäude zog sich jenes Grau von Baustaub, welches so traurig stimmt, wenn ein ehrwürdiger, liebgewordener Anblick darunter verschwinden soll. Hinter der Apotheke, nach dem Wasser zu, waren die Nebengebäude niedergelegt, so daß ich den Hauptbau in seiner ganzen Gestalt, mit Erkern und Giebeln und steinernem Zierrath noch einmal sehen konnte — wer weiß, zum letzten Mal; und um Grün und Bauschutt und Trümmerhaufen spielte das Licht der Abendsonne. Noch einmal ging ich über die Sechserbrücke, die nun auch bald nicht mehr sein wird, und gedachte der schönen Mondscheinabende, in denen ich dieses Stück Gothik in Berlin gern gesehen, wenn das freundliche Licht aus den hohen Gewölben so magisch eigenthümlich in die Schatten unter den Bäumen fiel — und als ich vorwärts blickte, nach der Burgstraße hin, da war keine Kriegsakademie mehr, keine kleine Burgstraße mehr, kein Durchgangsbogen mehr, keine Heiligengeistgasse mehr — nur noch Ruinen und Brettergerüste und Baukarren, die sich hin- und herbewegten, und Maurer, die mit Spitzaxt und Brecheisen arbeiteten.

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Gentz und der Friede von Schönbrunn.

Von
August Fournier.

Im Januar des Jahres 1809 trafen in der Hauptstadt Böhmens zwei Männer zusammen, von denen jeder ein politisches Princip mit der ganzen Kraft einer mächtigen Individualität und eines hoch entwickelten Geistes vertrat: der Freiherr vom Stein und Friedrich von Gentz. Jener, ein Reformator mit dem vollen Verständniß für die Forderungen einer neuen Zeit im Leben der Völker und der treuesten Liebe zu dem seinigen, hatte soeben von seinem Könige die erbetene Entlassung von dem Posten eines dirigirenden Ministers in Preußen erhalten und suchte, von Napoleon geächtet, in Oesterreich ein Asyl. Dieser, der beredte Anwalt der alten Ordnung der Staaten, welche das erobernde Frankreich mit Verwirrung und Vernichtung bedrohte, hatte sich nach dem unglücklichen Kriege von 1805 aus Wien zurückziehen müssen, um nicht durch seine bloße Gegenwart die Politik des Kaiserhofes zu compromittiren. Beide, in ihrem Wesen und Charakter so verschieden wie in ihren Grundanschauungen von Staat, Nation und Gesellschaft, standen jetzt eng zusammen gegen den genialen Kriegsmann, der mit rücksichtsloser Verwegenheit die durch die Revolution entfesselten Kräfte eines starken Volkes in seiner Faust gesammelt hatte, um für die Herrschaft seines eigensten Willens allen Raum der Welt zu gewinnen. Es beirrte nicht, daß Gentz seine Wehr aus der alten Rüstkammer des westphälischen Friedens hervorholte, während Stein mit neuen, im Feuer einer volksthümlichen Begeisterung gehärteten Waffen ins Feld zog: sie fochten gleichwohl Schulter an Schulter. Freilich bisher ohne Glück, denn der Feind drang unaufhaltsam vor; aber sie waren doch voll Hoffnung und Zuversicht auf ihren endlichen Sieg. In diesem Augenblicke ruhte ihr Vertrauen auf Oesterreich. Hier stand ein Mann an der Spitze der Geschäfte, dessen Programm gleichfalls der Kampf wider das schrankenlose System der verkörperten Revolution war, Graf Philipp Stadion; hier lag die Leitung der militärischen Dinge in den Händen jenes Erzherzogs Karl, der schon mehrfach im siegreichen Streite mit französischen Armeen seine Feldherrnkunst bewiesen, in den letzten Jahren das heimische Heer reformirt, zu neuen

Waffengängen gekräftigt und auf volksthümliche Grundlagen gestellt hatte; hier flammte in allen Schichten der Bevölkerung ein Patriotismus auf, wie er bisher kaum je zu Tage getreten war, und drängte ins Feld. Und äußere Umstände schienen den Krieg zu begünstigen. Allenthalben in Deutschland war unter Stein's Mitwirkung der Same der Empörung gegen das französische Joch ausgestreut worden, und es bedurfte gewiß nur eines wirksamen Anstoßes, eines mächtigen Beispiels, um sie losbrechen zu sehen; in Spanien hatte bereits die Nation für ihre Selbständigkeit zum Schwerte gegriffen, und der Muth, mit dem sie dies dem Allgewaltigen gegenüber gewagt, war allein schon ein Erfolg; England, der geschworene Feind eines übermächtigen Frankreichs, plante eine Landung am Continent, um einer deutschen Bewegung Halt und Unterstützung zu bieten: kurz, „die Zeit gab Stoff genug zu Gesprächen und Plänen aller Art", schreibt Gentz in sein Tagebuch über die täglichen Begegnungen mit dem „eisernen Freiherrn", den er am liebsten „mit der Dictatur im altrömischen Sinne über Alles, was zur Rettung von Deutschland unternommen werden müßte", bekleidet gesehen hätte. Wenige Wochen später war der Krieg beschlossene Sache und Gentz in die Residenz beschieden, um mit seiner Feder, die eine europäische Macht geworden war, vor der Welt dessen Nothwendigkeit zu erweisen. Im April begann der Kampf — im Juli ging er zu Ende, und mit ihm alle die Hoffnungen, die man auf ihn gebaut. Noch einmal hatte Napoleon über seine Gegner triumphirt und den Bereich seiner europäischen Herrschaft nach Osten hin erweitert. Der Friede, der am 14. October 1809 in Schönbrunn unterzeichnet wurde, war nur ein neues Denkmal seiner Macht.

Die Geschichte dieses Friedensschlusses ist heute ziemlich genau bekannt[1]). Nur ein Punkt scheint von der Forschung nicht genug gewürdigt worden zu sein: der Antheil, den Gentz an dem Zustandekommen desselben hatte, derselbe Gentz, der doch nur im Kriege mit dem imperialistischen Frankreich zu leben schien. Er selbst nimmt einen solchen Antheil für sich in Anspruch, wenn er in sein Journal einzeichnet, er habe mehr für den Frieden gethan, als vielleicht sonst irgendwer. Sollte diese Behauptung bloße Anmaßung und nichts weiter sein? Wohl kaum. Denn gerade in Gentz' Tagebüchern begegnen wir weit öfter einem strengen Urtheil des Verfassers gegen sich, als eitler Selbstgefälligkeit, und vollends letzterer nicht auf Kosten der Wahrheit. Es verlohnt sich wohl schon um des historischen Ansehens des großen Publicisten willen, der Sache näher zu treten. Eine kurze Darlegung des Friedensgeschäftes mag zur Orientirung voraufgehen.

[1]) Die wichtigste Quelle ist der von Klinkowström in seinem Buche „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei" mitgetheilte „Précis de la marche des négociations qui ont amené le traité de Vienne", der dem Minister Stadion zugeschrieben wird. Thiers und Bignon haben die Aufzeichnungen des französischen Ministers Champagny vorgelegen. Ernouf hat für seine Biographie des Staatssecretärs Maret, der auch am Friedensgeschäfte Theil nahm, die Aufzeichnungen desselben benützen können. Beer in seinen „Zehn Jahren österreichischer Politik" hat nach Wiener Archivalien gearbeitet. Krones in dem soeben erschienenen Buche „Zur Geschichte Oesterreichs im Zeitalter der französischen Kriege und der Restauration, 1792—1816" bringt einiges nicht uninteressante Detail aus nachgelassenen Papieren des Erzherzogs Johann. Gentz' Tagebuch ist vom höchsten Werthe. Metternich's Memoiren dagegen — wie Bailleu in einem trefflichen Aufsatze in der „Historischen Zeitschrift" (Neue Folge, 8. Band) nachgewiesen hat — verdienen keinen Glauben.

Der Beginn des Krieges war der österreichischen Sache nicht entgegen gewesen. Die tiroler Bauern, der bayrischen Herrschaft bitterfeind und von der Regierung des Kaisers Franz zum Abfall ermuntert, hatten rasch das verhaßte Joch abgeschüttelt und waren um die Mitte April Herren der Hauptstadt und fast des ganzen Landes geworden. Um dieselbe Zeit hatte ein österreichisches Heer unter Erzherzog Johann in Italien den Vicekönig Eugen besiegt und über die Piave zurückgedrängt. Bald aber folgten entscheidende Unfälle. Gerade dort, wo man mit der Hauptmacht den kräftigsten Stoß zu führen gedachte, in Bayern, wurden die einzelnen Corps der Oesterreicher von Napoleon geschlagen, ehe sie noch zu einem großen Gefechtskörper vereinigt werden konnten, und da das ganze Unternehmen in erster Linie auf einen Erfolg in der Offensive gebaut war, ging aller erhoffte Vortheil verloren. Das große Exempel, dessen Deutschland zu seiner Erhebung bedurft hätte, war nicht gegeben, und so kam es nur zu vereinzelten Aufständen, wie Schill's und Dörnberg's, die bald bewältigt wurden. Der Rückzug der Armee des Erzherzogs Karl nach Böhmen öffnete dem Sieger die Straße nach Wien. Da tauchte zum ersten Male der Gedanke an den Frieden auf. Der Oberfeldherr selbst, der den ganzen Krieg widerrathen hatte, legte ihn seinem kaiserlichen Bruder nahe und wies auf die Erfolge in Tyrol und Italien hin, die man in die Wagschale werfen könnte. Aber Graf Stadion wußte Franz I. zu überzeugen, daß man noch nicht so weit sei, um sich definitiv besiegt erklären zu müssen, und wurde darin von der Kaiserin Ludovica und deren Einfluß auf ihren Gatten aufs Beste unterstützt. Der Krieg ging weiter, und an den Pfingsttagen schlug der Erzherzog in der Offiziersschlacht bei Aspern den bis dahin unbezwungenen Gegner aufs Haupt. Die militärische Ehre Oesterreichs und das Ansehen seiner Armee waren mit unerhörter Bravour wiedererobert worden. Nur bezüglich der Verwerthung dieses Erfolges war man wieder nicht einer Meinung. Karl sah darin vor Allem ein Mittel, den Krieg auf guter Basis zu beenden, der Minister dagegen erhoffte sich davon, wofern man nur die Waffen in Händen behalten wollte, eine entscheidende Wirkung auf das Ausland. Als dann Napoleon selbst durch einen Mittelsmann andeuten ließ, er würde sich den Frieden nicht allzu theuer bezahlen lassen, rieth der Prinz, zuzugreifen, der Minister, abzulehnen, und die Actionspartei behielt neuerdings die Oberhand[1]).

Erst nachdem am 6. Juli die Schlacht bei Wagram verloren gegangen war, ließ sich der Kaiser von dem soeben aus Frankreich heimgekehrten Metternich bestimmen, den Fürsten Johann Liechtenstein zu Napoleon nach Schönbrunn zu senden und demselben Vergleichsvorschläge zu machen. Aber dieser war nach seinen neuen Erfolgen überaus schwierig geworden, wollte zunächst von Unterhandlungen gar nichts wissen, sprach von der Auftheilung der österreichischen Mon-

[1]) Am 23. Juni 1809 schrieb Erzherzog Karl an seinen Oheim, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen: „Depuis la bataille de Ratisbonne, et surtout depuis celle d'Aspern, je prêche toujours la paix. Plutôt sacrifier quelquechose que de perdre le tout. La bataille d'Aspern a radouci Napoléon. Qu'on profite de ce bonheur que nous aurons difficilement une seconde fois. Je dis à l'Empereur que, s'il l'ordonnait, j'attaquerai Napoléon, mais que c'étoit le jeu d'un joueur qui met son dernier sou sur une carte.“ (Handschriftlich.)

archie, von der Abdankung des Kaisers, kaum daß er am 12. Juli dem Erzherzog Karl einen Waffenstillstand gewährte, und auch den nur um so hohen Preis, daß derselbe von Franz I. offen mißbilligt wurde, worauf der Prinz den Oberbefehl niederlegte und sich zurückzog. Stadion hatte schon früher das kaiserliche Hoflager verlassen. Dem Scheiden dieser beiden maßgebenden Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers, der jetzt seine Residenz in Ungarn aufschlug, folgte eine Zeit der größten Confusion und unaufhörlichen Widerstreits der Meinungen, ob der Krieg fortzusetzen sei oder nicht. Die allgemeinen Verhältnisse schienen die erstere Ansicht zu begünstigen. Mitte Juli hatten die Engländer eine Armee an der holländischen Küste gelandet, bald darauf hatte ihr Feldherr Wellesley in Spanien einen Sieg über Napoleon's Generale errungen, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen schickte seinen Abgesandten Knesebeck nach Oesterreich, um einen Staatsvertrag gegen Frankreich zu verabreden, und in Paris regten sich Zeichen einer antinapoleonischen Stimmung. Alle diese Ereignisse blieben auch auf den Kaiser der Franzosen nicht ohne Wirkung, und in ihnen ist wohl der Grund dafür zu suchen, daß sich Napoleon in einer zweiten Audienz dem Fürsten von Liechtenstein gegenüber nachgiebiger und zu Unterhandlungen geneigter zeigte. Daraufhin sandte Franz I. im August zwei Bevollmächtigte, Metternich und Nugent, nach Ungarisch-Altenburg, wo dieselben mit Champagny den Friedenstractat entwerfen sollten.

Wochen vergingen, der September kam heran, und noch war man weit von jeder Einigung entfernt. Champagny hatte nicht weniger denn soviel österreichisches Land gefordert, als durch den Krieg in den Besitz der Franzosen gelangt war, „Uti possidetis" d. i. etwa ein Drittel der ganzen Monarchie, Metternich hinwieder nur Salzburg und höchstens noch Westgalizien geboten, mehr um überhaupt etwas zu bieten als mit der Absicht, zu einem Schlusse zu gelangen. Denn am kaiserlichen Hoflager zu Totis hatten die überspannten Forderungen des Gegners die Friedensstimmung wieder völlig zurückgedrängt: man sprach nur noch davon, den Waffenstillstand zu kündigen; Johann Liechtenstein sollte dann den Oberbefehl führen; Stadion wurde wieder herbeigerufen. Am 6. September sandte der Kaiser durch seinen Generaladjutanten, Grafen Bubna, einen Brief nach Schönbrunn, in welchem er die Altenburger Bedingungen einfach als unannehmbar zurückwies. Hielt Napoleon jetzt gleichwohl an denselben fest, so war der Krieg unvermeidlich. Er that es nicht. Wie die Dinge lagen, mußte es ihm die wichtigere Sorge sein, sich der Verlegenheiten im Westen zu erwehren, als Oesterreich auf den Tod zu treffen oder zum Aeußersten zu reizen. Er lenkte ein, erklärte die Forderungen seines Ministers für einen „Privatspaß" desselben, minderte sie auf die Abtretung von österreichischem Lande im Westen und Süden und in Galizien mit etwa vierthalb Millionen Einwohnern herab und faßte sein Begehr in einem Ultimatum vom 15. September zusammen, welches Bubna seinem Herrn zurückbrachte. Erst als Franz auch gegen diese Vorschläge opponirte, blieb Jener fest bei seinen Bedingungen stehen und schob damit den Oesterreichern die Entscheidung zu, ob sie Frieden wollten oder Krieg. In einer Conferenz zu Totis am 25. September, an welcher Kaiser Franz, die Marschälle Bellegarde und Liechtenstein und

Graf Stadion theilnahmen, entschloß man sich, das Ultimatum des Feindes anzunehmen. Der Altenburger Congreß wurde aufgelöst; Liechtenstein und Bubna gingen zu directen Verhandlungen nach Schönbrunn; Stadion gab seine Demission.

Diese fast plötzliche Umkehr in der Stimmung des österreichischen Hofes erklärt sich nur zum Theile aus den großen europäischen Verhältnissen, die sich allerdings in den letzten Wochen ungünstiger für die Donaumacht gestaltet hatten. In Spanien waren die Franzosen wieder in Vortheil gekommen; die englische Landung, da die deutsche Erhebung ausblieb, war in einem untergeordneten Unternehmen auf der Insel Walcheren verpufft und um die Mitte des September zu Ende; Knesebeck hatte sich zum Abschluß einer bloßen Militärconvention, wie sie Stadion forderte, nicht bereit finden lassen und vom Czaren, der auch Friedrich Wilhelm III. von jeder Action zurückhielt, war die Mahnung eingelangt, man könne auf Rußland nicht rechnen und möge sich mit Napoleon vergleichen. Die eigentlich ausschlaggebenden Motive lagen aber doch näher. Das war vor Allem der Zweifel an der Kriegstüchtigkeit der Armee, die damals einen Krankenstand von 70—90,000 Mann auswies, dann die Ueberzeugung, daß Liechtenstein, bei aller Tapferkeit und Umsicht, zum Oberfeldherrn doch nicht tauge, und endlich der Umstand, daß auch die Kaiserin, die bisher nichts von Verständigung hatte hören wollen, anderen Sinnes geworden war. Hierbei nun will Gentz aufs Wirksamste thätig gewesen sein — nicht in geschäftlicher Stellung, denn noch stand er nur „in außerordentlicher Verwendung", sondern durch Ueberredung in Wort und Schrift und im Verkehr mit einflußreichen Personen, die sein Urtheil schätzten.

Nach der Schlacht bei Wagram mußte er sich entscheiden, ob er, gleich einer Anzahl seiner Freunde, nach Troppau flüchten, oder in Ungarn bleiben wolle, wohin er von Wien aus gegangen war. Er wählte das letztere. Am 17. Juli schrieb er darüber aus Ofen an General Bubna, mit dem er befreundet war, und der ihn über die Vorgänge bei der Armee aufgeklärt hatte, Folgendes:

. . . In Ansehung meiner eigenen Verhältnisse und Entschlüsse warf mich dieser Brief (d. i. Bubna's) in eine große Perplexität. Ich berathschlagte mit mir selbst die ganze Nacht hindurch. Meine Wünsche, meine Neigungen, alle Calcüls des persönlichen Interesse zogen mich auf die Straße von Troppau. Sie selbst riethen dazu. Die Versuchung war groß. Führte ich aber diesen Plan aus, so trennte ich mich von dem Centrum der Geschäfte dieser Monarchie, auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer. Dies nicht zu thun, so lange noch irgend etwas von Oesterreich aufrecht stand, hatte ich mir oft geschworen. Ich bin freylich in der letzten Zeit ein durchaus unnützes Glied an diesem Körper gewesen, und habe ihm gerade so viel genützt, als wenn ich mich in Rio Janeiro befnnden hätte. Dies aber war nicht *meine* Schuld; gieng ich davon, so hob ich von *meiner* Seite fast jede Aussicht, künftig etwas leisten zu können, auf. Hiezu kam, daß mir in der Idee, aus Ungarn zu fliehen in dem Augenblicke, wo der Kayser in das Land kam, etwas Widriges, ja Schändliches zu liegen schien . . . Ich gebe dem Kriege in jedem Fall höchstens noch vier Wochen zu leben. Auch werde ich mich gar nicht darüber grämen, wenn er endigt. Daß er nicht anders geführt worden ist — das wird meine ewige Verzweiflung ausmachen. Es giebt nur eine einzige Maßregel, durch welche wir ihm heute eine veränderte Wendung geben könnten; diese werden, und ich glaube, können wir nicht ergreifen. Mithin wird auch nichts mehr unsern Untergang aufhalten; und es handelt sich jetzt nur noch um den bestimmten Zeitpunkt, den Grad und die Form unseres Falles. Dies sind aber Accessoria, die mich verhältnißmäßig wenig interessiren werden . . . Sehr schön wird es immer von Ihnen

seyn, wenn Sie mir in meinem tiefen Jammer einige Worte des Trostes, oder doch des persönlichen Wohlwollens und Ihrer mir ewig theuren und werthen Freundschaft zufließen lassen. Wir sind einander so nahe, daß Ihnen dies nicht schwer werden kann. Sollten Sie mit Graf Metternich, wie ich vermuthe, öfter zusammenkommen und einst nichts bessres zu sprechen wissen, so erzählen Sie ihm, daß ich hier bin, den Tag über lateinische Autoren über den Verfall und Untergang von Rom lese, des Abends die Sterne zähle und, da ich nichts Klügres zu thun weiß, mich wenigstens körperlich wohl befinde . . .[1]).

Aber trübe Stimmungen haben bei Gentz niemals lange vorgehalten. Er mochte jetzt noch so resignirt versichern, daß ihn die „Accessoria" des Verfalls von Oesterreich „verhältnißmäßig wenig interessirten", er kehrte doch alsbald wieder zur Politik zurück, die er, wie er gestand, sich ebenso wenig versagen konnte wie die Liebe oder das Spiel, und erwog mit dem Aufwande seines ganzen reichen Talentes, auf welchen Wegen noch ein Rest von Vortheil für den Staat zu finden wäre. Und da ist es bemerkenswerth, daß er — bisher der unermüdete Herold des offenen Kampfes — nun fest und sicher die Partei des Friedens ergriff, zu einer Zeit, wo die Kriegsstimmung in der Armee und am Hoflager noch weit überwog. Die Gründe für seine Ueberzeugung hat er dem Freunde in einem Schreiben mitgetheilt, welches wichtig genug ist, um hier seinem vollen Wortlaute nach zu folgen:

Ofen, den 12. August 1809.

Ich weiß nicht, ob Sie einen ziemlich langen und mißmuthigen Brief erhalten haben, den ich Ihnen den 19. oder 20. v. M. durch einen Engländer schrieb[2]). Es geht mit der Leidenschaft für die Politik, wie mit der für Weiber oder Spiel. Die Schwüre, die man thut, nie wieder anbeißen zu wollen — ludibria ventis sunt. Indessen ist mein Feuer gewaltig gedämpft, und selbst gegenwärtiger Brief beweiset, wie Sie gleich finden werden, eher Resignation als Zudringlichkeit oder ungestümen Eifer.

Ueber die Frage: ob auf dem Punkt, wo wir stehen, Frieden oder Krieg vorzuziehen sey? hatte ich wenigstens 25 Bogen, in Form eines Briefes an Graf Metternich zusammen geschrieben. Vierzehn Tage hatte ich mit Anstrengung an diesem voluminösen Gutachten gearbeitet; ich war eben beschäftigt, die letzte Hand anzulegen — als ich vorgestern Abend den Entschluß faßte, alles ins Feuer zu werfen[3]). Um Ihnen die Gründe dieses Entschlusses auseinander zu setzen, müßte ich fast ein eben so langes Memoire schreiben, als das vernichtete war. Ich glaube

---

[1]) Graf Ferdinand Bubna von Littitz (geb. 1768) war schon 1805 an Liechtenstein's Seite bei dem Preßburger Friedensgeschäfte betheiligt gewesen. Im Herbst 1806 erscheint sein Name zum ersten Male im Tagebuch von Gentz, der ihn einen seiner „aufrichtigsten Freunde bis an seinen Tod" nennt. Ueber Bubna's Geistesvorzüge, seine Begabung und Geschicklichkeit war man nur eines Urtheils. Ueber seine Thätigkeit beim Frieden des Jahres 1809 sagt der Diplomat Hudelist, er sei „der Einzige gewesen, der die Dinge im Großen zu beurtheilen und consequent zu handeln verstand". Die Briefe von Gentz an ihn, die ich hier zur Kenntniß bringe, sind mir von dem vor wenigen Jahren verstorbenen Grafen Rudolf Stadion, dem Sohne des Ministers, zur Verfügung gestellt worden; Graf Schlick hatte sie in Mailand, wo Bubna als Commandirender 1825 sein Leben beschloß, gefunden und Philipp Stadion übergeben.

[2]) Es ist der vorhergehende Brief vom 17. Juli gemeint, den Gentz durch einen jungen Lord Walpole an Bubna sandte.

[3]) Tagebuch zum 10. August, S. 105: „Depuis huit jours je travaillais à un mémoire en forme de lettre adressée au Cte Metternich; cette pièce était près d'être achevée; je l'ai brusquement laissé là; il est inutile de donner à ces messieurs des conseils faibles, que les circonstances ne leur prêchent que trop, et dangereux de leur donner des conseils vigoureux, qu'ils n'ont ni la force, ni les instruments pour les exécuter."

nach triftigen Ansichten und Gefühlen gehandelt zu haben, und freue mich, daß ich Stärke der Seele genug besaß, um das zu thun, was mir das Rechte schien.

Unterdessen können ein Paar abgerissne Gedanken, ein Paar Trümmer aus dem Schiffbruch dieses Werkes vielleicht etwas Gutes stiften, entweder bessre erwecken, oder schon vorhandne, dadurch daß sie bey andern auch gefunden werden, befestigen. Dies ist der Zweck meines Briefes.

Nach allem was mir bekannt geworden, halte ich den Frieden für wahrscheinlicher als den Krieg. Ich wünsche ihn wenigstens bestimmt und lasse mich durch keine falsche Scham oder Scheu von diesem Geständniß zurück halten. Ueber jeden Verdacht der Inconsequenz werde ich mich gegen die Wenigen, die ich für meine Richter erkenne, zu rechtfertigen wissen; die Meynung der Uebrigen ist mir eben so gleichgiltig, als die Invectiven, womit der Erbe Cäsars und Karl des Großen mich zu brandmarken sucht. Was ich zu sagen habe, gründet sich also auf die Voraussetzung, daß man den Frieden wenigstens für möglich halte. Sollten die bisherigen Negoziationen bloß zum Schein eingeleitet seyn, so zerreißen Sie diese Blätter und denken nicht weiter daran.

Ich höre jetzt von allen Ecken her gewisse Gemeinplätze erschallen, die ich im höchsten Grade verderblich finde. Der eine sagt oder schreibt: „Was liegt daran, auf welche Bedingungen dieser Friede geschlossen wird? Die Monarchie ist in jedem Falle verloren." — Der andre meynt: „Unterhandeln! Mißbrauch der Worte! Leerer Spott! Napoleon schreibt uns den Frieden vor; was Er beschlossen hat, muß geschehen; alle Künste haben ihr Ende."

Ich antworte darauf: Wenn wir beym Anfange des Krieges gesagt haben, „diesmal gilt es Sieg oder Untergang", so war das damals weise gesprochen. In einem Augenblick aber, wo der Tod uns ungleich näher ist als der Sieg, scheint es mir von der größten Wichtigkeit, nicht den Unterschied zwischen siegen und sterben, wohl aber den zwischen leben und sterben sehr ernsthaft zu prüfen, und uns nicht durch kahle Redensarten täuschen zu lassen. Es ist nicht wahr, daß Oesterreich durch einen heute geschlossenen Frieden in eben dem Sinne, oder auch nur in einem halb so schrecklichen Sinne untergeht, als es durch einen fortdauernd-unglücklichen Krieg untergehen würde und müßte. Meine Meynung ist vielmehr, nach langem und reifen Nachdenken über diese Frage, daß, wenn das Unglück da stehen bleibt, wohin wir es durch unsre bisherige Thorheit getrieben haben, Oesterreich auch diesen Krieg und auch diesen Frieden noch überleben kann. Eben so wenig trete ich dem Wahne bey, daß unter den jetzigen Umständen auf die Art und Weise, wie negoziirt wird, nicht viel ankomme. Mit einem so leidenschaftlichen, so stürmischen, so phantastischen und im Grunde so planlosen Menschen, wie Bonaparte — welches zwar die Welt nicht glauben will, Sie aber, Graf Metternich, und die wenigen, die tiefer gesehen haben, schwerlich bestreiten werden — ist in jeder Lage etwas zu gewinnen, wenn man klug und fest zugleich zu Werke geht. Graf Metternich ist in jeder möglichen Rücksicht der geschickteste von allen, die mit Napoleon und seinen Sbirren unterhandeln konnten; er kennt sie von außen und innen, und wird sich gewiß hüten, die Unterhandlung — wie es jetzt Mode zu seyn scheint — schon als entschieden und abgethan zu betrachten, ehe sie noch eröffnet ist. Große, kaum zu berechnende Vortheile können durch den Charakter und durch die Wendung, die man dieser Unterhandlung geben wird, erreicht, vielleicht mehr als die Hälfte der Uebel, die uns bedrohen, können noch abgewendet werden. Wenn Graf Metternich dies mit eben der Zuversicht glaubt, wie ich es glaube, so scheint uns schon sehr viel gewonnen. Verschiedne wichtige Umstände begünstigen ihn. Ich citire nur folgende beide: 1) Er hat weit mehr Freiheit und Spielraum als z. B. die Negoziateurs im Jahre 1805 hatten, weil der Kayser keineswegs unwiderruflich zum Frieden entschlossen, vielmehr auf einen ungünstigen Ausgang der Unterhandlung vorbereitet und gefaßt, ja sogar mehr noch zur Fortsetzung des Krieges als zu irgend einem heute möglichen Frieden geneigt scheint. 2) Die übrigen Verhältnisse Napoleons sind zweideutig, zum Theil kritisch; in Spanien stehen seine Sachen gewiß nicht gut; in Italien scheint eine große Gährung zu herrschen; die Englische Expedition gegen Holland kann ihm nicht ganz gleichgültig sein 2c. 2c. Als Gründe für die Erneuerung des Krieges lasse ich zwar alle diese Umstände nicht gelten; denn, verlieren wir noch eine einzige Schlacht, so ist solche das zehnfache Gegen-Gewicht für alle jene entfernte Vortheile und Hoffnungen; als Mittel zur Erleichterung und Verbesserung des Friedens hingegen sind sie von großem Gewicht. Da uns der Friede, wenigstens für den Augenblick, näher liegt als der Krieg, so will ich mit diesen Bemerkungen bloß

gegen die falsche Ansicht protestiren, als sey nicht auch bey einer Unterhandlung noch äußerst viel zu gewinnen oder zu verlieren (immer von dem Standpunkte aus gerechnet, wo wir uns einmal befinden). Ich will mir selbst für diesen durch frühere Fehler und harte Nothwendigkeit uns aufgelegten Schritt noch Muth einsprechen, und mögte ihn Andern eben so darstellen, wie ich ihn betrachte.

Was die einzelnen Gegenstände der Negoziation betrifft, so erlaube ich mir nur Folgendes darüber:

1) Ueber den Punkt der Territorial-Cessionen sage ich nichts, theils, weil ich nicht mit Zuverlässigkeit weiß, wieviel eigentlich von dieser Seite zu besorgen ist, theils auch, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß, wenn die Bedingungen, die man uns vorlegt, zu ausschweifend sind, der Friede nicht zu Stande kommen wird. Wenn das, was ich davon gehört habe (West-Galizien, Salzburg, Innviertel, und gemeinschaftliche Besetzung von Triest und Fiume), wirklich alles ist, so wird es nur auf die Neben-Artikel ankommen, ob der Friede Statt finden soll; denn jene Forderungen erscheinen mir in unserer heutigen Lage sehr erträglich.

2) Jede Stipulation, die einer Amende honorable über den gerechten, nothwendigen und in seinem Ursprunge ehrwürdigen Krieg, welchen wir geführt haben, ähnlich sähe — jede directe oder indirecte Verleugnung früher geäußerter Grundsätze — jede directe oder indirecte Anerkennung der Fundamental-Maximen des Feindes (als z. B. daß er für die Freiheit der Meere und das Wohl der Völker streite, oder, daß wir uns, wider unser Interesse, zum Kriege verleiten ließen ꝛc. ꝛc.) — jede Verbindung mit ihm zum Nachtheil anderer Mächte, selbst solcher, die uns schwer beleidigten — überhaupt jede Gemeinschaft mit seinen Planen, in welchem Sinne und zu welchem Zweck er sie auch begehren möge, sey fern von uns! Werden dergleichen Anträge gemacht, und findet sich kein Mittel, ihnen auszuweichen, dann lieber Krieg auf Leben und Tod!

3) Geld-Stipulationen, besonders in Numerair, halte ich in der gegenwärtigen Lage des Staates für so verderblich, daß ich sie, selbst um den Preis härterer Territorial-Cessionen, zu vermeiden suchen würde. Das Problem, welches uns nach dem Frieden in Rücksicht auf unsre Finanz-Verlegenheiten bevorsteht, ist an und für sich furchtbar genug; jede Million, besonders in baarem Geld, deren wir uns entäußern, erschwert es in unabsehlicher Progression. Wenn ich daher von 60, 80 oder 100 Millionen in Baarschaften sprechen höre, so stockt mir der Athem, und ich trage kein Bedenken zu erklären, daß ich lieber noch eine Provinz mehr aufopfern, als einen solchen Artikel unterzeichnen mögte.

4) Ich höre, daß von einer Reduction unserer Armee auf 100,000 Mann die Rede ist. Wenn ich über diesen Punkt recht unterrichtet bin, so hätte Napoleon diese Reduction sogar als condition préalable der Unterhandlung gefordert, Sie aber, bey Ihrem letzten Aufenthalt in Wien, hätten es dahin gebracht, daß er, ohne die Sache selbst aufzugeben, wenigstens dem rasenden Begehren, uns ein unmittelbares Engagement darüber abzudrängen, entsagt habe[1]. Wenn dies alles sich so verhält, so behaupte ich, Sie haben schon einen sehr großen Sieg davon getragen und aufs neue die Richtigkeit meiner Behauptung, daß man nicht jedes Wort dieses Mannes als eine eiserne Wand betrachten muß, bestätiget. Ueber den Fond dieser Frage aber urtheile ich so. Eine große Reduction der Armee wird nach dem Frieden immer erfolgen müssen, weil ohne diese die Wiederherstellung der Finanzen durchaus unmöglich wird. Das Demüthigende also abgerechnet (welches doch durch die Form noch zu mildern wäre), sehe ich in diesem Artikel so etwas ganz unerträgliches nicht. Was mir aber von äußerster Wichtigkeit scheint, und worüber ich nur in der letzten Extremität nachgeben würde, ist der Unterschied zwischen einer Verminderung der Zahl oder einer Verminderung der Cadres der Armee. Die letzte allein wäre tödtlich.

---

[1]) Napoleon hatte, noch bevor die Conferenzen in Altenburg eröffnet waren, als Bedingungen, die vor aller Unterhandlung zugestanden werden müßten (Conditions préalables), verlangt: die Aufhebung der Landwehr, die Reduction der österreichischen Armee auf die Hälfte der bisherigen Cadres, die Ausweisung aller Franzosen des alten Regimes oder der acquirirten Provinzen. Bubna brachte ihn dahin, die Unterhandlung diesen Zugeständnissen voraufgehen zu lassen. (Précis de la marche etc. p. 159.)

So lange hingegen die Reduction bey der Zahl en gros stehen bleibt, ist sie in meinen Augen kein unheilbares Uebel.

Unter den eben angeführten Modalitäten votire ich für baldige Unterzeichnung des Friedens; fest überzeugt, daß — ohne unmittelbare Dazwischenkunft des Himmels — die Fortsetzung des Krieges uns keine besseren Bedingungen verschaffen wird, sehr leicht aber uns auch das noch rauben kann, was uns heute übrig bleiben würde und womit wir, so trübe auch die nächste Zukunft in jedem Falle seyn mag, einer entfernten bessern entgegen gehen müssen.

Außer dieser Partie, der Partie der kalten Vernunft, kenne ich nur noch eine, die consequent und männlich wäre. Erklären, daß man keinen Frieden schließen und die Waffen nicht eher niederlegen wird, als bis der Feind das Gebiet der Monarchie verlassen hat! Zu dieser Partie schlage ich mich, wenn Sie mir einen General nachweisen, der sie mit Kraft und Genie durchzusetzen im Stande ist; ja sogar ohne einen solchen General, wenn einige andere Bedingungen realisirt werden können, die ich nicht einmal aussprechen mag, weil ich weiß, daß sie unausführbar sind. — Die schlechteste Maßregel von allen aber wäre die, die Waffen heute wieder zu ergreifen, um sie in 6 oder 8 Wochen unter ungleich härteren Conjunkturen von neuem niederzulegen; und da dies, wenn der Krieg wieder anfängt, in jedem Falle der wahrscheinlichste Ausgang ist, so bleibe ich bey meinem obigen Votum.

Da ich einmal angekündigt hatte, daß ich meine Gedanken über die jetzige Crisis niederschreiben wollte, so wünschte ich, daß Graf Metternich diese Zeilen läse und sie als meine Entschuldigung, zugleich aber als die Substanz der größern Arbeit, der ich entsagt habe, betrachtete. Wenn er also noch in Comorn ist, oder Sie ein sicheres Communicationsmittel wissen, so haben Sie die Güte, ihm meinen Brief mitzutheilen.

Ueber das, was mich selbst, und meine ferneren Plane betrifft, behalte ich mir vor, Ihnen nächstens besonders zu schreiben. G.

Und bei dieser Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Friedens blieb Gentz auch dann, als in Altenburg Champagny seine übertriebenen Landforderungen stellte. Er glaubte nicht daran, daß sie Napoleon festhalten würde. „Wenn es wahr ist“ — schließt ein Brief vom 31. August an Bubna — „daß die Franzosen das ‚Uti possidetis der Demarcationslinie‘ zur Negotiationsbasis verlangt haben, so begreife ich, daß der Friede als unmöglich betrachtet werden kann. Indessen ist ein erstes Wort noch lange kein Ultimatum und trotz Allem, was ich in diesen Tagen gehört habe, gebe ich die Hoffnung auf einen erträglichen Frieden noch nicht ganz verloren.“ Und er behielt Recht, wie wir sahen. Daß aber jetzt, trotz der ermäßigten Forderungen der Gegner, die kriegslustige Stimmung bei Hofe noch immer andauerte, regte ihn gewaltig auf, und um so mehr, als tägliche Gespräche mit den hervorragendsten Officieren, Stutterheim, Wallmoden, Radetzky, Bellegarde, ihm den unzulänglichen Zustand der Armee aufs Deutlichste enthüllten. Entschlossen begab er sich — es war am Tage vor jener entscheidenden Conferenz des 25. September — zu Johann Liechtenstein, trug ihm alle seine Gründe für den Frieden vor und beschwor ihn, die Monarchie zu retten. Mit Genugthuung rühmt er sich, den Fürsten, der allerdings selbst schon nach dieser Seite neigte, sicher und zuversichtlich gemacht zu haben. Dann wandte er sich an den Grafen Pálffy, der das unbedingte Vertrauen der Kaiserin genoß und sie bisher in ihrer Begeisterung für den Krieg unterstützt hatte, und brachte ihn zu dem bindenden Versprechen, auf die Monarchin im Sinne des Friedens einwirken zu wollen [1]). Und in der That, noch am selben Abend gab

[1]) Gentz' Tagebuch zum 24. September, S. 152: „Après cette entrevue (mit Liechtenstein) que je n'oublierai jamais j'ai repris mon travail sur Ferdinand Pálffy. Déjà depuis quelques

Ludovica in einem Familienrathe ihren Widerstand gegen eine friedliche Abkunft auf, und am nächsten Tage sprach Liechtenstein im Rathe des Kaisers mit solchem Nachdruck gegen den Krieg, daß er seine Meinung durchsetzte. Gentz aber schrieb in sein Journal: „Es ist unbestreitbar, daß vor Allem die Opposition Johann Liechtenstein's und seine Anstrengungen für den Frieden (ein Umstand, ohne den der Kaiser sich kaum erklärt haben würde) zum guten Theil mein Werk sind. Indem ich außerdem Pálffy bearbeitete und ihn zwang, so zu sagen mein System zu dem seinigen zu machen, brachte ich auch die Kaiserin herum — ein zweites unbedingt nothwendiges Moment, um den Kaiser zu einem solchen Entschluß zu bestimmen. Indem ich auf diese Art die beiden wirksamsten Mittel in Bewegung setzte, um das erwünschte Ergebniß zu erzielen (den Einfluß nicht gerechnet, welchen meine Ansicht im Allgemeinen auf die der Anderen übte), kann ich sagen, ich habe mehr, als sonst irgend Einer, für den Frieden gethan [1]."

Jedoch der Entschluß zum Frieden war noch lange nicht der Friede selbst. Zwar lief die Schönbrunner Unterhandlung in den ersten Tagen, als der Staatsminister Maret mit den Oesterreichern verkehrte, ziemlich glatt hin, verwickelte sich aber und zog sich in die Länge als Champagny aus Altenburg ankam und mit aller Suffisance des Siegers in die Geschäfte eintrat [2]. Jetzt stellte sich die Territorialforderung in Galizien viel größer heraus als man gemeint hatte, kaum daß die Hälfte des Salzerträgnisses von Wieliczka gerettet werden konnte. Jetzt zog Napoleon die Grenzlinie gegen Bayern so, daß sie militärisch fast unhaltbar war, und aller Protest half nicht. Den größten Kummer aber verursachte den beiden Generalen die unmäßige Geldforderung des Feindes, welche die blutarmen Staatsfinanzen aufs härteste treffen mußte. Napoleon hatte in den occupirten Ländern Contributionen in der Höhe von 190 Millionen Francs ausgeschrieben. Von diesen behauptete Champagny — mit Recht oder Unrecht — seien noch 134 Millionen zu tilgen, wozu sich der österreichische Staat werde verpflichten müssen, und ging erst nach langen Debatten auf 100 Millionen herab. Liechtenstein und Bubna waren in Verzweiflung. Sie hatten es auf sich genommen, den Frieden zu Stande zu bringen, und nun ergaben sich derlei unerwartete Hindernisse. Sie wußten, daß Franz I. zwar Provinzen abtrat, wenn es sein mußte, daß er aber in Geldsachen unendlich schwierig war. Courier auf Courier ging nach Totis, und die Berichte der Geschäftsträger erzeugten dort die heftigste Aufregung. Der Kaiser und seine Umgebung ließen wieder kriegerische Worte fallen. Liechtenstein, der persönlich kommen wollte, um sich neue Instructionen zu holen, wurde von Napoleon mit der Drohung zurückgehalten, er würde, wenn der Fürst ginge, die besetzten Provinzen als erobertes Land behalten, seine Adler aufpflanzen, seine Gesetzbücher einführen, den Feudaladel abschaffen, die Verhandlung aber nicht wieder aufnehmen. Nur mit Mühe

jours il commençait à chanceler dans son enthousiasme; la force de mes raisonnements l'écrasait. Aujourd'hui il s'est rendu tout-à-fait et s'est engagé à faire revenir l'impératrice. Il a tenu parole."

[1]) Tagebuch zum 26. September, S. 164.

[2]) Man vergleiche die Darstellung der zweiten Phase der Friedensverhandlung bei Ernouf, Maret, Duc de Bassano, p. 263 ff.

wurde erreicht, daß Bubna zum Kaiser reisen durfte. In Totis kam es dann am 7. und 8. October zu erregten Discussionen, die sich in erster Linie um die Geldfrage drehten. Sechzehn Millionen, erklärte der Finanzminister O'Donnell, sei Alles, was der Staat in seinen Kassen habe, vierzig Millionen Francs das Aeußerste, wozu er sich verstehen könnte, aber auch nur dann, wenn keine Gebietsabtretung verlangt würde. Durch gewaltige Maßnahmen, meinten Andere, wäre auch eine größere Summe zu beschaffen, was der Schatzkanzler beharrlich leugnete. Endlich einigte man sich auf die unüberschreitbare Summe von 30 Millionen Francs, die eine Hälfte in Baarem, die andere in „Bankozetteln", als letztes Zugeständniß und gab das betreffende Sitzungsprotokoll Bubna, der am 9. October nach Schönbrunn zurückfuhr, zur Instruction mit auf den Weg [1]).

Gentz hatte am Tage vor der Ankunft des Generals Totis verlassen; wohl aus demselben Grunde, der ihn — den misérable scribe, wie ihn Napoleon nannte — vor dem Kriege vom Sitze der Regierung fern gehalten hatte. Jetzt sollte weder seine noch Stadion's mißliebige Anwesenheit das Friedensgeschäft beeinträchtigen. Als daher der Minister endlich seine Demission erhielt und sich am 6. October fortbegab, begleitete ihn Gentz eine Tagreise weit, um sich dann nach Ofen zu wenden. Durch die neuen Forderungen der Franzosen sah er seine Bemühungen um den Frieden nicht wenig gefährdet. Alles, was er nun noch thun konnte, war, die beiden Unterhändler auf dem eingeschlagenen Wege festzuhalten. Darum hatte er noch vor seiner Abfahrt, am 5. October, ein Schreiben an Bubna nach Schönbrunn gesendet, dessen das Tagebuch besondere Erwähnung thut: „Ich habe einen sehr starken Brief an Bubna geschrieben, um ihn in seinen Anstrengungen für den Frieden zu bestärken. Derselbe war ebensowohl für den Fürsten Liechtenstein bestimmt und sein Zweck, die Beiden auf das Schädliche ihrer fortwährenden Couriersendungen und Bitten um Instruction aufmerksam zu machen, wodurch hier neue Aufregungen und Zweifel entstehen, unsere Lage aber bedenklich verwickelt und verschlimmert wird [2])." Als er dann in Ofen von Bubna's Eintreffen in Totis hörte, und wie unglücklich der General über die üble Wendung der Dinge sei, schrieb er ihm dahin noch einen zweiten Brief, von dem er sich Erfolg versprach [3]). Dieses zweite Schreiben ist uns erhalten. Es lautet:

Ofen, den 8. October 1809.

Ein höchst fatales Mißgeschick hat mich 24 Stunden vor Ihrer Ankunft in Totis von dort abführen müssen. Ich bin in doppelter Verzweiflung darüber, seitdem ich weiß, mit welchen Datis, besonders aber in welcher persönlichen Stimmung Sie angekommen sind.

Ich habe Ihnen (durch Radetzky) am 5. einen Brief geschrieben, den ich noch jetzt, wenn Sie ihn habhaft werden könnten, Ihrer ganzen Aufmerksamkeit empfehlen würde. Ich gäbe viel, viel darum, wenn Fürst Liechtenstein ihn geöffnet hätte!

Mein dreywöchentlicher Aufenthalt in Totis hat mich vollständig überzeugt, daß unsere

---

[1]) Beer, Die Finanzen Oesterreichs im XIX. Jahrh., S. 49 und „Zehn Jahre österreichischer Politik", S. 446.

[2]) Tagebuch zum 5. October, S. 183.

[3]) Tagebuch zum 8. October, S. 188: „J'ai écrit à Bubna une lettre extrêmement énergique pour le mettre en garde contre le découragement et les faux aperçus, et pour le faire envisager sa propre situation dans le véritable jour. Cette lettre doit produire quelque effet."

Lage, es sey nun Krieg oder Frieden, ohne allen Vergleich schrecklicher ist, als ich bis dahin geahndet hatte. Ich habe aber nicht einen — denken Sie, was das heißt bey meinen zahllosen Gesprächen und Discussionen mit so vielen und mannichfaltigen Menschen — nicht einen einzigen Grund gehört, der mich auch nur auf einen Augenblick in dem Gedanken hätte wankend machen können, daß unser Untergang durch den Krieg sicherer, schneller und vollständiger erfolgen muß, als durch den schlechtesten aller noch irgend annehmlichen Frieden.

Die Monarchie existirt heute nur noch in der Armee. Alles übrige ist schon todt. Wird diese Armee geschlagen, so ist der Staat ipso facto aufgelöset, und zwar dergestalt aufgelöset, daß auch kein Splitter mehr ganz bleiben kann.

Die Existenz dieser Armee, die heute den Staat ausmacht, aufs Spiel zu setzen, ist in meinen Augen ein solcher Frevel, daß nichts als eine eiserne Nothwendigkeit den, der sich dessen schuldig macht, vor Welt und Nachwelt lossprechen kann. Spielten wir wenigstens le tout contre le tout, käme es darauf an, eine Schlacht zu liefern, die entweder vollkommene Vernichtung oder vollkommene Befreyung des Staates zur Folge haben müßte, so würde ich die, welche den verwegenen Wurf thäten, nicht anklagen. Ich thäte ihn auch dann nicht. Aber die wahre Lage der Sache ist ja eine ganz andre. Auf der einen Seite die Gefahr absoluter und unwiderbringlicher Vernichtung; auf der andern Seite im günstigsten Falle ein nicht-entscheidender Sieg, dem Gott weiß wie viele andere (immer begleitet von der entgegengesetzten Gefahr des Unterganges) folgen müssen, ehe wir durch Blut und Opfer ohne Maß und Ziel, viel größere als der jetzt geforderte Friede uns auflegt, zu der Hoffnung, den Schatten der Monarchie (denn das Leben geht in jedem Falle in den Kauf) zu erhalten, emporklimmen können. Wir spielen also — le tout contre un gain précaire et subalterne.

„Aber der Friede wird uns unmöglich gemacht! Aber Bubna sagt, es ist nichts zu erreichen, nichts zu hoffen ꝛc." — Was heißt das? Die Franzosen haben keine neuen Forderungen zum Vorschein gebracht. Die des Bruches mit England u. s. f. war mit Zuverlässigkeit voraus-zusehen. Sie bestehen auf die alten. Darauf mußte man gefaßt seyn. Sie dehnen sie willkührlich aus. Bis an welche Gränze? Dies mögte ich mit Ihnen sorgfältig und gründlich untersuchen.

Sie verlangen, so viel ich weiß, vermöge schändlicher Apotheker-Rechnungen über die Kriegs-Contributionen außer dem, was gezahlt ist, noch ungefähr 140 Millionen. Diese Summe, heißt es, kann nicht aufgebracht werden. — Und ich sage, weil ich es mit Zuverlässigkeit weiß, sie kann aufgebracht werden, sollte auch Graf O'Donnel das Gegentheil behaupten. Nicht auf einmal, aber vermöge eines Arrangements, und in Terminal-Zahlungen. Daß diese ein großes Uebel, wie ein unglücklicher Friede (nach einem unglücklichen Kriege) überhaupt, versteht sich von selbst. Aber keine Geldsumme ist groß genug, um gegen die evidente Gefahr der Vernichtung des Staates in die Wage gelegt zu werden.

„Sie verlangen in Gallizien weit mehr als wir geglaubt haben." — Daß bey der unbestimmten Forderung der 2 Millionen Menschen, oder, wie es später hieß, „moins que la moitié de la Gallicie" große Schwierigkeiten und Discussionen über die Gränzbestimmung eintreten würden, sah ich voraus, ob ich gleich nicht der Meynung war, und noch nicht sonderlich bin, daß Napoleon gerade auf diese Cession so viel Gewicht legen würde. Dem sey, wie ihm wolle, in einem gewöhnlichen Kriege riethe ich vielleicht selbst, noch eine Bataille zu wagen, um ein Viertheil oder Fünftheil von Gallizien zu retten. Wenn ich aber höre, daß man in einem Kriege, wie dieser, in einer Lage, wie die unsrige, noch davon sprechen kann, um des Zamoscer Kreises oder der Salzwerke von Wieliczka willen zu den Waffen zu greifen, so verstumme ich mit Entsetzen.

Man sagt mir ferner: „Bubna ist in Verzweiflung; er quält und grämt sich, daß er so viel Dinge hat sagen müssen, die falsche Hoffnungen erweckten und die jetzt eine andere Gestalt gewinnen." — Darauf antworte ich: Das kann, darf und soll nicht seyn. Ein Mann wie Bubna thut seine Pflicht und setzt sich hinweg über eitles Geschwätz und Geschrey eines stockblinden Haufens. Von dem, was Sie gesagt haben, ist bis jetzt noch nichts zurückgenommen worden. Geschieht es, so sind Sie nicht verantwortlich dafür. Daß der Friede zuckersüß seyn würde, konnten nur Narren sich einbilden. Wann und wo haben Sie das behauptet? Daß es mit

Champagny schwerer ist zu unterhandeln, als mit Napoleon, wußten wir alle. Glauben denn die Herren, daß es in Altenburg leichter gewesen wäre? Sie und F. Liechtenstein haben, nach meiner Ansicht der Sache, nur einen großen Fehler begangen. Sie haben zu viel angefragt und denen, die Ihre Sendung, aus begreiflichen Ursachen, ungerne sahen, dadurch zu viel Prise über sich gegeben. Von einer großen, allmächtigen Ueberzeugung geleitet, hätten Sie mehr, fast mögte ich sagen, alles auf sich nehmen müssen. Soll die Monarchie gerettet werden, so muß das auch jetzt noch Ihr Gang seyn, ob Sie Sich gleich denselben schon sehr erschwert haben.

Durch den Abgang von Stadion (den der Kayser und die Kayserin allein zu verantworten haben) ist unsere schon fürchterliche Lage noch um einige hundert Prozent verschlimmert worden[1]. Metternich ist der leichtsinnigste aller Menschen; ich zittere vor jedem Schritte, den er thun wird. Die Uebrigen verdienen keine Erwähnung. Bricht der Krieg wieder aus, so giebt es keine Art von Verderben, die diese Menschen nicht über uns bringen werden. Unter den tausend Ursachen, ihn zu vermeiden, ist dies vielleicht die größte.

Sie sehen jetzt die Schwierigkeiten und die Widerwärtigkeiten des Friedens, weil Sie damit unmittelbar zu kämpfen haben. Richten Sie Ihre Augen auf die andre Seite, und Sie werden mit neuem Muthe beseelt werden. Diese Unterhandlung ist die letzte; schlägt sie fehl, so steht uns das bevor, wogegen alle solche Unterhandlungen nur noch Mückenstiche sind.

Dixi et salvavi animam meam.

Wenn Sie mir irgend etwas Trostreiches, auch nur ein Wort, zu schreiben wissen, so erquicken Sie meine matte und tief-gebeugte Seele damit. Gott sey Ihr Vergelter! Kehren Sie Sich nur an kein Urtheil der Menschen; alles ist eitel und luftig, wie Wasserblasen. Ich will bis an meinen Tod jeden Augenblick meines Daseyns Ihrer Rechtfertigung widmen, wenn Sie uns den Frieden verschaffen, um welchen Preis es auch seyn mag. G.

Das vorausgegangene Schreiben vom 5. October kennen wir leider nicht. Aber wir wissen, daß es gleichfalls in die Hände des Adressaten gelangt ist, und wissen auch, daß es seinen eigentlichen Zweck erreichte: Liechtenstein hat es gelesen und neuen Muth daraus geschöpft, den Vertrag, selbst gegen den Wortlaut der letzten Instruction, abzuschließen. Als nämlich Napoleon, unter dem Eindrucke des bekannten Attentates Friedrich Stapß' am 12. October, seinem Minister Befehl gab, den Oesterreichern einen neuen Schritt entgegen zu thun und mit der Kriegsentschädigung auf fünfundsiebzig Millionen herabzugehen — eine Summe, die Champagny eigenmächtig auf fünfundachtzig Millionen erhöhte — unterzeichneten Liechtenstein und Bubna nach langen Kämpfen, schweren Herzens und von der Ungnade ihres Herrn bedroht, endlich auch diesen Artikel, und der Friede war gemacht. Am 14. October verkündeten ihn die Kanonen Napoleon's den Wienern. Kaiser Franz mußte ihn ratificiren[2].

---

[1]) Gentz widerspricht hier, wie in seinem Journale, der Meinung, Metternich habe Stadion verdrängt. Was er dem Ersteren vorwarf, war nur „l'indifférence et la légèreté avec laquelle il voit partir le Cte Stadion, et la confiance vraiment choquante avec laquelle il se charge d'une tâche aussi terrible que celle de la direction des affaires dans ce moment." Tagebuch zum 6. October, S. 185.

[2]) In den meisten historischen Erzählungen wird vom Abschluß des Vertrags gesagt, derselbe sei durch das Stapß'sche Attentat herbeigeführt worden, weil Napoleon daraufhin von Forderungen abging, welche Oesterreich als unannehmbar abgelehnt hatte. So lag die Sache nicht. Ob es sich um hundert oder um fünfundachtzig Millionen handelte, eine Ueberschreitung der Instruction setzte die eine wie die andere Summe voraus. Das Wesentliche blieb immer, daß die österreichischen Unterhändler in sich den Muth der Ueberzeugung fanden, dem Auftrag ihres Kaisers entgegen zu handeln. Nach dem Friedensabschluß traf Gentz mit Bubna, den Franz mit seiner Ungnade für den „Ungehorsam" bestrafte, in Ofen zusammen. „Il m'a dit" — ver-

Gentz kehrte in sein Exil nach Prag zurück, in der größten Verstimmung darüber, daß der Schluß dieses Jahres so gar nicht gehalten, was sein Anfang versprochen hatte. Nur in seiner großen Hoffnung blieb er auch jetzt noch ungebeugt. „Es ist sonderbar," — schreibt er an Stein — „daß ich gerade in dieser letzten, einer der verzweifeltsten Epochen unserer unglücklichen Zeit, und mitten unter diesen niederschlagenden Katastrophen, mehr als zuvor in dem Glauben stark geworden bin, daß die Unterjochung Europa's nicht gelingen kann. So wenig wahre Größe auch in dem Zeitalter liegen mag, der Tyrann ist doch zu klein, um dies Zeitalter zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig; er kann es nicht durchsetzen. Wir erleben seinen Untergang, und keine Offenbarung ist mir gewisser. Das Mißlingen dieses Krieges ist freilich ein entsetzliches Uebel; doch weit mehr, wie es mir scheint, ein negatives als ein positives. Der Stoff zum Widerstande bleibt, und der Geist hat eher gewonnen." [1])

Vier Jahre später hatte sich diese Voraussicht bestätigt und die Hoffnung war zur Wahrheit geworden. Als sich dann — kurz vor der Leipziger Schlacht — die beiden Männer wieder in Prag begegneten, war ihr gewaltiger Feind besiegt und seine Herrschaft in ihren Grundvesten erschüttert.

---

zeichnet das Journal zum 21. October — „ce qui me fait le plus sensible plaisir, que la lettre que je lui avais écrite le 5 de Dotis, était venue extrêmement à propos, qu'elle avait puissamment contribué à décider le prince Liechtenstein et à disperser ses scrupules, et qu'il avait été tellement saisi de cette lettre qu'il la lui avait arraché pour la garder. Voilà donc encore un bien essentiel que j'ai été en état de faire." Der Brief fehlt in der Correspondenz mit Bubna. Aber auch im Liechtenstein'schen Archive blieben Nachforschungen danach resultatlos. Ein genauer Kenner desselben, Hofrath von Falke, äußerte die Vermuthung, das Schreiben werde wohl, mit anderen werthvollen Privatpapieren des Fürsten Johann aus dieser Zeit, nach dessen Tode verbrannt worden sein.

[1]) Pertz, Das Leben des Freiherrn vom Stein, 2. Band, S. 386.

Studien über Infectionskrankheiten.

Eine Epidemie im Pflanzenreich.

Von

Eduard Strasburger.

Epidemien wüthen unter den Pflanzen noch weit verheerender, als unter den Thieren. Welcher Landmann schlug wohl nicht entsetzt die Hände zusammen, da er sein noch vor wenig Tagen im üppigsten Grün prangendes Kartoffelfeld mit geschwärztem Laube vor sich liegen sah, als wäre ein giftiger Hauch über dasselbe gezogen! Kein Individuum des Ackers blieb verschont; sie zeigen alle rundliche, braune Flecken auf ihren Blättern als Zeichen der Krankheit, welche sie in ihrem Innern verzehrt. Die Hoffnung des Landmannes auf eine reiche Ernte ist geschwunden, denn er weiß recht wohl, daß die Zerstörung des Laubes die Knollenbildung einschränken muß, und daß die Erkrankung auch die Knollen ergreifen und mehr oder weniger vollständig zerstören kann.

Die Kartoffelkrankheit wird durch einen Pilz verursacht, den wir seinem Aussehen nach als einen Schimmelpilz bezeichnen können, und dessen zarte, weiße, die braunen Flecke umrandenden Rasen bei feuchter Witterung schon dem bloßen Auge sichtbar werden. — Der Feind der Kartoffelpflanze, mit dem diese alljährlich einen so harten Kampf zu bestehen hat, ist somit ein Riese im Verhältniß zu den unendlich kleinen Organismen, den Bacterien, welche gegen unseren Körper ihre Angriffe richten und die gefährlichsten Epidemien im Thierreich veranlassen. — Der fructificirende, aus dem Blatte der Kartoffelstaude hinausragende Theil des Schimmelpilzes erreicht allein schon eine Höhe von etwa einem Millimeter. Von dem Cholerabacillus, der Laien und Gelehrte in letzter Zeit so viel beschäftigt hat, müßten mindestens siebenhundert Individuen aneinander gereiht werden, um eine Kette von eben solcher Länge zu bilden.

Die Pflanzenkrankheiten, welche der Landmann fürchtet: Brand, Rost, Mehlthau, werden alle durch Schimmelpilze hervorgerufen; Bacterien sind den Pflanzen nicht gefährlich. Es hängt dies mit der durchgängig sauren Reaction des Pflanzensaftes zusammen, denn gegen Säure sind die Bacterien sehr empfindlich. Doch ist neuerdings in Holland bei der Hyacinthe eine Krankheit beobachtet worden,

bei welcher schleimige, gelbe Bacterienmassen in den Schuppen der ruhenden Zwiebeln und während der Blüthezeit in den Blättern auftreten. In den Blättern vermehren sich die Bacterienmassen dann so stark, daß sie alle Zellen zerstören und durch die berstende Epidermis nach Außen treten. Auch werden wir später sehen, daß unter Umständen Bacterien für sich allein die Naßfäule der Kartoffelknollen veranlassen können, wenn es ihnen gelingt, durch Wunden in dieselben einzudringen. In abgestoßenen, in Zersetzung begriffenen Pflanzentheilen finden sich stets Bacterien in großer Masse vor; hier zerstören sie aber nicht mehr lebende, vielmehr todte organische Substanz und sind somit nicht mehr als Schmarotzer (Parasiten), sondern als Fäulnißbewohner (Saprophyten) zu bezeichnen. Diesen Saprophyten fällt die höchst segensreiche Aufgabe zu, die todten, organischen Körper in einfachere, chemische Verbindungen, schließlich in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak zu zerlegen und so der anorganischen Natur zurückzugeben. Sie schaffen somit die todten Körper weg, die sich, ohne ihre Thätigkeit, unzählig häufen müßten. Daß ihnen diese Aufgabe von jeher zufiel, ist durch fossile Funde erwiesen; denn es gelang, Bacterien im Innern verkieselter Pflanzenreste aus der Steinkohlenzeit aufzufinden.

Wegen der außerordentlich geringen Größe der Bacterien haben alle Studien, die sich mit den Infectionskrankheiten bei Thieren beschäftigen, große Schwierigkeiten zu überwinden. Der Ort und die Art des Eindringens der feindlichen Organismen läßt sich oft nur indirect erschließen. Anders ist es bei Pflanzenkrankheiten, deren Ursache in den Schimmelpilzen liegt. Der Weg, welchen letztere einschlagen, um in den Körper der Pflanze einzudringen, ist leicht zu ermitteln, und der Pilz im Innern der inficirten Pflanze unschwer zu verfolgen. Es ließe sich somit Manches aus dem Studium pflanzlicher Infectionskrankheiten für die Erkenntniß thierischer Infectionskrankheiten gewinnen, falls Vergleiche auf beiden Seiten zuläßig wären. Nun sind freilich Schimmelpilze und Bacterien in ihrem Verhalten sehr verschieden. Auch weichen Pflanzen und Thiere in ihrem anatomischen Bau wesentlich von einander ab, wodurch tiefgreifende Unterschiede in der Art des Eindringens und in der Verbreitung der Parasiten in dem inficirten Körper bedingt werden. Während nämlich die Schläuche der Schimmelpilze in die Pflanzen nur von der Oberfläche her hineinwachsen und in denselben ihr Wachsthum fortsetzend, nur allmälig, von der inficirten Stelle aus, sich verbreiten können, gelangen die Bacterien gleich in das Innere des thierischen Körpers hinein und bilden dort durch fortgesetzte Theilung zahlreiche Nachkommen, die sich von einander trennen, in den Blut- oder Lymphstrom gelangen und durch diesen rasch in andere Theile des Organismus getragen werden. Die Anknüpfungspunkte, die sich für den Vergleich der Infectionskrankheiten bei Pflanzen und Thieren ergeben, werden sich somit nur auf die Infectionsfähigkeit, die Verbreitung der Krankheit, den Einfluß der äußeren Bedingungen auf dieselbe, die Reactionsfähigkeit des befallenen Organismus, endlich auf die rationellen Schutzmittel, wie sie sich aus der ursachlichen Kenntniß der Krankheit ergeben, beziehen. In diesem Sinne mögen die hier folgenden Erörterungen aufgefaßt werden. Zunächst sollen dieselben dem gebildeten Laien in klarer Weise zeigen, wie durch das Eindringen eines lebenden Organismus in einen anderen die Erkrankung des

letzteren hervorgerufen wird. Gerade weil die Verhältnisse bei den Pflanzen wesentlich einfacher liegen, ist das Studium der Pflanzenkrankheiten geeignet, als Einführung in die complicirten Vorgänge der Infectionskrankheiten zu dienen; es soll unseren Blick klären und unser Urtheil schärfen den Fragen gegenüber, welche im vollsten Sinne des Wortes Lebensfragen für uns geworden sind.

Zum Vorwurf dieser Betrachtung wähle ich die Kartoffelkrankheit, weil dieselbe einen eminent epidemischen Charakter zeigt; weil sie durch ausgezeichnete Forscher, vornehmlich durch de Bary, genau studirt worden und endlich auch jedem Laien dem Aeußern nach bekannt ist, so daß wir leicht Ausgangspunkte für unsere Schilderung gewinnen.

I.

Zunächst gilt es, mit dem Bau eines Kartoffelblattes uns bekannt zu machen; denn ohne diese Kenntniß würden wir der weiteren Schilderung nicht folgen können. Wie jeder beliebige andere Pflanzentheil, so bestehen auch die Blättchen, welche das gefiederte Blatt der Kartoffelstaude zusammensetzen, aus Zellen. Diese sind von festen Häuten umgeben, die das charakteristische Aussehen des pflanzlichen Gewebes bedingen. Bei entsprechender Vergrößerung erscheint dasselbe aus bläschenförmigen Hohlräumen aufgebaut. Die Wände, welche die Hohlräume trennen, bilden ein zusammenhängendes Ganzes und stellen so das Gerüst dar, welches dem Gewebe die nöthige Festigkeit verleiht. Das Innere der Höhlungen wird von dem lebenden Protoplasma eingenommen. Doch gibt es auch Hohlräume ohne lebenden Inhalt, aus Zellen hervorgegangen, deren protoplasmatischer Zellleib schwand. Aus solchen todten Zellräumen besteht das meiste Holz, sowie auch die zarten Röhren, welche in den Rippen der Blätter verlaufen und durch das zierliche Dessin ihrer Wände ausgezeichnet sind. Diese Röhren oder Gefäße leiten das Wasser und sind in reichverzweigten Bahnen durch die ganze Blattfläche vertheilt. Nach beiden Seiten hin schließt das Blattgewebe mit einer einfachen Schicht gleich hoher, fest mit einander verbundener Zellen ab, welche die Epidermis bilden. Vornehmlich an der Blattunterseite wird letztere von Spaltöffnungen durchsetzt, Organen, welche aus zwei mondsichelförmigen, einen Spalt zwischen sich lassenden Zellen bestehen. Der Spalt führt zu den lufterfüllten Räumen (Intercellularräume), die sich zwischen den Zellen des Blattes befinden. Durch diese Spaltöffnungen findet der Gasaustausch zwischen den inneren Geweben des Blattes und der Atmosphäre statt. Dem Vorwalten der Spaltöffnungen an der Blattunterseite entsprechend ist der untere Theil des Blattgewebes von weiten Intercellularräumen durchsetzt, während nach der Oberseite des Blattes zu die Zellen dichter aneinander schließen.

Der Pilz, der die Kartoffelkrankheit hervorruft, ist seit 1845 bekannt. Er führt jetzt, nach mancherlei Wechselfällen, den ihm von de Bary gegebenen Namen: Phytophthora infestans. Erst von Ende Juli an, auch wohl später, pflegt er sich auf den Kartoffelstauden zu zeigen. Man findet seine Fäden in den inficirten Blättchen, wenn man letztere bei entsprechender Vergrößerung untersucht. Die Schnitte müssen aus dem Umkreise der braunen Flecken stammen. Dann erscheinen die Fäden des Pilzes als zarte, farblose, cylindrische Schläuche, die, sich reich

verzweigend, zwischen den Zellen des Blättchens verlaufen. Man bezeichnet diese Schläuche als Hyphen: sie bilden das „Mycelium" des Pilzes. Am besten sieht man Hyphen in den weiten Räumen zwischen den Zellen der Blattunterseite. Sie wachsen an ihrer Spitze fort und verbreiten sich von der inficirten Stelle aus strahlenförmig im Blattgewebe. Daher der rundliche Umriß der Flecke. Die Blattzelle, an welche sich eine Hyphe angeschmiegt hat, wird alsbald mißfarbig. Die grünen Körner in ihrem Innern erblassen, das Protoplasma trübt und bräunt sich, schließlich fällt ihr ganzer Zellkörper zusammen. Die Hyphen der Phytophthora dringen in die befallenen Zellen gar nicht ein; der Contact derselben genügt, um die tödtliche Wirkung auszuüben. Es wird von der Hyphe ein Stoff ausgeschieden, der durch die Wandung in die befallene Zelle eindringt und ihren Inhalt löst. Die in Lösung gegangenen Stoffe werden von dem Pilzfaden aufgesogen. Bei solcher Ernährung nimmt die Masse des protoplasmatischen Inhalts in den Hyphen zu, ihr Wachsthum wird angeregt. Aus dem getödteten und ausgesogenen Blattgewebe zieht sich der lebende Inhalt der Hyphen zurück, nur seine Hüllen dort zurücklassend. Die Untersuchung der gebräunten Stellen des Blattes führt uns somit nur todte Elemente vor: Gewebezellen des Blattes, erfüllt von den gebräunten Inhaltsresten, die der Pilz nicht zu lösen vermochte, und die entleerten Schläuche dieses Pilzes.

Doch die Krankheit würde nur langsame Fortschritte machen, wenn die wachsenden Pilzfäden nicht befähigt wären, nach Außen zu treten und Keime in die Umgebung abzuwerfen. Bei feuchter Witterung sieht man die Pilzschläuche gegen die Epidermis des Blattes wachsen und durch die Spaltöffnung nach Außen treten. Da der Pilz sich vornehmlich an die geräumigen Intercellularräume der Blattunterseite hält, so ist es auch letztere, welche sich ganz vorwiegend mit Fruchtträgern bedeckt. Es wachsen wohl auch mehrere Fruchtträger zu einer Spaltöffnung heraus. Nur bei sehr feuchter Witterung sieht man Fruchtträger aus den Spaltöffnungen der Blattoberseite hervortreten, ja es kommt sogar vor, daß diese Fruchtträger hier die Epidermiszellen durchbohren, um ins Freie zu gelangen. Man kann solche Erscheinungen leicht hervorrufen, wenn man erkrankte Blätter über einer Wasserschicht auf ein Gestell legt, und mit einer Glasglocke bedeckt, so daß sie sich in einer dampfgesättigten Atmosphäre befinden. Da haben sich, nach Verlauf eines Tages, beide Blattflächen im Umkreis der braunen Flecke mit einem dichten weißen Schimmelrasen überzogen. Die Fruchtträger bilden alsbald Keime, welche die Ansteckung in die Umgebung tragen. Es bedingen somit diejenigen Umstände, welche die Entwicklung der Parasiten begünstigen, auch eine rasche Verbreitung der Seuche. Bei trockner Witterung treten die Fruchtzweige aus den inficirten Blättern nur spärlich hervor, schrumpfen auch wohl an der Luft zusammen, ohne ihre Keime erzeugt zu haben; die Krankheit greift nur langsam um sich. Doch plötzlich verändern sich die gegebenen Bedingungen; reiche Niederschläge erfolgen, die Luft mit Feuchtigkeit schwängernd, und nun greift die Krankheit rasend um sich und zerstört in wenigen Tagen die üppigst entwickelten Saaten.

Von diesem verderblichen Einfluß der Luftfeuchtigkeit überzeugen wir uns leicht, indem wir zwei gleich kräftige und in gleichem Maße inficirte Zweige

einer Kartoffelstaude im Zimmer in Beobachtung nehmen. Wir stellen die beiden Zweige mit den Stielen im Wasser auf, lassen den einen Zweig aber unbedeckt, während wir über den andern eine Glasglocke stülpen. Der von der trockenen Zimmerluft umgebene Zweig wird sich in einigen Tagen kaum verändert haben, der andere fällt hingegen in der nämlichen Zeit dem Pilz fast vollständig zur Beute. Da somit anhaltende Feuchtigkeit einem Kartoffelfelde äußerst nachtheilig werden kann, so ergeben sich von selbst die prophylaktischen Maßregeln, die der Landwirth bei dem Anbau der Kartoffeln zu befolgen hat. Er muß frei gelegene, luftige Äcker mit leicht trocknendem Boden für die Aussaat wählen, feuchte, tief gelegene oder eingeschlossene Localitäten sorgfältig meiden. Die Kenntniß der Krankheit gibt daher die einzig rationellen Mittel an die Hand, derselben vorzubeugen.

Wir wollen jetzt die Bildung der Keime an den Fruchtträgern kennen lernen und die Einrichtungen ins Auge fassen, welche einer raschen Verbreitung dieser Keime dienen. Der Fruchtträger verzweigt sich meist in seinem oberen Theile in mehrere Aeste. Er nimmt von der Basis gegen den Scheitel an Dicke ab. Die Aeste schwellen an ihrer Spitze zu einem citronenförmigen Körper an. Hat ein solcher Körper seine volle Größe erreicht, so wird er durch eine quere Wand von dem Aste abgegrenzt. Der Ast wächst dann seitlich an dem citronenförmigen Körper, ihn zur Seite drängend, vorbei und schwillt an seinem Ende alsbald zu einem neuen solchen Körper an, so entstehen mehrere citronenförmige Körper nacheinander, an jedem Aste des Fruchtträgers. Diese Körper sind die Keime, welche wir mit dem wissenschaftlichen Namen der Sporen belegen. Die reife Spore löst sich außerordentlich leicht von ihrem Tragaste ab und wird durch den geringsten Lufthauch in die Umgebung getragen, oder durch den herabfallenden Regen auf den Erdboden und auf benachbarte Pflanzentheile verspritzt.

Die Keimung der Sporen kann nur bei feuchtem Wetter erfolgen. Gelangen dieselben in einen Wassertropfen, so bilden sie schon nach wenigen Stunden, ja, bei hinreichend hoher Temperatur, schon nach einer Stunde, schwärmende Körper, die wir „Schwärmsporen" nennen. Der protoplasmatische Inhalt jeder Spore theilt sich zu diesem Zwecke in eine unbestimmte Anzahl (meist 8—16) von Abschnitten. Hierauf wird die Wand am vorspringenden Scheitel der Spore durchbrochen und diese Inhaltstheile treten hervor. Sie nehmen im umgebenden Wasser die Gestalt birnförmiger Körper an, die an einer Seite zwei entgegengesetzt gerichtete Wimpern tragen. Diese äußerst zarten, unmeßbar dünnen Wimpern beginnen alsbald zu schlagen und mit deren Hilfe schwimmt die Schwärmspore davon. Bald sind die Schwärmsporen durch das umgebende Wasser zerstreut. So spielte sich vor unsern Augen der höchst interessante, bei den Pflanzen niederer Abtheilungen weit verbreitete Vorgang der Entstehung frei beweglicher Elemente aus dem Inhalt einer bis dahin ruhenden Zelle ab. Diese Angabe setzt den Uneingeweihten wohl in Erstaunen, da er sich die Pflanzen als aller freien Bewegung entbehrend vorzustellen pflegt. Früher meinte man in der That, freie Beweglichkeit sei ein ausschließliches Attribut der Thierwelt. Daß dieses nicht der Fall, darf uns nicht mehr überraschen, seitdem wir wissen, daß in beiden Reichen dieselbe Substanz: das Protoplasma, die Grundlage des Lebens bildet.

Die an dem Fruchtträger der Phytophthora erzeugten Sporen können unter Umständen direct keimen; sie treiben alsdann einen einfachen Schlauch. Dies geschieht meist dann, wenn sie auf der Oberfläche eines Wassertropfens liegen; untergetaucht pflegen sie hingegen in die Schwärmerbildung einzugehen. Die Schwärmsporen kommen nach etwa halbstündiger Bewegung zur Ruhe. Sie waren, so lange sie schwärmten, nackte Protoplasmakörper, jetzt umgeben sie sich mit einer dünnen Haut und treten so in die charakteristischen Attribute der Pflanzenzellen ein. Die abgerundete Spore keimt alsdann mit einem Schlauch, so wie es unter Umständen zuvor schon die erste Spore, ohne Schwärmer zu bilden, thun konnte. Die Keimschläuche schmiegen sich der Epidermis der Blättchen an, und richten bald ihre Spitze gegen dieselbe. Nach wenigen Stunden haben sie einen ganz dünnen Fortsatz getrieben, der in die Außenwandung der Epidermiszelle eingedrungen ist. Einige weitere Stunden vergehen und die Zellwandung ist durchbohrt. Es schwillt dann das Ende des Keimschlauchs im Innern der Epidermiszelle an, während sich sein außen liegender Theil entleert. Der ganze protoplasmatische Inhalt wandert durch den feinen Kanal nach innen und die Infection des Blättchens ist vollzogen. Der Keimschlauch wächst innerhalb der Epidermiszelle fort und durchbricht alsbald deren innere Wandung, um zwischen die Zellen zu gelangen. Wo ein Keimschlauch auf eine Spaltöffnung traf, konnte er auch diese zum Eindringen benutzen. Nach wenigen Tagen fructificirt schon der Pilz, den wir beim Geschäft des Eindringens eben verfolgen konnten. Wie gut unter günstigen Umständen für die Verbreitung der Krankheit gesorgt ist, davon können wir uns leicht ein Bild entwerfen. Wir sagten schon, daß bei feuchter Witterung ein oder mehrere Fruchtträger im Umkreis der braunen Flecke aus jeder Spaltöffnung der Blattunterseite hervortreten. Ein Quadratcentimeter der Blattunterseite dürfte nun mindestens 26 000 Spaltöffnungen aufweisen. Wollen wir, um nicht zu hoch zu greifen, nur fünf Sporen für die Fruchtträger einer Spaltöffnung rechnen, und von jeder Spore uns acht Schwärmer produciren lassen, so erhalten wir das enorme Resultat, daß ein Quadratcentimeter angesteckter Blattfläche, unter günstigen Bedingungen, aus der Epidermis seiner Unterseite allein, 1 040 000 Keime bilden kann. Jeder dieser Keime ist im Stande, nach wenigen Tagen eine neue Million Keime zu erzeugen, und so erklärt sich wohl hinlänglich das rasche Umsichgreifen der Krankheit.

Außer den Blättern werden auch die Blattstiele und Stengeltheile nach und nach von der Krankheit ergriffen und sterben unter denselben Erscheinungen wie die Blätter ab. Als Ansteckungsherde sind Blattstiele und Stengeltheile weniger gefährlich, da die Zahl der Spaltöffnungen auf denselben eine bei Weitem geringere ist. Schneller oder langsamer, je nach der herrschenden Witterung, sieht man das ganze Kartoffelkraut schwarzbraun werden. Tritt trockenes Wetter ein, so schrumpft das todte Kraut zusammen; bleibt es anhaltend naß, so fault es, einen widerlichen Geruch verbreitend.

Hyphen der Phytophthora wachsen nicht durch den Stengel abwärts in die Knollen, letztere werden vielmehr direct durch die in den Boden gelangenden Sporen inficirt. Da müssen denn wiederum bestimmte Bedingungen erfüllt sein, damit die Ansteckung gelinge. Es kann vorkommen, daß bei erkranktem Kraut

die Knollen gesund bleiben. Selbstverständlich ist auch dann der Ertrag der Ernte geringer. Denn in den grüngefärbten Theilen der Stauden, somit vornehmlich in den Blättern, wird ja die Stärke producirt, die, in Zucker umgewandelt, nach den Knollen wandert, um dort wieder zur Stärkebildung zu dienen. Je später die Blätter von der Krankheit ergriffen werden, je langsamer diese fortschreitet, um so geringer ist der Verlust, den man an den Knollen erleidet.

In den meisten Fällen werden, bei starker Erkrankung des Laubes, auch die Knollen inficirt. Es ist leicht festzustellen, daß den Bodentheilchen unter einer erkrankten Staude reichlich Sporen der Phytophthora beigemengt sind. Das Regenwasser führt sie den Knollen zu. Vergräbt man gesunde Knollen mehrere Centimeter tief in den Boden, legt erkrankte Blätter diesem Boden auf und begießt sie mäßig, so erkranken die Knollen schon nach kurzer Zeit. Die Keimschläuche des Pilzes durchdringen die braune Korkschicht, welche als Schale die Knolle schützt, mit derselben Leichtigkeit, wie die Epidermis des Blattes. Die Krankheit breitet sich auch hier um die inficirte Stelle aus. Das Mycelium wuchert zwischen den großen, mit Stärkekörnern erfüllten Zellen der Knolle, ebenso wie in den Intercellularräumen des Blattes. Die Oberfläche der erkrankten Knolle zeigt bräunliche, verschieden große, etwas eingefallene, runzelige Flecke. Aus unverletzten Knollen treten in einem festen Boden Fruchtträger nicht hervor, denn zur Fructification ist außer Feuchtigkeit auch noch reichliche Luftzufuhr nöthig. Hebt man aber eine erkrankte Knolle aus dem Boden, schneidet sie auf und legt die Theile unter eine Glasglocke, so bedecken sich die Schnittflächen derselben alsbald mit reichlichen Fruchtträgern. Wird eine ganze Knolle in feuchter Luft gehalten, so können die Fruchtträger schließlich auch zu der braunen Korklage hervortreten. Bei der Ernte fällt die Erkrankung der Knollen oft nur wenig auf; es müßte denn sein, daß die nasse Witterung ungewöhnlich lange anhielt, so daß die Krankheit schon im Boden, bis zur beginnenden Fäulniß der Knollen fortschreiten konnte. Leider hält auch in den Aufbewahrungsräumen, während des Winters, die Krankheit oft in ihrer Entwicklung nicht inne und richtet dort alsdann den empfindlichsten Schaden an. Es wird Mancher aus der Erfahrung seines Haushaltes wissen, daß in Jahren, in welchen die Kartoffelkrankheit stark verbreitet war, die Knollen besonders leicht im Keller faulen. Verfaulte Knollen schrumpfen, falls sie austrocknen, zusammen, und werden bröcklich; bei anhaltender Feuchtigkeit verwandeln sie sich in einen übelriechenden, jauchigen Brei. Für die Tafel sind erkrankte Knollen unbrauchbar; sie lassen sich aber eventuell noch für technische Zwecke verwenden. Denn die mikroskopische Untersuchung zeigt, daß die Stärkekörner der Knollen lange Zeit der Zerstörung widerstehen und selbst noch die jauchig gewordene Masse der Knollen reichlich erfüllen. Da nun die Stärke den werthvollsten Theil der Knolle repräsentirt, so wäre es bedauerlich, solche Knollen nutzlos zu beseitigen. Dieselben müssen vielmehr an luftigen, sonnigen Orten ausgetrocknet werden, worauf ihre Stärke bei der Herstellung geringerer Stärkezuckersorten oder von Dextrin Verwendung finden kann.

Wie wir das bereits festgestellt haben, keimen die Sporen der Phytophthora, wenn sie feucht gehalten werden, sofort; trocken aufbewahrt, verlieren sie ihre

Keimkraft nach mehreren Wochen. So ist es denn ausgeschlossen, daß sich bei uns im Freien die Krankheit während des Winters durch Sporen erhalten könnte. — Andere mit der Phytophthora nächst verwandte, ebenfalls parasitisch in Pflanzen lebende und Krankheit erzeugende Pilze erhalten sich, den Winter über, durch geschlechtlich erzeugte Dauersporen. Es lag nahe bei Phytophthora auch nach solchen zu suchen. Englische Forscher wollten dieselben in kranken Kartoffelblättern auch gefunden haben, doch zeigte de Bary, dessen bewährter Autorität wir unbedingt folgen können, daß es sich hierbei um der Kartoffelkrankheit fremde Organismen handelte. — Bildet die Phytophthora aber keine Dauersporen, um sich durch dieselben während der Winterzeit zu erhalten, so müßte sie, mit Eintritt der kalten Jahreszeit verschwinden, hätte sie nicht die Fähigkeit, in den inficirten Knollen fortzuleben. In den Aufbewahrungsräumen wuchern ja die Pilzschläuche in den Knollen fort, gelangen auch wohl zur Sporenbildung an der Oberfläche derselben, besonders an deren Augen, und können so neue Knollen anstecken. So gelangt im Frühjahr der Pilz wieder in den Acker. Hier kann er mit der Zeit Gelegenheit zum Fructificiren und zum Ausstreuen seiner Sporen finden. Es ist durch de Bary nachgewiesen worden, daß die Schläuche aus der Knolle in die jungen Triebe hineinzuwachsen und sie zu inficiren vermögen. Ein einziger solcher Trieb genügt zur Bildung eines Infectionsherdes, von dem aus zunächst langsam, dann immer schneller sich die Krankheit ausbreiten kann. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß aus kranken Knollen gesundes Kraut zu erziehen ist. Die gegebenen Bedingungen mögen es oft fügen, daß die ganze Aussaat gesund bleibt, ungeachtet kranke Knollen mit zur Verwendung kamen. Unzweifelhaft sicher aber gelang es de Bary, aus kranken Knollen einzelne kranke Sporen zu erziehen und damit ist erwiesen, daß die Infection von kranken Knollen auszugehen vermag. Es ist somit klar, daß auch ohne Bildung von Dauersporen bei Phytophthora die Kartoffelkrankheit den Winter über bei uns überdauern kann. Die wichtigste prophylaktische Maßregel, die wir der richtigen Erkenntniß der Ursache der Krankheit wiederum verdanken, wäre somit die nur völlig gesunde Knollen als Saatgut zu verwenden. Doch ist leider nicht ausgeschlossen, daß selbst bei größter Vorsicht einzelne Flecken an den Knollen übersehen, und somit kranke Knollen in den Acker gebracht werden. — Durch möglichst trockene und kühle Aufbewahrung kann man dem Umsichgreifen der Krankheit während des Winters steuern und so verhindern, daß etwa schon erkrankte Knollen die Krankheit auf andere übertragen. Ja, wenn sich die Knollen unter besonders günstigen Bedingungen befinden, so kann selbst in schon erkrankten Knollen die Entwicklung des Pilzes auch sistirt werden. Es ist alsdann sogar nicht ausgeschlossen, daß sich die gesunde Stelle der Knolle gegen die erkrankte durch eine Korkschicht, die in ihrem Bau der äußern Schale entspricht, abgrenze. Bei steigender Feuchtigkeit vermögen die Pilzschläuche freilich die gebildete Korkschicht wieder zu durchsetzen; die Krankheit schreitet dann unaufhaltsam fort.

II.

Soll die Kartoffelkrankheit im Freien epidemischen Charakter annehmen, so müssen, wie wir gesehen haben, bestimmte Umstände zusammenwirken. Angaben

über verschiedene Resistenzfähigkeit einzelner Kartoffelsorten der Phytophthora gegenüber sind daher mit Vorsicht aufzunehmen, da oft der Natur der Pflanze zugeschrieben wird, was allein den günstigen Umständen, unter denen sie sich entwickelte, zu verdanken ist. Derartige Angaben haben nur Werth, wenn sie auf vergleichenden Beobachtungen beruhen, wenn sie zeigen können, daß die unter denselben Bedingungen gleichzeitig erzogenen und auf gleichem Entwicklungsstadium befindlichen Pflanzen sich verschieden verhielten. Und da läßt sich in der That nicht in Abrede stellen, daß eine ungleiche Resistenzfähigkeit des Laubes bei verschiedenen Kartoffelsorten besteht und daß einige leichter, andere schwieriger der Krankheit unterliegen; völlig immune, d. h. der Krankheit unbedingt widerstehende Sorten, sind aber bis jetzt nicht bekannt. Noch wichtiger fast als die Resistenzfähigkeit des Laubes wäre diejenige der Knollen und man gab sich wohl der Hoffnung hin, besonders dickschalige Knollen würden sich als immun erweisen. Der Pilz machte diese Hoffnung zu Nichte, denn er wußte die dicksten Schalen eben so leicht wie die dünnsten zu durchsetzen. Doch fand es sich hier, daß bestimmt mechanische Momente die Ansteckungsfähigkeit herabsetzen. Glattschalige Knollen mit flachen Augen waren schwerer zu inficiren als wie rauhschalige, tiefäugige, weil an den letzteren die Sporen besser haften, während sie an den ersteren, durch das Wasser, das sie zuführte, auch leicht wieder abgespült werden können. Leider sind es bis jetzt nicht eben die feinsten Kartoffelsorten gewesen, die sich durch größere Resistenzfähigkeit auszeichneten.

Unter sonst gleichen Bedingungen zeigen verschiedene alte Kartoffelstauden nicht völlig gleiche Ansteckungsfähigkeit. Ganz junge Triebe werden von Phytophthora leicht gänzlich zerstört; die in voller Entwicklung begriffenen Pflanzen sind auffallend widerstandsfähig, während alte Pflanzen, in welchen das Wachsthum nachgelassen hat, wieder sehr empfindlich werden. Dieser letzte Umstand erklärt wohl hinreichend, warum die Krankheit meist erst in späteren Sommermonaten ihren verheerenden Charakter annimmt. Das Verhalten der Kartoffelpflanze entspricht somit bekannten Erscheinungen im Thierreich, wo gewisse Krankheiten sich ja ebenfalls an ein ganz bestimmtes Alter halten.

Ueber die Ursachen der ungleichen Infectionsfähigkeit des Kartoffellaubes in verschiedenem Alter, sowie des ungleichen Widerstandes des Laubes verschiedener Kartoffelsorten lassen sich kaum sichere Angaben machen. In der größeren oder geringeren Dicke der Außenwandung der Oberhautzellen der Blätter darf der Grund dieser ungleichen Resistenzfähigkeit nicht gesucht werden, da wir ja gesehen haben, daß die Keimschläuche der Phytophthora selbst die dicksten Korkschichten der Kartoffelknolle zu durchsetzen vermögen. Es ist auch thatsächlich nachgewiesen worden, daß die Keimschläuche in allen Fällen in das Blattgewebe einzudringen vermögen. Es müssen sich somit andere Einflüsse geltend machen, welche, unter Umständen, die Weiterentwicklung der Hyphen im Innern des Laubes verhindern oder erschweren. Sie beruhen auf einer Reaction des befallenen Organismus. Die Phytophthorahyphen scheiden ein Ferment aus, welches in den befallenen Gewebezellen chemische Veränderungen einleitet und den Tod derselben herbeiführen kann. Diesen Angriffen gegenüber verhält sich die Blattzelle nicht passiv, sie sucht vielmehr in gleicher Weise dem Pilz entgegenzuwirken. Wir sind bei Pflanzen an

mannigfache Reactionen dieser Art gewöhnt. Auf dem durch Verletzungen ausgeübten Reiz antworten die Pflanzen beispielweise mit Korkbildungen, auf Insectenstiche mit verschiedenen, oft charakteristischen Gewebewucherungen. Und da drängt sich uns von selbst die Annahme auf, daß die in kräftigstem Lebensstadium befindlichen Zellen anders als jugendliche und altersschwache reagiren werden, daß somit eine verschiedene Resistenzfähigkeit des Organismus in verschiedenen Lebensphasen sehr wohl denkbar sei. Außerdem wird die Gegenwirkung bei verschiedenen Individuen oder Rassen von Individuen nicht durchaus übereinstimmend auszufallen brauchen.

Eine solche Reaction dem Parasiten gegenüber ist auch für thierische Zellen, die von Bacterien befallen werden, anzunehmen. Und hier kommen dann noch Momente hinzu, für welche das Pflanzenreich keine Anknüpfungspunkte bietet. In dem thierischen Körper wird nämlich in Folge der ganz anderen Verbreitungsweise des Parasiten und der sich überall fortpflanzenden Störung eine Allgemeinerkrankung hervorgerufen, die eine Reaction im ganzen Organismus nach sich zieht. Bei der Pflanze bleibt, durch deren Bau veranlaßt, die Wirkung localisirt, zu einer Allgemeinerkrankung des ganzen Körpers kann es nicht kommen. Daher sehen wir denn auch, daß eine an vielen Stellen bereits inficirte Pflanze noch an unzähligen anderen Stellen angesteckt werden kann, während dies bei dem Thiere, wegen der allgemein erfolgten Reaction, nicht mehr möglich ist. — Daher kommt es, daß bei den Pflanzen Immunität in Folge etwa überstandener Krankheit nicht eintreten kann, während diese Erscheinung uns im Thierreich so häufig entgegentritt. Denn Immunität setzt eine allgemeine Reaction des ganzen Körpers voraus. Die Immunität gehört meiner Auffassung nach in die Kategorie der Nachwirkungen. Die Nachwirkungen beruhen aber darauf, daß die Reaction andauert, auch nachdem die ursprüngliche Ursache derselben geschwunden ist. Dieses ist wohl verständlich, wenn man erwägt, daß äußere Angriffe nur als Reize auf den lebenden Organismus wirken und dort schlummernde Kräfte auslösen. Einmal ausgelöste Kräfte können dann bis zu ihrer Erschöpfung fortwirken. So mag auch die Erzeugung eines dem Parasiten schädlichen Stoffes andauern, auch nachdem der Parasit beseitigt wurde. So lange die Bildung dieses Stoffes anhält, ist der sogenannte Impfschutz vorhanden. Daß der Impfschutz nachläßt und schließlich ganz schwindet, spricht nur für unsere Auffassung. Auch müssen wir annehmen, daß verschiedene Parasiten verschiedene Reactionen hervorrufen, das heißt, daß sie Bildung verschiedener Stoffe veranlassen. Denn eine überstandene Infectionskrankheit schützt nur vor derselben, nicht vor anderen Ansteckungen. Aehnlich sehen wir ja auch, daß der von den gallenbildenden Insecten auf die pflanzlichen Gewebe ausgeübte Reiz ein ganz specifischer ist, so daß man nach der Gestalt und dem Bau der Gallen meistens angeben kann, durch welches Insect deren Bildung veranlaßt wurde.

Man hat auch wohl die Ansicht ausgesprochen, die Immunität sei dadurch bedingt, daß in dem zuvor erkrankt gewesenen Organismus giftige Stoffe, die der Krankheitserreger selber erzeugte, zurückgeblieben wären. In der That sind die Producte, welche Hefepilze und Bacterien bei den Gährungsvorgängen, die sie anregten, bilden, oft für sie selbst giftig. So zerlegen die Hefepilze in zuckerhaltiger

Flüssigkeit keinen Zucker mehr, sobald der als Product dieser Thätigkeit entstandene Alkohol 14 Procent übersteigt. Die Thätigkeit der die Buttersäure — die Milchsäure — Gährung u. s. w. veranlassenden Bacterien wird sistirt, sobald die Mengen der betreffenden Säuren zu stark angewachsen sind. Eine Entfernung des Alkohols, Neutralisirung der Säure, hat aber eine Wiederaufnahme der unterbrochenen Vorgänge zur Folge. — So ist es denn auch ganz unwahrscheinlich, daß sich etwa in den Geweben des menschlichen Körpers Producte der Bacterienthätigkeit halten und das erneuerte Aufkommen dieser Bacterien verhindern sollten, da es doch feststeht, daß solche Stoffwechselerzeugnisse alsbald wieder aus dem Körper ausgeschieden werden. — Die Annahme gar, die Immunität beruhe darauf, daß gewisse Stoffe, welche die betreffenden Krankheitserreger zu ihrer Entwicklung brauchen, durch dieselben in dem befallenen Körper verbraucht, somit erschöpft worden wären, entbehrt jeder Begründung. Es ist vielmehr Regel, daß ein lebender Organismus durch Wegnahme eines Stoffes zur Neubildung desselben angeregt wird. Ein Mangel konnte somit auf diesem Wege, so lange der Organismus am Leben bleibt, unmöglich eintreten.

Die Zahl der recidivirenden, d. h. wiederkehrenden Infectionskrankheiten ist übrigens größer als diejenige, gegen welche man Immunität erlangt, und muß es daher von unserem Standpunkt aus angenommen werden, daß nicht alle durch den specifischen Reiz der Krankheitserreger veranlaßten chemischen Gegenwirkungen in dem betroffenen Körper anhalten.

Außer auf Solanum tuberosum (der Kartoffelstaude) gedeiht der Kartoffelpilz auf mehreren Repräsentanten der Pflanzenfamilie der Solaneen, doch fast nur auf Arten, welche mit der Kartoffelstaude die süd- oder mittelamerikanische Heimath theilen. In unseren Gärten finden wir den Pilz wohl auch auf der aus dem wärmeren Amerika stammenden Tomate (Solanum Lycopersicum). Kümmerlich läßt er sich auf unserem Bittersüß (Solanum Dulcamara) cultiviren; sonst meidet er alle übrigen Solaneen. Merkwürdiger Weise hat man ihn aber auch auf zwei ausländischen Braunwurzgewächsen (Scrophularineen) gefunden, den Vertretern einer Familie, die mit derjenigen der Solaneen übrigens nah verwandt ist.

Wie Phytophthora halten sich die meisten schmarotzenden Pilze an ganz bestimmte Pflanzen und so gelingt es nicht, sie zum Eindringen in andere Gewächse zu bewegen. — Ganz ähnliche Erscheinungen treten uns bei den Infectionskrankheiten der Thiere entgegen, indem die meisten der Infectionskrankheiten des Menschen sich nicht auf andere Säugethiere übertragen lassen. — Womit hängt nun dies Verhalten zusammen? Bleiben wir bei Phytophthora, so läßt sich doch keinesfalls annehmen, daß die Schläuche derselben, die so leicht in die Blätter der Kartoffelstaude gelangen, nicht auch in die Blätter unserer einheimischen Solaneen einzudringen vermöchten? Ein mechanisches Hinderniß steht diesem Eindringen sicher nicht entgegen. Es fehlt, meine ich, vielmehr an der hierzu erforderlichen Anregung. — Ich will diese Annahme des Näheren zu motiviren suchen. Wie in der letzten Zeit verschiedentlich constatirt wurde, übt der Nährorganismus auf den Parasiten eine geradezu anziehende Wirkung aus. Geschieht die Infection durch im Wasser schwimmende Schwärmsporen, so sieht man die-

selben schon aus meßbarer Entfernung die Richtung nach dem Nährwirth einschlagen. Geschieht die Infection durch eine mit Schlauch keimende Spore, so nimmt auch deren Schlauch aus meßbarer Entfernung eine entsprechende Richtung an. Man dachte an Fernwirkungen ganz eigener Art, wogegen es sich aus den Untersuchungen von Pfeffer herausstellte, daß richtungsbestimmend in allen diesen Fällen chemische Reize sind. Die Organismen, an welchen die betreffenden Beobachtungen angestellt werden, leben im Wasser; sie geben an dasselbe bestimmte Stoffe ab, die schon in minimaler Quantität einen specifischen Reiz auf den betreffenden Parasiten ausübte und dessen Bewegungs- resp. Wachsthumsrichtung bestimmen. Verschiedene Parasiten reagiren auf verschiedene Stoffe und zwar oft auf so geringe Mengen derselben, daß die empfindlichsten Reagentien in chemischen Laboratorien sie nicht nachzuweisen vermöchten. Wenn somit der Keimschlauch der Phytophthora in ein Kartoffelblatt oder eine Kartoffelknolle eindringt, so ist anzunehmen, daß die Oberfläche derselben, wenn auch in noch so geringer Quantität, einen Stoff führt, der als specifischer Reiz auf die Phytophthora wirkt, das Wachsthum in bestimmte Richtungen lenkt und den Keimschlauch anregt, den mechanischen Widerstand zu überwinden, den ihm die Zellmembranen entgegensetzen. — Auf dem Blatte fast aller anderen Pflanzen findet der Keimschlauch der Phytophthora diese Anregung nicht, dringt daher auch nicht in die Gewebe ein. — Aehnliche Ursachen möchten sich auch für das Eindringen der Bacterien in die Gewebe der thierischen Körper annehmen lassen. Wird der bestimmte Stoff von dem Organismus nicht geliefert, der den Parasiten zum Eindringen in denselben reizt, so unterbleibt die Ansteckung. — Die anziehende Wirkung bestimmter Nährstoffe auf Bacterien hat Pfeffer durch zahlreiche Versuche erwiesen. Derselbe legte äußerst feine, mit einprocentiger Fleischextract- oder einprocentiger Asparaginlösung gefüllte Glasröhrchen (Glascapillare) in Wasser, welches bestimmte Bacterien in schwärmenden Zuständen führte, und konnte constatiren, daß diese Bacterien nach der Oeffnung der Glasröhrchen steuerten, in dieselben eindrangen und sich in großen Mengen in den Röhrchen sammelten. — Auf Bacterium termo und Spirillum undula, den zu diesen Versuchen benutzten Bacterien, wirkten sehr verschiedene Stoffe anziehend an; specifische Krankheitserreger dürften auf eine sehr beschränkte Zahl bestimmter Substanzen reagiren, ähnlich den beweglichen männlichen Elementen (Spermatozoiden) verschiedener Gefäßkryptogamen, die ebenfalls zu den Pfefferschen Experimenten dienten. So wanderten die Spermatozoiden der Farnkräuter nur in Glasröhrchen mit Apfelsäure, diejenigen der Moose in solche mit Rohrzucker ein. Wie geringe Mengen dieser Substanzen zu einem die Bewegungsrichtung bestimmenden Reiz ausreichen, das lehrte der Nachweis, daß sich die Spermatozoiden der Farnkräuter bereits in Glasröhren sammeln, d. i. eine 0,001 procentige Lösung von Apfelsäure enthielten.

Außer der Fähigkeit durch chemische Reaction dem Parasiten entgegenzuarbeiten, kommt dem thierischen Organismus, wie es scheint, auch noch diejenige zu, ihn verzehren zu können. An den inficirten Stellen stellt sich als heilsame Reaction der Entzündungsproceß ein, der sich in einer Einwanderung weißer Blutkörperchen aus den benachbarten Blutgefäßen äußert. Diese weißen Körperchen des Blutes sind zu selbständiger Bewegung befähigt und besitzen

wahrscheinlich ganz allgemein die Eigenschaft Bacterien in das Innere ihres protoplasmatischen Leibes aufnehmen und verdauen zu können. Es sei denn, daß die Bacterien die Oberhand gewinnen, und unter ihrem Einfluß die weißen Blutkörperchen zerstört werden. Von diesen Vorgängen, die im Innern des menschlichen Körpers noch nicht nachgewiesen sind, gewinnen wir ein anschauliches Bild aus den schönen Beobachtungen, die Metschnikoff bei den Daphniden anstellte. Diese kaum stecknadelkopfgroßen, ziemlich durchsichtigen, in reinem Wasser lebenden „Wasserflöhe" leiden oft an einer Infectionskrankheit, die sich in ihrem ganzen Verlauf direct verfolgen läßt. Erreger dieser Krankheit ist ein hefeartiger Pilz: die Monospora bicuspidata. Die nadelförmigen Sporen jenes Pilzes werden noch von ihrer Hülle umschlossen, von den Thieren verschluckt. Durch die Wirkung des Magensaftes verlieren sie ihre Hülle und dringen dann in die Darmwand und bis in die Leibeshöhle des Thieres ein. Kaum ist aber eine Spore zum Theil oder vollständig in die Leibeshöhle gelangt, so haften auch schon an derselben einige Blutkörperchen. — Wo mehrere Sporen nebeneinander liegen, sammeln sich so viele Blutkörperchen um dieselben an, daß man ein wahres Entzündungsbild vor Augen hat. Diese Blutkörperchen verschmelzen auch wohl untereinander. Ihr Kampf gegen die Spore hat begonnen; dieselbe verliert alsbald ihren scharfen Contour und zerfällt schließlich in kleine Körner. Sind aber einzelne Sporen dem zerstörenden Einfluß der Blutkörperchen entgangen, so beginnen sie alsbald eine seitliche Ausstülpung zu treiben, die ihrerseits wieder sich abtrennende Fortsätze bildet. Das sind die Hefezellen, von denen wieder jede weitersprossen kann. Auch gegen diese Hefezellen nehmen die Blutkörperchen den Kampf auf, und es gelingt ihnen auch wohl, sie sämmtlich zu überwinden; dann ist das Thier geheilt. In vielen Fällen gewinnen aber die Hefezellen die Oberhand, die Blutkörperchen haben zu viel derselben aufgenommen, sie platzen und werden zerstört. Schließlich sind alle Blutkörperchen zu Grunde gegangen, während die Hefezellen je eine Spore in ihrem Innern bilden. Dann folgt der Tod des Thieres; die Krankheit hat meist über zwei Wochen gedauert. Die Sporen gelangen mit der Zeit in das umgebende Wasser und können neue Thiere inficiren. Junge Wasserflöhe gehen an der Krankheit meist zu Grunde, älteren gelingt es für gewöhnlich dieselbe zu überwinden.

III.

Die Kartoffelkrankheit trat zum ersten Mal in Europa als eine drohende, die ganze Kartoffelcultur gefährdende Epidemie im Jahr 1845 auf. Nicht als wenn anzunehmen wäre, die Krankheit hätte zuvor nicht existirt. Vielmehr läßt sich ihr älteres Bestehen mit voller Sicherheit nachweisen. Doch erst im Jahre 1845 erlangte die Krankheit in Europa eine große Intensität und breitete sich über Frankreich, England, Belgien, Holland, Deutschland und Rußland aus. Mit nahezu gleicher Heftigkeit dauerte die Seuche bis 1850 fort, seitdem hat sie an Stärke abgenommen. In nassen Jahren tritt sie mit größerer Intensität auf als in trockenen und das Jahr der ersten großen Epidemie, nämlich das Jahr 1845, zeichnete sich überhaupt durch abnorm nasse Witterung aus. Und da kann man denn in der That annehmen, daß in genannten Jahren, durch besonders günstige Bedingungen gefördert, die Virulenz der Phytophthora zuge-

nommen habe. Diese Annahme läßt sich jetzt durch die an den Bacterien gewonnenen Erfahrungen stützen. Es steht nämlich bereits außer Zweifel, daß die Giftigkeit dieser Parasiten, je nach den Culturmedien, steigen oder sinken kann. Dies ist durch Pasteur und Andere hinlänglich erwiesen worden. So läßt sich die Annahme, daß die für die Entwicklung der Phytophthora so überaus günstigen Bedingungen des Jahres 1845 die Giftigkeit dieses Pilzes erhöht und so die große Epidemie herbeigeführt hätten, theoretisch durchaus rechtfertigen.

Das Kartoffelkraut läßt sich nicht wirksam gegen die Erkrankung schützen; alle Individuen der gleichen Sorte sind der Ansteckung so ziemlich in gleichem Maße zugänglich, so daß die Epidemie unaufhaltsam um sich greift, bis daß die sämmtlichen ihr zugänglichen Pflanzen zerstört sind. — Anders bei den menschlichen Epidemieen, wo prophylaktische Maßregeln der Verbreitung der Krankheit entgegenzuwirken vermögen und wo die individuelle Disposition eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Mit den prophylaktischen Maßregeln wirkt weiterhin zusammen die Abnahme der für die Krankheit besonders disponirten Individuen, die ja im Großen und Ganzen der Seuche zuerst zum Opfer fallen, die Immunität der genesenen Individuen und auch der Impfschutz, den die sog. Durchseuchung verleiht. Letztere soll, so nimmt man an, auf einer Ueberwindung der Krankheit während ihrer ersten, unmerklichen Stadien beruhen. Alle diese Momente führen dahin, daß die Entwicklungsbedingungen für die betreffenden Bacterien ungünstiger sich gestalten, daß die Epidemie abnimmt und schließlich erlischt. Die Erfahrung lehrt aber auch, daß die Macht bestimmter Infectionskrankheiten mit der Zeit überhaupt gebrochen wird. Es scheint fast, als wenn der betreffende Parasit an Gewalt über den von ihm befallenen Organismus verloren hätte. Um diese auffallende Erscheinung zu erklären, hat man an die züchtende, das heißt auslesende Wirkung der Epidemieen gedacht, welche vorwiegend die der Ansteckung zugänglichen Individuen ergreifen, die unzugänglichen übrig lassen. Diese übrig gebliebenen Individuen könnten jene ihre Eigenschaft auf die Nachkommen vererben. Auch erworbene Immunität soll unter Umständen erblich sein. Diese Annahmen mögen zutreffen; doch reichen sie nicht aus, um das ganze Räthsel zu lösen. Bei den Pflanzen läßt überhaupt nur die eine Hälfte dieser Deutung eine Anwendung zu; denn da die Pflanzen Immunität nicht erlangen können, so können sie dieselbe auch nicht vererben. Vielleicht kommt hier noch ein Weiteres hinzu, das ich freilich nur ganz hypothetisch berühren möchte. So günstige Entwicklungsbedingungen für den inficirenden Organismus, wie sie eben in dem Ausbruch von Epidemieen sich kundgeben, haben eine fast unbegrenzte Vermehrung des betreffenden Organismus zur Folge. Sollte diese alle Maßen überschreitende Vermehrung nicht schließlich zu einer Erschöpfung führen? Eine solche Annahme läßt sich um so mehr machen, als eben alle diese, die heftigsten Epidemieen veranlassenden Organismen sich nur auf ungeschlechtlichem Wege vermehren. Da fällt somit der kräftigende Einfluß noch hinweg, den die Befruchtung ausübt. Sehen wir doch, um ein Beispiel der höher organisirten Pflanzenwelt zu entnehmen, daß auch die sogenannte Wasserpest allmälig wieder aus unseren Wassern verschwindet. Diese Pflanze gelangte Mitte

dieses Jahrhunderts nach England und vermehrte sich so stark in dortigen Seen und Flüssen, daß sie alsbald zu einer allgemeinen Calamität wurde. Auch der Continent war bald von ihr mit gleichem Erfolg erobert. Sie vermehrte sich in unzähligen Massen und zwar nur auf ungeschlechtlichem Wege, da ausschließlich weibliche Pflanzen nach Europa gelangt waren. Jetzt tritt nachweisbar eine Erschöpfung ein, die Pflanze ist bereits aus vielen Gewässern verschwunden, die sie früher erfüllte. — Noch rapider scheint sich der Vorgang bei einer anderen farnähnlichen Wasserpflanze, der Azolla caroliniana, die nur vor wenigen Jahren aus Amerika importirt wurde, abzuspielen. Auch dieses Pflänzchen fructificirt bei uns nicht, vermehrt sich vielmehr nur durch ungeschlechtliche Sprossung. Anfangs war die Vermehrung eine ganz enorme, doch jetzt schon ist eine Abnahme derselben zu verzeichnen. So wäre vielleicht die Annahme nicht allzu gewagt, daß auch manche Träger früherer Infectionskrankheiten altersschwach geworden sind und, selbst in möglichst günstige Entwicklungsbedingungen gebracht, nicht mehr vermögen, große Epidemieen hervorzurufen.

Die Phytophthora stammt, wie die Kartoffelstaude selbst, aus Amerika; in welchem Jahre sie zum ersten Male nach Europa eingeschleppt wurde, ist unbekannt. Der großen europäischen Epidemie von 1845 gingen große Epidemieen in Amerika im Jahre 1843 und 1844 voran. Dort könnte somit der Pilz seine erhöhte Virulenz erlangt haben. Seitdem wir wissen, daß die Schläuche des Pilzes in den Kartoffelknollen überwintern, macht die Annahme einer Einführung desselben aus Amerika innerhalb der Knollen keine Schwierigkeit mehr. Es mag die europäische Epidemie vom Jahre 1845 mit denjenigen von 1843 und 1844 in Amerika direct zusammenhängen, oder der Pilz in Europa während des warmen Sommers 1845 die hochgradige Virulenz selbständig erlangt haben, so viel ist sicher, daß die Phytophthora schon vor dem Jahre 1845 nach Europa gelangt war. Man glaubte eine Zeit lang, die Resistenzfähigkeit der Kartoffelstaude gegen die Phytophthora habe abgenommen, weil man die Kartoffelstauden nur auf ungeschlechtlichem Wege, aus Knollen, vermehre. Die Kartoffelstaude selbst, so meinte man, sei altersschwach geworden. Das führte dazu, neue Pflanzen aus Samen zu erzielen, doch es zeigte sich bald, daß diese dem Kartoffelpilz noch weniger als die aus Knollen gewonnenen widerstehen.

Mittel zur Heilung der von Phytophthora befallenen Kartoffelstauden oder Knollen gibt es nicht. Wie wollte man auch dem im Innern der Gewebe wachsenden Mycelium des Pilzes beikommen? Alle die empfohlenen Medicamente, wie Kupfervitriol, Aetzkali, Quecksilbersublimat, arseniksaures Kali, Petroleum u. s. w. hatten den Fehler, daß sie mit dem Pilz auch die Kartoffelstaude, respective deren Knollen tödteten. Also nicht therapeutisch, sondern nur prophylaktisch ist zu verfahren und daß auf letzterem Wege nicht unwesentliche Erfolge sich erzielen lassen, haben wir ja bereits erfahren.

Auf der Oberfläche trockener wie naßfauler Kartoffelknollen tritt auch ein weißer Schimmel auf, der sich aber nicht als zu Phytophthora, sondern vorwiegend als zu Hypomyces (Fusisporium) Solani und zu Nectria (Spicaria) Solani, gehörig erweist. Die Schläuche dieser Pilze durchziehen die Kartoffelknollen, halten sich nicht an die Intercellularräume allein, durchsetzen vielmehr

auch die Zellen und dringen selbst in die Stärkekörner, dieselben zerstörend, ein. Wichtig ist es nun zu constatiren, daß gesunde Knollen diesen beiden Schimmelarten widerstehen. Selbst auf die Schnittfläche einer halbirten Knolle gesäet, vermag der Schimmelpilz nicht in das Gewebe derselben tiefer einzudringen. Es schließt sich vielmehr die Knolle gegen das Mycelium mit einer Korkschicht ab, und der Pilz bleibt so auf die oberflächliche Schicht der durch das Messer zerstörten Zellen beschränkt. Anders, wenn die Knolle durch Phytophthora erkrankt war. In die durch den Kartoffelpilz getödteten Zellen dringen die erwähnten Schimmelpilze ohne Mühe ein und auch die noch lebenden, doch bereits erkrankten Zellen vermögen ihm nicht zu widerstehen. So bekommen wir hier das Bild einer combinirten Krankheit, wo der eine Organismus dem andern die Wege bahnt. Das Uebel wird hierdurch wesentlich gesteigert. Alsdann kommen hier bei feuchter Umgebung in den befallenen Knollen noch Bacterien hinzu. Ja durch diese erst werden die charakteristischen Erscheinungen der Naßfäule, das Zerfließen der Knolle zu einem jauchigen, übelriechenden Brei, hervorgerufen. Gesunde, intacte Knollen widerstehen diesen Bacterien. Die gesunde Knolle vermag sich sogar gegen dieselben mit Kork abzuschließen, wenn sie in eine künstlich beigebrachte Wunde eingeimpft werden. Nur wenn die Knolle sehr naß gehalten wird, tritt allein schon durch die eingeimpften Bacterien Naßfäule ein. Letztere stellt sich aber auch bei einem weit geringeren Feuchtigkeitsgrade ein, wenn die Kartoffelknolle mit Phytophthora inficirt ist. Dann vermag diese Knolle die schützende Korkschicht nicht mehr auszubilden. — Das sind sehr instructive Erscheinungen, denn sie stützen die Ansicht, daß auch bei manchen Infectionskrankheiten des Menschen mehrere Krankheitserreger betheiligt sind, von denen einer dem andern die Wege bahnt.

Unter dem Einfluß des von den Bacterien ausgeschiedenen Ferments lösen sich die Zellwände in der Kartoffelknolle mehr oder weniger auf, so daß die von einander getrennten Zellen in einer von Bacterien erfüllten Flüssigkeit umherschwimmen. Die Wände der isolirten Zellen werden alsdann vollständig zerstört und schließlich auch die in den Zellen befindlichen Stärkekörner von den Bacterien angegriffen. Die Stärkekörner fallen somit den Bacterien zuletzt anheim und daher können naßfaule Knollen zunächst noch ihre ganze Stärke besitzen und in der früher bewährten Art und Weise technisch verwendbar sein. Die mikroskopische Untersuchung gibt über den Zustand der naßfaulen Knollen in jedem Falle Auskunft. Das Bacterium, welches wir in der naßfaulen Knolle finden, ist der Bacillus butyricus, das Bacterium, welches die Buttersäure-Gährung veranlaßt, daher der widrige Geruch, den die naßfaulen Kartoffelknollen verbreiten.

Hiermit wäre unsere Schilderung zu Ende; wir hoffen in derselben gezeigt zu haben, daß die bei einer pflanzlichen Epidemie sich abspielenden Vorgänge im Sinne der allgemeinen Infectionsfragen sich verwerthen lassen. So verschieden Thiere und Pflanzen in ihren Extremen auch sind, so stimmen sie doch in der Grundsubstanz überein, an der sich ihre Lebensvorgänge abspielen und wird es daher stets ein fruchtbarer Versuch sein, die Erscheinungen, die sich in beiden organischen Reichen vollziehen, auf gemeinsame Grundlagen zurückzuführen.

Wilhelm Scherer
zum persönlichen Gedächtniß.

Im Mittag des Lebens, da er die Früchte ungemeiner Anstrengungen rings um sich reifen sah, ist Wilhelm Scherer dahingegangen. Ueber das, was er geleistet hat und was an diesen Leistungen Dauer haben wird, steht das Urtheil bei den Fachgenossen und schließlich bei der Entwicklung seiner Wissenschaft. Ueber ihn selber können nur seine Freunde sprechen. Und so lange noch der Athem unmittelbaren Lebens von ihm da ist, so lange dieser lebenswarme Hauch seines Wesens uns noch in seinem stillen Bücherzimmer im kleinen Hause der Lessingstraße anzuwehen scheint: möchte man dies Leben im Bilde festhalten, wie es gewesen ist. Nicht sein äußeres Dasein; wer könnte jetzt andere als todte biographische Data mittheilen? Aber aus der Ganzheit unseres Wesens stammt, was wir Ganzes und Lebendiges zu leisten vermögen: hiervon möchten diese Zeilen so viel wenigstens erblicken lassen, als ein Freund sehen konnte, dessen Arbeitsgebiet sich mit dem Scherer's nur eben berührte.

Kein Geschlecht von Forschern hat mit einer härteren Aufgabe zu ringen gehabt, als die Vertreter der Geisteswissenschaften in unseren Tagen. Wir wissen es alle, es gibt keinen andern Weg zu gediegener Erkenntniß als den der Erfahrung, der Beobachtung, des Versuchs. Diesen Weg sind vor uns die Naturwissenschaften gegangen. Sie haben seit den Tagen des Galilei der Erfahrung mit den Hilfsmitteln der Mathematik Satz auf Satz abgewonnen. Täglich breitet sich das so begründete Reich weiter aus. In sicherer Ruhe, in den weiten Räumen ihrer Laboratorien und Institute, umgeben von ihren Assistenten, ausgerüstet mit großen Staatsmitteln arbeiten heute die Naturforscher. Und was auch die Gesellschaft ihnen gewähre, sie geben derselben unvergleichlich mehr zurück: die anwachsende Herrschaft des Menschen über die Natur, das regnum hominis oder die königliche Macht der Menschen über die Erde, wie Baco es ausdrückte. Die Geisteswissenschaften arbeiten heute nach derselben Methode der Erfahrung. Ihre Bedeutung für das Leben unterlag großen Schwankungen; heute ist sie in mächtigem Aufsteigen begriffen und nicht geringer als die der Naturwissenschaften. Denn in derselben Zeit, in welcher der naturwissenschaftliche und industrielle Geist die Erdkugel umspannt und die Gewalten der Natur in den Dienst menschlicher Zwecke gezwungen hat, — und nicht nur in derselben Zeit, sondern eben im Zusammenhang mit der Ausdehnung der wirthschaftlichen Be-

ziehungen über den Erdball und mit der Entfaltung der Industrie, beginnen die dunklen Kräfte der Menschennatur die europäische Gesellschaft zu schrecken. Und die socialen, religiösen, pädagogischen Aufgaben, welche hier gebieterisch eine Lösung heischen, können nur durch Erkenntniß der Ursachen aufgelöst werden. Nur soweit wir die Gesetze erkennen, nach welchen diese Ursachen Wirkungen hervorbringen, vermögen wir die für die Förderung der Gesellschaft erforderlichen Wirkungen zweckmäßig herbeizuführen und die Schäden des gesellschaftlichen Körpers mit einsichtiger Hand zu heilen. So geht durch die Gesellschaft unserer Tage ein Gefühl, daß sie diese Fragen durch die Macht des wissenschaftlichen Gedankens und der darauf gegründeten praktischen Genialität lösen muß — oder sie stürzt in den Abgrund kulturfeindlicher Zerstörung. Es geht zugleich durch die Menschen unserer Tage das Gefühl, daß die Idealität des Lebens erhalten werden muß, sollen nicht die Triebfedern der hingebenden Arbeit am Staat und der Menschheit erlahmen und Privatinteresse allein übrig bleiben, — ja soll das Leben überhaupt lebenswerth sein; diese Idealität des Lebens aber ist an eine gerechte Würdigung der geistigen Thatsachen gebunden, der Sittlichkeit, Religion und Kunst, die dem Einzeldasein Bedeutung geben, der nationalen Lebenseinheit, die es beherrscht. Das Alles empfinden wir heute. Es treibt zu den äußersten Anstrengungen auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften an. Aber welche Schwierigkeiten umgeben auf demselben den Arbeiter! Mathematik nur in den Außenwerken seiner Wissenschaft verwendbar. Das Experiment nur in enge Grenzen eingeschlossen. Das persönliche Erlebniß ist ihm schließlich Unterlage: durch dieses allein versteht er ja die lebendigen Kräfte der Gesellschaft und der Geschichte. Wohl ist dasselbe die tiefreichendste aller Erfahrungen. Aber kann es zur Allgemeingültigkeit erhoben werden? Kann von ihm aus eine Wissenschaft der menschlichen Gesellschaft in dem Verstande, in welchem es eine Naturwissenschaft gibt, eine allgemeingültige Erkenntniß der Ursachen, eine allgemeingültige Erklärung der Erscheinungen aus diesen Ursachen gewonnen werden? Noch besteht eine solche Wissenschaft nicht, und der Streit dauert fort, ob sie möglich sei.

Das ist nun das Heldenmüthige in Scherer's Wesen gewesen, das hat ihm den Zauber und die zündende Gewalt mitgetheilt, durch welche er die Jugend zumal ergriff: er war aus der Schule strenger Philologie hergekommen, er beherrschte alle ihre Hilfsmittel, und da er nun die eben geschilderte Lage durchaus zu fühlen und zu verstehen vermochte, hat er die Germanistik, das Studium deutscher Sprache und Poesie in den Zusammenhang einer solchen universalen und ganz modernen Aufgabe gestellt.

Ich will nicht sagen, daß er der Fassung dieser universalen Aufgabe ganz beigestimmt hätte, wie ich sie hier ausspreche; aber das Bewußtsein derselben in irgend einer Form war zu jeder Zeit seines Lebens die treibende Kraft, von welcher alle seine Arbeit Energie und Richtung empfing. Insbesondere war die nationale Lebenseinheit, wie sie der Träger alles geschichtlichen Lebens ist, der Mittelpunkt seiner Arbeiten. Und zwar trat er sodann ganz auf die Seite Derer, welche die Frage nach der Möglichkeit einer nur empirisch begründeten allgemeingültigen Geisteswissenschaft bejahten und diese Wissenschaft möglichst analog der Naturwissenschaft gestalten wollten. Vor ihm lag der sichere und gebahnte

Weg zum Gelehrtenruhm, den die Berliner Schule der Germanistik geebnet hatte. Er hat lieber bergeinwärts auf ungebahnten Pfaden vorandringen wollen. Mit rücksichtsloser Einsetzung seiner großen Kräfte und eines eisernen Willens hat er die aus einer solchen modernen und universalen Betrachtungsweise sich ergebenden Probleme, welche eine große Ausbreitung der Studien und ganz neue Mittel der Behandlung forderten, aufzulösen versucht. Grammatische Probleme, Probleme der deutschen Literaturgeschichte, Probleme vergleichenden Studiums der Dichtung überhaupt. Das in magnis voluisse sat est war ihm dabei immer gegenwärtig. Wohl ließ er im Einzelnen nichts in sich stehen, das ihm nicht den strengsten Anforderungen an Genauigkeit zu entsprechen schien. In dieser Treue im Kleinen war er ein Schüler der germanistischen Philologie, der Lachmann, Haupt und Müllenhoff. Aber wenn er nun mit allen Hilfsmitteln treuer Genauigkeit so universale Fragen zu lösen suchte, wie der innere Causalzusammenhang unserer deutschen Dichtung oder die Bildungsgesetze der dichterischen Formen es sind, so konnte er dabei der Hypothesen so wenig entrathen, als die Naturwissenschaft es bei ähnlichen Aufgaben kann; er wußte das und er vertheidigte gern das Recht des Geistes, durch Hypothesenbildung einen Causalzusammenhang herzustellen; er kannte auch so gut als irgend einer derer, die ihn tadelten, den provisorischen Werth solcher Hypothesen und mußte darauf gefaßt sein, daß eine nahe Zukunft dieselben durch andere ersetze; er kannte die Gefahren, welche die Benutzung von Hypothesen begleiten. Dazu rang er mit einer Schwierigkeit, mit welcher Menschen seiner Art und seines Zuschnittes sich irgendwie abfinden müssen, die aber nie rein aufgelöst werden kann; die gewissenhafte Treue im Kleinsten, zu welcher die strenge Zucht der Philologie erzieht, kann schwer oder kaum von denen überall festgehalten werden, die einem großen Universalzusammenhang durch weite Massen des Stoffes nachgehen. Wie hat er hier gekämpft! In stürmender Hast durchmaß er das weite Gebiet deutscher Sprache, der ganzen Geschichte unserer Dichtung, ja er fand sich schließlich in das unabsehbare Meer von Dichtung aller Völker und Zeiten hinausgetrieben. Er verzehrte sich in dem Drang des Suchens, in welchem nicht die Freude an einzelnen gefundenen Thatsachen die Seele ausruhen ließ, sondern der Wille immer gleich gespannt auf ein fernes Ziel gerichtet war. „Vermöchte man doch," so hat er das tragische Gefühl hiervon am Abschluß seiner Schrift zur Geschichte der deutschen Sprache ausgesprochen, „vermöchte man doch eine kurze Stunde wenigstens nach gethaner Arbeit sich dem täuschenden Wahn des Abschlusses hinzugeben. Aber mir ahnt, daß selbst ein reiches und langes Leben im Dienste der Wissenschaft es kaum höher als zum Ausgang des Moses bringen könne: zu einem einzigen kurzen Blicke auf das gelobte Land. Wie ein drohendes Gespenst überschattet die Unendlichkeit der Welt jedes schüchterne Gefühl des Gelingens, das sich in uns emporwagen möchte." Und noch ergreifender berührt uns der Ausdruck der Ahnung, daß ihm beschieden sein werde, im Ringen nach seinen großen Zielen vor der Zeit und vor dem Abschluß zu sterben in den Worten: „Gewaltig fortschreitende Zeiten, wie die unsrigen führen eine wunderbar beseligende und erhebende Kraft mit sich, die Menschen wachsen moralisch über sich selbst hinaus. Die Frage nach dem Lebensglück des Einzelnen tritt weit zurück. Der Soldat, der auf dem Schlachtfelde

mit dem Tode kämpft, jubelt mit dem letzten Athemzug den siegenden Kameraden ein Hurrah zu."

Wie sein Wesen sich geformt und seine Art, die deutsche Sprache und Literatur zu behandeln, sich ausgebildet hat, könnte in diesem Augenblick Niemand im Einzelnen darstellen wollen, wäre ihm auch das Material dafür zur Hand. Die Aelteren, die am tiefsten auf ihn wirkten, sind noch nicht lange dahingegangen. Aus dem Kreise mitlebender Genossen, unter denen er sich entwickelte, ist er nun als der erste weggenommen. So müssen Andeutungen hier reden.

Scherer war in Oesterreich geboren und aufgewachsen. Er hat den Tonfall seiner heimathlichen Sprache und das Impulsive und kunstlos Lebendige seines heimathlichen Wesens immer bewahrt. Von dort her brachte er den frohmüthigen Genuß des Augenblicks, heiteres Sichgehenlassen, Freude an Musik und Tanz, strahlende naive Liebenswürdigkeit. Im Gegensatz zu der gemessenen norddeutschen Art war ihm der freie Sinn von da mitgegeben, der die Abgrenzung des Gelehrtenstandes überall durchbrach. Wie empfand er diese Eigenschaften der österreichischen Literatur und wie stolz war er auf den Antheil des Heimathlandes an dem Heldensang und der Lyrik der großen mittelalterlichen Zeit. Seine Freundschaften aus dieser Heimath sind durch sein Leben gegangen. Eine anmuthvolle, lebensfreudige und doch im Herzen feste Oesterreicherin, die wie von Musik umgeben war, hat er heimgeführt. Sein Herz blieb verwachsen mit der naiven Volksthümlichkeit und dem starken, milden, heiteren Lebensgefühl, die er an seinem großen Landsmann Walther von der Vogelweide so warm zu preisen verstand, mit den Bergen Oesterreichs, der Musik Schubert's, dem schönen Wien.

Um so bitterer empfand er die Abtrennung seines Heimathlandes von dem großen Zug der geistigen Bewegung, wie dieselbe sich schon im dreizehnten Jahrhundert zu vollziehen begonnen hat. „In das Grab zu Würzburg ist nicht bloß Walther von der Vogelweide gesunken. Er hat den edelsten, er hat den deutschesten Theil des Oesterreicherthums mit sich genommen auf lange Zeit. Mit ihm ist das nationale Pathos der Oesterreicher in die Grube gefahren, ja vielleicht ihr Pathos überhaupt, die Fähigkeit, sich für eine Idee zu begeistern und ihr zu leben." Fasching und katholischer Kirchenglaube — so bezeichnete Scherer die beiden Feinde der mittelhochdeutschen Dichtung Oesterreichs, die den Sieg über sie davontrugen. Sänger und Prediger nannte er in seiner Literaturgeschichte das Capitel, in dem er dem Dichter Walther den franciscanischen Volksredner Berthold von Regensburg gegenüberstellte. Er glaubte herzlich an die großen Anlagen des deutschen Stammes, dem er angehörte, und er haßte ebenso herzlich die katholische Hierarchie und den väterlichen Despotismus, welche die sinnlichen Kräfte dieses Stammes benutzt haben, um so große Anlagen niederzuhalten. In einem Wiener Vortrag und Aufsatz über Grillparzer, nach dessen Tode geschrieben, hat er diesen wie ein Gegenbild seines Walther als den Dichter der Metternich'schen Epoche im Guten wie im Schlimmen, in der Theatervirtuosität wie in der servilen Gesinnung geschildert — und in ihm die Folgen des patriarchalischen Despotismus. „Feste, aufrechte Männlichkeit" — so fährt er nach der Darstellung dieses politischen Zustandes in Oesterreich fort — „kann unter der-

artigen Verhältnissen nicht gedeihen. Und die Dichtung, welche ähnliche Zustände zum Hintergrunde hat, gefiel sich zu allen Zeiten in der Verherrlichung häuslicher Tugenden und stillzufriedenen Glückes, in der Verurtheilung alles höheren Strebens als nichtigen Ehrgeizes und unerlaubter Ueberhebung. Auch in dem Deutschland der Zwanziger Jahre fehlte es daran nicht. Aber ein Talent ersten Ranges hat die Richtung in Deutschland nicht hervorgebracht. Das war Oesterreich vorbehalten, wo zu allen jenen natürlichen Folgen des Despotismus sich noch die geistliche Erziehung gesellte, welche blinden Glauben und unbedingtes Vertrauen in die Vorgesetzten zur Pflicht machte, welche den eigenen Willen und das persönliche Selbstgefühl ertödtete und nicht Kraft und Stolz, sondern Armuth und Schwäche als sittliche Ideale aufstellte." Aber eben so hart verurtheilte er die liberalen Politiker und deren Cultus der materiellen Interessen. In einem Artikel der „Deutschen Zeitung" vom 12. Januar 1872 gegen den Adreßentwurf der deutschen Partei schrieb er: „der österreichische Staat, in welchem alle centrifugalen Kräfte sich Stelldichein gegeben haben, worin die nackte Selbstsucht eines aufgeblasenen Nationchens soeben noch dem unerhörtesten Triumphe nahe war — der österreichische Staat steht da wie ein noch im Vollzuge befindliches Experiment, wodurch das Weltenschicksal die Folgen des Egoismus und die Nothwendigkeit des Gemeingeistes demonstriren will. Wir aber schließen die Augen vor den offenliegenden Thatsachen und rufen andächtig: o heiliger Mercurius, bitte für uns!" Er sah keine Hoffnung für Oesterreich als in der Herrschaft nicht der Deutschen, aber des deutschen Geistes und seines ‚an Thatsachen geschulten Idealismus.'

So fand sich der Oesterreicher, der Katholik, durch Alles, was in ihm männlich selbstbewußt und deutsch war nach Deutschland hingezogen. Er war frühe, nachdem er sich in Wien dem Studium der deutschen Sprache und Literatur zugewandt hatte, nach Berlin gekommen, da weiter zu studiren. An der Berliner Universität überwogen damals noch von ihrer Gründung her die Geisteswissenschaften. Auf Wilhelm von Humboldt, Fr. A. Wolf, Schleiermacher, Hegel, Savigny als ihre nächsten Vorfahren blickten die Gelehrten zurück. Berlin war noch der Sitz der historischen Schule. Die am meisten hinreißenden Vorlesungen waren die von Ritter und Ranke, in denen der universale erdumspannende Geist empirisch-historischer Betrachtung, wie er von den Humboldt's zuerst vertreten worden war, am reinsten sich ausdrückte. Indem Trendelenburg durch die Erkenntniß und die Vertheidigung des Aristoteles die Continuität der philosophischen Entwicklung aufzuzeigen und zu wahren strebte, erschien seine Richtung mit der historischen Schule einstimmig. Berlin war aber auch zweifellos der Mittelpunkt der germanistischen Studien, denen sich Scherer gewidmet hatte. Hier lebte und arbeitete noch Jakob Grimm, zuweilen sah man wohl die schlichte unbeschreiblich imponirende Gestalt durch den Thiergarten schreiten oder vernahm ihn in der Akademie. Niemand kann den Eindruck vergessen, der ihn dort über den Bruder sprechen hörte. Scherer durfte ihm näher treten, und das Verhältniß zu dieser herrlichsten deutschen Gelehrtennatur ist vielleicht das tiefste und reinste Pietätsverhältniß seines Lebens gewesen, in alt deutscher Weise ein Gefolgschaftsverhältniß. Haupt und Müllenhoff waren auf der Höhe

ihrer Universitätswirksamkeit. Müllenhoff's ungewöhnliche Kraft historischer Phantasie, fest gegründet auf eine höchst umfangreiche und sichere Gelehrsamkeit, wirkte bestimmend auf Scherer. Die Grammatik und die deutsche Alterthumskunde desselben (eingeschlossen seine altdeutsche Literaturgeschichte) wurden die bleibenden Grundlagen von Scherer's germanistischen Arbeiten. Insbesondere das Werk Müllenhoff's über deutsche Alterthumskunde ist wie ein Theil von Scherer's eigenem Leben geworden. Seitdem er als Student in die Massen der zu dieser Alterthumskunde aufgespeicherten Manuscripte blicken durfte, ließ er nicht ab, den Lehrer, der ihm bald Freund ward und der alles Zärtliche in seiner so spröde sich gebenden Natur den jungen Arbeitsgenossen genießen ließ, an die Vollendung des großen Werkes zu mahnen. Und als Scherer starb, lagen die Handschriften dieses Werkes in seinem Hause und ein neuer Band desselben war unter seiner Aufsicht dem Abschluß nahe oder zum Abschluß gebracht worden.

Aber die Jüngeren, die sich zu Berlin in den sechziger Jahren zusammenfanden und sich da ganz anders, als es heute in der Reichshauptstadt möglich wäre, aneinanderschlossen, hatten nun auch ihr eigenes Leben. Ein so spröder und stolzer Zug durch das gelehrte Wirken von Trendelenburg, Müllenhoff, Droysen hindurchging: sie haben doch ihre Schüler niemals einengen wollen. Unter diesen herrschte der Geist einer veränderten Zeit. Die Erfahrungsphilosophie, wie sie Engländer und Franzosen ausgebildet haben, wurde ihnen durch Mill, Comte und Buckle nahe gebracht und von ihr aus bilden sich ihre Ueberzeugungen. Die aufstrebenden Naturwissenschaften forderten eine Auseinandersetzung mit denselben, wollte man zu festen Ansichten gelangen. Zugleich entsprangen den Freunden in diesem schönen Zusammenleben aus ihren so verschiedenen Studien lebendige gegenseitige Anregungen. Dürre Strecken in dem Empirismus unserer Nachbarn wurden da belebt. Der auf die Einheit unseres Volkes gerichtete politische Affect gab auch der Betrachtung unserer Literatur seine Farbe und seine praktische Energie. Das Studium der wissenschaftlichen Versuche der Romantiker, besonders von Friedrich Schlegel und Novalis regte freiere und der deutschen Wissenschaft gemäßere Betrachtungen über den Zusammenhang der Geschichte an, als Mill, Buckle und Comte gegeben hatten. Eine an Carlyle, Emerson, Ranke erzogene Vertiefung in große Persönlichkeiten lehrte ihre Rolle in der Geschichte anders beurtheilen, als jene englischen und französischen Schriftsteller es gethan haben. Der von Schleiermacher am schönsten entwickelte Begriff des Lebensideals ließ gründlicher in den Zusammenhang der Geschichte der Dichtung mit der Entfaltung des sittlichen Nationallebens blicken. Und das vergleichende Verfahren, das sich für die Erkenntniß von Sprachen und Mythen so fruchtbar erwiesen hatte, versprach auch auf andere Gebiete, zunächst das der Dichtung Licht zu werfen.

Scherer selbst fiel in jedem Kreis, in den er trat, schon als ganz junger Mensch, durch Züge des Wesens auf, welche die Augen Aller auf sich zogen. Es war nichts Dumpfes in ihm. Alles hell, lebensfreudig und vordringend. In seinem Leben schien es keine leeren Stellen zu geben, keine Pausen. Man sah ihn naiver reflexionsloser Heiterkeit des Lebens ganz hingegeben, dann beherrschte er die Geselligkeit und bezauberte Alle. Zu anderen Zeiten mied er im Feuer der Arbeit

monatelang jeden Verkehr. In Allem was er that, war er ganz und voll Leidenschaft. Dies sein Wesen war dadurch erhöht und gesteigert, daß sein ganzes Lebensgefühl in dem Diesseits wurzelte, in dem Genießen und Wirken auf dieser Erde. Er hatte die Begriffe der katholischen Kirche, in der er geboren war, abgeworfen. Sein souveräner Verstand wollte in keinem Winkel des Herzens irgend ein dunkles Gefühl bestehen lassen, das er nicht zu begründen vermochte. Er lebte in dem ungebrochenen Bewußtsein, daß Jedem von uns nur der Tag seines Lebens angehöre: diesen wollte er mit so viel Gehalt erfüllen als möglich wäre. Diese völlige Diesseitigkeit in dem Gefühl und der Betrachtung des Lebens durchdrang sein ganzes Wesen und steigerte seine Energie. Sie wurde von ihm in dem jungen Goethe wiedergefunden. Sie verband ihn mit gegenwärtigen Dichtern wie Gottfried Keller. In ihr fühlte er sich mit der naturwissenschaftlichen Denkweise verwandt. Und sie rückte ihm unsere mittelalterliche Literatur, deren Lebensgefühl die ältere Germanistik so vielfach getheilt hatte, in geschichtliche Ferne. Er war ein moderner Mensch, und die innere Welt unserer Vorfahren war nicht mehr die Heimath seines Geistes und seines Herzens, sondern sein geschichtliches Object.

So ist in Scherer die Stimmung entstanden, in welcher er die Sprache und Dichtung unseres Volkes betrachtete. Er erblickte das deutsche Alterthum nicht mehr durch das Medium einer demselben ähnlichen Gemüthsverfassung. So entstand ihm die Methode, welche er auf Sprache und Literatur anwandte. Sein Verfahren war durch den Geist der Naturwissenschaften geleitet und er erstrebte die Ausdehnung der vergleichenden Methoden und die rücksichtslose Durchführung des Empirismus. So entstand ihm endlich der universale und ganz moderne Grundgedanke, durch welchen er die alte Literatur unseres Volkes mit der neueren Sprache und Dichtung desselben zu verknüpfen, dies Ganze zu dem deutschen Seelenleben in feste, faßbare Beziehungen zu setzen und im Lichte des vergleichenden Verfahrens auch die unbewußte Gemüthstiefe der Dichtung zu erhellen bemüht war.

Wie seine Stimmung ganz modern war, so war auch seine Methode zunächst durch das Vorbild der Naturwissenschaften bedingt. Er sah wohl, daß „für eine Reihe der wichtigsten Aufgaben die Geisteswissenschaften von der Naturforschung Hilfe erbitten müssen.“ Ein solcher Fall lag in der Lautlehre vor. Da er fand, daß die Lautlehre „nicht auf der Höhe stehe, welche sie vermöge der Vermehrung unserer physiologischen Einsichten erklommen haben könnte,“ hat er in seiner Schrift zur Geschichte der deutschen Sprache die Arbeit Brücke's über die Physiologie der Sprachlaute mit den Ergebnissen der historischen Grammatik verknüpft. Und er ging zugleich davon aus, daß die Naturwissenschaften Methode und Charakter der wissenschaftlichen Arbeit umgestaltet hätten und noch weiter umgestalten müßten. Er sah das Wesen der naturwissenschaftlichen Methode „in der gewissenhaften Untersuchung des Thatsächlichen und der Auffassung des Gesetzes, das an ihm zur Erscheinung kommt“, oder, mit anderer Wendung, „in der Zurückführung der sicher erkannten Erscheinung auf die wirkenden Kräfte“. So fand er folgerichtig die Bedingung für die Möglichkeit einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen und geschichtlichen Erscheinungen mit

Stuart Mill und Buckle in der Voraussetzung eines lückenlosen Causalzusammenhangs, der auch im Willen des Menschen herrsche. Er war Determinist und die Annahme der Willensfreiheit schien ihm den Begriff der Erkenntniß selber aufzuheben. „Wir glauben mit Buckle, daß der Determinismus, das demokratische Dogma vom unfreien Willen, diese Centrallehre des Protestantismus, der Eckstein aller wahren Erkenntniß der Geschichte sei." Und er ließ keine anderen Hilfsmittel für das Studium der Sprache und Dichtung gelten, als Beobachtung der Erscheinungen, causale Verknüpfung und Vergleichung derselben. So verwarf er nicht nur jede offene oder versteckte Art metaphysischer Begründung; er vermied auch, ganz im Sinne der positivistischen Schule, jede Anwendung der Psychologie auf Grammatik oder Poetik; im Interesse größerer Einfachheit und Sicherheit des Verfahrens.

Zwei Klassen methodischer Hilfsmittel werden von ihm bevorzugt. Der Causalzusammenhang respectirt die Grenzpfähle zwischen den Einzelwissenschaften nicht; soll er also erfaßt werden, so muß neben die an sich so nothwendige Arbeitstheilung eine neue Arbeitsvereinigung treten. Daher hat er diese „Universalität erfahrungsmäßiger Betrachtung", welche den Gliedern des Causalzusammenhangs über die Grenzpfähle den Einzelwissenschaften hinaus nachgeht, immer geübt und den Pedanten gegenüber vertheidigt. Er brachte die Entdeckungen der historischen Grammatik einerseits mit der Lautphysiologie in Beziehung, andererseits mit der politischen Geschichte unseres Volkes. „Als die Hauptquelle der Eigenthümlichkeit unserer Sprache werden wir immer die Umwandlungen ansehen müssen, welche die socialen Zustände nach der Occupation Deutschlands in den Geist unserer Nation gebracht haben." Er erläuterte mittelalterliche Dichtungen aus der damaligen Theologie und er suchte Goethe im Zusammenhang mit der allgemeinen wissenschaftlichen Bewegung seiner Zeit aufzuklären. Ueberall ging er dem Zusammenhang der Sprache mit der Dichtung nach. Die zweite Klasse methodischer Hilfsmittel, welche er bevorzugte, hat sich aus der Vergleichung entwickelt. Wie Gervinus liebte er die Parallele, die Analogie. Er betonte den Werth der Methode „der wechselseitigen Erhellung". „Wir hoffen durch die wechselseitige Beleuchtung vielleicht räumlich und zeitlich weit getrennter, aber wesensgleicher Begebenheiten und Vorgänge sowohl die großen Processe der Völkergeschichte als auch die geistigen Wandlungen der Privatexistenzen an die Tageshelle des offenen Spiels von Ursache und Wirkung heben zu können." Ueberall, von der Betrachtung der Lautverschiebung bis zu der von Veränderungen dichterischer Formen hat er durch das Nahe, Zugängliche, Moderne das Zeitferne und Dunkle erleuchtet. Von Jugend auf war dann sein Lieblingsgedanke, die Methode der Verallgemeinerungen durch Vergleichung auf Gebiete zu übertragen, die noch nicht den Charakter wirklicher Wissenschaften erlangt hatten. In seiner Literaturgeschichte beklagt er, daß ein in der Sprachbetrachtung so erfolgreiches Verfahren immer noch in zu beschränktem Umfang benützt worden sei. Seine Poetik sollte einen Fortschritt in dieser Richtung herbeiführen. Sie sollte ganz auf methodische Beobachtung sprachlicher und dichterischer Erscheinungen, causale Verbindung und wechselseitige Erhellung

von den Naturvölkern aufwärts und auf die Verallgemeinerung durch Vergleichung begründet werden.

Ein herrschender Gedanke gab seinen Arbeiten Einheit und verknüpfte sie mit der nationalen Bewegung, wie das seinem lebendigen Wesen Bedürfniß war. Dieser Gedanke hatte sich wie eine Pflanze mit ruhigem Wachsthum in unserer Philologie entwickelt. Die griechische Philologie hatte seit Winckelmann, Humboldt und Fr. A. Wolf ihr Ziel in der Erforschung aller Seiten des griechischen Nationallebens gefunden. Dann hatte die Liebe zu dem eigenen lange hintangesetzten Volksthum die deutsche Philologie geschaffen, und diese hatte sich das Verständniß des deutschen Alterthums zum Ziele gesetzt. Aus der universalhistorischen Verwebung löste sie für die Betrachtung die auf unsere Sprache gegründete Einheit unseres alten Volkslebens los und sie hatte folgerichtig ihr Ideal in der reinen, unverletzten, einheitlichen Ausbildung unseres nationalen Wesens. So hatte sie von Anfang an das politische Einheitsstreben unseres Volkes in sich gehegt und Jakob Grimm war der treueste Wächter dieses Gedankens gewesen. Nun wirkte die wachsende politische Einheitsbewegung auf die deutsche Philologie zurück. Schon die Sprachbetrachtung war überall genöthigt gewesen, für das Verständniß der älteren deutschen Sprachgeschichte die Vorgänge in den deutschen Mundarten der neueren Zeit zu benutzen. Auch konnte nicht entgehen, daß die Vorgänge in dem heutigen religiösen Vorstellungsleben denen analog sind, welche in der Ausbildung von Heiligengestalten und Festen unserer älteren Zeit thätig waren und daß rückwärts bis zu unserem Götterglauben Ein Faden sichtbar ist. Gervinus hatte nun den großen Wurf seiner Literaturgeschichte gethan. Der Grundgedanke dieses Werks war freilich im Sinne der Schlosser'schen universalhistorischen Schule der Fortgang unseres geistigen Lebens zur Freiheit gewesen. Indem aber Scherer das Lebensideal, das in Lessing wirkt und im Faust sich ausspricht, das Ideal des fortschreitenden ringenden Menschengeistes, mit dem zusammenhielt, das unsern Heldengesang durchzieht und in Wolfram seinen höchsten Ausdruck findet: ging ihm die Conception einer Geschichte unserer Dichtung auf, welche das fortschreitende Lebensideal, das in unserem Volkscharakter begründet ist, darstellte. So mußten nun die zunftmäßigen Schranken fallen, welche die ältere Germanistik noch vielfach hatte stehen lassen: gerade darin empfand Scherer die Lebendigkeit der deutschen Philologie, daß sie unser Volk in seiner ganzen Wirklichkeit umfaßt. Zugleich strebte er, die Erklärung der Lebensäußerungen desselben soweit als möglich in die Tiefen des Nationalcharakters zurückzuführen. Es war wohl sein verwegenster Versuch in dieser Richtung, wie er das germanische Accentgesetz, nach welchem im einfachen Worte das materielle Element desselben, die Wurzelsilbe, den Hauptton trägt, in Zusammenhang mit den Charakterzügen unseres Volkes brachte, aus welchen auch sein Heldensang und Heldenideal geboren ist: ein Versuch, der denn freilich keine Nachfolge gefunden hat. So war ihm die Aufgabe des Germanisten, die Wesenheit unseres Volkes an Sprache, Mythos und Dichtung, als seinen Lebensäußerungen, zu erkennen. Und indem er von diesem umfassenden Begriff der deutschen Philologie ausging, hat er die ältere und die moderne Zeit durcheinander beleuchtet, wie Niemand vor ihm. Von

der Behandlung älterer Literaturdenkmale übertrug er die strengen Methoden auf die Erforschung der Dichtungen unseres Jahrhunderts, und die an der neueren Literatur erworbene Anschauung dichterischer Individualitäten wandte er auf die theilweise so kümmerlichen Reste des 11. und 12. Jahrhunderts und auf die einander noch so viel ähnlicheren, schablonenhafteren Schriftsteller jener Tage an. In diesem lebendigen Austausch von breiter Anschauung modernen Dichtens und Trachtens und strenger Erkenntniß der alten Sprache und Dichtung lag nicht zum Wenigsten das Belebende seines Unterrichts. Verfahrungsweisen, die Lachmann an unseren Volksepen ausgebildet hatte, benutzte er, um die Lücken in Goethe's Faustgedicht zu erkennen. Er wollte das Ganze unseres nationalen Lebens umfassen, den Werth auch unserer neueren Literatur für die Erkenntniß unseres Wesens zur Anerkennung bringen, und er hatte für die deutschen Dichter unserer Gegenwart, vor Allen für Freytag und Keller, dasselbe Interesse als für die, welche schon der Rost des Alterthums bedeckt. Sein moderner Geist suchte die so entstehende Beziehung auf das Leben. Denn wer wahrhaft lebendig ist, will durch Wissenschaft wirken.

Ich kann mir nicht versagen, die Stelle aus der Vorrede seiner „Geschichte der deutschen Sprache" (1868) mitzutheilen, in welcher der seine Arbeiten beherrschende Gedanke einen ersten Ausdruck fand, vielleicht noch etwas phantastisch: aber um so lebendiger empfindet man die treibende Macht in demselben. „Denke ich mir einen Menschen, der im blühenden Jugendalter sich zum höchsten Bewußtsein über sich selbst zu erheben vermöchte, so würde er den Stand und das Maß seiner Kräfte sorgfältig überschlagen, er würde dann den Lebenskreis prüfen, innerhalb dessen er zu wirken hat, und aus der Vergleichung der allgemeinen Lage mit seiner individuellen Leistungsfähigkeit würde er zur Wahl und Begrenzung der Ziele gelangen, für die er seine Existenz einzusetzen bereit wäre. Was Jeder für sich wünschen und anstreben darf, das wünschen und erstreben wir in noch viel höherem Maße für den menschlichen Verein, dem wir das Größte und Beste danken, was wir besitzen und was unseren echtesten Werth ausmacht: für unsere Nation. In der That können wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine fortschreitende Bewegung beobachten, in welcher die Deutschen sich zur bewußten Erfüllung ihrer Bestimmung unter den Nationen zu erheben trachten. Warum sollte es nicht eine Wissenschaft geben, welche den Sinn dieser Bestrebungen, das, was den innersten aufquellenden Lebenskern unserer neueren Geschichte ausmacht, zu ihrem eigentlichen Gegenstande wählte, welche zugleich ganz universell und ganz momentan, ganz umfassend theoretisch und ganz praktisch, das kühne Unternehmen wagte, ein System der nationalen Ethik aufzustellen, welches alle Ideale der Gegenwart in sich schlösse und, indem es sie läuterte, uns ein herzerhebendes Gemälde der Zukunft als Wegweiser des edelsten Wollens in die Seele pflanzte? Der Verlauf einer ruhmvollen, glänzenden Geschichte stünde uns zu Gebote, um ein Gesammtbild dessen, was wir sind und bedeuten, zu entwerfen, und aus diesem Inventar aller unserer Kräfte würde sich eine nationale Güter- und Pflichtenlehre aufbauen, woraus den Volksgenossen ihr Vaterland gleichsam in athmender Gestalt ebenso strenge heischend wie liebreich spendend entgegenträte." Das schrieb er 1868, als der nationale Gedanke

das alte allgemeine Humanitätsideal ganz aufgezehrt zu haben schien. Er betrachtete Müllenhoff's Alterthumskunde und sein eigenes Werk über die Sprache als Arbeiten, welche diesem Ziel entgegenstrebten. Aber was so mit unsicheren Umrissen in der Morgendämmerung seines Lebens ihm schon vorschwebte, das hat seine Literaturgeschichte verwirklicht. Denn das Herz dieses Werkes ist die Geschichte eines fortschreitenden Lebensideals in unserer Poesie, der Glaube, daß unser Volk in seiner Dichtung das Bewußtsein seines tiefsten Wesens errungen hat.

Die Wissenschaften nationalen Lebens, wie sie Scherer im Geiste unserer Philologie dachte, sollten in einer allgemeinen vergleichenden Geschichtswissenschaft begründet sein. Freilich hätte sich hier das Ideal innerer Entfaltung mit dem universalhistorischen Standpunkt und die nationale Ethik mit dem Gedanken der Humanität auseinandersetzen müssen. Vielleicht ist in Scherer's Literaturgeschichte die universalhistorische Betrachtung zu sehr zurückgedrängt. Ein ethisches Ideal aber, welches über das von unseren großen dichterischen Volksgenossen geschaffene hinausreichte, ist für Scherer ein Ungedanke, man könnte sagen: ein Ideal an sich, das nicht aus dem Gemüth eines Volkes geboren wäre. Goethe in seinem Fragment „Geheimnisse“ vereinte die Vertreter der verschiedenen Religionen unter einem Haupte „Humanus“ zu einem Bunde. Scherer hebt die Verwandtschaft des in diesem Symbol dargestellten Gedankens mit den letzten Zielen Lessing's und Herder's hervor. „Indem wir aber jene Repräsentanten verschiedener Nationen und Religionen in mittelalterlichem Kostüm und halb als Ritter, halb als Mönche finden, müssen wir unwillkürlich wieder an die Templer, an den heiligen Gral und das Familienband denken, das im „Nathan“ wie im „Parzival“ Heiden und Christen umschlingt. Und wenn uns in den Geheimnissen gleich an der Schwelle das Wort entgegentritt: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet“, so fällt uns Walther von der Vogelweide ein mit seiner Frage und Antwort: „Wer schlägt den Löwen? Wer schlägt den Riesen? Wer überwindet jenen und diesen? Das thut der, der sich selbst bezwingt.“ Die größten Dichter unseres Mittelalters und die größten der Neuzeit stehen zusammen und bilden eine ideale Gemeinschaft.“ Diese ideale Gemeinschaft der großen deutschen Dichter im innersten Sittlichen, dieses Fortrücken der großen Poesie von dem Ideal reckenhafter Leidenschaft zur Verklärung des ritterlichen Mannes und von da zum Faust: das ist der Grundgedanke der Scherer'schen Literaturgeschichte; der Faust bildet daher ihren wohlerwogenen Abschluß; die unsterbliche Function der Poesie im Leben des Volkes, „daß Poesie eine heilige Angelegenheit unseres Volkes sei“, ist das letzte Wort derselben. Sein jugendliches Denken war nun am Studium Goethe's zum reifen Abschluß gekommen.

Nur dies Persönliche wollte dieser Beitrag vergegenwärtigen. Wollte Jemand über Scherer's Bedeutung für seine Wissenschaft sprechen, so müßte er nun zeigen, wie aus dem dargestellten allgemeinen Zusammenhang seine Hauptarbeiten hervortraten und was er in ihnen geleistet hat. Denn nicht in den allgemeinen Gesichtspunkten, sondern in dem, was von ihnen aus dem empirischen

Stoff von Causalzusammenhang oder Verallgemeinerung in Gesetzen abgewonnen wird, liegt die Bedeutung des Gelehrten. An drei Punkten hat Scherer Fortschritte gemacht, an denen sein Gedächtniß in der Wissenschaft haftet. Sein Buch zur Geschichte der deutschen Sprache hat den von Jakob Grimm fünfzig Jahre vorher im ersten Bande der Grammatik (1819) begründeten Zusammenhang zwischen der deutschen Philologie und der Sprachvergleichung auszubauen mitgeholfen. So lebhaft zur Zeit das Getümmel des Streites auf diesem Boden ist: auch von den Gegnern werden heute in diesem Buch die Benutzung der Lautphysiologie für die Begründung der historischen Grammatik, der Fortschritt in der Beobachtung der Lautgesetze über die älteren Germanisten hinaus, die wissenschaftliche Verwerthung des Princips der Formenübertragung, überall aber der große historische Zug anerkannt werden. Alsdann hat die deutsche Literaturgeschichte durch ihn bemerkenswerthe Fortschritte gemacht. Literarhistorische Arbeiten gehen von der Zeit, in der er, fast noch Student, mit seinem Lehrer Müllenhoff die Denkmäler unserer ältesten Sprache und Literatur bearbeitete, bis zu dem Beschluß seiner Literaturgeschichte, von der Jugendschrift über Jakob Grimm, die er später umarbeitete, bis zu der Biographie seines Lehrers Müllenhoff, die er nahezu vollendet hinterlassen hat, durch sein ganzes Leben. Er umspannte das ganze Gebiet. Hierdurch wurde bei ihm wie bei seinem Vorgänger Gervinus die Neigung zur Analogie, deren Grund freilich tiefer lag, begünstigt. Die an dem Neueren gewonnene Anschauung der Individualität und die an ihnen seit den Tagen der Schlegel entwickelte Kunst der ästhetischen Charakteristik übertrug er auf die ältere Literaturgeschichte. Die strenge sprachliche und metrische Beobachtung und die auf sie gebaute niedere und höhere Kunst der Kritik, wie sie die deutsche Philologie an den Denkmälern unseres Alterthums ausgebildet hatte, wandte er auf die neueren Dichtungen an. Mit den fortschreitenden Jahren machte sich in seiner literarhistorischen Arbeit immer mehr ein Zug geltend, der ebenfalls ganz modern war. Die ästhetischen Kategorien der idealistischen Schule sind verbraucht, durch unsere jetzigen ästhetischen und kunsthistorischen Arbeiten geht Ein Grundzug: aus der constructiven Technik des einzelnen Kunstgebiets wollen wir die Betrachtung der Kunstwerke verstehen und ihren ästhetischen Werth erfassen. So ging Scherer auf die Technik, gleichsam auf das Handwerk der Dichter zurück. Da das Material derselben die Sprache ist, waren ihm in seinem Sprachstudium Hilfsmittel für die Erfassung dieser dichterischen Technik bereit, die er zunächst ergriff. Man möchte sagen, sein geübtes Ohr ließ ihn den Zusammenhang von Sprache, Klang, Metrum und Poesie besonders fein vernehmen. Nun wandte er sich an Aristoteles, der die Technik der griechischen Poeten zusammengefaßt hat, er wandte sich an die neueren Dichter, welche von technischen Gesichtspunkten aus die Poesie behandelt hatten. Von Lessing, Schiller und Goethe bis auf Otto Ludwig, Gustav Freytag und Spielhagen wurden sie seine Lehrer. Auf solchen Grundlagen bildete er eine Kunst aus, Beobachtungen zu machen, sie zu sammeln und in der ästhetischen Charakteristik zu verknüpfen. Glänzende Beispiele derselben sind in seiner Literaturgeschichte Klopstock und die Umgestaltung der Lyrik Goethe's unter dem Einfluß von Herder,

oder in seinen deutschen Studien die Anfänge des Minnesangs. Im Einzelnen hat Scherer in den Denkmälern vor Allem mit Müllenhoff gemeinsam die Gestalt Karl's des Großen für die Literaturgeschichte erst gewonnen; dort hat er auch in werthvollen Excursen wichtige Punkte der Geschichte des mittelalterlichen Gottesdienstes, der Literatur, Predigt und Katechese erläutert und den Zusammenhang von Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts mit der zeitgenössischen Theologie dargelegt. Die Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts hat er eigentlich erst chronologisch aufgebaut und landschaftlich geschieden. Er hat die Anfänge des Prosaromans untersucht. Zuletzt stand Goethe im Mittelpunkt seines Interesses. Von seinen Hypothesen über den Satyros wie über eine erste Bearbeitung des Faust in Prosa kann man verschieden urtheilen. Seine Ansicht von einer in Rom vollzogenen Umwandlung des Goethe'schen Stils zu einer „typischen Methode" mag einseitig sein. Aber die von ihm eingeführte Verfeinerung der Methoden wird sich nützlich erweisen, und damit wäre auch Scherer zufrieden gewesen; sprach er doch oft aus, er wolle gern irren, wenn er nur durch seinen Irrthum fördere. Der dritte Fortschritt, den die Wissenschaft Scherer verdankt, lag in seiner Poetik. Von dieser wüßte ich wenig zu sagen. Und doch liegt mir der Wunsch, den ich in Rücksicht auf dieselbe aussprechen möchte, von Allem was ich hier sage am meisten am Herzen.

Als Scherer die Literaturgeschichte vollendet hatte, legte er Hand an die Ausführung des Planes, neben die Grammatik als gleichwerthige und nach denselben Methoden zu bearbeitende Wissenschaft eine Poetik zu stellen. Im Winter 1884/85 begann er die Vorbereitungen für die Vorlesung, die er dann im Sommer 1885 gehalten hat. Viele Jahre hatte er gesammelt und nachgedacht. Es machte ihn glücklich, wenn er nun Abends vor dem Einschlafen oder auf Spaziergängen diese Fragen erwog, daß sich wie ohne sein Zuthun seine einzelnen Gedanken zu einem Ganzen zusammen zu fügen schienen. Nie habe ich ihn bei einer Arbeit so frohmüthig und zuversichtlich gesehen. Als er die Vorlesung im Sommer begann, fand er ein sehr großes und gespanntes Auditorium vor sich, darunter gereifte Männer und wissenschaftliche Mitarbeiter. Bei der Ausarbeitung, die dann erfolgte, wurde er von den Erfahrungen geleitet, die an der Grammatik gemacht worden waren. Waren wir in früheren Jahren beide durch literarhistorische Studien zu dem Problem geleitet worden, ob sich nicht die alte Aufgabe der Poetik mit den neuen Mitteln unserer Zeit besser lösen lasse, so zeigte sich jetzt, wie weit uns der Gang unserer Studien in Rücksicht auf das Verfahren der Auflösung von einander entfernt hatte. Scherer verwarf jede Mitwirkung der Psychologie. Wie sich zur Zeit die vergleichende Sprachwissenschaft von der Benutzung psychologischer Sätze ganz frei gemacht hat, so gedachte er eine Poetik ganz mit denselben Hilfsmitteln und nach denselben Methoden herzustellen. Stand ihm doch von den primitiven dichterischen Aeußerungen der Naturvölker aufwärts ein ungeheures, beinahe unübersehbares Material zur Verfügung. Und in der von Aristoteles begründeten technischen Wissenschaft der Poetik waren auch schon Abstractionen gewonnen, welche die Bearbeitung dieses Materials erleichtern konnten. Das ungemeine Interesse seiner Zuhörer an einem solchen Plane

befeuerte ihn. Aber in diesen kurzen heißen Sommermonaten, in denen er Vorlesung für Vorlesung ausarbeitete, wurde die Anstrengung für ihn zu groß und schon damals mahnte ihn ein leichter nervöser Zufall. Er arbeitete die Vorlesung unentwegt zu Ende, wie er sie beabsichtigt hatte. In Bezug auf seinen Nachlaß wird die Herausgabe dieser Vorlesung die Hauptaufgabe sein. In gewissem Sinne wird in ihr seine originalste Leistung liegen. Zwar enthielt das sorgfältig gearbeitete Heft, wie ich es bei Gelegenheit von Gesprächen sah, vielfach nur Andeutungen, die für den Vortrag bestimmt waren; aber Niederschriften von Zuhörern können ergänzend eintreten; mein Wunsch im Interesse dieser Poetik von Scherer geht nun dahin, es möchte bei gewissenhafter Treue gegen den Inhalt durch freie Behandlung der Form ein wirksames Buch aus den Vorlesungen geschaffen werden.

In denselben Jahren, welche der Vollendung der Literaturgeschichte nachfolgten, waren in dem weitgezogenen Kreise, den Scherer beherrschte, ihm auch nach anderen Seiten die Aufgaben gewachsen. Nach dem Tode von Müllenhoff hatte die Regierung mit wirklich vornehmer Liberalität die würdige Vollendung der Alterthumskunde gesichert und Scherer hatte die Leitung dieser weitaussehenden Arbeit übernommen. Mehr als die ethnographischen, mehr auch als die mythologischen Probleme reizte ihn hier eine Aufgabe, die Müllenhoff sich nicht gestellt hatte: auf vergleichendem Hintergrunde wollte er die Entwicklung der germanischen Rechtsanschauungen aufzeigen. — Nun aber trat bald danach ein Ereigniß ein, das Alle, die sich mit Goethe beschäftigten, lebhaft erregte. Der Nachlaß Goethe's kam aus dem Verschluß des Goethehauses in die Hand der Großherzogin von Weimar und in die Benutzung der Freunde Goethe's. Eine abschließende Ausgabe Goethe's wurde jetzt möglich. Die Aufgabe fiel Herrn von Löper, Scherer und Erich Schmidt zu. Und es ist für Scherer's freien, auf die Verbindung mit dem Leben gerichteten Blick bezeichnend: er wollte nicht eine Edition in gelehrtem Interesse, sondern Goethe sollte in vollendeter Gestalt zum ästhetischen Genuß dem Volke, für das er gedichtet hatte, dargeboten werden. So sollten also z. B. bei der Ausgabe der Gedichte die ästhetischen Gesichtspunkte, die nach Scherer's feinen Nachweisungen Goethe bei ihrer Anordnung geleitet hatten, in Geltung bleiben und nicht einer chronologischen Abfolge Platz machen. Ferner sollten jetzt das Leben Goethe's und die Entstehung seiner Werke quellenmäßig in Monographien durch mehrere zusammenwirkende Gelehrte dargestellt werden, und auch hieran hatte Scherer Antheil zugesagt. In einem Leben Goethe's seine eigene Beschäftigung mit demselben künftig abzuschließen, hat er darum keineswegs aufgegeben. Denn das Epos dieses Lebens kann nicht von einer Anzahl von Rhapsoden zusammengefügt werden und bedarf dessen auch nicht. Dies Alles war im Werden. Dazu war er nicht Gelehrter allein, er fühlte sich auch als Schriftsteller, und wer seine Rede auf Jakob Grimm gehört hatte, empfand, daß er ein Redner von seltenem Schwung des Geistes war. So schien er dazu bestimmt, die unvergängliche Function der Poesie in dem Nationalleben wissenschaftlich inmitten der materiellen und politischen Interessen unserer Tage, in dem heutigen Berlin zu vertreten.

Noch stand er in der Fülle der Kraft, im fünfundvierzigsten Jahre seines Lebens. Die reifen Früchte drängten sich ihm gleichsam überall in die stillen Fenster seines Gemachs. Mit inniger, tiefer Freude genoß er das reine und volle Glück, das Frau und Kinder ihm bereiteten. Nun war das kleine Haus in der Lessingstraße bezogen, wo zwei große Bücherzimmer ihm die Arbeitsstille für so Vieles, das er noch zu thun hatte, sichern sollten. Wenige Monate danach, im Anfang des letzten Winters traf ihn der erste Schlaganfall. Am 6. August Morgens trat der zweite ein, dem er am selben Tage, Abends 6 Uhr, erlag. Das einzige Wort der Klage, das über seine Lippen kam, galt den Seinen. In der Jugend bei höchstem Vermögen des Genusses ihn der Arbeit zu opfern, dann in der Kraft männlicher Jahre sich im Dienst großer Aufgaben rasch, mit verschwenderischem Ueberschwang des Wollens zu verzehren, wie er es gethan: das ist auch germanische Art, verwandt dem Heldenthum unserer deutschen Vorzeit und darum fähig, es zu deuten. Er hat im Sinne seines Ideals gelebt.

Schreiberhau, Mitte August.

Wilhelm Dilthey.

Politische Rundschau.

Berlin, im September.

Der Handstreich, durch welchen ein Theil der Garnison von Sofia in der Nacht vom 20. zum 21. August den Fürsten Alexander von Bulgarien gefangen nahm, hat die gesammte öffentliche Meinung eine Zeit lang beinahe ausschließlich in Anspruch genommen. Selbst die erste Zusammenkunft des Fürsten Bismarck mit dem russischen Minister des Aeußern, von Giers, welche am 26. und 27. August in Franzensbad stattfand, mußte allem Anscheine nach an Bedeutung hinter jenem Ereignisse zurückbleiben, wie sehr auch zuvor darüber gestritten worden war, ob diese Zusammenkunft in nächster Zeit erfolgen und von politischer Wichtigkeit sein würde. Hatten verschiedene Blätter in officiösen Mittheilungen erklärt, daß die Absetzung des Fürsten Alexander von Bulgarien mit Rücksicht auf dessen Stellung gegenüber Rußland als eine Bürgschaft für den europäischen Frieden angesehen werden dürfte, so constatirte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ am 23. August, daß deutsche Interessen durch diese oder andere bulgarische Bewegungen nicht berührt würden. Mochte diese Auffassung auch vom Standpunkte der realen Politik aus zutreffend erscheinen, so ließ sich doch in der öffentlichen Meinung Deutschlands eine Strömung zu Gunsten des Fürsten Alexander erkennen, welche noch verstärkt wurde, nachdem die Einzelheiten des von einer Anzahl Verräther ausgeführten Streiches bekannt geworden waren. Noch ist nicht völlig aufgeklärt, von welcher Seite die ersten telegraphischen Mittheilungen über die Revolution in Sofia „zurechtgestutzt“ waren; sicher ist aber, daß durch dieselben die falsche Vorstellung erweckt werden sollte, als ob alle bulgarischen Parteien in der Ueberzeugung übereinstimmten, die Beseitigung des „Battenbergers“ wäre für das Land selbst eine Nothwendigkeit. Deshalb konnte auch im Auslande, bei allen Sympathien für die persönlichen Eigenschaften des Fürsten Alexander, immerhin ein Verständniß für eine derartige Nothwendigkeit obwalten, so lange auf Grund jener unwahren Nachrichten angenommen wurde, daß in der That hervorragende Persönlichkeiten aller Parteien zugleich mit Zankow die provisorische Regierung übernommen hätten.

Wie sehr aber änderte sich das Urtheil, als in zuverlässigster Weise verlautete, daß Fürst Alexander nicht etwa dem Willen des bulgarischen Volkes weichen mußte, sondern durch eine Bande von Verräthern zur Nachtzeit in seinem Palaste vergewaltigt und entführt worden war! Freilich gereichte es andererseits der bulgarischen Nation und dem bulgarischen Heere, das seine Tüchtigkeit bereits auf dem Schlachtfelde bewährt hatte, zur Ehre, wenn sie nicht in ihrer Gesammtheit der Undankbarkeit und des Verrathes gegenüber einem Fürsten geziehen werden konnten, welcher unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit lediglich das Wohl Bulgariens angestrebt hatte. Deshalb berührt es wohlthuend und gereicht überall da, wo die idealen Bestrebungen im Völkerleben nicht unterschätzt werden, zur großen Genugthuung, daß diesseits und

jenseits des Balkan, in Ost-Rumelien nicht minder als in Bulgarien, treue, unwandelbare Anhänglichkeit für den gewaltsam beseitigten Fürsten sich immer entschiedener geltend machte, und daß Armee und Bevölkerung in ihrer weit überwiegenden Mehrheit die Rückkehr desselben auf den bulgarischen Thron verlangten. Hatte zuerst verlautet, daß der Fürst eine förmliche Abdankungsurkunde unterzeichnet habe, so erwies sich auch diese Nachricht als eine arge Entstellung der Wahrheit. Richtig ist nur, daß die Verräther, welche den Handstreich unternahmen, mit dem Revolver in der Faust dem überrumpelten Fürsten ein soeben erst mit einigen unleserlichen Worten beschriebenes Blatt Papier vorlegten, auf welches derselbe die Worte: „Alexander. Gott schütze Bulgarien!" setzte. Selbst dann, wenn es sich um eine ganz formelle Erklärung gehandelt hätte, würde doch kein ernsthafter Politiker in der Unterzeichnung eines mit den Waffen in der Hand, unter unmittelbarer Bedrohung von Leib und Leben, erzwungenen Schriftstückes einen irgendwie verbindlichen Willensact erkennen. Ueberdies haben selbst Zankow und Genossen nicht gewagt, den Wortlaut der angeblichen Urkunde zu veröffentlichen, wodurch allerdings nicht ausgeschlossen wird, daß später ein gefälschtes „Document" des Fürsten Alexander vorgelegt und gegen denselben ausgebeutet werden soll. Aus diesem Grunde empfiehlt es sich, jetzt bereits zu betonen, wie verfehlt es wäre, einem Manne, dessen persönlicher Muth über jeden Zweifel erhaben ist, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sein Leben nicht leichtfertig aufs Spiel gesetzt hat. Würde jedoch noch ein Beweis für den persönlichen Muth des Fürsten Alexander verlangt, so brauchte nur auf dessen Entschließung, nach Sofia zurückzukehren, hingewiesen zu werden. Unzweifelhaft bedarf es auch eines sehr stark ausgeprägten Pflichtgefühls, wenn ein Mann in der Lage des Fürsten nach den jüngsten Ereignissen, nach der Fahrt, welche er, unablässig von einem gewaltsamen Tode bedroht, die Donau abwärts und dann unter Erniedrigungen aller Art durch russisches Gebiet machen mußte, den Kampf gegen widrige Verhältnisse nicht aufgibt, um seinem Lande, wäre es auch nur für ganz kurze Zeit, zu dienen. Wird man aber bei der Annahme fehlgehen, daß Fürst Alexander den Muth für sein gefahrvolles Unternehmen nicht bloß aus der Treue der weit überwiegenden Mehrheit seines Volkes, sondern auch aus der moralischen Unterstützung schöpfte, die ihm aller Orten zu Theil geworden ist, wo männliches Wagen gerade dann am höchsten geschätzt wird, wenn die Aussichten auf Erfolg gering, oder so gut wie ausgeschlossen sind?

Hieße es doch arg verblendet sein, wollte man sich der Wahrnehmung verschließen, daß die Verschwörer in Bulgarien ihre Minirarbeit keinen Augenblick unterbrachen. Freilich täuschten sich dieselben bei ihrem Handstreiche, wenn sie für möglich erachteten, daß Rußland es wagen könnte, gegen den in Reni als Gefangenen angebotenen Fürsten von Bulgarien gewaltthätig, wäre es auch nur durch vorübergehende Entziehung der Freiheit, vorzugehen. Die öffentliche Meinung der gesammten civilisirten Welt hätte sich dann noch ganz anders geltend gemacht, wie dies ohnehin geschehen ist, abgesehen davon, daß die russischen Nihilisten in einem solchen Vorgehen einen willkommenen Präcedenzfall erblickt hätten. Die Unzufriedenen in Bulgarien und Ost-Rumelien würden jedoch stets andere Gelegenheiten gefunden haben, die ihren revolutionären Bestrebungen dienten. Vor Allem hätte sich der Streit wegen des vielbesprochenen Statuts bei späteren Verschwörungen leicht verwerthen lassen, zumal da kaum abzusehen wäre, wie die auf vollständige Vereinigung der beiden Länder abzielenden Wünsche der Unterthanen des Fürsten Alexander mit den feindseligen Bestrebungen Rußlands ausgeglichen werden sollten. Hier hätten die Gesinnungsgenossen Zankow's die Hebel angesetzt, falls sich nicht ein noch günstigerer Anlaß geboten hätte. Der Fürst erkannte die Schwierigkeiten seiner Lage bereits vor dem 20. August, wenn er einige Tage zuvor in dem an einen Freund gerichteten Briefe beklagte, daß er in ernstlicher Weise wegen der Ernennung der Delegirten in die Commission zur Berathung des ostrumelischen Statuts angegriffen würde, so daß er den Rücken gegen Serbien vollständig frei haben möchte, um sich ausschließlich mit der türkischen Frage zu beschäftigen. Der weitere Feldzugsplan war den Verschwörern in Bulgarien gewissermaßen vorgezeichnet, wie denn ihre

Organe seit geraumer Zeit versicherten, Fürst Alexander habe es darauf abgesehen, das Land zu einem Bollwerke gegen Rußland zu gestalten, um sich den Deutschen und Engländern gefällig zu erweisen; auch habe er dem Kaiser von Rußland selbst und den „geheiligten Ideen aller orthodoxen Slawen des Orients offene Feindschaft erklärt". Dieselben Organe ermangelten nicht, hinzuzufügen, daß Bulgarien ohne den „Battenberger" sich wie früher aller Wohlthaten eines dauerhaften Friedens erfreuen und weiter entwickeln würde, so daß eines Tages, im Augenblicke einer für Rußland und die Slawen günstigen Constellation nicht nur Ost-Rumelien, sondern auch ganz Macedonien dem Fürstenthume einverleibt werden könnte. Dieser Hinweis wird jedenfalls auch in Griechenland nicht unbemerkt geblieben sein, woselbst mit großer Eifersucht darüber gewacht wird, daß das Gleichgewicht der Kräfte auf der Balkan-Halbinsel nicht weiter zu Ungunsten der Hellenen verschoben werde. Seltsam genug erscheint, wenn die von Herrn Zankow beeinflußten Organe die Unterwerfung unter Rußland auch damit motivirten, daß andernfalls Bulgarien nicht nur unnützem Blutvergießen und innerer Zersetzung, sondern ebenso der Zerstückelung und Verkleinerung ausgesetzt sein würde, „wie dies dem Plane der Engländer und Deutschen entspräche".

Daß der Handstreich vom 21. August lange vorbereitet war, erhellt auch aus den vorher verbreiteten Nachrichten über angeblich serbische Rüstungen. Diese Meldungen bezweckten, nicht nur von neuem Mißtrauen zwischen den beiden Nachbarnationen zu säen, sondern auch den Fürsten Alexander zu Gegenmaßregeln zu veranlassen, durch welche dann die ihm ergebenen Regimenter aus der Hauptstadt entfernt worden wären. Mit großem Geschick war diese Intrigue eingefädelt, so daß der türkische Geschäftsträger in Belgrad sich bereits am 1. August veranlaßt fühlte, an den serbischen Minister des Aeußeren eine Note zu richten, in welcher den Beschwerden der bulgarischen Regierung über militärische Rüstungen Serbiens Ausdruck gegeben wurde. Der türkische Geschäftsträger ersuchte zugleich, ihn in bestimmter Weise aufzuklären, damit seine Regierung in der Lage wäre, dem Vasallen-Fürstenthum, welches die Ermächtigung verlangte, seinerseits Vorbereitungen zu treffen, die Thatsachen in ihrer wahren Bedeutung vorzuhalten und dadurch die Beziehungen des Friedens und der guten Nachbarschaft zwischen Serbien und Bulgarien von neuem zu bekräftigen. Nach dem Handstreiche vom 21. August darf man annehmen, daß Fürst Alexander durch falsche Angaben irregeführt worden war, so daß es nicht überraschen kann, wenn der serbische Minister des Aeußeren in seiner Antwort einen ungemein heftigen Ton gegen Bulgarien anschlug. Die Ereignisse, die sich seit dem September v. J. abgespielt haben, so wurde in dieser Note ausgeführt, hätten die türkische Regierung über die wirklichen Absichten der Vasallen-Regierung gegenüber der Pforte aufklären und sie gegen Verleumdungen mißtrauisch machen müssen, die lediglich in der Absicht verbreitet würden, die Aufmerksamkeit der Türkei von demjenigen abzulenken, was Bulgarien selbst unternehme, und dem letzteren vollständige Freiheit für jede Action zu sichern, die es zum Nachtheile der Interessen der Pforte unternehmen könnte. Zugestanden wurde nur, daß Serbien in der Umgebung von Pirot die Festungswerke, welche während des letzten Krieges aufgeworfen wurden, in Stand setzen ließe, mit dem Hinzufügen, daß diese Werke einen ausschließlich defensiven Charakter hätten und ihrer ganzen Lage nach gar nicht geeignet wären, Kriegsvorräthe aufzunehmen. Weiter wurde betont, daß Serbien in dieser Beziehung von einem unbestreitbaren Rechte Gebrauch mache, das von Niemandem, am wenigsten aber von der Regierung eines Nachbarlandes bestritten werden könnte, dessen Befugnisse durch die Verträge begrenzt wären, welches jedoch trotzdem in Widdin, an der Grenze Serbiens, Arbeiten von weit größerer Wichtigkeit und viel bedrohlicherem Charakter ausführen ließe. Fürst Alexander von Bulgarien und König Milan von Serbien haben nun jedenfalls die Ueberzeugung gewonnen, daß die Versuche, die beiden Nachbarnationen gegen einander zu verstimmen, lediglich durch selbstsüchtige Zwecke veranlaßt wurden. Es ist daher bemerkenswerth, daß der König von Serbien, weit

entfernt, Unmuth aus Anlaß der Rückkehr des Fürsten Alexander nach Bulgarien zu empfinden, sich vielmehr beeilte, ein in herzlichen Worten abgefaßtes Begrüßungstelegramm an denselben zu senden, worin er seiner Freude und Genugthuung über die glückliche Wendung Ausdruck lieh. Hätten die Fürsten der Balkanhalbinsel ihre Lage recht verstanden, so mußten sie vor Allem Einigkeit unter einander anstreben. Trotzdem darf nicht in Abrede gestellt werden, daß Fürst Alexander von Bulgarien auch auf die Empfindlichkeiten des officiellen Rußlands, welches mit dem panslawistischen des Herrn Katkow nicht verwechselt werden darf, Rücksichten zu nehmen hatte. Mag immerhin Rußland, als es bei der Schaffung des bulgarischen Staatswesens in hervorragender Weise mitwirkte, durch ganz bestimmte Absichten geleitet worden sein, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß die vollständige Zurückdrängung des russischen Einflusses für den Fürsten Alexander verhängnißvoll geworden ist. Derselbe mußte bei allen Sympathien, welche er in Deutschland gefunden hat, auch beherzigen, „daß kein deutscher Staatsmann das Recht hat, unsere freundlichen Beziehungen zu Rußland zu Gunsten eines Fürsten von Bulgarien zu opfern, und wäre derselbe auch ein Engel in Menschengestalt". Diese Ankündigung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, da sich daraus ergibt, daß Bulgarien im Falle eines Zusammenstoßes mit Rußland nicht etwa auf die Unterstützung Deutschlands zählen durfte, vielmehr auf seine eigene Kraft angewiesen war. Derartige Erwägungen hätten es dem Fürsten von Bulgarien nahe legen sollen, ohne daß er seiner Würde etwas vergab, die Rücksichten nicht aus den Augen zu verlieren, welche das officielle Rußland beanspruchen durfte. Wenn er außerdem die freundlichen Beziehungen zu Serbien und Rumänien gepflegt, sowie seine Umgebung minder vertrauensselig beurtheilt hätte, so würde er zwar nicht allen Wechselfällen vorgebeugt, immerhin aber einen Theil seiner schwierigen Aufgabe sich erleichtert haben. Nur unter dieser Voraussetzung hätte man der allzu optimistischen Auffassung des officiösen Wiener „Fremdenblattes" beipflichten können, in welchem ausgeführt wurde, daß die „so kläglich mißglückte Verschwörung" in Bulgarien eine genügende Abmahnung für alle Elemente des Ostens bilden würde, welche Verwegenheit und Rücksichtslosigkeit über die Begriffe der Rechtmäßigkeit zu stellen pflegen. Dagegen wird nicht genügend mit den Zielen Rußlands gerechnet, wenn in demselben Organ der Gedanke ausgeführt wird, daß, je mehr das Gefühl für Ordnung und Gesetzlichkeit im Orient sich entwickeln, desto besser auch die Interessen Europas gewahrt werden, welches ja nichts Anderes anstrebe, als eine friedliche Entfaltung der im Oriente schlummernden Kräfte zu befördern, sowie an die Stelle der rohen Gewalt die Achtung vor der Legalität zu setzen.

Daß die russische Presse sich gegenüber der Rückkehr des Fürsten Alexander nach Bulgarien weit ablehnender oder doch zum mindesten sehr skeptisch verhielt, kann nicht überraschen. Hieraus durfte allerdings nicht ohne Weiteres auf ein Erkalten der Beziehungen zwischen den drei Kaiserreichen geschlossen werden; insbesondere hat sich bei der Zusammenkunft des Fürsten Bismarck mit Herrn von Giers, sowie bei dem Gegenbesuche, welchen der letztere dem deutschen Reichskanzler in Berlin in der ersten Septemberwoche abstattete, gezeigt, wie sehr sich jene französischen Conjecturalpolitiker irren, welche aus Anlaß der deutsch-österreichischen Orientpolitik bereits auf eine russisch-französische Allianz zählten. Wollte man aus der in Deutschland durch den Handstreich vom 21. August hervorgerufenen Strömung der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Fürsten Alexander von Bulgarien auf eine tiefgehende allgemeine Abneigung gegen Rußland Schlüsse ziehen, so wäre dies durchaus verfehlt. Weit eher kann man in Frankreich daraus die Lehre schöpfen, daß das Rechtsgefühl in Deutschland so weit entwickelt ist, jede Verletzung der Gesetzlichkeit mit Entschiedenheit zurückzuweisen, so daß politische Erwägungen zunächst zurückstehen müssen. Und dennoch dürfte man sich auch in Deutschland kaum verhehlen, daß bei der bekannten Lethargie der Pforte, bei den jeder entschiedenen Action abholden Dispositionen Englands, bei den nahen Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs zu Rußland die Lage des

Fürsten Alexander, trotz des enthusiastischen Empfanges, der ihm bei seiner Rückkehr nach Bulgarien zu Theil wurde, von Anfang an eine hoffnungslose sein mußte. Der Fürst hegte denn auch, wie aus verbürgten Mittheilungen seines Vaters gegenüber einem Correspondenten des „Journal des Débats“ hervorgeht, keinerlei Illusionen. „Hätte mein Sohn,“ betonte Fürst Alexander von Hessen unter Anderem, „nur seinen persönlichen Neigungen gehorcht, so würde er sicherlich nicht nach Sofia zurückgekehrt sein. Er mußte jedoch dem Gefühle seiner Pflicht gegen sein Volk nachgeben, welches er nicht der Anarchie und dem Bürgerkriege zur Beute werden lassen durfte. Wäre er genöthigt, die Unmöglichkeit einer Wiederversöhnung mit Rußland zu erkennen, und würden die beiden anderen Kaiserreiche ihr Verhalten in der Orientfrage nicht ändern, so könnte es geschehen, daß er, sobald erst die Ordnung in seinem Lande wieder hergestellt ist, den Entschluß faßt, auf den bulgarischen Thron endgültig zu verzichten.“

Drei Punkte mußten also für den Fürsten Alexander in Betracht kommen die Wiederversöhnung mit Rußland, das Verhalten Deutschlands und Oesterreichs, sowie endlich die Wiederherstellung der Ordnung in Bulgarien. Daß Rußland von Seiten der beiden andern Kaiserreiche keine Schwierigkeiten zu befürchten hatte, konnte bereits nach der ersten Zusammenkunft des Fürsten Bismarck mit Herrn von Giers nicht zweifelhaft erscheinen. Der Vorbedingungen eingedenk, unter denen das Fürstenthum Bulgarien entstanden war, durfte weder Oesterreich noch Deutschland die Gefahr eines Krieges heraufbeschwören. Scheiterten daher die Versuche einer Versöhnung des Fürsten Alexander mit dem Zaren, so blieb dem Ersteren nichts übrig, als der Verzicht auf die Regierung, wenn anders er nicht den ungleichen Kampf gegen überlegene Streitkräfte aufnehmen oder gar, trotz aller früheren Erfahrungen, auf englische Unterstützung zählen wollte. So war das Gesuch einer Aussöhnung, welches der Fürst von Bulgarien am 30. August durch Vermittelung des Leiters des russischen Consulats in Rustschuk an den Zaren richtete, gewissermaßen ein Act der Verzweiflung. „Indem ich die legale Gewalt wieder in meine Hände nehme,“ erklärte der Fürst, „ist es mein erster Schritt, Ew. Majestät auszusprechen, daß ich die feste Absicht habe, jedes mögliche Opfer zu bringen, um die hochherzigen Intentionen Ew. Majestät unterstützen zu können, welche dahin gehen, Bulgarien aus der schweren Krise herauszubringen, welche es gegenwärtig durchmacht. Ich bitte Ew. Majestät, den Fürsten Dolgorukow zu ermächtigen, sich direct und so bald wie möglich mit mir zu verständigen, und ich werde glücklich sein, Ew. Majestät den sichern Beweis unveränderlicher Ergebenheit gegen Ihre erhabene Person geben zu können. Das monarchische Princip hat mich genöthigt, den gesetzmäßigen Zustand in Bulgarien und Rumelien wieder herzustellen. Da Rußland mir meine Krone gegeben hat, bin ich bereit, dieselbe in die Hände seines Souveräns zurückzugeben.“ Ob es staatsklug war, sich dem Zaren in dieser Weise auf Gnade und Ungnade zu übergeben, darf bezweifelt werden. Mußte Fürst Alexander, bei der ihm wohlbekannten Abneigung des Kaisers von Rußland, befürchten, daß derselbe die Staatsraison über jede Anwandlung von Edelmuth stellen würde, so hätte Jener besser gethan, eine andere Form zu wählen. Allerdings wird durch das Gesuch vom 30. August der gegen den Fürsten Alexander erhobene Vorwurf der Undankbarkeit gegenüber Rußland widerlegt. Konnte andererseits der jugendliche Fürst von Bulgarien glauben, daß die Alternative: se soumettre ou se démettre für ihn gelte, so wurde er durch die ohne Umschweife jede Aussöhnung zurückweisende Antwort des Zaren gründlich enttäuscht. Derselbe erklärte, daß er die Rückkehr des Fürsten nach Bulgarien nicht gutheißen könne, da er verhängnißvolle Folgen für das schon so sehr geprüfte Land voraussehe. Er würde sich jeder Einmischung in den „traurigen Zustand der Dinge“ enthalten, welchen Bulgarien wieder überliefert wäre, so lange Fürst Alexander dort bleiben würde. Die Antwort schloß dann mit der Drohung: „Ich behalte mir vor, zu beurtheilen, was mir das geheiligte Andenken meines Vaters, die Interessen Rußlands und der Frieden des Orients gebieten.“ Der Zar verlangte also in ziemlich unverhüllter Form die Abdankung des Fürsten, und dieser konnte sich

seiner Zwangslage nicht entziehen, nachdem erst die weitere Vorbedingung, die Wiederherstellung des gesetzmäßigen Zustandes in Bulgarien, erfüllt war. Würde man jedoch einen Widerspruch darin erblicken, daß Fürst Alexander in demselben Augenblicke in die Hände des Kaisers von Rußland seine Krone zurückgeben wollte, wo er, mit Begeisterung empfangen, in sein Land zurückkehrte, so darf doch darauf hingewiesen werden, daß Jener, eine heldenmüthige Natur, der Gefahr trotzend, nicht etwa vom Auslande her, sondern inmitten seines Volkes später die Erklärung seiner Abdankung abgegeben hat. Mögen die Gegner des Fürsten immerhin betonen, daß derselbe in theatralischer Weise sich einen „guten Abgang" sichern wollte, so braucht doch bloß auf die Gefahren hingewiesen zu werden, denen er sich durch seine Rückkehr aussetzte, um zu zeigen, wie Fürst Alexander, eine sympathische, ritterliche Gestalt, sich lediglich durch seine Pflichttreue und seine männliche Entschlossenheit leiten ließ. Am 7. September reiste Fürst Alexander von Sofia ab, nachdem er den Vertretern der fremden Mächte erklärt hatte, er wäre in das Land zurückgekehrt, um dasselbe an hellem Tage mit seiner eigenen freien Zustimmung und nicht wie ein Uebelthäter zu verlassen. Der Verzicht auf den bulgarischen Thron ist ebenfalls vom 7. September datirt; in dieser Erklärung ernannte Fürst Alexander zugleich die Regentschaft. So war ihm wenigstens beschieden, unversehrt in seine deutsche Heimath zurückzukehren; vielleicht bietet sich ihm dort noch Gelegenheit, seine hervorragenden Eigenschaften, wenn auch nicht als regierender Fürst, doch zum Nutzen seines Vaterlandes, sobald ihn dasselbe ruft, zu verwerthen. Jedenfalls wird er ebenso, wie jüngst von der weit überwiegenden Mehrheit seiner Unterthanen, auch von seinen Landsleuten im Norden und im Süden Deutschlands mit offenen Armen empfangen.

Der am 2. September in der Hauptstadt Ungarns gefeierte zweihundertjährige Gedenktag der Befreiung Ofens vom Türkenjoche bietet auch im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge in Bulgarien Anlaß zu interessanten historischen Parallelen. Erscheint doch zunächst bemerkenswerth, wie heute gerade die Ungarn den Zerfall der Türkei, welcher an erster Stelle einen Machtzuwachs Rußlands bedeuten würde, bei ihren Antipathien gegen das letztere am wenigsten wünschen. Andrerseits gelangten bei den Festlichkeiten in Pest die innigen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland zum erfreulichen Ausdrucke. Während von ungarischer Seite Kaiser Wilhelm, der „glorreiche Alliirte", als Friedensfürst in begeisterten Worten gefeiert wurde, wies der Chef der deutschen Militär-Deputation, General-Lieutenant von Schlichting, auf die treue Waffenbrüderschaft hin, welche die Truppen des Kurfürsten von Brandenburg vor zwei Jahrhunderten aus Anlaß der Befreiung Ofens mit dem österreichischen Heere und den Ungarn verband. Wie in Oesterreich-Ungarn werden auch im gesammten Deutschland die Worte des preußischen Generals einen Widerhall finden: „Sie sehen, daß auch in den Blättern unserer Kriegsgeschichte die Thaten fortleben, deren Erfolge Sie heute feiern. In diesem Sinne darf der Soldat von einer Blutsverwandtschaft reden, welche gemeinsam bestandene blutige Kämpfe verleihen. Große, mächtige, selbständige Staaten sind aus jenen alten Bundesschaaren im Laufe der Jahrhunderte emporgewachsen, unvergessen sei ihnen die alte Waffenbrüderschaft." Die herzliche Aufnahme, welche die Vertreter der deutschen Armee in der Hauptstadt Ungarns gefunden haben, läßt zugleich hoffen, daß einige Trübungen in den Beziehungen der beiden Nationen bald völlig geschwunden sein werden. Möge insbesondere die ungarische Bevölkerung den Deutschen in ihrer Mitte um so mehr Schonung angedeihen lassen, als die Feier in Pest daran erinnern mußte, wie in der Stunde der Gefahr Ungarn auf die thatkräftige Unterstützung Deutschlands vertrauen darf!

Literarische Rundschau.

Zeller's „Friedrich der Große als Philosoph".

Friedrich der Große als Philosoph. Von Eduard Zeller. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

„Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen." Wahrlich, ein Wort zu seiner Zeit ist Zeller's Werk über den königlichen Weisen: und zwar nicht eben bloß darum, weil bei dem Erscheinen des Buches gerade ein Jahrhundert verflossen war, seit das strahlende Auge des Philosophen von Sanssouci gebrochen ist.

Zeller's Werk ist die erste eingehende Behandlung des Gegenstandes, welche die deutsche Literatur besitzt. Daß es mit der vollkommensten Beherrschung des weitzerstreuten Materials verfaßt ist, versteht sich bei dem berühmten Autor von selbst. Es wendet sich nicht nur an die Gelehrten, sondern an alle Gebildeten, und ist mit wahrhaft jugendlicher Frische und Lebendigkeit und in einer, wir möchten sagen, liebenswürdigen Art und Weise geschrieben. So kann kein Zweifel sein, daß es in weiten Kreisen dankbare Leser finden wird.

Der einleitende Abschnitt, „Friedrich's Verhältniß zu gleichzeitigen und früheren Philosophen" erörternd, ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" wohlbekannt[1]). Die nächsten Capitel handeln über „Friedrich's Ansichten über die Hauptfragen der Philosophie": über das Dasein Gottes (welches der König nie bezweifelt hat), den Vorsehungsglauben (welchen er nicht theilte), Optimismus und Pessimismus, Materialismus, Unsterblichkeit (welche Friedrich nicht annahm), Willensfreiheit, und die Probleme der Moral. In dieser sah der große König den gesichertsten und wichtigsten Theil der Philosophie. Zeller spricht sodann über Friedrich's Lehren in Bezug auf den Staat: sein Verhältniß zu Macchiavelli, seine Ansichten über die natürliche Rechtsgleichheit der Menschen, den Staatsvertrag, die Pflichten der Bürger und der Fürsten („le prince n'est que le premier serviteur de l'État"), die Republik, die Englische Verfassung, Krieg und Frieden, innere und äußere Politik. In vielen Aeußerungen des Königs ist ein demokratischer Zug unverkennbar. „Es gibt kein Gefühl," erklärte er, „das mit unserm Sein unzertrennlicher verknüpft wäre, als das der Freiheit." — „Wahre Republikaner wird man nie überreden, sich einen Herrn zu geben, und wäre er auch noch so gut; sie werden immer sagen, es sei besser, von den Gesetzen abzuhängen, als von der Laune eines Einzelnen." — „Die Monarchien erreichen ihren Höhepunkt langsamer als die Republiken, und behaupten sich weniger lange auf demselben. Denn wenn auch ein gut verwaltetes Königreich die beste Staatsform ist, so sind doch die Könige sterblich, gute Gesetze unsterblich." In Monarchien komme es

---

[1]) Man vergl. das Septemberheft des vorigen Jahrgangs, Bd. XLIV, S. 336 ff.

vor, „daß auf einen ehrgeizigen Fürsten ein unthätiger folgt, auf diesen ein bigotter, dann nach einander ein kriegerischer, ein gelehrter, ein ausschweifender.“

Ein ferneres Capitel — welches man jetzt mit ganz eigenem Interesse lesen wird — hat „Friedrich's Stellung zur Religion“ zum Gegenstande: seine Lossagung von jedem Kirchenglauben, seine Ansichten über die Entstehung der Religion, das Christenthum, die Unvertilgbarkeit des Aberglaubens, Protestantismus und Katholicismus, seine Toleranz, seine Kirchenpolitik. Kein anderer Fürst wohl hat sich über die positiven Religionen so verwerfend ausgesprochen, wie Friedrich der Große. Furcht und Unwissenheit und der Reiz des Wunderbaren einerseits und Eigennutz und Schlauheit andererseits, das sind, ihm zufolge, ihre Quellen. Keine der positiven Religionen sei ohne ungereimte Fabeln, lächerliche Feste und abgeschmackte Gebräuche. Christi Religion war ein reiner Gottesglaube mit einer erhabenen Moral; aber das heutige Christenthum, und schon das des dritten Jahrhunderts, darf damit nicht verwechselt werden. „In den Monaten, während deren der König im Feldlager von Schweidnitz Fleury's Kirchengeschichte studirte, begleitete er jeden Band dieses Werkes in seinen Briefen an d'Argens und seinen an Catt gerichteten Versen immer aufs Neue mit dem Ausdruck seines Staunens über den Unsinn der Dogmen, die im Laufe der Zeit der einfachen Lehre Jesu beigefügt, seines Entsetzens über die Greuel, die im Namen dieses Predigers einer reinen Moral verübt wurden; wenn er sich die Mittel vergegenwärtigt, welchen das Christenthum seine Verbreitung, der Clerus seine Herrschaft zu danken hat, erscheint es ihm unbegreiflich, daß man für ein Werk Gottes halten könne, was so augenscheinlich das Werk der Menschen, ja großentheils das der Gewalt und des Betruges sei; und wenn er bedenkt, wie viel Unglück die Herrschsucht, die Gewinnsucht, die Streitsucht, die Unduldsamkeit, der Fanatismus der Priester und der Theologen über die Menschheit gebracht hat, bricht er in Anklagen aus, deren leidenschaftlicher Schwung an die berühmten Verse erinnert, die sein Lieblingsdichter Lucrez dem Aberglauben der Volksreligion entgegenschleudert, und in denen er Epikur als den Ueberwinder dieses Ungeheuers gefeiert hat.“ Friedrich verfaßte einen Auszug aus Fleury's Kirchengeschichte. Der Papst ließ denselben verbrennen. Der König aber nannte diesen, in einem Schreiben an die Herzogin von Gotha, „den Betrüger der Betrüger“. Er wünschte der „Hyder des Papstthums“ die Köpfe zertreten zu können. Das hinderte ihn aber nicht, seinen katholischen Unterthanen volle Glaubensfreiheit zu sichern. „Hier muß jeder nach seiner Façon selig werden.“

Das letzte Capitel (vor dem die Darstellung beschließenden „Rückblick“ und den, mehr als hundert Seiten einnehmenden, inhaltreichen und interessanten Anmerkungen) behandelt „Friedrich's Ansichten über Unterricht und Erziehung“. Nichts ist nach der Ansicht des großen Königs „verkehrter, als die Meinung, ein unwissendes und dummes Volk sei leichter zu regieren als ein aufgeklärtes.“ Er sieht daher die Bildung des Volkes als eine Hauptsorge jeder vernünftigen Regierung an. Der Zustand des öffentlichen Unterrichts seiner Zeit findet nun aber nicht seinen Beifall. Er tadelt an den Gymnasien, „daß sie sich damit begnügen, das Gedächtniß ihrer Schüler mit Kenntnissen anzufüllen, das Wichtigste dagegen, die Gewöhnung an eigenes Denken, die Ausbildung des Urtheils, die Erhebung des Geistes und die Veredlung der Gesinnung, zu wenig ins Auge zu fassen, und daß infolge davon die jungen Leute das, was sie in der Schule gelernt haben, beim Abgang von derselben sofort wieder zu vergessen pflegen.“ Sein eigenstes Werk war die Berliner Ritterakademie. Diese Anstalt war „für die Erziehung und den Unterricht von Söhnen aus adligen Häusern bestimmt, welche später in die Armee oder den Staatsdienst einzutreten beabsichtigten.“ Der Lehrplan derselben umfaßte Lateinisch, Französisch, Religion, Logik, Rhetorik und Grammatik, Geschichte und Geographie, Mathematik, Metaphysik, Moral und Rechtslehre. Für den Gebrauch der Ritterakademie verfaßte der König selbst einen Katechismus der Moral. Das Lateinische (Griechisch war überhaupt ausgeschlossen), scheint nur eine untergeordnete Rolle gespielt zu haben, da die alten Redner und Dichter in französischen Uebersetzungen gelesen werden sollten. Zeller legt nun großen

Nachdruck darauf, daß Friedrich für die gewöhnlichen Gymnasien eine gründliche Kenntniß der alten Sprache forderte. Der Grund davon war, wie Zeller selbst anführt, der, daß „die classischen Studien uns den gleichen Dienst leisten sollen, den sie schon früher den Italienern, den Franzosen, den Engländern geleistet haben: unsere Schriftsteller und unser Volk sollen ihren Geschmack, ihre Sprache, ihren Stil durch sie bilden" Nur durch dieses Mittel könne unsere Literatur aus ihrer Verwahrlosung emporkommen, und sie werde es dadurch. „Nous aurons nos auteurs classiques," prophezeite der König; „chacun, pour en profiter, voudra les lire; nos voisins apprendront l'allemand; les cours le parleront avec délice; et il pourra arriver, que notre langue polie et perfectionnée s'étende, en faveur de nos bons écrivains, d'un bout de l'Europe à l'autre. Ces beaux jours de notre littérature ne sont pas encore venus; mais ils s'approchent. Je vous les annonce, ils vont paraître; je ne les verrai pas, mon âge interdit l'espérance. Je suis comme Moïse: je vois de loin la terre promise, mais je n'y entrerai pas." — „Wie tief beschämt nicht," sagt unser Philosoph, „dieser König, der keine Seite eines griechischen oder lateinischen Schriftstellers im Original gelesen, nur einen Theil derselben in französischen Uebersetzungen kennen gelernt hat, der auch unserer eigenen Nationalliteratur so fremd geblieben war, mit seinem Glauben an eine Wiedergeburt derselben durch das classische Alterthum diejenigen Schüler unserer humanistischen Lehranstalten, welche sich heutzutage gewaltsam die Augen zuhalten, um nicht zu sehen, wie glänzend die Entwicklung dieser Literatur seit einem Jahrhundert die Hoffnungen bestätigt hat, die er mit dem Blick eines Sehers erfaßte, wenn er auch über den Zeitpunkt ihrer Erfüllung sich geirrt hat!" Ob der utilitarische König, wenn er heut wiederkäme und mit einer deutschen Literatur vertraut würde, die den Vergleich mit der antiken nicht zu scheuen hat, nicht gerade auf *unsere* Seite treten würde? So werden vielleicht diejenigen fragen, welche die alten Sprachen nicht als die beste Grundlage des modernen höheren Unterrichts ansehen. Befahl doch der alte Fritz, daß jene Schüler, die einst hohe Staatsbeamte zu werden bestimmt waren, die alten Schriftsteller in der Uebersetzung lesen sollten, und sagte er doch: „Die Auctores classici müssen auch alle ins Deutsche übersetzt werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist; sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht."

Berlin. G. v. *Gizycki.*

ετ. **Bulgarien und Ostrumelien,** mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums von 1878 bis 1886, nebst militärischer Würdigung des serbisch-bulgarischen Krieges. Von Spiridion Gospewicz. Leipzig, B. Elischer. 1886.

Der Kampf der Bulgaren um ihre Nationaleinheit. Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885. Von A. von Huhn. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1886.

Demselben Gegenstande gewidmet und um dieselbe Zeit erscheinend, stellen die beiden vorgenannten Bücher rücksichtlich des Standpunkts und der Arbeitsmethode ihrer Verfasser vollendete Gegensätze dar. Herr Gospewicz ist Gegner des Fürsten Alexander, slawisch-montenegrinischer Agitator und Gelegenheitspolitiker, von Handwerk Raisonneur, der in alle Verhältnisse der Balkanhalbinsel eingeweiht zu sein glaubt; er behandelt Alles in der nämlichen saloppen Weise, spricht über Alles das letzte Wort, ist überall dabei gewesen und stellt die eigene Person allenthalben in den Mittelpunkt der Darstellung. Herr von Huhn stellt sich dagegen auf die Seite des Fürsten Alexander, beschränkt sein Urtheil wesentlich auf Dinge, die er selbst gesehen und gehört hat, gibt ziemlich genau an, was er nicht weiß und bleibt, wo immer möglich, bei der Sache. Von sich selbst redet der Berichterstatter der „Köln. Zeitg." so weit als nothwendig erscheint, um seine Legitimation zum Mitsprechen nachzuweisen, indem er auf die Rolle des in die orientalischen Geheimnisse eingeweihten Sehers ein für alle Mal verzichtet.

Der Leser wird sich danach selbst sagen können, welche der beiden Concurrenzschriften den glaubwürdigeren Eindruck macht und aus welcher mehr zu holen ist. — Bemerkt sei nur noch, daß Herr Gospewicz demselben Gegenstande über sechshundert Druckseiten gewidmet hat, welchen sein norddeutscher Mitbewerber auf wenig mehr als der halben Seitenzahl so weit zu bewältigen wußte, als für den Kreis seiner Leser erforderlich war.

ϱ. **The Statesman's Year-Book.** Statistical and historical annual of the States of the civilised world for the year 1886. Edited by J. Scott Keltie, librarian to the Royal Geographical Society. Twenty-third annual publication. Revised after official returns. London, Macmillan & Co. 1886.

Ein treffliches Hand- und Nachschlagebuch, dessen praktische Brauchbarkeit sich in dreiundzwanzigjährigem regelmäßigen Erscheinen für England bewährt und erhöht hat; doch auch dem continentalen, in specie deutschen Politiker zu empfehlen, bei welch' letzterem es durch sein Goethe'sches Motto: „Man sagt oft: Zahlen regieren die Welt. Das aber ist gewiß, Zahlen zeigen, wie sie regiert wird" sich noch besonders wohl einführt. Aber es hätte dieses Actes internationaler Höflichkeit nicht einmal bedurft, um dem englischen Werke unsere gute Meinung zu sichern; es ist von einem staunenswerthen Reichthum des statistischen Materials, äußerst exact in all seinen Angaben (wie man controlliren kann, wenn man z. B. die betr. Abschnitte über das Deutsche Reich vergleicht) und enthält selbstverständlich über weite und wichtige Strecken politischen Gebietes, namentlich das britische Reich und seinen Colonialbesitz, ausführlichere Information, als man in einem ähnlichen Compendium deutscher Provenienz finden würde. Dazu kommt, außer einem sehr übersichtlichen Inhaltsverzeichniß, ein sorgfältig gearbeitetes Register und, für jedes Land, ein alles Hauptsächliche berücksichtigender Nachweis der literarischen Hilfsmittel (statistical and other books of reference), so daß, was Planmäßigkeit der Anlage, Tüchtigkeit der Durchführung, innere Vollständigkeit und — last not least! — Solidität der Ausstattung anbetrifft, dieses „Statesman's Year-Book" von wenigen Publicationen verwandter Art erreicht und sicherlich von keiner übertroffen wird.

ϱ. **Friedrich der Große.** Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. Zwei Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1886.

Von den mannigfachen Gaben populärer Art, welche wir der Erinnerung an den hundertjährigen Sterbetag des großen Königs verdanken, verdient dieses Werk in erster Reihe genannt zu werden. Es macht nicht den Anspruch, die Geschichte desselben durch selbständige Forschung zu bereichern; aber die Masse des Bekannten ist so groß und für denjenigen, der kein Specialstudium daraus macht, unübersehbar; die Werke des Königs selbst und sein Briefwechsel, zusammen mit Dem, was sonst an beglaubigtem Material vorhanden ist, bilden eine Bibliothek von solchem Umfang, daß ein zuverlässiger Auszug aus derselben sicher als ein sehr nützliches Hilfsmittel begrüßt werden darf, besonders wenn er, wie hier der Fall, chronologisch geordnet und mit einem vortrefflichen Register versehen, sich zu einer Biographie des Königs gestaltet, die gleichsam in seinen eigenen und seiner Zeitgenossen Worten erzählt ist. Eine schwierige, aber wohl durchgeführte Arbeit liegt in diesen beiden starken Bänden von weit über tausend Seiten vor, wenn man bedenkt, was es heißen will, nur die Auswahl von Friedrich's Briefen, die sich in der von der Berliner Akademie veranstalteten Ausgabe auf 4469 beläuft, und seiner Depeschen, die bis in das erste Jahr des siebenjährigen Krieges 8274 Stück umfaßt, zu dem angedeuteten Zweck gelesen und unter dem leitenden Gesichtspunkt excerpirt zu haben! Dazu kommen dann noch die übrigen Schriften in Vers und Prosa von Friedrich und die der Zeitgenossen über ihn, die Fülle der an unzähligen Stellen verstreuten Aussprüche und Anecdoten, so weit sie irgend als authentisch gelten können, der persönlichen Erinnerungen und endlich der Ueberlieferung, die, wenn sie keinen anderen Werth hat, uns doch zeigt, wie man unmittelbar nach des Königs Tod über ihn dachte. Es ist nicht Geschichte im strengeren Sinne des Wortes, die wir hier empfangen; aber ein sehr schätzbarer Beitrag zu derselben, in welcher wir den König von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr seines Lebens begleiten; ein Buch, höchst lohnend für den Leser, der sich zugleich unterhalten und belehren will, aber

eines, das auch zum Nachschlagen und raschen Auffinden von Thatsachen seine guten Dienste thun wird.

ρ. **Friedrich Wilhelm II.** Eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung von Dr. Paulus Cassel. Gotha, F. A. Perthes. 1886.

Es ist der ausgesprochene Zweck dieser Schrift, eine „aus wissenschaftlichem Material" aufgebaute Apologie des Königs zu versuchen, „den Franzosen und Pharisäer verleumdet haben". Wir wissen nicht, zu welcher von diesen beiden Kategorien der geehrte Herr Verfasser den derben, aber ehrlichen Chr. Fr. Schlosser rechnet, der so ziemlich das Schärfste sagt von Allem, was über Friedrich Wilhelm II. gesagt worden ist. Aber selbst der sehr gemäßigte Pierson, der als Preuße und für preußische Schulen schreibt, ist in seinem Urtheil nicht viel glimpflicher. Wiewohl Dr. Cassel mit großem Eifer und vielseitiger Belesenheit an sein Werk geht, so fürchten wir doch, daß es ein verlorenes Bemühen sein wird, diesen König von dem freizusprechen, was in der gelinden Sprache Ranke's immer noch „Verbindung schwärmerischer Anwandlungen mit sinnlichen Gelüsten" heißt. Den letzteren Makel entschuldigt Dr. Cassel damit, daß die Könige von Preußen jeder ihr besonderes Kollegium gehabt hätten: der erste ein trinkendes und rauchendes, der zweite ein philosophisches und schnupfendes, dieser ein galantes. „Der erste hatte seine Krieger und Hofnarren, der zweite seine Franzosen, der dritte Frauen um sich. Ob er dem Lande dadurch so viel geschadet, wie der alte Fritz durch Voltaire, möchte ich durchaus bezweifeln." (5, 62.) Wir unsererseits möchten durchaus bezweifeln, daß man von einer solchen Apologie sagen könne, sie sei aus „wissenschaftlichem Material aufgebaut". Und wenn Dr. Cassel sich noch auf die Defensive beschränkt hätte, wenn er nur nicht aggressiv vorgegangen wäre, indem er das Religionsedict als etwas Großes, Heilsames und Erfrischendes darstellt, dasselbe Religionsedict, ausdrücklich erlassen, damit der „Zügellosigkeit der Sitten, so viel an Uns ist, Einhalt geschehe", von einem Könige, welcher — doch Dr. Cassel sagt es ja: „wenn der König von solcher Leidenschaft für die Frauen ergriffen war — durfte er dann kein Religionsedict geben?" (S. 91) Dies mag man auch „wissenschaftliches Material" nennen, wenn man will; wie denn auch weiterhin Alles, was Dr. Cassel von dem französischen Feldzug und dem Baseler Frieden in einem apologetischen Sinne sagt, ungefähr denselben Werth hat. Im Grunde reducirt sich also seine „politische und kirchliche Erinnerung" darauf, daß Friedrich Wilhelm II. von Herzen ein guter, aber schwacher Mann gewesen sei, was Niemand bestreitet; und daß er in gewissen Zügen dem alten Fritz ähnlicher gewesen, als er schien, nämlich: „er musicirte gern und spielte das Cello meisterhaft. Er hatte wie jener gern, daß ihn Hunde auf seinen Spaziergängen begleiteten. Er las auch gern französische Bücher." (S. 141). C'est tout! — Dennoch empfehlen wir das Schriftchen der Beachtung unserer Leser; es ist mehr im Tone des Predigers, als in dem des Geschichtsschreibers gehalten und nicht ganz frei von Incorrectheiten des Stils; aber wie Alles, was wir von Dr. Cassel kennen, regt es an, wenn auch nur — zum Widerspruch. Für den Wiederabdruck des Religionsedicts im Anhange sind wir ihm besonders dankbar, da dies Actenstück in seinem vollen Wortlaute sonst nicht überall zugänglich. —

ρ. **Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Bd. XII—XIV. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1885—86.

Seit unsrer letzten Notiz hat Brockhaus' Conversations-Lexikon tüchtige Fortschritte gemacht, und nur noch zwei Bände, so wird es vollendet und für Jahre hinaus eines unsrer besten, gediegensten und zuverlässigsten Hilfsbücher sein. Die Sorgfalt und Umsicht, mit der diese neue Auflage begonnen wurde, ist durch alle folgenden Bände die gleiche geblieben; und wie bedeutend die Verbesserung und Erweiterung derselben gegen die frühere, geht beispielsweise daraus hervor, daß der vierzehnte Band in der dreizehnten Auflage 6425 Artikel enthält gegen 2248 in der zwölften. Aber nicht nur die Zahl, auch der Inhalt der einzelnen Artikel hat eine wesentliche Bereicherung erfahren und namentlich ist auf den Gebieten der Staatengeschichte und Statistik jeder Gegenstand bis auf das jüngste Datum fortgeführt worden. Der serbisch-bulgarische Krieg von 1885 hat hier bereits eine eingehende Darstellung, die sich auf das sicherste Material stützt, gefunden. Artikel wie die Samoa-Inseln, die St. Gotthardbahn, Deutsche Seewarte und Deutscher Schulverein knüpfen ebenfalls unmittelbar an die Interessen der Gegenwart an, während sich aus der Reihe zeitgenössischer Biographien die von Sagasta, Lord Salisbury, Victor von Scheffel, Schliemann und Schweinfurth besonders hervorheben. Der vortrefflichen Ausstattung in Druck und Papier haben wir schon mehrfach rühmend gedacht; eine Fülle sauber ausgeführter Karten und, zum Theil, farbiger Tafeln findet sich auch in den vorliegenden Bänden, darunter manche, wie z. B. die polychromen Ornamente im zwölften Bande von wirklicher Schönheit. Das Werk, indem es den Traditionen der Firma treu geblieben ist, hat es doch zugleich verstanden, sich im Geiste der Zeit weiterzubilden, so daß es mit seinen eigenartigen Vorzügen einen Platz behauptet, der vor jeder Concurrenz gesichert scheint.

γλ. **Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie** von Dr. J. H. von Mädler. Achte Auflage von Dr. Hermann J. Klein. Straßburg R. Schultz u. Co., 1885.

Ein wissenschaftliches Buch, das in der achten Auflage erscheint, documentirt seinen Werth fast schon allein durch diese Thatsache. Seit beinahe einem halben Jahrhundert hat sich das Mädler'sche Werk mit Recht die Gunst des Publicums erhalten, weil es den schwierigen Gegenstand der Himmelskunde in elementarer Weise meisterhaft darlegt. Mathematische Vorkenntnisse werden nur wenig verlangt, viel weniger jedenfalls als ein Gymnasialabiturient

haben mag. Aehnlich steht es mit der physikalischen Vorbildung. Nur Weniges, wie die Kenntniß der allgemeinen Einrichtung des Fernrohres, wird als unbedingt vorhanden angenommen. Der neue Bearbeiter, Dr. Hermann J. Klein, hat es vortrefflich verstanden, das Werk auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, ohne ihm die Originalität der Mädler'schen Darstellungsweise zu rauben. Die Abschnitte über die Sonne und die Kometen mußten wesentlich verändert werden. Ein Abschnitt über die Sternschnuppen, deren Kenntniß durch Schiaparelli's Forschungen gegen früher so sehr erweitert ist, wurde neu eingeschoben. Das Buch, zu welchem ein ausgezeichneter Atlas gehört, wird auch in seiner jetzigen Gestalt allen Liebhabern der Astronomie ein bewährter Lehrer und Führer sein.

ε. **Das Gräberfeld von Hallstatt.** Anläßlich eines Besuches daselbst von A. B. Meyer. Mit 3 Lichtdrucktafeln. Dresden, Wilhelm Hoffmann. 1885.

Diese Gelegenheitsschrift gibt mehr als ihr Titel vermuthen läßt. Der Verfasser sagt einleitend, er bezwecke besonders seiner Ueberzeugung, daß die Ausgrabungen in Hallstatt noch nicht als beendet anzusehen seien, Ausdruck zu geben. Bekanntlich wurden die Hallstätter Salzlagerstätten schon von den Kelten ausgebeutet, deren dortige Siedelungen man meist in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends nach Chr. bis gegen die Periode der Römerherrschaft setzt. Die prachtvollen, besonders bronzenen Funde aus ihren Gräbern, welche auf der Höhe, ca. 1000 Fuß über dem Seespiegel und oberhalb des jetzigen Salinenstädtchens liegen, und seit den vierziger Jahren ausgebeutet wurden, bilden mit ihren großen Eimern, Gürteln, Schwertern, Gewandnadeln u. dgl. m. eine Hauptzierde des Wiener Antiken-Cabinets, dessen Director v. Sacken im Jahre 1867 ein grundlegendes Werk über das „Grabfeld von Hallstatt" veröffentlicht hat. Diese Hallstätter Funde sind von einer solchen Schönheit, sie treten in so großer Menge dort auf und tragen ein so charakteristisches Gepräge, daß eine ganze prähistorische Periode nach ihnen den Namen der „Hallstätter Periode" erhalten hat, deren Erzeugnisse man von Italien bis Skandinavien verbreitet findet. Sie wurden nach Hallstatt zum Theil vom Süden importirt und sind zum Theil an Ort und Stelle fabricirt worden. Auch im Linzer Museum befinden sich nach Meyer große Schätze aus Hallstatt selbst von über hundert Gräbern.

Eingangs der anregenden Meyer'schen Schrift finden wir die seit Sacken's Werk über Hallstatt erschienenen Arbeiten zusammengestellt, und der Verfasser versucht dann auf Grund der Zahl der aufgefundenen Gräber in scharfsinniger Weise einen Anhaltspunkt für die Dauer der Besiedelung Hallstatts seitens der Kelten zu gewinnen, da über diese Dauer die Meinungen der Gelehrten ganz außerordentlich auseinandergehen, indem Einige meinen, sie erstrecke sich über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren. Die Zahl der aufgedeckten Gräber nach dem vorhandenen actenmäßigen Material und nach den in Museen zerstreuten Fundobjecten zu eruiren ist schwierig. Meyer kommt nach sorgfältigen Zusammenstellungen auf die Zahl von circa 1859, während v. Hochstetter noch circa 3000 annahm. Meyer meint, daß, wenn man die hohe Schätzung von 3000 Begrabenen als Basis nehme, so resultire bei einer Bevölkerungszahl von 1000 eine Dauer von 120 Jahren, bei 500 von 240, bei 250 von 500 Jahren, und er sieht sich auf Grund dieser Betrachtung veranlaßt, der Besiedelung keine so lange Dauer zu vindiciren; er will jedoch durch seine Berechnungen nur zu gründlicheren Forschungen nach dieser Richtung hin anregen. Die Begehung des ganzen Gräberfeldes ergab noch viel undurchforschtes Terrain, so daß weitere Schürfungen erst darüber Sicherheit zu bringen haben werden, wie weit die Fundstätte erschöpft ist.

Eine interessante Studie hängt Meyer seinem Schriftchen an bezüglich der Herkunft des massenhaft als Schmuck in Hallstatt gefundenen Bernsteins, welcher in Tausenden von Perlen in über dreihundert Gräbern vorkam. Die von ihm veranlaßte chemische Analyse desselben ergab Uebereinstimmung mit dem Bernstein der Ostsee, so daß die Ansicht, daß Handelsbeziehungen diesen Bernstein vom Norden brachten, gerechtfertigt erscheint; nichtsdestoweniger ventilirt der Verfasser die wohl aufzuwerfende Frage, ob der Bernstein nicht trotzdem aus Italien oder von localen, Hallstatt näheren Fundstellen stammen könne.

Zwei Tafeln in Lichtdruck geben in Naturgröße prachtvolle Objecte des Linzer Museums wieder: eine über 30 cm große bronzene Gewandnadel mit Kettenbehang und einen Dolch mit eigenthümlichem Bronzegriff und Eisenklinge; es ziert ferner eine landschaftliche Ansicht des Gräberfeldes selbst, die erste überhaupt, welche von diesem veröffentlicht wird, die anregende und geschmackvoll ausgestattete kleine Schrift, welche wir allen Freunden der Alterthumskunde warm empfehlen.

σr. **Die Venetianer.** Geschichte und Privatleben. Von der Gründung bis zum Verfall der Republik. Von P. G. Molmenti. Uebersetzt von M. Bernardi. Hamburg, J. F. Richter. 1886.

Dieses Werk ist die Uebersetzung der 1880 in Turin erschienenen Storia di Venezia nella vita privata von dem Rechtsanwalte P. G. Molmenti in Venedig, welcher von dem Reale Instituto Veneto di scienze ed lettere der von einem Privatmanne ausgesetzte Preis von 3000 Fr. zuerkannt worden ist. Hätten wir im Collegium der Preisrichter gesessen, so würden wir wahrscheinlich nicht für die Krönung des Werkes votirt haben, glauben aber doch unsern Lesern das Buch empfehlen zu dürfen. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich leicht. Wir besitzen bekanntlich noch keine Geschichte von Venedig, welche den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft genügt. Das Werk von Daru ist ganz veraltet; das beste ist noch das von Romanin, obwohl es in seinen älteren Partien auch nicht genügt. Die Behandlung, welche Gfrörer der ältesten Geschichte von Venedig hat

zu Theil werden lassen, krankt an denselben Fehlern, die alle Arbeiten dieses Gelehrten auszeichnen. Die gewagtesten Hypothesen werden mit einer Sicherheit vorgetragen, welche im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Begründung stehen. Es ist sehr begreiflich, warum die heutige Wissenschaft noch relativ so wenig für eine Gesammtgeschichte Venedigs geleistet hat. Man darf sagen, die Armuth und der Reichthum des Quellenmaterials haben gleichzeitig davon abgeschreckt. Denn für die älteste Zeit sind wir relativ schlecht unterrichtet, obwohl die Gründung der Stadt in ganz historische Zeit fällt; für die späteren Jahrhunderte des Glanzes der Stadt liegt dagegen so überreiches Material gedruckt und ungedruckt vor, daß Jeder, der einmal sich um dasselbe bekümmert und nur das große Archiv bei den Frari gesehen hat, vor einer quellenmäßigen Behandlung der Geschichte dieser einzigen Stadt zurückbeben wird. Wie es denn immer bei einer solchen Sachlage zu geschehen pflegt, hat man die Geschichte Venedigs an verschiedenen Stellen je nach subjectivem Bedürfnisse in Angriff genommen und ist auch dahin gekommen, die ältesten Quellen derselben kritisch zu bearbeiten. Der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung, L. von Ranke, welcher dem Staatsarchive von Venedig so viele neue Aufschlüsse für die Geschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts entnommen, hat bekanntlich seine Dankbarkeit für das hier Gewonnene durch zwei glänzende Arbeiten abgetragen, welche den 42. Band seiner Werke füllen. Er sagt in dem Vorworte zu ihm, er habe sich selbst einmal vorübergehend mit dem Gedanken getragen, eine Geschichte Venedigs zu schreiben, sei aber von der Ausführung weit entfernt geblieben; hätte er diese Absicht ausgeführt, so würden wir sicherlich hier nicht die Klagen zu wiederholen haben, welche jetzt noch berechtigt sind und bei der Lectüre des vorliegenden Buches sich von selbst aufdrängen.

Die Aufgabe Molmenti's war eine Culturgeschichte Venedigs, oder vielleicht richtiger gesagt: eine Geschichte der venetianischen Gesellschaft zu schreiben. Das hätte natürlich nur in der richtigen Weise geschehen können, wenn die äußere politische Geschichte der Stadt und ihres Staates sammt ihrer Verfassungsgeschichte durchaus festgestellt war. Da dieses aber nicht der Fall ist, so mußte das Buch, der festen Grundlage und Voraussetzung beraubt, etwas Schwankendes erhalten, es mußte die äußere Geschichte und die Verfassungsgeschichte mit verarbeiten und dadurch der Geschichte der Gesellschaft Abbruch thun. Eine etwas unklare Fassung der Preisaufgabe, die vielleicht von dem Gefühle ausging, daß die Grundvoraussetzungen einer wissenschaftlichen Geschichte der venetianischen Gesellschaft noch fehlen, hat vielleicht dann noch dazu mitgewirkt, Molmenti in die Richtung zu drängen, in der er seine Aufgabe zu lösen unternommen hat. Daß er derselben durch Combination von verschiedenen Aufgaben gerecht zu werden versucht hat, macht dieselbe wissenschaftlich nicht besser, sie gibt aber dem größeren lesenden Publicum Gelegenheit, sich über die Geschichte Venedigs nach verschiedenen Seiten hin zu unterrichten und ist deshalb namentlich den vielen Reisenden, welche die Lagunenstadt jährlich zu besuchen pflegen und ein reges Interesse an dieser merkwürdigen Stadt mitbringen oder von dem Anblicke so vieler vergangenen und vergehenden Herrlichkeit eingeprägt erhalten, zur Lectüre wohl zu empfehlen. Wünschenswerth wäre es allerdings gewesen, daß die Uebersetzung correcter gedruckt worden wäre. Man ist manchmal versucht zu glauben, es läge hier Unwissenheit vor, da namentlich seltenere Wörter und Eigennamen entstellt sind: Cassiadorus, Codex Diptomalicus u. s. w. Doch wollen wir das zu Ehren des Uebersetzers, dessen Name uns schon wiederholt bei Uebertragungen aus dem Italienischen begegnet ist, nicht anrechnen.

Sollte es aber Herrn Molmenti gefallen, sein Werk, das auch ins Französische übersetzt ist, neu herauszugeben, so möchten wir ihm rathen, namentlich die Einleitung neu zu bearbeiten. Denn es dürfte nicht schwer sein, die Vorgeschichte des Gebietes zwischen der Pomündung und dem Tagliamento zu greifbarerer und klarerer Anschauung zu bringen, als es ihm bisher gelungen ist. Manche seiner Leser dürfte das erste Capitel zu Ungunsten des Uebrigen abschrecken. Deshalb aber schreibt man doch keine Einleitung.

γϱ. **University of Michigan.** Philosophical Papers. Firth Series, No. 2. Goethe and the Conduct of life. By Calvin Thomas, A. M. Ann Arbor, Ardrews u. Witherby, 1886.

Wir weisen auf dieses kleine Heft hin, weil es in erfreulicher Art zeigt, wie Amerika beginnt, Goethe sich zu eigen zu machen. Der große Strom gemeinsamer Denkungsart, der die Völker, in deren Adern germanisches Blut fließt, verbindet, tritt immer freier heute hervor und durchbricht alle die Hindernisse, die, aus politischen und materiellen Interessen zusammengehäuft, sich ihm entgegenstemmen. Es ist eine Freude, das zu erleben. Zuerst wird gezeigt, mit welchen Vorurtheilen man bis vor kurzem Goethe in Amerika kühl kritisirte: wie man ihn entweder heftig angriff oder ihn lau vertheidigte, während man ihn jetzt eifrig studirt. Auf wenigen, aber höchst sorgfältig redigirten Blättern gibt der Verfasser, Professor der deutschen Sprache und des Sanskrit an der Universität Michigan, sodann eine Darlegung dessen, was er Goethe's ethisches Glaubensbekenntniß nennt. Mit dem praktischen Sinne des Amerikaners betrachtet er Goethe auf das hin, was ihm, Alles in Allem, in Betreff angewandter Lebenweisheit zu entnehmen sei und weiß den sittlichen Inhalt seiner Existenz und seiner Schriften in einer Reihe klargefaßter Sätze hinzustellen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annuaire de la Société française de Numismatique et d'Archéologie. 1886. Juillet—Août. Paris, au Siège de la Société de Numismatique.

Barre. — Novellen von Ernst Barre. Düsseldorf, L. Voß & Co. 1886.

Bericht über die Allgemeine Deutsche Ausstellung auf dem Gebiete der Hygiene und des Rettungswesens unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin. Berlin 1882—83. Mit Unterstützung des Kgl. Preussischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Herausgegeben von Dr. Paul Boerner in Berlin, und nach dessen Tode vollendet von H. Albrecht in Berlin. III. Band. Breslau, S. Schottländer. 1886.

Briefe von J. S. Turgéniew. Erste Sammlung (1840—1883). Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten" in St. Petersburg. Aus dem Russischen übersetzt und mit Einleitung versehen von Dr. Heinrich Ruhe. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1886.

Bulletin of the United States Geological Survey. 15—26. Washington, Government Printing Office. 1885.

Der nächste Feldzug. Antwortschreiben an Herrn L. Seguin. Rathenow, Max Babenzien.

Der rationelle Winkelquotient. 1886. Czernowitz, H. Czopp. 1886.

Deutsche Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Heft 5: Ueber den Einfluß des Waldes auf das Klima. Von C. F. Rey. Heft 6/7: Errichtet lateinlose Schulen! Von Gustav Holzmüller. Berlin, Carl Habel. 1886.

Ertl. — Liebesmärchen von Emil Ertl. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1886.

Fifth annual report of the United States Geological Survey to the Secretary of the Interior. 1883—84. By J. W. Powell. Washington, Government Printing Office. 1885.

Gewerbehalle. 1886. 9. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Haber. — Die Cavallerie des Deutschen Reiches. Geschichtliche Notizen; Stiftungstage der Regimenter rc.; Standarten, deren Beschreibungen u. Auszeichnungen, genaueste Angaben der Uniformen; Anciennetätsliste bis zum 28. Mai 1886 vom General-Feldmarschall bis einschließlich der Fähnriche, Aerzte und Zahlmeister; Gestütsverwaltungen und deren Bestände, Rennberichte. Bearbeitet v. R. v. Haber. Rathenow, Max Babenzien. 1886.

Hansen. — Wilhelm Hey, nach seinen eigenen Briefen u. Mittheilungen seiner Freunde dargestellt von Dr. Theod. Hansen. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Haushofer. — Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen von Max Haushofer. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1886.

Hinrichsen. — De Evers von Adolf Hinrichsen. Berlin, im Selbstverlage des Verfassers. 1887.

Hoff. — Darstellung unseres Militair-Gerichtswesens nebst einer Studie über die Nothwendigkeit einer Reform unserer Militair-Gerichts-Ordnung von H. von Hoff, Seconde-Lieutenant a. D. Rathenow, Max Babenzien. 1884.

Hogarth's Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von E. Chr. Lichtenberg. Revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. Dritte Aufl. Heft 17. Reudnitz bei Leipzig, A. H. Payne.

Kleinpaul. — Florenz in Wort und Bild. Geschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte. Von Rudolf Kleinpaul. 6/7. Lfg. Leipzig, Schmidt & Günther. 1886.

Klock. — Charlotte Oldenstätt. Kriminal-Novelle von Amanda Klock. Jena, Hermann Costenoble.

Könnecke. — Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Könnecke. 7. Lfg. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Lohmann. — Dramatische Werke von Peter Lohmann. Vierter Band: Gesangsdramen. Dritte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1886.

Löwen. — Natur und Sitte. Zwei Novellen von Eugen Löwen. Berlin, Bruer & Co. 1886.

Mackay. — Dichtungen von John Henry Mackay. München und Leipzig, Otto Heinrichs. 1886.

Meißner. — Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken von Alfred Meißner. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Monographes of the United States Geological Survey. Vol. IX: Brachiopoda and Lamellibranchiata of the Rarytan Clais and Greensand Marls of New Jersey. By Robert P. Whitfield. Washington, Government Printing Office. 1885.

Nietzsche. — Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Von Friedr. Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1886.

Prel. — Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Von Carl du Prel. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1886.

Roeber. — Kaiser Heinrich der Fünfte. Tragödie von Friedrich Roeber. Iserlohn, J. Baedeker. 1886.

Rönnefahrt. — Schiller's dramatisches Gedicht: Wallenstein. Aus seinem Inhalt erklärt von J. G. Rönnefahrt. Zweite Auflage. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1886.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Erste Serie. Heft 7: Die Photographie, ihre Geschichte und ihre Entwicklung. Von Wilhelm Schmidt. Heft 8: Altnordisches Kleinleben and die Renaissance. Von Dr. Wilhelm Goetz. Berlin, Carl Habel. 1886.

Schleiden. — Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Rudolph Schleiden. Mit dem Bildniß der Mutter des Verfassers in Heliogravüre. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1886.

Sinclair. — Humanitätsstudien. Von Thomas Sinclair. Aus dem Englischen übersetzt von Hans Schiffert Müller. Straßburg, Karl J. Trübner. 1886.

Schmidt. — Der Götterhimmel der Germanen. Von Ferdinand Schmidt. Wittenberg, R. Herrosé.

Schmidt's, Dr. Karl, Geschichte der Pädagogik. Dargestellt in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker. Vierte Auflage, auf Grund der neuesten Forschungen und Quellenstudien bearbeitet, vielfach vermehrt und verbessert von Dr. Friedrich Dittes und Dr. Emanuel Hannak. Erster Band: Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit. 1. Lfg. Cöthen, Paul Schettler's Verlag. 1886.

Schubin. — Gloria victis! Roman in vier Büchern von Ossip Schubin. Zweite Auflage. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Souvenir des 24. Gesangsfestes des Nordamerikanischen Sängerbundes, abgehalten vom 21.—25. Juli 1886 in Milwaukee, Wisc. Herausgegeben von dem Druck-Comité.

Steinhausen. — Die Kunst und die christliche Moral. Ein Beitrag über die Bedeutung der Kunst für das öffentliche Leben. Von Heinr. Steinhausen. Wittenberg, R. Herrosé. 1886.

Storm. — Vor Zeilen. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Trinius. — Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Erster Band. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1886.

Uebersichtskarte der überseeischen Postdampfschiffslinien im Weltpostverkehr unter Berücksichtigung der Postverbindungen nach den außereuropäischen Deutschen Consulatsorten. Nach dem Stande am 1. Juli 1886 Bearbeitet im Kursbureau des Deutschen Reichspostamts.
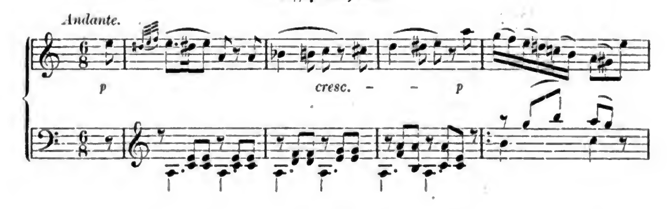
Wallner. — Das Buch der Gesellschaftsspiele: Gesellschaftsspiele im Zimmer wie im Freien, scherzhafte Vexier- und Räthselspiele und andere Belustigungen. Herausgegeben von Edmund Wallner. Vierte, bedeutend vermehrte Aufl. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Wolf. — Wallis und Chamonix. Von F. O. Wolf. Mit 7 Karten und 120 Illustrationen. Zürich, Orell Füßli & Co. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Etiquette.

Eine Rococo-Arabeske
von
Ossip Schubin.



I.

Die alten Götter sind todt — der Glaube ist verschwunden von der Welt.

Es ist nicht lange her, daß eine der Aufgeklärten bei einem Souper der alten blinden Doyenne französischer Blaustrümpfe, Madame Dudeffand, Voltaire verächtlich der Bigotterie geziehen hat, mit den Worten: „Ah c'est un dévot, c'est un déiste!"

Ja, die alten Götter sind todt, aber ein Fetisch ist übrig geblieben — ein Fetisch, dem die Besten und die Bösesten, die Klügsten und die Dümmsten fast mit derselben willigen Ergebenheit noch Blut und Glück und Selbstachtung opfern — die Etiquette!

Auch ihre Macht ist verringert; Tyrannin über die Tyrannen, ist ihr Ende nah. Wie soll sie weiter leben in diesem Jahrhundert der Willkür und der Laune! Die Stunde wird kommen, wo eine Königin selbst in kühnem Jugendübermuthe ihr die Waffen aus der Hand reißen und somit vollbringen wird, was der Dirne Du Barry nicht geglückt. Entwaffnet durch eine Königin, verhöhnt, verlacht und verspottet, wird sie zusammenbrechen zu Füßen eines Thrones, dessen letzte Stütze sie war.

Heute aber steht sie noch fest, wächst mit der Feierlichkeit der Sachlage. Sie hat ja immer viel zu schaffen gehabt, so einer der Großen dieser Welt im Sterben lag, wie es der Fall ist in der Zeit, da unsere Geschichte beginnt, Anfangs Mai anno domini 1774. —

Ludwig XV. — Ludwig „der Vielgeliebte“ — mit welch' grausamer Ironie der Name, den ihm vor nunmehr vollen dreißig Jahren sein ganzes, um sein Leben zitterndes Volk beigelegt, in sein verhaßtes Alter hineinklingt! — Ludwig der Vielgeliebte liegt im Sterben, und vieles Andere mit ihm.

Zwei Dinge hatten ihm sein Lebtag lang Angst eingeflößt — der Tod und die Hölle. Die geringste ernstliche Veränderung seines Gesundheitszustandes war stets mit einer großen Steigerung dieser Furcht verbunden, und mit einem dringenden Verlangen nach einem Seelsorger, weshalb auch Madame Du Barry, deren Macht über ihn zum guten Theil einem instinctiven Errathen und Ausnützen seiner Schwächen zuzuschreiben ist, da er am 28. April plötzlich in dem hübschen Königsspielzeug, dem kleinen Trianon, erkrankte, sein Unwohlsein als eine Bagatelle behandelnd, ihn bestimmen wollte, seine Genesung alldort abzuwarten.

Sie fühlte sich sicher in dem hübschen, ländlich einfachen Schlößchen, umgeben von dem ganzen Troß der Aiguillonisten, deren Werkzeug sie war, glaubte sich da geborgen vor den Eingriffen der königlichen Familie, vor den Intriguen der antiaiguillonistischen Partei, mit einem Wort, geborgen vor dem Seelsorger, der sie aus der Nähe des Königs verbannt hätte.

Ihre Geschichtskenntnisse reichten nicht weit zurück; aber bis zu den Augusttagen von 1744 — dem großen Duell zwischen der Herzogin von Chateauroux und dem Clerus von Frankreich am Krankenbett des Königs in Metz, reichten sie doch. Daß es ihr, Jeanne Bequs, der ehemaligen Protegee von Mademoiselle Frédéric besser ergehen sollte, als der schönsten, stolzesten Tochter aus dem Hause Nesle — das erwartete sie nicht.

Leider war's nicht lange möglich, den Zustand des Königs zu verheimlichen, denn dieser Zustand verschlimmerte sich binnen kurzer Frist. Der kühne und gewissenlose Herzog d'Aiguillon selbst war's, der schließlich der Favoritin den Rath ertheilte, mit ihrem Gebieter und Sklaven so rasch als möglich umzukehren nach Versailles. Immer gleich lenksam, fügte sie sich, brachte den König zurück in den großen, ungemüthlichen Palast, den officiellen Wohnsitz des Königthums, wo die Facultät augenblicklich mit allerhand reichlichen Aderlässen an ihm herum experimentirte, ohne viel heraus zu experimentiren, als — immer stärker auftretende Symptome der bösesten Blattern.

Kalt, grausam, unabweisbar trat der Sensenritter an das Lager des Fürsten und rief: „Komm', mach' Dich reisefertig!“

Aber sich reisefertig zu machen, war keine leichte Sache für einen Monarchen, dessen Angst vor der Hölle im Kampfe war mit seiner Liebe für Jeanne Bequs, Gräfin Du Barry.

Er hing mehr an ihr, als an allen ihren Vorgängerinnen, mehr als an der schwärmerischen Madame de Mailly und der pikanten Madame de Vintimille und der schönen, stolzen Chateauroux, mehr, hundertmal mehr als an der gelehrten, kalten, herrschsüchtigen Madame de Pompadour, deren irdischen Ueberresten er, da selbe an einem häßlichen Regentage das Schloß verließen, nichts als die Worte nachzurufen wußte: „Pauvre Marquise, elle a un bien mauvais temps!“

Es liegt etwas von supremster, ausgleichender Schicksalsironie in dieser Leidenschaft des hochmüthigsten aller Bourbonen für die Tochter des Pöbels — in dieser Demüthigung des gesalbten Hauptes vor der Hefe von Paris!

Vielleicht hatte er mitunter eine Ahnung davon, daß Jeanne Bequs in Versailles den Weg bahnte für die Fischweiber des vierten October. Aber: „Cela durera aussi longtemps que moi!“ — mit diesem Wort, das ein ebenso beredtes Zeugniß ablegt für seine fabelhafte Selbstsucht, als für seine erstaunliche Hellseherei — und mit dem er sich über alle Verdrießlichkeiten seiner Regierung hinwegsetzte, beruhigte er sich auch über die Bresche, die er in die Tradition gerissen durch die Einführung der Dirne an den Hof von Versailles.

Sie hatte die naive Gewissenlosigkeit einer Zigeunerin, sie kannte weder Haß noch Liebe, noch Reue oder religiöse Scrupel, oder irgend ein anderes von den sogenannten tieferen Gefühlen, welche das Herz schwer und die Seele dunkel machen; sie war unbedeutend, herzlich unbedeutend — aber eine ganz kleine, unbezahlbare Kunst verstand sie doch, und das war: die schwarzen Schmetterlinge aus des Königs Nähe zu verjagen.

Ihre lustigen Pariser Liedchen, ihre grisettische Ausgelassenheit, ja selbst ihre zischelnde Aussprache — Alles amüsirte ihn an ihr. Sein Lebenlang von der Langeweile Derer, die der Unterhaltung leben, verfolgt, liebte er in ihr die einzige Person, die es je vermocht hatte, mit dieser Langeweile fertig zu werden.

Er konnte sie nicht entbehren. Sie war gutmüthig und unerschrocken mit der Unerschrockenheit des Leichtsinns. Trotz der furchtbaren Ansteckungsgefahr wich sie nicht von seinem Lager, theilte sich nicht ohne einen gewissen Heldenmuth in seine Pflege mit seinen drei vernachlässigten Töchtern Mesdames Louise, Adelaide und Victoire, oder, wie er die armen, freudlos hinalternden Damen in einem Augenblick übermüthiger Laune, verächtlicher Zärtlichkeit benannt hatte: Chiffe, Coche, Graille.

Da, inmitten dieser gottlosen, jeder Religion vergessenden Zeit, entbrennt zwischen Aiguillonisten und Choiseulisten — zwischen der Partei kirchlicher und der der weltlichen Ambition, ein fanatischer Streit um das Seelenheil des Königs. Das Allerheiligste wird entwürdigt zum Zankapfel zwischen den Parteien. Hier verlangt, dort schnöde zurückgewiesen, irrt das Viaticum tagelang unstät durch die Corridore des Königsschlosses.

Das Viaticum oder die Du Barry! Es ist wie ein Kriegsruf, den sich die streitenden Parteien entgegen schreien. Und — o der widerspruchsvollen, gotteslästerlichen Zeit! — Die Choiseulisten, die Aufgeklärten sind es, welche dem Könige die Sterbesacramente aufdrängen — und die Aiguillonisten, die Jesuitenfreunde, halten die Thür seines Schlafgemaches zu! —

Dumpfe Echos des großen Streites dringen bis zu dem Sterbenden hinein. Das Viaticum oder die Du Barry? ... Hier die Absolution und das Paradies, ein vages Mysterium in einer Wolke von grauem Weihrauchduft — dort die schöne, verlockende Sünde in greifbarster Wirklichkeit. So lange er noch auf Genesung hofft, zögert er. Wie der große Constantin scheint auch Ludwig der Vielgeliebte der Ansicht gewesen zu sein, sich erst dann mit sühnender Buße zu beschäftigen, wenn er die Sünde nicht mehr genießen könne.

Aber sein Zustand verschlimmert sich täglich, ja stündlich — es steht schlecht um die Du Barry, schlecht um den König. Immer beängstigender umkreisen seine allen Feinde, die schwarzen Schmetterlinge, das gesalbte Haupt, und mit Angst und Schrecken merkt's die Du Barry, diesmal versagt ihre Kunst ihr den Dienst — sie kann nicht fertig werden mit ihnen, kann es nicht verhindern, daß sich inmitten der schwülen Niedergeschlagenheit seines Siechthums die Pein grauser Höllenangst immer dringender, immer folternder bei Ludwig meldet. Er, der sich nie aufzurichten vermocht an den tröstlichen Seiten der Religion — beugt sich zitternd ihren Schrecken!

Am vierten Mai nimmt der Kampf sein Ende. Ludwig selbst ist's, der die Favoritin bittet, sich in aller Stille zurück zu ziehen, „da es ihm unangenehm wäre, die leidigen Scenen von Metz sich noch einmal abspielen zu sehen“ — worauf er seinen Frieden schließt mit Gott — oder zum wenigsten mit der Kirche.

Die Du Barry, nur eine kurze Strecke entfernt, harrt noch immer auf einen Wink ihres Gebieters und hofft verzweifelnd, inbrünstig auf des Königs Genesung.

— — —

Sie ist die Einzige, die auf seine Genesung hofft, vielleicht die Einzige in seinem weiten Reich — im Uebrigen harrt ganz Frankreich nicht ohne Spannung, nicht ohne Ungeduld auf Ludwig des Vielgeliebten Tod.

Wie lange die Agonie dauert! Nimmt es denn noch kein Ende mit ihm?

— — —

Es ist der 10. Mai — der 10. Mai 1774 — der große Umschwung der Dinge rückt heran. Der König ist reisefertig, hat seinen Paß richtig erhalten von der allein seligmachenden Kirche, und auch Dauphin und Dauphine, Beide von dem verpesteten Krankengemach so weit getrennt als möglich, sind reisefertig — die Stallmeister und Postillone gestiefelt und gespornt, die Wagen in Bereitschaft, der Uebersiedelung harrend.

Die Schloßuhr hat Eins geschlagen. Bald grell, bald halb verschleiert scheint die Sonne zwischen zerstückten, schiefergrauen Windwolken heraus.

Im Schloßgarten von Versailles stand neben einem der großen verschnörkelten Bassins ein schlanker junger Mann und sah dem Getriebe des Wassers zu, das zwischen einer malerischen Verwicklung von Najaden und Dryaden mit kicherndem Muthwillen hervorplätscherte.

Es war der Vicomte de Letorière, genannt der „Bezaubernde — le charmant“. Um seine schwarzen Augen und seinen kecken, übermüthigen Mund zuckte ironischer Hochmuth, und in seiner Haltung verrieth sich die gewollte Gleichgültigkeit Derjenigen, die sich selber den Aerger über eine Niederlage wegleugnen.

Er war heute nach Versailles gekommen, um zu sehen, wie's mit dem König stehe, und hatte sich aus dem Schlosse zurückgezogen, weil er wußte, daß inmitten der den Todeskampf eines Monarchen begleitenden Spannung die Herren doch noch Zeit finden würden, ein bissiges Wort über die Schlappe fallen zu lassen, welche der Ehrgeiz des Vicomte de Letorière kürzlich erlitten hatte. Denn sein Ehrgeiz hatte eine Schlappe erlitten — alle Sophismen der Welt halfen ihm darüber nicht hinaus. Zum ersten Male, seit er als bettelarmer,

junger Provinzedelmann nach Paris gekommen, um Carrière zu machen, war es ihm nicht gelungen, ein sociales Hinderniß zu nehmen. Er hatte zurückweichen müssen vor der — Etiquette.

Die Sache verhielt sich so:

Lancelot Joseph le Provost du Vighan, Seigneur de Letorière, war ein armer Edelmann aus der Xaintonge. Er gehörte zu der zweiten Noblesse.

Als Ludwig XV. eines Tages seinen Rath M. Chérin gefragt, wer denn der hübsche junge Cavalier sei, den Niemand kenne und dem er seit einiger Zeit auf allen seinen Wegen begegne — ein gewisser M. de Letorière — da hatte M. Chérin mit dem Kopfe schüttelnd geantwortet: der junge Herr habe ihm zwar seine Papiere vorgelegt, aber es stünde damit so — so. Jedenfalls dürfte M. de Letorière Schwierigkeiten haben, zu Hof zu kommen, denn . . .

„Er ist charmant — ich will ihn bei Hof sehen, richten Sie sich danach. Geben Sie ihm den Titel eines Vicomte!“ schnitt der Monarch dem allzu gewissenhaften Adelsforscher das Wort ab.

Und M. Chérin richtete sich danach — der Vicomte de Letorière kam zu Hof.

In den Augen des Königs war er ein hübscher, amüsanter Mensch, den man gern um sich leiden und in Folge dessen, ohne viel an seine Geburt zu denken, mit Glücksgütern überschütten mochte.

In den Augen der Großen des Reichs, der Rohan und Clermont-Tonnerre, der La Tremouille und Montmorency, war er ein Parvenu, ein Glücksritter, der durch die Gunst der Frauen und die Laune des Königs eine sociale Höhe erklommen hatte, welche einzunehmen er nicht berechtigt war, und von welcher ihn herabzustürzen sie nur die erste vortheilhafte Gelegenheit abwarteten.

Ehren aller Art waren dem hübschen Letorière zu Theil geworden, wie noch keinem Menschen seiner geringen Herkunft. Was er jedoch nicht erreicht hatte, noch erreichen konnte, war das officielle Recht auf den persönlichen Verkehr mit dem Fürsten, das Recht, in seinem Schlafgemach seinem Lever und Debotter beizuwohnen. Daß dieses Recht zu besitzen in normalen Zeiten jedem wohlorganisirten Menschen ein erhebendes Bewußtsein bietet, wird Niemand ableugnen, der die Sache von einem objectiven Standpunkt ins Auge faßt; aber durch dieses Recht verurtheilt sein, in der nächsten Nähe eines Monarchen auszuharren, der an den schwarzen Blattern erkrankt ist, verringert um ein Beträchtliches die Annehmlichkeiten der Situation. In den Augen der Höflinge verminderte es diese Annehmlichkeiten dermaßen, daß anfänglich nicht wenige von ihnen Miene machten, zeitweilig auf den Verkehr mit dem Fürsten zu verzichten.

Das königliche Krankengemach war ein wahrer Pestherd. Mehr als fünfzig Personen streckte die Seuche im Schloß darnieder. Wer es unter anständigem Vorwand konnte, trachtete sich vom Hofe zurückzuziehen.

Um diese Zeit höfischer Panik war's, daß der Vicomte de Letorière sich freiwillig anbot, den König zu bedienen und zu pflegen.

Aber — halt! ... „Will er über unsere Schultern hinübersteigen bis in das Schlafzimmer des Königs, der Gassenjunge? Nimmermehr!“ riefen die

Würdenträger des Reiches, und sie wiesen sein Anerbieten ab, höflich, aber sehr entschieden.

Es durfte nicht sein — die Etiquette gab's nicht zu!

Freilich, der König hätte einen Machtspruch thun können, vor ihm streckte selbst die Etiquette die Waffen; aber der König wußte gar nichts von der Beleidigung, welche sein Liebling erfahren. Der König lag im Sterben — mein Gott, wie lang' er im Sterben lag!

Da stand nun der junge Letorière ganz vereinsamt in dem Schloßgarten von Versailles und lächelte über die Kleinlichkeit der Menschen und die Tyrannei der Etiquette!

„C'est égal, elle m'a joué un mauvais tour, cette vieille pédante; à nous deux, ma bonne, wir wollen doch sehen, welcher von uns Beiden der Stärkere ist, Du oder ich!"

Er bückte sich ein wenig, um einen kleinen Kieselstein vom Boden aufzuheben, holte aus und übermüthig lächelnd zielte er seinen Wurf gerade auf die Brust einer der manierirten Dryaden. „Wenn mein Stein die stolze Dame auf das Herz trifft, welches sie wahrscheinlich nicht hat, so ist der Sieg mein!" sagte er sich. Aber der Kiesel sauste an der steinernen Göttin vorüber und berührte sie nicht.

Der Vicomte biß sich in die Lippen, — das Orakel hatte gegen ihn entschieden.

„Sollte die alte Perücke wirklich stärker sein als ich?" murmelte er. „Bah, man hat nicht das Recht zudringlich an der Thür der Zukunft durchs Schlüsselloch zu spähen — man sieht Alles verkehrt. 's ist nur ein Aberglaube!"

Eine alte Cousine aus der Isle de France hatte ihn gelehrt, mittelst des Wurfs eines Kieselsteines der Vorsehung ihre bevorstehenden Entschließungen abzufragen. Nur ein Aberglaube fürwahr — aber der Aberglaube hatte tiefe Wurzeln geschlagen in seinem Herzen, und — 's mochte wohl Zufall gewesen sein, aber die Kieselsteine hatten fast immer Recht behalten.

„'s ist dieser hochmüthige d'Ugeon, der mir den Streich gespielt, und die Herren in Harnisch gebracht hat gegen mich," murmelte der Vicomte; „nun freilich, alle Angehörigen des Hauses von Savoyen sind gegen mich. Sie mißgönnen mir mein Glück. Albernheiten! Es ist nicht der Mühe werth, an die Chicanen der Etiquette zu denken. Im Vergleich mit meinem Glück sind derlei kleinliche Aergernisse nur lächerliche Lappalien!"

Bekanntermaßen sind alle vernünftigen Menschen darin mit einander übereingekommen, Dinge, welchen sie ihr halbes Leben lang unermüdlich nachgestrebt, als erbärmliche Lappalien zu bezeichnen, sobald sie sich endgültig davon überzeugt haben, daß diese selbigen Dinge für sie unerreichbar sind.

Noch vor Kurzem schien es wohl noch einige Wichtigkeit für den jungen Vicomte zu haben, bis in das Gemach des Königs vordringen zu dürfen — jetzt aber ist das für ihn eine erbärmliche Lappalie geworden!

„Freilich, wenn sie etwas gegen mich im Schilde führen sollte, das mich von Julie trennt, . . . diese verteufelte Etiquette . . . dann . . . dann . . . dann wäre die Sache häßlich, aber — über das Herz meines Liebs hat die

alte Schulmeisterin keine Macht . . . nicht wahr, Julie? . . ." so dachte er halblaut vor sich hin. „Nicht wahr, Julie, meine Braut, . . . mein Lieb," wiederholte er leise, zärtlich, fast als hätte sie ihn hören, hätte ihm antworten können, und wieder bückte er sich nach einem Kieselstein, aber unschlüssig wog er ihn in der Hand, ließ ihn dann sinken. Er fand den Muth nicht, das Orakel zu befragen; die Sache ging ihm zu nah.

— — —

Halb zwei . . . dreiviertel zwei — wie lang der König zum Sterben braucht! — Wird denn die Sache kein Ende nehmen! —

In der langen Spiegelgalerie, die zu den inneren Gemächern des Königs führt, stehen die Cavaliere unschlüssig da und dort, vereinzelt oder in kleinen Gruppen, erzählen einander von den Schrecken, der Abscheulichkeit des königlichen Siechthums, erwähnen achselzuckend der Unglücklichen, welche der Ansteckung zum Opfer gefallen sind, schütteln mit einem schlechten Witz ihre Angst ab, dann, über ihre Schultern nach indiscreten Lauschern ausspähend, fragen sie einander halblaut, ob etwa der Tod des Monarchen den verbannten Choiseul wieder ans Ruder bringen dürfte, und was wohl mit der Du Barry werden wird . . . Sie war ein guter Narr trotz Allem . . .!

Am andern Ende des Schlosses harren Dauphin und Dauphine mit ihrem Hofstaat der Abwicklung des großen Ereignisses entgegen. Die Dauphine schlank, reizend mit hübsch gerundetem, ovalem Gesichtchen, in dem die feinen Züge noch nicht übermäßig geschärft hervortreten, wie in ihrer späteren Periode, plaudert immer und immer wieder heiter aus der feierlichen Schweigsamkeit heraus, welche der Ernst der Situation ihr abfordert und theilt Madame de Lamballe eine neue Idee mit für die langweilige Hoftrauer.

Der Dauphin, schon damals schwerfällig behäbig, eine feiste Caricatur der legendären Bourbonenschönheit, runzelt die Stirn zu ihrer Leichtfertigkeit und wendet sich plötzlich an seinen Bruder, den Grafen von Provence, mit der Frage, ob es denn wahr, daß Choiseul die Haare verloren habe und dick geworden sei?

Mit ironischem Lächeln bestätigt der Graf von Provence das ominöse Gerücht, worauf der Dauphin sich erhebt und mit derselben schlaffen Bewegung, die bei jedem für ihn wichtigen Lebensmoment seine aufgeregte Unschlüssigkeit bekunden wird, sich in den Hüften wiegt und ans Fenster tritt.

Monsieur d'Artois, schön, schlank, der letzte Ritter dieses dahin schwindenden Geschlechts — ein Ritter, der freilich stark mit dem Dandy versetzt ist — hat vollauf damit zu thun, sich eine anständig bekümmerte Physiognomie abzuzwingen. Er richtet die Augen auf die Kaminuhr, ein possierlich Spielzeug, welches die Prinzessin von Lamballe Marie Antoinette zum Hochzeitsgeschenk verehrt hat, weshalb es mit den Emblemen der Liebe und Treue geschmückt ist — Liebe und Treue, personificirt durch ein nacktes Knäblein, das ein Hündchen aufwarten lehrt.

Monsieur d'Artois spöttelt darüber, daß der Liebe die Flügel fehlen, und findet, daß es „bien trouvé" sei, die Treue in Form eines sehr decrepiden Hundes darzustellen, der nicht mehr laufen kann.

Marie Antoinette hält sich lachend das Taschentuch an die Lippen. Ach,

über was lacht man nicht, wenn man ermüdet ist von viertägigem Ernst! Der Dauphin zuckt unzufrieden mit den runden Achseln, — und die Dauphine verbirgt ihre Heiterkeit kunstgerecht hinter betrübtem Gähnen. Wie langsam der Zeiger der Pendüle vorrückt . . . noch nicht zwei Uhr!

— — —

Immer qualvoller gestaltet sich das Leiden des Königs — eine aufgedunsene Masse ekler Fäulniß windet er sich auf seinem Lager, verlangt noch in den Delirien des Todeskampfs nach der Du Barry. — Mit der Rastlosigkeit der Sterbenden, die ihre Ruhestätte suchen, läßt er sich aus seinem Bett in einen Fauteuil schleppen. Die Luft in seinem Gemach ist dumpf, widerlich, erstickend.

„Nimmt's denn kein Ende," stöhnt Versailles.

An dem Bassin, in das die graziös verkrümmten Dryaden ihre übermüthigen Wasserfanfaren herabblasen, steht noch immer Lancelot de Letorière gedankenversunken und lächelt über die Kleinlichkeit der Welt.

Mit majestätischer Schwermuth segelt ein weißer Schwan über die dunkle, vom kühlen Maiwind leicht aufgekräuselte Wasserfläche.

Die architektonisch verstutzten Alleen des Schloßgartens werfen kurze, breite Schatten auf den ockergelben Kies; die Fliederbäume mit ihren süßduftigen, blaßlila Blüthenrispen heben die launische Grazie ihres Gezweiges ab gegen die pedantische Eckigkeit der zu Obelisken und Pyramiden verkünstelten Taxusbüsche. Und Alles ist still ringsum, ernst und feierlich still — wie sich's geziemt, wenn ein König im Sterben liegt.

Die Schloßuhr schlägt zwei . . . Da . . . was ist Das?

Dem donnernden Laut eines Wasserfalles gleich, der sich aus schwindelnder Höhe in die Tiefe stürzt, tönt es in die Frühlingsstille hinein . . . die Schritte Hunderter von Menschen!

Es ist ein Anderer als der Vicomte de Letorière, der jetzt in Versailles über die Kleinlichkeit von Welt und Menschen lächelt, eine ernstere, grausamere Persönlichkeit.

Neben dem verlassenen Königsleichnam steht der Tod und blickt den Höflingen nach, die es so eilig haben von Ludwig XV. hinweg zu hasten, um Ludwig XVI. zu begrüßen.

Le roi est mort, vive le roi!

II.

Nicht einmal einbalsamirt haben sie ihn, wie es wohl sonst königlichen Leichen geziemt. Die Angst vor der Pestilenz war zu groß. Da der Herzog von Villequier als erster Kämmerer von Dr. Andouillé verlangte, er möge den Leichnam öffnen, hat der Arzt dem Höfling nicht ohne Schlagfertigkeit erwidert: er sei dazu bereit, nur müsse der Herzog während der Operation den Kopf des Todten halten, wie's ihm sein Amt gebiete. Da aber hat sich der Herzog fortgeschlichen und nicht ein Wort erwidert.

Und so wirft man die verpesteten Ueberreste des „Vielgeliebten" in einen metallenen Sarg, gießt ein paar Kannen Spiritus darauf und senkt den Deckel darüber. Ein paar elende Arbeiter und armselige Vertreter des niederen Clerus

umstehen, Wache haltend, den vernachlässigten Katafalk — dann, kaum zwei Tage später, überführen sie die Leiche nach St. Denis. Fast heimlich, ohne Sang und Klang, nur von einem Dutzend Pagen und etwa fünfzig fackeltragenden, berittenen Stallknechten begleitet, die nicht einmal in Trauer sind, so eilt der häßliche Zug durch die kühle Mainacht — vorwärts — vorwärts, fast im Galopp, um sich der Last so schnell zu entledigen als möglich.

Und rechts und links am Straßensaum stehen, Spalier bildend, mit haßverzerrten Gesichtern finstere Gestalten. In das Windseufzen, Hufestampfen und Wagengerassel tönen gleich scharfen Geißelhieben treffende Spottlieder mitten hinein:

„Voluptueux peu délicat,
Inappliqué par habitude
On sait qu'étranger à l'état,
Le plaisir fut ta seule étude.
Un intérêt, vil en tout point
Maîtrisait ton âme apathique,
Et du pur sang d'un peuple étique,
Tu nourrissais ton embonpoint!"

Die Ironie einer ganzen Gesellschaft, der Haß eines ganzen Volkes — das ist die Ehrenwache, die Ludwig den Vielgeliebten zum Grabe geleitet. Vorwärts — vorwärts — es hat Eile!

Die Nacht verdüstert sich und Wind und Regen blasen die Fackeln aus. Es ist elf Uhr — man hat St. Denis erreicht. Ohne Leichenrede, ohne jegliche Ceremonie wird der Sarg hinunter gestoßen in die Gruft — es ist vorüber.

Und ganz Frankreich athmet auf — befreit!

Das ist die Leichenfeier Ludwig's des Fünfzehnten — sie gibt Lancelot de Letorière, welcher ihr heimlich aus müßiger Neugier als geistreicher Beobachter beigewohnt hat, zu denken! — „Wahrlich, noch nie hab' ich einem Begräbniß beigewohnt, das einem Spießruthenlauf so ähnlich gesehen," murmelt er vor sich hin, und erinnert sich an Allerlei.

Jetzt hat er aufgehört, sich mit dem Begräbniß des Königs zu beschäftigen und darüber philosophische Betrachtungen anzustellen.

Volle vierzehn Tage sind verflossen seit der unheimlichen Leichenfeier, — eine neue Aera ist angebrochen, und — Ludwig, der Vielgeliebte, vergessen.

Alles ist wie ausgestorben in Versailles. Die Schwäne segeln vereinsamt die großen Bassins entlang, strählen mit ihren schwarzen Schnäbeln vornehm lässig ihr weißes Gefieder, und blicken vergeblich aus nach den hübschen Dämchen und Cavalieren in Poudre und Reifrock, in Dreispitz und Kniehosen, die ihnen noch vor Kurzem Futter zu streuen pflegten.

Minister d'Aiguillon ist gestürzt, und die Du Barry in ein Bernhardiner Kloster verbannt, ihre Anhänger irren wie flüchtiges Wild durch Frankreich, von den Insulten der Bevölkerung verfolgt. Das neue Königspaar, die königlichen Prinzen, der ganze Hofstaat hat sich vorläufig hinübergesiedelt in das Schloß von Choisy, wo der König sich mit weit ausfahrenden Reformplänen beschäftigt.

Ja, eine neue Aera ist angebrochen — die Aera Ludwig's XV. ist vorüber.

Er war ein schlechter Monarch, er ließ Alles gehen wie es wollte, so lange er sein persönliches Vergnügen dabei fand. Aber seine Lieblinge hatten es gut unter ihm und selten hatte es ein ehrgeiziger Glücksritter weiter zu bringen vermocht in Frankreich, als um die Zeit, da Voltaire regierte und Ludwig XV. auf dem Throne saß. „'s wird Mancherlei schwer zu erreichen sein unter dem neuen König mit seinem unschlüssig zitternden Doppelkinn, seinen ängstlich gewissenhaften Augen!"

Das sagt sich der Vicomte de Letorière, während er in seinem Pariser Appartement, in seinen Kissen ruhend, zwischen den blaßgelben Brocat-Vorhängen seines Bettes zu der Zimmerdecke emporblickt, auf der eine von Boucher gemalte Venus Paris den Apfel reicht.

Er lächelt noch immer über die Kleinlichkeit der Menschen — aber er grämt sich nicht mehr darüber. Trotz einer lebensgefährlichen Wunde, die er unlängst bei einem Zweikampf davon getragen, und der er es verdankt, das Bett hüten zu müssen, blickt er in die Zukunft königlich sicher, wie das Sonntagskind, das er ist — ein Sonntagskind, dem das Schicksal noch keinen Wunsch abgeschlagen. Halt . . . doch einen! Den Wunsch, einen an den schwarzen Blattern erkrankten König pflegen zu dürfen!

„Ein sonderbarer Wunsch war's in der That," murmelt er, jetzt selber seinen Opfermuth belächelnd. „Peut-être après tout, l'ai-je échappé belle. — Mir liegt an der ganzen Sache wahrlich nicht so viel," setzt er, ein Schnippchen schlagend, hinzu; „nichts desto weniger werd' ich ihr den Streich, welchen sie mir gespielt, nie vergessen, dieser vieille collet monté — der Etiquette!"

Indem tritt ein Diener herein und präsentirt ihm ein Briefchen.

Nicht ohne Hast greift er nach dem Billet, öffnet es mit vor Aufregung zitternden Fingern. Die Orthographie des Briefchens ist zweifelhaft, die große, unausgeschriebene Kinderschrift geht im Zickzack, aber der Stil ist allerliebst, — so findet es zum wenigsten der Vicomte, da er mit vor Rührung feucht aufglänzenden Augen liest:

„O Du meine Seele, mein Glück! Wenn Du wüßtest, wie sich mein Herz wund sehnt nach Dir, besonders jetzt, seit ich weiß, daß Du krank liegst, einsam und traurig! Und da gefangen sein, Dich nicht pflegen dürfen! Ach es ist schrecklich! Mein Herz flattert mir in der Brust herum, wie ein armes Vöglein, das sich vergeblich gegen die Eisenstäbe seines Käfigs stößt. Es möchte hinüber zu Dir. Befreie mich, Du meine Seele, mein Glück! In die weite Welt möcht' ich's hinausschreien, daß ich Dich liebe, daß Du mich liebst, und wollt' nur, meine Stimme wäre stark genug, daß alle Könige und alle Königinnen der Welt mich hören könnten. Die Könige würden sich ärgern — die Königinnen aber würden mich doch nur beneiden. —

Deine J."

Der Vicomte hält das Blättchen an die Lippen. „O Julie!" murmelt er, „so lange ich Deiner sicher bin, fordre ich König und Königin und selbst die alte

Prüde, die Etiquette in die Schranken. À nous deux, ma bonne! Du wärst die erste Dame, mit der ich nicht hätte fertig werden können!"

In immer lustigerem Muthwillen spinnen sich seine Gedanken ab. „Nicht wahr, 's ist Dir verdrießlich," ruft er, „daß eine Verbindung stattfinden soll zwischen einer Prinzessin von Geblüt und Lancelot de Letorière, Du alte Pedantin! Du möchtest alle Menschen zu mehr oder minder hoffähigen Marionetten umdrechseln, die nicht Herz noch Kopf genug haben zu eigenem Wollen und Trachten. Aber da hast Du Dich verrechnet in Julie und mir!"

Es war eine Prinzessin von Savoyen-Carignan, diese Julie, mit der sich seine Phantasie so liebevoll beschäftigte und die ihm so zärtliche, unorthographische Briefchen schrieb, Mlle. Julie Victoire de Soissons. Sie hatten einander öfters gesehen bei den Hoffesten und gegenseitige Neigung für einander gefühlt, ohne sich aussprechen zu können, bis sich schließlich eine Gelegenheit gefunden, worauf ein feierliches Verlöbniß zwischen ihnen stattgehabt und ein heimlicher Briefwechsel sich entsponnen hatte. Das wäre so einige Zeit weiter gegangen, ohne daß sich Allzuernstes daraus ergeben hätte, wäre nicht die Werbung eines ältlichen deutschen Herzogs an die junge Dame herangetreten, so daß sie im aufgeregten Widerstand gegen ihre sehr für den durchlauchtigsten Freier-Partei nehmende Familie ihr ganzes Geheimniß preis gab und erklärte, lieber wolle sie ihre blühende Jugend in einem Kloster vergraben, denn Jemandem anders die Hand zum Ehebund reichen, als Lancelot de Letorière.

Der Zorn derer von Savoyen-Carignan war groß. Julie wurde in ein Kloster eingesperrt, und zwar in die große Abbaye von Montmartre, die seit ihrem Bestand stets unglücklichen, oder auch nur weltmüden Fürstentöchtern zur Zufluchtsstätte diente.

Aber der Briefwechsel zwischen der Prinzessin und Lancelot dauerte fort.

Die von Savoyen-Carignan sahen ein, daß es die höchste Zeit sei, Letorière aus dem Wege zu räumen. Erst intriguirten sie um eine lettre de cachet. Aber die Du Barry wendete lachend die Gefahr von ihrem jungen Freund ab. Ludwig XV. ließ sich wahrlich etwas Klügeres einfallen, als seinen amüsanten Schützling in die Bastille zu stecken, diesen langweiligen, langnasigen Savoyen-Carignans zu Liebe. Im Uebrigen war die eigentliche Blüthezeit der lettre de cachet vorbei. — Man mußte es auf andere Weise versuchen, mit dem Bezaubernden fertig zu werden. Ein Anhänger des fürstlichen Hauses, Graf d'Ugeon, forderte ihn — Letorière ließ sich nicht bitten in solchen Fällen. Schon waren die Degen gezogen, da fiel die Nachricht von der Erkrankung Ludwig's mitten zwischen die Kampfbereiten herein. Die Degen wurden zurückgesteckt in die Scheide, die Abwicklung des Ehrenhandels vorläufig aufgeschoben. Der Graf d'Ugeon, Kammerherr des Königs, hatte Dienst in Versailles, und — schloß dem sich opfermüthig zur Pflege des Erkrankten anbietenden Vicomte de Letorière hochmüthig die Thüre des königlichen Gemachs vor der Nase zu.

Den Tag nach dem Begräbniß des Monarchen war der schwebende Ehrenhandel zwischen den beiden jungen Edelleuten ausgetragen worden.

Trotzdem d'Ugeon sein Möglichstes gethan, seinem jungen Gegner den

Garaus zu machen, hatte er ihm doch nur zwei gefährliche Degenstiche beigebracht.

In behaglich träumerischer Reconvalescenten-Stimmung zieht der Vicomte allerlei hübsche Erinnerungen aus seiner Vergangenheit hervor, tändelt damit ein Weilchen und läßt sie wieder ruhen. Wie viel er erreicht hat, seitdem er als blutarmer Collégien die Schule schwänzend, nach Paris gekommen ist, um sein Glück zu machen!

Fast wie ein Feenmärchen will ihn sein eigenes Leben bedünken.

Wie viele Processe hat er nicht gewonnen! wie viele Ehrenstellen nicht erhalten seit seiner Flucht nach Paris! Aber von all dem Guten, womit das Schicksal ihn überhäuft, kann doch nichts sich messen mit dem letzten, herrlichsten Gottesgeschenk — der Liebe Juliens de Soissons.

Er liebt sie rasend, abgöttisch — liebt sie um ihres unschuldigen Selbsts willen, unbeeinflußt durch ihre fürstliche Herkunft — er, der leichtsinnige, verwegene Taugenichts, dem noch keine Frau heilig gewesen, liebt sie zitternd andächtig, ohne daß bis dahin im Verkehr mit ihr der Ausdruck einer sündigen Regung je seinen Lippen oder seiner Feder entschlüpft wäre.

Soeben hat er sich der angenehmen Beschäftigung gewidmet, das Briefchen Julie's zum sechsten Mal zu lesen, als sich die Thür abermals öffnet und unangemeldet mit der Vertraulichkeit eines sehr alten Bekannten ein schlanker, beweglicher Greis mit stechenden schwarzen Augen, und unter scharf geschnittener Nase recht nichtsnutzig hervorlächelndem Mund hereintritt — der alte Maréchal von Richelieu. Er trägt einen mit Gold gestickten schwarzen Sammetrock, Spitzenmanschetten bis an die Finger und in der Hand einen Rohrstock mit goldnem Knopf.

„Nun, wie geht's, petit vaurien, störe ich Dich nicht?“ ruft er heiter. Er kennt Lancelot seit dessen Knabenzeit, weshalb er der Gewohnheit treu geblieben ist, ihn zu dutzen. „Hm! Siehst Du schlecht aus, mein armer Junge; hat Dich hart angepackt, dieser Ugeon. Und was sagt denn Deine Schöne in der Abtei drüben dazu, daß man ihr den Geliebten so arg zugerichtet hat?“

Der Vicomte, dem die Tonart, in welcher der alte Cyniker seiner Geliebten erwähnt, nicht zusagt, macht ein ablehnend ernstes Gesicht und das letzte Briefchen Julie's recht tief unter seinem Kopfkissen verbergend, erwidert er: „Reden wir von anderen Dingen, Maréchal.“

„Ja, du lieber Himmel, von was soll man denn reden! Ist's, weil man Dich nicht mehr drin sieht, oder weiß der Himmel aus welch anderem Grunde, — jedenfalls ist die Welt jetzt in eine Spießbürgerlichkeit ausgeartet, die sich nicht beschreiben läßt. Wahrlich, im Vergleich zu der tugendhaften Langweile des Hoflebens von Choisy waren die letzten Tage von Versailles ein Carneval. Man konnte wenigstens die Choiseulisten ein wenig ärgern. Wie besorgt sie sich zeigten um das Seelenheil des Königs, diese guten Leute, diese Freisinnigen, diese Voltairianer. Rührend war's mit anzusehen! Du weißt, ich halt's mit den Jesuiten, bin auch gewiß dafür, daß ein König standesgemäß stirbt, id est mit allem landesüblichen Ceremoniell. Je nun, als ob sich's ihnen darum gehandelt hätte, den Choiseulisten — nicht die Spur! . . . Nur darum, mit der armen

Du Barry ein Ende zu machen. Hm! Hast Du gehört, wie ich den alten Beaumont, den Erzbischof von Paris, empfing?"

„Nein," erwidert Letorière, auf das Geschwätz des alten Herrn nur mit halbem Ohr horchend.

„Monsieur!" rief ich — „Du weißt, daß ich keinen Bischof als „Monseigneur" anrede, 's hat sich die Rotüre immer viel zu viel in die hohe Geistlichkeit hineingemischt, als daß ich den Herrschaften die Ehre anthäte — Monsieur!" sagte ich dann, da sich der alte Herr in Versailles präsentirte, „um Gotteswillen, stören Sie den Kranken nicht! Wenn Ihnen durchaus darum zu thun ist, sich an einem hübschen, kleinen Sündenregister zu ergötzen, so stelle ich mich Ihnen zur Verfügung, beichte Ihnen meine Sünden, erzähle Ihnen dabei so viel nette Sachen, aber so viel . . . daß Sie dergleichen nicht gehört haben, seit Sie Erzbischof sind von Paris." Und der Maréchal steckt die Hände tief in die Taschen und lacht vor sich hin, bis ihm die Schultern davon zucken.

„Hat der Erzbischof den Antrag angenommen, Maréchal?" frägt Letorière, mitlächelnd aus Höflichkeit.

„Nein, leider nein," bedauert der Herzog und nachdenklich fährt er fort: „Jetzt ist's vorbei mit Ludwig, dem Vielgeliebten! . . . Nun, die Finanzen sind zerrüttet und die Canaille stirbt Hungers, so zum wenigsten sagt man mir. C'est égal, 's war doch eine lustige Zeit . . . Schade drum. Zu Tode langweilen wird man sich unter dem jetzigen Régime, nicht einmal eine Madame Poisson, der man Aufregungen bereiten könnte!" Und der Herzog reibt sich in Erinnerung eines längst begangenen bösen Streiches mit einigem Vergnügen die Hände. Er ist stolz auf alle seine vergangenen Nichtsnutzigkeiten und Eulenspiegeleien. Eine derselben, welche er stets mit besonderem Behagen erzählt, ist, wie er seiner Zeit, um die von einer Migräne befallene Marquise de Pompadour, née Poisson, zu quälen, eine ganze Nacht in seinem, über dem ihren gelegenen Schlafzimmer getanzt hat — ganz allein, aber mit sehr großem Kraftaufwand.

„Und Deine Angelegenheiten standen auch viel günstiger unter dem alten Régime als jetzt," fährt er fort. „Die Grisette dort in Versailles war immer entzückt, wenn sie ein paar hübschen jungen Liebesleuten zu ihrem Glück verhelfen und der Etiquette ein Schnippchen schlagen konnte, während die jetzige Königin — — ja, wo ihr selbst die Etiquette Unbequemlichkeiten bereitet, da schüttelt sie selbe von sich ab; von den Andern aber fordert sie, daß sie dem alten Cultus treu bleiben. Die Adelsbriefe werden ganz anders geprüft als ehedem, und alte Statuten hervorgezogen, um die sich seit der Regierung Voltaire's Niemand mehr zu kümmern beliebte. Die Parvenus werden's nicht mehr so gut haben, wie in der alten Zeit."

Bei dem unliebsamen Wort „Parvenu" zuckt Letorière zusammen. Ohne davon Notiz zu nehmen, taucht der Herzog seinen stechenden Blick in die Augen des jungen Freundes und frägt brüsk: „Sag, wie stehst Du denn eigentlich mit Deiner Julie?"

Letorière runzelt die Stirn — „ich stehe mit ihr wie ein Verlobter mit seiner Braut, die er wie ein Heiligthum hoch hält."

Die Mienen des alten Richelieu verrathen das mitleidigste Staunen. „Also

ist es wahr, was die Leute sagen“ — Richelieu nimmt eine Priese Tabak — „Deine ganzen Errungenschaften belaufen sich, dieser Soissons gegenüber, auf ein paar schlecht geschriebene Liebesbriefe? Oh, Du armer Teufel! Wie Du Deine Zeit verloren hast!“ Der Herzog pfeift leise vor sich hin.

„Das wollen wir noch abwarten, Herzog,“ antwortet nicht ohne Verdruß der Vicomte.

„Hm! Du glaubst wirklich, daß das Prinzeßchen die ernstliche Absicht hegt, Dich zu heirathen?“

„Es wäre abscheulich von mir, daran zu zweifeln,“ versichert Lancelot hitzig. „Ich glaube an Julie, wie ich an den Himmel glaube!“

„Seit wann glaubst Du denn an den Himmel, mein Sohn?“

„Seitdem ich einem Engel begegnet bin, der mich ihn begreifen lehrte!“ sagt Letorière sehr ernst.

„Sacre jeu! welche Begeisterung!“ ruft der leichtsinnige alte Lebemann aus, „Du sprichst ja, als ob es gälte, das heilige Grab zu erobern!“

„Meine Liebe ist mir heiliger als Jerusalem,“ sagt Letorière kurz.

Der Herzog schüttelt den Kopf. „Glaube meiner Erfahrung,“ erwidert er dem Schwärmer — „sobald eine Liebschaft Dir mehr wird als eine lustige Zerstreuung oder ein amüsantes Hazardspiel, so vergällt sie Dir früher oder später das Leben. Die Geschichte mit der Soissons steht schlecht für Dich . . .“

„Wir wollen doch sehen,“ ruft der Vicomte heftig; „wollen sehen, ob ich Julie nicht erobere, — allen Savoyen-Carignans und der Etiquette zum Trotz!“

„Nun, mein Lieber,“ sagt der Herzog, „mit den Savoyen-Carignans dürftest Du fertig werden — mit der Etiquette nicht. Hinter dem Rücken dieser Tyrannin sich ein Wenig zu amüsiren, ist so ein hochmüthiges Dämchen allenfalls im Stande; sich öffentlich gegen sie aufzulehnen, einem verdrießlichen Aufsehen die Stirne zu bieten — nie! Den Cultus des ‚es schickt sich nicht‘ haben alle diese kleinen Prinzessinnen im Blut. Sich mit einem hübschen Liebhaber in einen sentimentalen Briefwechsel einzulassen, dazu werden sie sich bequemen — allenfalls zu einem Stelldichein, wenn sie recht sicher sind, nicht ertappt zu werden. Im Uebrigen coquettirt man ein wenig mit romantischer Excentricität . . . schließlich thut man doch, was alle Anderen thun. Wenn Du den König für Dich gehabt hättest, wäre es anders gewesen; so aber . . . folge meinem Rath, — verlier' Deine Zeit nicht länger. Stell' Deiner Julie ein Ultimatum; fügt sie sich nicht, dann brich mit ihr.“

„Unsere Ansichten gehen himmelweit auseinander in dieser Sache, Herzog. Wir verstehen einander nicht mehr!“ sagt Letorière.

Der alte Herr erhebt sich. „Ja, wir verstehen einander nicht mehr,“ gibt er achselzuckend zu; „mir ist leid um Dich . . . Du hast Deine Leichtlebigkeit verloren. Méfie toi — Du warst ein Glückskind bis jetzt, aber wenn mich nicht Alles täuscht, so führt das Schicksal etwas im Schilde gegen Dich. — Siehst Du, es gibt zwei Dinge im Leben, die man nicht ernst nehmen darf — das Glück und die Frauen. Das Glück hat nämlich mit den Schönen Folgendes gemein: es langweilt sich mit denen, die es zu ernst nehmen und schüttelt gähnend von sich ab Diejenigen, die es mit Thränen feiern. Méfie toi, A dieu!“

Kaum hat sich die Thüre hinter dem Alten geschlossen, so zieht Letorière das Briefchen Juliens unter seinem Kissen hervor, als wirksames Gegenmittel zu dem ätzenden Gift, welches der alte Epikuräer ihm in das Herz geträufelt hat.

Aber seltsam! Richelieu hat ihm die Freude verdorben an dem zärtlichen Aufsatz. Immer und immer wieder heften sich seine Augen auf die Unterschrift — ein verwischtes J, das ebenso gut ein S sein konnte, als ein L.

Und wenn sie ihn wirklich so liebte, wie sie in großsprecherischer Leidenschaft es ihm kund gab, warum unterschrieb sie sich dann nicht mit ihrem vollen Namen? so fragte sich der Vicomte in zornigem Verdruß, und ein böses, langsam arbeitendes Mißtrauen schlich sich plötzlich kalt und lähmend durch seine Adern. „Wenn sie doch nur mit Dir tändelte?“ fragte er sich.

III.

Mehr oder minder steil bergan steigende Straßen, einige eng wie in orientalischen Städten, voll düstern braunen Schattens und mit rothen Geranien und Nelken in den Fenstern der Häuser, einige malerisch, andere nur armselig, noch andere einfach plump und banal, große Strecken zusammengebrochenen Mauerwerks, in dem die Demolirhacke Staub aufwirbelt, Häuser, deren eingerissene Façade Einblick in ihr Inneres gewährt — den Einblick auf beschmutzte gelbe und blaue Tapeten, an denen noch irgend ein verblichenes Porträt in ovalem Rahmen vergessen an einem rostigen Nagel zittert, auf ein unebenes Parquet mit großen braunen Flecken, von denen man nicht weiß, ob sie von einem Mord erzählen, oder von einer Orgie — brachliegendes Terrain mit zwischen Kehricht und Schutthaufen wucherndem mannshohen Riedgras, in dem wüstes Diebesgesindel die Nächte verbringt oder Selbstmörder sich ein Plätzchen suchen — gelbe Sandgruben mit schreiend grünem Unkraut an den Rändern, — gepflasterte Straßen, ungepflasterte Straßen, hier und da eine Flucht hölzerner Treppen und, gegen den Gipfel des Berges zu, stille grüne Gärten, von moosüberwucherten Mauern eingefaßt, um kleine altväterische Häuschen geschmiegt — ein frischer Hauch von unverdorbener Landluft mit Rosen und Lawendel gewürzt, inmitten des schnödesten Straßengewinkels von Paris; — Vergnügungsorte von historischer Verrufenheit, colossale Windmühlen, grau und uralt, vergraste Abhänge, dazu über dem Portal irgend eines der elendesten Häuser oder auch an einer Gartenmauer angebracht, ein Stückchen kunstvollen Basreliefs — oder irgend ein anderes Ueberbleibsel verschollener Herrlichkeit, das die große Springfluth der ersten französischen Revolution nicht mit sich fortgeschwemmt hat — das ist Monmartre — Monmartre mit seiner übel beleumundeten Bevölkerung von herabgekommenen Künstlern, die einen Erfolg erwarten, von verlieberten Arbeitern, die eine Revolution vorbereiten, — ein Viertel, das ein Mann Anstand nimmt, zu durchstreifen, wenn er eine Dame am Arm führt — Montmartre, wo im Jahre der Commune, 1871, die Blutlachen auf den Straßen standen, — Monmartre, wo man heute nicht an einer der schmutzigen Wirthsstuben vorüber kann, ohne zwischen dem Geschrei eines Streites, der mit Worten begonnen hat und mit Schlägen und Messerstichen endigt, irgend eine verunstaltete Strophe der Marseillaise hervortönen zu hören, — das Montmartre von 1886!

Damals aber in der längst verschollenen Zeit, als das ancien régime sein gepudertes Haupt noch hoch hielt und, kecklich mit dem Feuer spielend, die plebejischen Gefahren, welche schon recht bedenklich zu drohen begannen, belächelte — sah es anders aus auf den Hügeln zwischen Paris und St. Denis.

Kein Vorstadtlärm, kein Gewirr von neuen oder alten, schiefen oder geraden Häusern . . . nein, reizende Parkanlagen, dazwischen kleine Meiereien und großartige Gebäude, — die ganze Herrlichkeit der größten Abtei von Frankreich breitete sich über diese Hügel aus.

Von der Abtei und allen ihren Anhängseln ist heute nichts übrig geblieben als die kleine Kirche von St. Pierre, welche vom Gipfel des Montmartre zwischen schattigen Akazien und Sykomoren recht verwundert auf das neue Paris zu ihren Füßen niederblickt. Sie ist die Doyenne der Kirchen von Paris. Ihre Grundpfeiler sind von den ersten christlichen Merovingern in die Erde gepflanzt worden, über ihr zeitgeschwärztes Portal hat die Republik von heute die Devise der Revolution: „liberté, fraternité, égalité" gesetzt. Sie ist beinahe so alt wie die katholische Religion und hat auch beinahe so viel ausgehalten wie diese. Sie ist stehen geblieben, während der Zorn der ersten Revolution, Paläste und Gotteshäuser zerstörend, über ganz Frankreich hinbrauste; ist stehen geblieben, während der letzten großen Schlacht, die das zusammenbrechende Kaiserreich auf diesen Höhen gegen ganz Europa verlor, — ist stehen geblieben, während die Greuel des Proletarieraufstandes von 1871 seine ehrwürdigen Mauern umtobten — vereinsamt, abgetrennt von Allem, was ihr ehemals verwandt und sympathisch war, steht sie auch heute noch aufrecht, in einer neuen Zeit unter Fremden, wie eine Greisin, die ihre ganze Nachkommenschaft überlebt. — — —

Wenn man den Küster frägt nach Ueberresten der Abtei, schüttelt er den Kopf. Die Revolution hat nichts respectirt, nicht einmal die Gräber — Alles ist verbaut, Alles vermauert worden, berichtet er uns. „Aber die Abtei muß sehr schön gewesen sein," setzt er wohl hinzu; sie reichte hinab zum heutigen Boulevard Clichy, wo sich zu ihren Zeiten freilich noch grüne Ländereien hinzogen. Denn Montmartre war nur ein winzig Dörflein im Schatten einer großen Abtei und Paris war weit, damals vor mehr denn hundert Jahren, da dieser kleine Parvenu, der Vicomte de Letorière, in schwärmerischer Liebe entbrannt war zu einer Prinzessin von Geblüt — zu Julie Victoire von Soissons.

IV.

Ein recht schwüler Maitag war's damals im Jahre 1774 und der Flieder stand in der Blüthe.

In vollen weißen und blaßlila Rispen bauschte er hinüber über die Mauern der Abtei, hob sich ab gegen die Finsterniß aufziehender Gewitterwolken und nickte grüßend nieder zu der tief unter ihm, in blauer Ferne verschimmernden Hauptstadt. Primeln und Maiglöckchen lachten zu seinen Füßen, aus den glatten Rasenplätzen heraus. Die ganze Natur feierte den herrlichen Gottesdienst der Jahresauferstehung.

Und ein betäubender Duft schwebte über Allem; fast war es, als wolle der

Frühling alle Engel herunterlocken aus dem Himmel — oder zum wenigsten den Nonnen ihre entsagungsvolle Andacht recht schwer werden lassen. —

Es war Nachmittag, und in einer der Kapellen der Abtei beschäftigte sich eine Laienschwester damit, den heiligen Raum mit allerhand Blumensträußen zu verzieren für den schönen Abendgottesdienst, der zur Feier der h. Maria, die ganze Dauer des Maimonds über, allabendlich in den französischen Kirchen gehalten wird. Das Licht der langen, schrägen Sonnenstrahlen sickerte röthlich golden durch die gemalten Fenster, in die sich stärker und stärker verdichtende Dämmerung. Der Duft von Flieder, Jasmin und Iris mischten sich mit dem Geruch von Moder und erkaltetem Weihrauch, und das holde Lispeln und Wispern der neu erwachten Frühlingsvegetation klang leise hinein in die heilige Stille. „Oh Madame!" rief plötzlich die Laienschwester, da sie in dem düstersten Winkel der Kapelle ein schlankes Figürchen kauern sah — „was thun Sie wohl hier um diese Zeit?"

„Was sollte ich thun, Schwester Maria Angélique? Ich betete," seufzte das junge Persönchen und rieb sich schwermüthig die Augen. Ein ganz reizendes Dämchen war es, angethan in einem bauschigen Kleid von grauem, mit blaßgrün und rosa Guirlanden durchschnörkeltem Atlas, mit gelblichen Spitzen um Arm und Busen. Ein Strauß halbverwelkter Rosen ruhte an der Brust der Schönen und um ihren Hals hing an rosa Bande ein in Diamanten gefaßtes Miniaturbildchen. Um ihr gepudertes Köpschen und ihre Schultern schlang sich ein schwarzer Schleier, vielleicht, um ihre betrübte Stimmung zu verrathen — vielleicht nur, weil — Julie Victoire von Soissons wußte, daß sie der schwarze Flor tausendmal verführerischer kleidete, als alle bunten Dinge der Welt.

„Ja, ich betete," seufzte sie noch einmal und hob die Augen schwärmerisch zu der Statue der Himmelskönigin, die von einem farbigen Stucksockel herab zu ihr niedersah.

„Sie beteten," — und die ernsten Augen der Schwester blickten aus ihrem blassen, resignirten Gesicht heraus recht vorwurfsvoll auf die launische kleine Prinzessin. „Sie beteten aus Langweile, Madame, — das ist nicht gut, es erzürnt den lieben Gott."

„Ah, sage mir das nicht, mach' mir keine Angst," flehte die Kleine; „um nichts in der Welt möcht' ich ihn erzürnen, den lieben Gott, gerade jetzt, ich hab' ihn so nöthig."

„Als ob man ihn nicht immer nöthig hätte," mahnte die Schwester kopfschüttelnd.

„Mag sein; doch wenn man glücklich ist, vergißt man's," gestand Julie Victoire ehrlich — „ich aber bin sehr, sehr unglücklich! Du kannst Dir's gar nicht ausdenken, wie unglücklich ich bin!" und mit ihrer winzigen Hand griff sie in das mit blauer Seide gefütterte Réticule aus kirschrothem Sammt an ihrem Arm, um ein Taschentuch hervorzuholen, — ein kleines spitzenbesetztes Ding, das wenig danach angethan schien, der Vertraute eines wirklichen Kummers zu werden.

„Arme Kleine!" sagte die Laienschwester kopfschüttelnd, „ja, Sie sind unglücklich wie ein Kind, dem man sein Spielzeug weggenommen hat. Freilich,

Ihre Lage ist traurig, aber trösten Sie sich, das Herz bricht Einem nicht entzwei von dergleichen. Man stirbt nicht daran!"

„Nein, gewiß nicht, wenn man so organisirt ist wie Du! Als ob Du mir nachfühlen könntest!" grollte das Prinzeßchen und warf trotzig die Lippen auf; dabei begegnete ihr stolzer, junger Blick dem der alternden Schwester. Eine Art Andacht überkam die Kleine plötzlich, und wie sie tiefer und immer tiefer in diese großen ernsten Augen hinein schaute, da war ihr's, als habe sie den Blick in eine jener stillen und dunkeln unterirdischen Kapellen getaucht, in denen Jahr aus, Jahr ein neben dem heiligen Grab ein Lämpchen glüht. Und sie errieth's mit einemmal, daß der alte Schmerz in dem Herzen der Laienschwester tiefer und ernster war, als ihre stürmisch nach Glück verlangende, junge Unzufriedenheit.

„Oh vergieb!" rief sie eingeschüchtert, fast demüthig, und zog die rauhe Hand der Schwester an ihre Lippen.

„Was soll ich vergeben?" sagte Maria Angélique mit den Achseln zuckend; und fast mütterlich die heißen Wangen des aufgeregten Mägdlein's streichelnd, fuhr sie fort: „Allons, mein Kind, regen Sie sich nicht auf. Ziehen Sie sich in Ihre Stube zurück und beschäftigen Sie sich, und dann zum Abendgottesdienst finden Sie sich ein und beten Sie, der liebe Gott möge Ihnen Ihren Seelenfrieden zurückgeben — das ist das Einzige, worauf es wirklich ankommt im Leben. Glauben Sie's mir!"

Und Julie Victoire geht, sehr begierig den Roman der Schwester Maria Angélique zu erfahren, während diese fortfährt, ruhig Flieder und Jasmin in den Vasen zu ordnen, immer mit demselben blaßen, geduldigen, fast gleichgültigem Gesicht.

Wer so wie sie den Muth gefunden, sich das Herz aus der Brust zu reißen und es dem lieben Gott zu opfern als Sühne für die Sünde eines lieben Todten, über den hat kein irdisch Leiden mehr Gewalt.

V.

Ehe der Abend hereingebrochen, weiß ihn Julie von Anfang an bis zu Ende, den Roman von Schwester Maria Angélique. Er ist kurz, einfach und bis zur Verzweiflung traurig — traurig ohne Sentimentalität und ohne Phrase, wie sich die Romane abspielen in der Classe, welcher die Laienschwester entstammt.

Sie war verlobt gewesen mit einem braven hartarbeitenden Bauernburschen, Namens Jean Nicolas Trinquet. Kurz vor dem für die Hochzeit bestimmten Tage wurde sein Vater niedergeschossen, zufällig, von einem jungen Cavalier, der dem zusammenbrechenden Bauer ein leichtsinniges: „Pardon mon ami!" zurief und ein Goldstück in den Schoß warf. Als der Unglückliche um wenige Stunden später in den Armen Jean Nicolas' verschied, schwor dieser, daß er nicht ruhen noch rasten würde, ehe er sich an dem herzlosen Mörder gerächt. Er ging ihm entgegen im Walde an einem finstern Octobernachmittage, da der Herbst bereits blutrothe Flecken in das Laub gezeichnet hatte, und erschlug ihn mit einer Hacke.

Festgenommen und seiner That geständig wurde er zum Tode durch den

Strang verurtheilt. Umsonst flehte er, man möge ihm noch eine letzte Huld vergönnen — ein kurzes Wiedersehn mit seiner Braut. Alle seine Bitten blieben vergeblich. Da kam ein finsterer Trotz über ihn und der Priester, der ihm in seiner letzten Stunde beistand, vermochte nicht, in ihm Reue zu erwecken ob des von ihm verübten Verbrechens, da er im Gegentheil behauptete, was er gethan, sei wohl gethan, und ein Gott gefällig Werk gewesen.

Der Tag der Urtheilsvollstreckung kam. Die Hände am Rücken gebunden und geschornen Hauptes trat er auf den Richtplatz. Neben ihm schritt der Priester. Aber der Verurtheilte hielt den Kopf von ihm abgewendet und hörte nicht auf ihn. Sein Blick irrte suchend über die neugierig zusammengerottete Menge. Sein finsteres Gesicht verklärte sich wundersam. Dort in der vordersten Reihe stand seine Braut und hatte die Augen auf ihn gerichtet voll Mitleid und Liebe.

Sie stand da ohne zu schwanken, bis sie ihm die Schlinge zuzogen um den Hals. Dann brach sie bewußtlos zusammen.

Das Antlitz des Gehenkten aber blieb noch im Tode von einem seligen Lächeln verklärt.

„So! Das ist die ganze Geschichte der Schwester Marie Angélique — eine sehr traurige Geschichte ist's, und ich habe unsere gute Schwester sehr gern — aber ..."

Gabrielle de Rohan, eine Jugendgespielin und nahe Verwandte Jülie's ist's, die mit diesen Worten den Bericht abbricht, welchen sie der Freundin abgestattet.

Eine Leidensschwester der Prinzessin, ist sie gleich ihr einer ihrer Familie unliebsamen Neigung wegen zeitweilig zu klösterlicher Verbannung verurtheilt worden. Die verwöhnten kleinen Schönheiten seufzen mit einander manch herzzerreißendes Duett über die Traurigkeit ihres Exils, obzwar wohl selten irgend einem Verbannten seine Existenz hätte angenehmer gestaltet werden können als ihnen.

Wenn es auch damals in der Abtei von Montmartre nicht so zuging wie in den spanischen Klöstern zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, vor der großen Reform durch die heilige Theresa, so war doch die Regel um ein Bedeutendes weniger streng als heute. Besonders jungen Damen aus der großen Welt, die wegen Herzensangelegenheiten allhier in Haft gesetzt worden waren, zeigte man die zartesten Rücksichten und — beaufsichtigte sie so wenig als möglich. Nur ertappen lassen durften sie sich nicht. Das hätte einen Skandal gegeben — ein Esclandre, und das verstieß gegen die Etiquette — die große Zuchtmeisterin des achtzehnten Jahrhunderts, die noch krampfhaft die todte äußere Form der Moral, den Anstand, vertheidigte, nachdem die Seele dieser selbigen Moral längst daraus entwichen war.

Das kleine Gemach, in dem die beiden Mädchen sich befanden, erinnerte in nichts an einen Kerker, und fast noch weniger an eine Klosterzelle, sondern war das reizendste, coquetteste Boudoir der Welt, mit allerhand anmuthigen Rococotand ausstaffirt. Die beiden Gefangenen saßen an einem kleinen Tischchen und tranken duftige Chocolade aus zierlichen Tassen von Sèvres-Porzellan mit Blumen-Medaillons zwischen breiten Rändern von rose Du Barry verziert — kleine Un-

dinge von Porzellankünstelei, die man damals entzückend fand, die man jetzt noch mit Gold aufzuwiegen beliebt, obzwar artistische Gemüther längst darin übereingekommen sind, sie als Absurdidäten zu verdammen.

Gabrielle tändelte mit ihrem Vermeillöffelchen, und wiederholte: „Ja, ich habe die gute Marie Angélique recht lieb, aber …“ und sie neigte sich zu ihrem Hündchen nieder, das neben ihr bittend die Vorderpfoten erhob, und fütterte es mit Biscuit.

„Aber … was meinst Du?“ fragt Julie.

„Ich bin überzeugt, diese Leute fühlen nicht wie wir fühlen“ — vervollständigt Gabrielle mit einem altklugen Achselzucken.

„Ich hoff's,“ versichert Julie treuherzig, „ich wüßte sonst wahrlich nicht, wie die arme Schwester ihre Existenz hätte weiter schleppen können nach diesem entsetzlichen Erlebniß. Ach! wenn ich Lancelot's Tod mit ansehen müßte, das Herz bräche mir auf der Stelle und mein Kummer zöge mich zu ihm ins Grab!“

„Liebst Du ihn wirklich so leidenschaftlich?“

„Ich — ihn?“ Julie sieht die Freundin ob der Frage staunend, aus großen, von Zärtlichkeit verklärten Augen an.

„Das ist sehr traurig, denn heirathen kannst Du ihn doch nicht; eine Verbindung zwischen Deiner Familie und dem Sieur de Letorière ist ja absolut unmöglich.“

„Er ist verwandt mit dem Braunschweiger Herrscherhause,“ sagt Julie, etwas ärgerlich die Lippe verschiebend.

„Oh, durch seine Urgroßtante d'Olbreuse, das ist eine Verwandtschaft, auf die er sich lieber nichts einbilden sollte,“ versichert Gabrielle. „Sie war eine hübsche Abenteurerin, von deren Familie Niemand etwas wußte, und deren Persönlichkeit man längst völlig vergessen hätte, wenn es ihr nicht gelungen wäre, irgend einen Einfaltspinsel von deutschem Herzog zum Altar zu schleppen. Es thut mir sehr leid, Dir das sagen zu müssen, aber ich weiß es aus sicherer Quelle. Uebrigens hat Conseiller Chérin es selbst meinem Vater mitgetheilt, daß die Ahnenproben des Herrn von Letorière so gut wie illusorisch, und seine Einladungen zu Hof geradezu ein Gewaltstreich gewesen sind.“

„Der König hat ihn zum Marquis d'Olbreuse gemacht,“ ereifert sich Julie.

„Als ob er darum adeliger wäre als früher, weil er das Recht hat, sich eine Marquisenkrone auf seinen Wagenschlag malen zu lassen! Papa sagte noch neulich, da irgend so ein hergelaufener Wicht durch des Königs Willkür mit einem Adelspatent versehen wurde: er begreife nicht recht, was das eigentlich bedeute; daß die Edelleute einen König machen könnten, davon wiese die Geschichte verschiedene Beispiele auf, daß ein König es jedoch vermöchte, einen Edelmann zu machen, davon wisse er nichts.“

Julie schweigt trotzig und auch etwas betroffen; plötzlich hebt sie den Kopf. „Wie wagst Du, mir etwas Abfälliges zu sagen über die Familie Lancelot's! Warst Du nicht verliebt in den Hofmeister Deiner Brüder, einen Sieur Picard?“

Gabrielle zuckt mit den Achseln. „Gewiß,“ gesteht sie gleichmüthig, „aber ich dachte nicht daran, ihn zu heirathen.“

Die unverdorbene, zärtliche kleine Julie Victoire, welche abseits von der

Welt in der strengen Einsamkeit eines kleinen Hofes erzogen worden ist, macht die Augen weit auf und ruft: „Oh, Gabrielle! . . .“ Ein Weilchen später sagt sie nachdenklich: „Ich habe einmal von einer princesse du sang gehört, die sich mit einem Gärtnerburschen vermählte.“

„Ich auch,“ entgegnet Gabrielle, „doch weiß wohl Jeder, daß sie eine häßliche alte Jungfer, und noch obendrein verrückt war.“

Julie zieht die feinen Brauen finster zusammen; dann mit einem stolzen, zornigen Blick zu der Freundin aufsehend, ruft sie: „Und wenn Lancelot de Letorière nichts wäre als ein armer Gärtnerbursche, so würde ich ihm dennoch meine Hand reichen vor aller Welt, und würde stolz sein, seine Gattin zu heißen, und alle Prinzessinnen der Erde würden mich beneiden, hörst Du — und Du auch!“

Gabrielle de Rohan aber schüttelt mit einer skeptischen kleinen Grimasse das Haupt. „Ich Dich beneiden um eine solche Mésalliance!“ ruft sie lachend — „nein wahrhaftig — übrigens glaube mir, man ist sehr muthig mit der Phantasie, sobald es aber dazu kömmt, an die Verwirklichung seiner Chimären zu denken, da überlegt man sich's. Laß es gut sein, Du heirathest doch noch Deinen alten deutschen Herzog mit dem unaussprechlichen Namen, dessen Porträt Du so abscheulich findest — indessen kannst Du Dich ein wenig unterhalten . . .“

„Unterhalten . . . ich begreife nicht, was Du meinst . . .“ stottert Julie.

Gabrielle lacht laut auf. „Oh ma pauvre petite sainte ni-touche! Wie Du erröthest, o Du liebe, kleine Heuchlerin! Ich meine . . . nun ich meine, daß Du auch nicht besser bist, als wir Andern. Bei welcher von den Nonnen hast Du denn Protection?“

„Was meinst Du . . .“ sagt Julie, starr vor Scham, vor Erregung.

„Ich meine . . . welche von ihnen verschafft Dir den Klosterschlüssel?“

Julie richtet sich hoch auf. „Den Klosterschlüssel . . . mir? . . . Sortez, mademoiselle!“ und mit einer herrischen Bewegung zeigt sie der Jugendgespielin die Thür.

„Ah! . . .“ ihr bauschiges Rosakleid an beiden Seiten mit spitzen Fingern aufzupfend, macht Gabrielle eine tiefe Reverenz.

An der bereits geöffneten Thür bleibt sie stehen, und über ihre Schulter spöttisch und vielsagend zu Mlle. de Soissons hinüber blinzelnd, ruft sie: „Besuch für Dich, ma mie!“ worauf sie, lustig mit ihren rothen Absätzen klappernd, verschwindet.

VI.

Der Besuch, welchen Gabrielle der kleinen Prinzessin gemeldet hat, ist eine alte Bäuerin in einem schwarzen Seidenmantel, der in langen geraden Falten von ihrem Hals herab ihre Gestalt umfließt und mit einer großen, weißen Haube über einem schönen, schwarzäugigen Gesicht — die ehemalige Amme Julie's.

„Ah Nanon, kommst Du endlich!“ ruft Julie, wirft sich in ihre Arme und schmiegt sich an sie wie ein ängstliches Kind, das sich vor dem Gewitter fürchtet; „hast Du ihn gesehen? — Wie geht es ihm?“

„Er ist wohler, hat gestern das Bett verlassen — aber sein Herz vergeht vor Sehnsucht.“

„Armer Freund!“ seufzt Julie und versteckt ihr erröthendes Gesichtchen an der Schulter der Alten. „Hat er Dir keinen Brief übergeben für mich?“

„Oh doch, doch, und mich gebeten, ihm eine Antwort zurückzubringen noch diesen Abend. Wo ist nur das Briefchen? ... Ich habe es gut versteckt ... da ...“ und sie zieht es aus ihrem Busen.

Julie entfaltet das Briefchen hastig, liest — ihr, einer großen zärtlichen Freude entgegen lächelndes Gesichtchen verfärbt sich, ihre Lippen zittern, die Thränen treten in ihre Augen. Das Schreiben lautet:

„Madame!

Wollen Sie mir denn immer noch nicht die Gnade eines kurzen Wiedersehens vergönnen? Ich bitte Sie darum auf den Knieen. Erlauben Sie mir, Sie heute an dem Ort, welchen Ihnen Nanon angeben wird, zu erwarten, und gewähren Sie mir endlich die Freude, Sie zu sehen, den Trost, von Ihren Lippen zu hören, daß Sie treu zu mir halten wollen, trotz aller Hindernisse, welche das Schicksal unserer Vereinigung in den Weg legt. Versagen Sie mir diese Gnade, dann werde ich wissen, daß Ihr Gefühl für mich sich verflüchtigt, daß Sie überhaupt nur ein tändelndes Spiel mit mir getrieben haben, wie sich's eine Prinzessin allenfalls zu ihrer Kurzweil erlaubt, selbst mit einem armen Teufel, der so tief unter ihr steht wie Lancelot de Letorière unter Julie Victoire de Soissons.

„Ich würde Ihnen nicht grollen, aber ich würde mich losreißen von einem solchen, unserer Beiden unwürdigen Zeitvertreib, und aus dieser häßlichen alten Welt voll falschen Glanzes und Scheines, voll Herz und Verstand verkrüppelnden Formen fliehen nach einem neuen Erdtheil, wo ein frischer, die Menschheit adelnder Zug über einem jungen, nach Freiheit ringenden Volke weht, und wo es jedenfalls einem unglücklichen Edelmanne vergönnt sein wird, einen ehrenvollen Tod zu finden.

Ihrer Entscheidung harrend, bleibe ich in tiefster Ehrfurcht, Madame,

Ihr ganz ergebener Diener Lancelot de Letorière.“

In welchem Tone er ihr schreibt! — er nennt sie Madame — er, der sonst in der Ansprache an sie sich stets der rührendsten Ausdrücke bedient, sie „sein Herz, seinen Engel“ — oder wenn er sehr böse war, nur „sein grausames, abscheuliches, herrliches Lieb“ genannt — und jetzt ... kann er denn wirklich glauben, nur einen Augenblick glauben ... daß ... daß sie ihn nicht rasend, nicht grenzenlos liebt! — — —

Gabrielle de Rohan hat gemeint, man habe sehr, sehr viel Muth in der Phantasie; wenn's aber heißt, an die Verwirklichung seiner Chimären zu schreiten, dann ...

Hätte Lancelot etwa Recht, wär's Feigheit, berechnende Vorsicht, die sie hinderte, ihm seinen Willen zu thun? ... Sie kann doch nicht den Schein auf sich nehmen, leichtsinnig zu sein wie die Anderen! ... Und doch, wenn er wirklich böse wäre, ernstlich die Absicht hegte, Frankreich zu verlassen, nach Amerika zu fliehen ... wenn er sie für hochmüthig, für herzlos hielte! ... 's ist eine ungeheure schmerzliche Verwirrung, aus der sie vergeblich den Ausweg sucht.

Und so sinkt sie nieder in einen sehr steiflehnigen Fauteuil mit sehr mageren Seitenlehnen aus goldgestreiftem weißen Holz und beide Ellenbogen auf ein Tischchen stützend, die gepuderten Schläfen zwischen den Händen, brütet sie vor sich hin — „Du weißt, was in dem Briefe steht, was er von mir verlangt?“ spricht sie endlich, zu der alten Amme aufsehend.

Die Nanon nickt — „freilich weiß ich's — er hat es mir gesagt, armer lieber Herr!“

„Und . . . und . . .“ Julie packt die Alte mit beiden Händen an dem kräftigen Arme — „ist er mir böse?“

„Er fürchtet, daß Madame ihn nicht liebt.“

Wieder sinkt Juliens Köpfchen zwischen ihre Hände. „Oh Nanon — ist's ihm Ernst, beabsichtigt er wirklich, nach Amerika hinüberzugehen?“ murmelte sie.

„Gewiß!“ Nanon nickt.

„Aber, was kann ich thun!“ ruft Julie, „ich kann doch nicht um Mitternacht . . . Es ist ja unmöglich, ganz unmöglich! . . .“ und sie ringt verzweiflungsvoll die Hände und die Thränen perlen schneller und schneller über ihre vor Scham erglühenden Wangen.

Nanon hat Julie Victoire aufrichtig lieb — aber sie hat fünf Goldstücke Lancelot de Letorière's in der Tasche. Im Uebrigen ist sie davon überzeugt, Julie fasse die Situation zu tragisch auf.

Es ist ja nicht das erste Mal, daß sie, die alte Nanon, den postillon d'amour abgab, und bis jetzt waren alle die kleinen, durch sie vermittelten Liebesabenteuer immer ganz glatt abgelaufen — besonders bei sehr großen Damen.

„Madame ist grausam!“ sagt sie.

„Ja, ich bin grausam, grausam gegen mich, der ich die Freude versage, ihn wiederzusehen,“ murmelte Julie bitter — „unbarmherzig grausam!“

„Der Vicomte de Letorière ist ein ritterlicher und ehrenvoller Edelmann, zu dem Eure Hoheit wohl Vertrauen haben darf.“

„Was meinst Du?“ Julie sieht auf zu der Alten . . . versteht nicht ganz.

„Nun . . .“ Die Nanon räuspert sich dann und mit einem einschmeichelnden Augenblinzeln sagt sie: „Nun, ich meine, daß ich an Stelle Eurer Hoheit großmüthig sein und dem Herrn das Opfer einer kurzen, und, da es nun leider nicht anders sein kann, heimlichen Unterredung gönnen würde.“

„Opfer . . . ?“ Julie macht die Augen weit auf, schüttelt unschuldig ihr wunderhübsches Köpfchen. Sie weiß nichts von der Heuchelei weiblicher Leidenschaft, — weiß nichts von den die Situation beschönigenden Sophismen, mit denen eine gewisse Kategorie von Sünderinnen ihr Gewissen narkotisirt, ehe sie zur That schreitet, — ahnt nicht, wie lange die Frauen noch immer davon sprechen, ein Opfer zu bringen, wenn sie ganz einfach ihrer Schwäche nachgeben.

„Opfer!“ sie faltet die Hände und lächelt traurig vor sich hin, „als ob es ein Opfer wäre, dem heißesten Wunsch meines Herzens zu folgen! Oh, Du kannst Dir's ja gar nicht ausdenken, wie ich mich danach sehne, ihn wieder zu haben, und sei's nur für einen einzigen kurzen Augenblick . . . Ich lebte ja kaum in diesen schrecklichen sechs Wochen, besonders seit ich ihn krank wußte. Aber . . .“

„Nun? . . .“

„Es kommt mir so häßlich, so unrecht vor. Wir hofften Alles zu erreichen durch den König, der ihn lieb hatte und seine Sache vertreten hätte gegen meine Eltern. Der aber ist todt — und durch den neuen König erreichen wir nichts, der steht unter der Herrschaft seiner Frau und die wird regiert von meiner Cousine Lamballe, welche natürlich von meiner Verbindung mit Lancelot nichts wissen will.“

„Drum müssen Sie sich auf eigene Füße stellen, — heute die Sache besprechen mit M. de Letorière, das heißt wenn Ihnen die Verbindung mit ihm wirklich am Herzen liegt. Es ist freilich zu überlegen — der Vicomte de Letorière ist keine Partie für eine Prinzessin.“

Oh, ob der Klugheit Nanon's! — das Wort gibt den Ausschlag.

Eine Weile bleibt Julie ganz still, dann murmelt sie unruhig: „Es ist schrecklich . . . schrecklich . . . wenn er sich wirklich einbilden könnte, daß ich ihn zu gering achte . . . Aber wie soll ich's nur anfangen — ich kann die Pförtnerin doch nicht um den Schlüssel der Abtei bitten!“

„Ich habe an Alles gedacht und Alles besorgt,“ sagt Nanon, unter ihrem Mantel zwischen die Falten ihres karmeliterbraunen Kleides greifend — „da ist der Schlüssel von der kleinen Hinterthür, zu der die Treppe rechts neben dem Appartement Eurer Hoheit führt. Der Vicomte wird Madame unter der Nische erwarten, die am Anfang des Kirchhofs steht. Dort ist die Mauer am niedrigsten. Darf ich ihm sagen, daß er auf Sie rechnen kann?“ —

Die Glocke zum Abendgottesdienst schallt laut und feierlich mitten in diese Frage hinein.

„Ja!“ haucht Julie außer sich, und läßt den Schlüssel in den kirschrothen Sammt-Réticule an ihrer Seite gleiten.

VII.

Jetzt ist der Abendgottesdienst vorbei — die schönen heiligen Gesänge sind verklungen, mit vorgebeugtem Kopf und schleppenden Füßchen verläßt Julie Victoire die Kapelle.

Plötzlich hört sie neben sich lustiges Seidenrauschen, beschleunigte Schritte. „Euer Hoheit!“ ruft die muntere Stimme Gabrielle's de Rohan. Sie pflegte ihre Freundin stets so zu nennen nach einem Streit.

„Was gibt's?“ frägt Julie etwas ärgerlich.

„Oh gar nichts. Nur . . . Euer Hoheit haben etwas in der Kapelle vergessen . . .“ und lächelnd reicht Gabrielle der Prinzessin deren rothen Réticule. „Es muß sehr viel Gold darin sein, denn er ist schwer!“

Julie fährt zusammen, unwillkürlich greift sie in den Beutel hinein, sucht . . . ja, der Schlüssel ist darin. Da begegnen ihre Augen denen Gabrielle's, die mit einem Ausdruck verwegener Lustigkeit und nur mühsam verhaltener Spottlust auf ihr ruhen.

Das Blut steigt ihr in die Wangen; ohne ein Wort hervorbringen zu können, eilt sie an Gabrielle vorbei.

VIII.

Elf Uhr! . . . Sie sitzt in ihrem Boudoir einsam wachend, der Pendüle gegenüber, die mit ihrem feinen Stimmchen beim Ablauf jeglicher Stunde irgend ein Tanzstückchen singt.

Elf Uhr! . . . in zwei Stunden . . . in zwei Stunden wird sie ihn wiedersehen. Eine irre Seligkeit durchzuckt ihre Adern und dennoch . . . sie legt die Hände an die heißen Wangen, denkt an die spöttischen Augen Gabrielle's. Man hat sie bis jetzt stets den Tugendspiegel genannt, — Jeder hat es gewußt, daß ihre Liebe zu Lancelot de Letorière etwas völlig Reines, Heiliges war, daß der leichtsinnige Taugenichts sich um ihretwillen in einen Schwärmer verwandelt hatte. Mein Gott, es wäre arg genug, das Bewußtsein all' dieser häßlichen Heimlichkeit mit sich herumzutragen; aber wenn sie Jemand überraschte — dann . . . Sie schauderte, — vielleicht wär' es noch möglich, zurück zu treten. Aber, wenn er sich wirklich verletzt fühlen, wirklich wähnen könnte, sie denke zu gering von ihm . . . Oh, das hält sie nicht aus!

Zwölf Uhr! . . . Eine hübsche Gavotte voll träumerischer Lieblichkeit tönt durch das Zimmer, verstummt und nur das emsige Tick-tack, tick-tack, wie der gleichgültige Pulsschlag der Zeit, durchklingt das feierliche Nachtschweigen.

Wie schwül es ist! Sie reißt das Fenster auf. Wie eine der berühmten Marquisen jener Zeit ist auch sie stolz auf ihre Unabhängigkeit, — darauf, daß sie es vermag, eine Thüre zu schließen oder ein Fenster zu öffnen, ohne nach einem Kammerdiener zu schellen.

Die frische Nachtluft streicht herein. Der Frühling schaltet und waltet draußen, arbeitet sachte an irgend einem neuen Wunder, mit dem er morgen früh die Sonne überraschen wird, und der Mond schaut ihm zu, blaß und schwermüthig steht er am Himmel, als fühle er sich vereinsamt zwischen den Sternen.

Büsche und Bäume werfen kurze dunkle Schatten über den glatten Rasen, über den Kies, und um ihr nachtschwarzes Blattwerk schimmert's dunstig silbern. In weiter Ferne wie ein unheimliches Ungeheuer zeichnet sich mit ihren mächtigen Flügeln eine Windmühle gegen den dunkelblauen, sternbesäeten Himmel ab.

Sie lehnt ihre heißen Hände auf den kalten Fenstersims und blickt hinunter.

Gerade zwei Jahre sind es her, daß sie ihn zuerst gesehen, im Theater, am Dienstag in der Charwoche, während eines geistlichen Concerts. Plötzlich und unerwartet war er aufgetaucht, kaum geheilt von einem Degenstich, den ihm der Graf von Melun bei einem Duell beigebracht.

So allgemein beliebt war er und so entzückt das Publicum von seiner Herstellung, daß es plötzlich wie ein Mann zu applaudiren begann. Darauf hin hatte er sich erhoben in seiner Loge und mit gut gespieltem Staunen im Saal umgesehen, als käm' es ihm gar nicht in den Sinn, daß man ihm applaudiren könne wie einem Prinzen von Geblüt oder einem Schauspieler.

Man fand diese Bescheidenheit bezaubernd, wie man Alles bezaubernd an ihm fand. Ach, er war so sehr in der Mode damals!

„Sehen Sie doch an — der berühmte Letorière ist's, man nennt ihn ‚le charmant‘ — ein Liebling des Königs und aller Damen in Paris und in Versailles!“ — So riefen ihr die Freundinnen zu, welche sich damals mit ihr im Theater befanden.

Und sie beugte sich vor.

Er trug einen Rock von strohfarbenem Moiré, mit grünen Sammtaufschlägen, eine mit einer Smaragdagraffe befestigte große grüne Sammtschleife auf seiner Achsel, eine zweite Smaragdagraffe glänzte aus der Spitzenschärpe um seinen Hals. Die Knöpfe an seinem Rock waren Opale, mit Brillantensplittern umfaßt, und sein reiches Haar floß ihm gepudert und gekräuselt in zwei vollen Strähnen auf die Schultern herab.

Seine schwarzen Augen begegneten denen der Prinzessin!

Tick-tack — tick-tack . . . Es ist Julien, als schlüge die Uhr lauter und immer lauter, fast als schrie sie ihr ins Gesicht: „es ist Zeit . . . es ist Zeit!“

Die Pendüle schlägt Eins; Julie greift nach dem langen schwarzen Mantel, den ihr Nanon gebracht, um sie unkenntlich zu machen in der Nachtdämmerung, selbst wenn ihr Jemand begegnen sollte, und eilt hinaus. Der breite Corridor mit seinem Pflaster von großen, kalten Steinfließen ist voll grauer Dämmerung, in die das Mondlicht, durch die schmalen, kleinscheibigen Fenster dringend, da und dort grellweiße, schwarzvergitterte Flecken malt. Wie laut doch ihr leichter Tritt widerhallt; wie stark ihr Kleid unter dem schwarzen Mantel knistert! Jetzt hat sie die kleine Treppe erreicht, — der Schlüssel knarrt im Schloß — sie ist im Garten.

Der Thau liegt über Allem — die Luft ist feucht, selbst der rothe Sand unter den Füßchen des Prinzeßchens ist feucht. Eine Fledermaus flattert über ihren Kopf quer in die Finsterniß einer mächtigen Baumgruppe hinein. Die Fassade der Abtei, eines schwerfälligen Gebäudes, an dessen schmucklosen Mitteltract die verschiedenen architektonischen Epochen sich mit den widersprechendsten Anbauten verewigt haben, ist mit grellem Mondlicht übergossen, unter dem vorspringenden Dachfirst zeichnet sich ein breiter, schwarzer Schattenstreifen.

Warum ist denn Alles so schwarz, so traurig, warum senken die Blumen die Köpfchen und weinen? —

Aus einem offenen Fenster der Abtei dringt ein schriller Laut, eine wilde, klagende, schauerliche Melodie, halb geschluchzt, halb gesungen.

Julie horcht auf und schaudert. Die Irrsinnige ist es, die seit mehr denn dreißig Jahren in der Abtei untergebracht worden. Sie haben ihr den Geliebten erstochen in einer schönen Mondnacht unter ihrem Fenster — ihr eigener Bruder hat es gethan. Sie hat den Verstand verloren darüber — es sind volle dreißig Jahre her — sie ist alt und verwittert, aber an schönen Mondnächten stellt sie sich doch noch ans Fenster und singt in die Nacht hinaus — immer dasselbe Lied, mit dem sie ihm sonst das Zeichen gab zu ihrem Stelldichein.

Athemlos eilt Julie der Richtung des Kirchhofs zu, der, nur durch eine grüne, scharfkantig zugestutzte Hecke von dem Garten getrennt, sich gegen Westen ausbreitet. Hohe Cypressen stehen zwischen den Gräbern, schmal und pechschwarz

wie Schildwachen, die den Frieden der Todten hüten. Das Mondlicht liegt voll auf den weißen Grabsteinen, auf denen hier und dort Blumenkränze ruhen — einige noch frisch, voll lebensüppigen Duftes, andere trocken, regenverdorben, in Moder und Staub zerfallend ... Ein Grab ist noch offen; man sieht den Sarg in seiner Tiefe lang und schmal, nur mit ein paar Händen voll Erde bestreut.

Julie möchte aufschreien vor Angst — sie kann nicht vorwärts, nicht zurück. Da — ein leichter Schritt — ein Mann in einem langen Mantel eilt auf sie zu. „Bist Du's ... bist Du's wirklich, Julie! meine Königin, mein Engel, mein süßes, herrliches Lieb! Ich konnt' es nicht glauben, bis zum letzten Augenblicke nicht, daß Du Wort halten, kommen würdest!“

Und er knieet nieder vor ihr, zieht ihre Hand an seine Lippen.

„Ich bin gekommen, damit Du nicht mehr das Recht haben mögest, an meiner Liebe zu zweifeln,“ flüstert sie, und ihre Stimme klingt so leise, wie das Seufzen und Lispeln des Nachtwindes in den Blättern.

Der schwarze Mantel ist von ihren Schultern niedergeglitten, sie steht vor dem jungen Mann in ihrem hellen Kleide, mit ihren durchsichtigen schwarzen Halbhandschuhen, aus denen ihre weißen Ellenbogen und feinen schlanken Finger hervorschauen; steht da, das gepuderte Köpfchen etwas gesenkt, die Arme an den Seiten niederhängend, traurig, schüchtern, über ihr schreckliches Wagniß entsetzt, und doch vom Scheitel bis zur Fußsohle von unsagbarer Seligkeit bebend.

„Wie konntest Du mich nur zwingen, etwas so Unrechtes zu thun!“ seufzt sie vorwurfsvoll.

Um seinen Mund zuckt es gutmüthig, mitleidig und doch wieder siegesfroh. „Wie konnt' ich?“ flüsterte er ... „wie konnt' ich? ... Es war recht abscheulich und rücksichtslos von mir, ich gesteh's ja ein — aber Du verlangst doch nicht, ich möge sagen, daß ich's bereue ... Bereust Du's?“

Er kniet nicht mehr vor ihr, er ist aufgesprungen, hat den Arm um sie gelegt, ihr müdes Köpfchen ruht an seiner Schulter, alle ihre Bedenken sind entschwunden, sind untergegangen in einer Empfindung schwerer, betäubender Seligkeit. Nein, sie bereut nichts!

Sie sitzen neben einander auf einem kalten, grauen Grabsteine, Hand in Hand, ein paar Schritte von ihnen das offene Grab, ringsherum die hohen, dunklen Cypressen, mit hier und da einem grünlich aufschimmernden Contour in ihrem eintönigen Schwarz, über ihnen der sterndurchglänzte blaue Himmelsdom. Ein Hollunderbaum in voller Blüthe steht neben einem Kapellchen, in dem ein zeitgeschwärzter Christus unter der Last des Kreuzes auf seinen Schultern zusammenbricht. Der scharfe, stechende Geruch der Hollunderblüthe mischt sich mit dem Rosenduft, der aus dem Garten herunterschwebt.

Entwaffnet durch ihre hilflose Unschuld, beklommen, fast andächtig hält er ihre Hand in der seinen, ohne es zu wagen, sie näher an sich zu ziehen.

„Und jetzt hab' ich Dir Deinen Willen gethan, jetzt laß' mich in die Abtei zurück,“ beginnt sie nach einem Weilchen.

„Nur eine Minute noch,“ bittet er, ihre Hand, die sie ihm entzogen, von

Neuem erfassend. Oh, wie leicht es ihm wird, sie zurückzuhalten! — „Nur eine Minute, wir müssen doch das Nähere bezüglich unserer Zukunft vereinbaren."

„Das ist wahr," gesteht sie ihm zu — „aber was ist da zu vereinbaren?"

„Wenn Du mich lieb genug hast, Dich über die Kleinlichkeiten der Welt erhaben zu zeigen — Alles . . . im entgegengesetzten Falle . . . nichts."

Sie zerrt an ihren Fingerspitzen — „ich versteh' Dich nicht ganz . . ." sagt sie.

„Mit einem Wort — hättest Du den Muth, Dich von mir entführen zu lassen?" frägt er.

„Aber Lancelot!" sagt sie und tief erröthend, vorwurfsvoll hebt sie ihr Gesichtchen zu dem seinen und läßt es beschämt wieder sinken.

Unwillkürlich lächelt er, sehr gutmüthig freundlich, und ihre heißen Wangen streichelnd, flüstert er: „Oh, Du kleine Heilige! Aber hab' keine Angst; wir finden wohl einen Pfarrer, der uns traut, dafür laß' mich sorgen, und dann führ' ich Dich auf mein altes Schloß im Poitou und wir sind glücklich mit einander, so glücklich, wie's zwei Menschen nur irgend sein können — so lang — so lang, bis es Deinen durchlauchtigsten Verwandten endlich gelungen sein wird, mich aus dem Wege zu räumen."

Julie schaudert. „Sie dürfen Dir nichts thun," ruft sie — „nein, sie werden nicht, — sie wüßten ja, daß der Schlag, der Dich trifft, mich vernichten müßte!"

„Ich weiß kaum, ob sie Dich nicht lieber todt, denn mit mir verbunden sehen möchten," sagt er bitter. „Aber lassen wir das. Bist Du bereit?"

„Ja!" erklärte sie feierlich mit ihrer dünnen, zitternden Kinderstimme — „und wann? . . . Aber was hast Du?" Sie blickt besorgt zu ihm auf. „Du siehst blaß und angegriffen aus — Du hättest Dich nicht anstrengen, nicht hierher kommen sollen. Es kann Dir schaden!"

„Und glaubst Du, daß man das überlegt, wenn Einen die Sehnsucht plagt, so eine kleine, grausame, liebe Närrin wiederzusehen?"

Plötzlich legt er die Hand auf die Brust . . . selbst im Mondschein kann sie ihn erbleichen sehen.

Ein dunkler Schimmer zieht sich um seine Augen. „Mein Verband hat sich gelöst — meine Wunde blutet — Adieu, mein Herz, leb' wohl — behalte mich lieb, ich muß fort — eine Ohnmacht könnte mich überraschen — und dann . . ."

Er erhebt sich, macht ein paar Schritte — aber das Blut fließt rascher und rascher, — er fühlt, daß es sein Leben ist, das dahin fließt; er bricht zusammen. „Adieu, Julie! . . ."

Sie beugt sich über ihn, küßt seine Stirn, seine Schläfen — kann sie ihn da lassen, ohne die Hand zu seiner Rettung zu regen? — Nein, sie will fort, will in die Abtei zurück, Leute rufen zu seiner Hilfe — seiner Rettung, und mag die ganze Welt auch mit Fingern deuten auf sie, was liegt daran!

Fliegenden Schrittes eilt sie hinweg, — aber seltsam, je näher sie der Abtei kommt, desto schwerer haftet ihr Fuß am Boden. Der Mond scheint grell herunter, es ist fast tageshell. Das Lied der Irrsinnigen klingt durch die Nacht — die Unglückliche steht am Fenster, und da sie Julie erblickt, lacht sie und wirft Kußhändchen in den Garten hinaus.

Julie drückt sich tiefer in den Schatten, stürzt in die Abtei. Was soll sie thun, an wen soll sie sich wenden?

Sie will den Weg suchen zur Aebtissin, aber wie kann sie die stören um diese Stunde — sie muß sich an eine Andere wenden. Was aber wird sie sagen? ..... Ja, sie ist unschuldig, hat sich weder an sich versündigt noch an Gott, nur die äußerliche conventionelle Form hat sie verlacht und gegen die Etiquette hat sie gefrevelt. — Doch das Gespenst der Etiquette richtet sich dräuend vor ihr auf und legt ihr die Hand auf die Lippen und zischt ihr ins Ohr: „Deine Unschuld zählt nicht in diesem Falle. Viel besser wär's, Du hättest Dich an Gott versündigt und an Dir, als an mir. Denn Gott verzeiht Dir immer und Dein Gewissen verzeiht Dir manchmal, aber ich verzeihe nie; — drum füg' Dich in die Buße, die ich Dir auferlege und schweig', sonst sollst Du gebrandmarkt sein auf ewig!"

Aber sie kann sich nicht fügen, sie will nicht. Sie ist wie verwirrt ... sie möchte schreien und vermag nicht die Lippen zu öffnen. Dahin, dorthin eilt sie rathlos, fassungslos, rüttelt schließlich an einer der Thürklinken und zieht sich dann wieder zurück. Eine weiße Gestalt tritt in den Corridor hinaus.

„Ach, Sie sind's, Madame," ruft sie, Julien's ansichtig werdend, aus, „was ist Ihnen, warum sind Sie so bleich?"

„Mir war's, als ... als hätt' ich im Garten unten, dort gegen den Kirchhof zu, Jemanden um Hilfe rufen hören," murmelt Julie, den Blick zu Boden gesenkt.

„Ach, Sie haben schlecht geträumt," erwidert ihr die Nonne. „Legen Sie sich nieder, es schickt sich nicht für eine junge Prinzessin, des Nachts in den Gängen herum zu irren wie eine Schlafwandlerin!"

„Aber vielleicht könnte man doch ..." beginnt Julie stotternd.

„Ja, was haben Sie ... erklären Sie sich, Madame," frägt die Nonne. —

Mehrere Thüren öffnen sich, mehrere weiße Gestalten treten in den Corridor ... „was gibts, ja was gibts? —"

Aber Julie spricht kein Wort; wie durch einen bösen Zauber verstummt, steht sie da, todtenblaß, mit großen verzweifelnden Augen. — Da erblickt sie die Laienschwester. Sie athmet auf — stürzt auf sie zu, die wird sie verstehen. Sie schleppt die Worte an die Lippen. „Liebe ... liebe Schwester," beginnt sie.

Doch kaum hat sie die Lippen geöffnet, so ruft ein spöttisches, glockenhelles Stimmchen neugierig in die aufgeregte Scene hinein: „Was gibts?"

Julie fährt zusammen. In malerisch losem, spitzenbesetztem Negligé, ein kleidsam Häubchen auf dem halb entpuderten Haupt, ist Gabrielle de Rohan neben die Laienschwester getreten, und heftet die Augen voll triumphirender Lachlust auf die arme kleine Prinzessin. Ein eisiger Schauer schüttelt Julie — sie senkt den Kopf — die Scham schnürt ihr die Kehle zu — „nichts" — murmelt sie — „nichts!" — —

— — —

Auf dem Kirchhofe liegt der Vicomte de Letorière verlassen und verblutend.

Anfangs hat er noch von Zeit zu Zeit den Kopf gehoben in der Hoffnung auf Beistand, auf Hilfe — jetzt hofft er längst nicht mehr. Der leichtsinnige

Cavalier, der den Ernst des Lebens nie gekannt hat, fühlt, daß der Ernst des Todes jetzt an ihn heranrückt. Er, das große Glückskind seiner Zeit, dem bisher Alles gelungen, fühlt, daß das Schicksal diesmal gegen ihn entschieden, daß seine letzte Stunde geschlagen hat.

„Ja, die Kieselsteinchen haben Recht behalten, die Etiquette hat gesiegt," murmelt der Vicomte vor sich hin. „Arme kleine Julie! wie gut und lieb und reizend sie war! Ich möcht' ihr nicht gern Unannehmlichkeiten bereiten!"

Er stützt sich auf einen Ellenbogen auf, um im Mondschein die niedrige Stelle der Mauer zu suchen, über die er hereingeklettert ist. Schwindelnd schleppt er sich bis hin, schwingt sich mit dem Aufgebot der letzten Kraft hinüber und kriecht durch das schwere, thaunasse Riedgras so weit von der Abtei hinweg, als seine Kräfte reichen. Dann streckt er sich müde aus, legt den Kopf auf einen Stein und wartet, ob ihm das Glück wohl noch einmal zulächeln wird in Form eines zufällig Vorübergehenden, der sich seiner annehmen könnte.

Er wartet umsonst.

Der Verband hat sich völlig gelöst, das Blut fließt rasch, seine Kräfte schwinden — sein Bewußtsein verwischt sich. Allerhand Trugbilder umgaukeln seine brechenden Augen, verschwommen, wie in einer Wolke von Puder eingehüllt.

Er sieht einen Reigen von hübschen Frauen und vornehmen Cavalieren um einen großen, hochmüthigen Mann gruppirt, — und alle scheinen sie nichts zu thun zu haben, als sich zu unterhalten und den einen Mann aufzuheitern. Die pittoreske Pracht der königlichen Jagd schillert an ihm vorüber, große Nebelfetzen hängen in den halbentblätterten Aesten der uralten Eichen von Fontainebleau, lange, schräge Herbstsonnenstrahlen schimmern röthlich auf den Pfützen in der regendurchweichten Straße und ringsherum schluchzt der Herbst in den Bäumen und die sterbenden Blätter fallen ins Gras. Aber die goldbetreßten Röcke der Jäger glänzen lustig in die braune Herbsteintönigkeit hinein, und die Hifthörner blasen laut und schrill, die Hunde bellen und das fröhliche Lachen der Damen mischt sich in das Knistern des trockenen Laubes. Alles ist voll Jubel und Heiterkeit. Wie gut man sich amüsirt . . . Da plötzlich mitten in den festlichen Reigen hinein, schreiten zwei hagere Gestalten, gebückt unter der Last eines elenden Sarges, und der König zügelt sein Roß und frägt: „Wen tragt ihr da?"

„Einen armen Bauern."

„An was ist er gestorben?"

„An Hunger! . . ."

Der König gibt seinem Pferde die Sporen . . .

Den Vicomte fröstelt. Eine große Schläfrigkeit überkommt ihn. Die Umrisse der hübschen Dämchen und Cavaliere werden immer undeutlicher, er muß mit den Augen blinzeln, um sie festzuhalten. Wie hübsch, wie anmuthig sie sind, und wie gut sie sich unterhalten und rings um sie stirbt die Nation — an Hunger . . .

Und plötzlich mitten zwischen sie hinein fährt in sausendem Galopp ein anderer Sarg von berittenen Fackelträgern umgeben, die nicht einmal in Trauer sind . . .

„Wer ist's, der da begraben wird?"

„Der König!“

Nein, nicht nur der König — ein ganzes Zeitalter mit ihm, ein Zeitalter voll von geistreicher Herzlosigkeit und anmuthiger Schlüpfrigkeit, voll von gedankenlosem, vornehmem Egoismus — ein Zeitalter, wo die Kräfte eines ganzen Volkes sich dazu verbrauchten, um den Glanz eines Hofstaates zu unterhalten, — wo der Hofstaat nichts zu thun hatte, als sich zu bemühen, einen einzigen Mann aufzuheitern! — —

Das Mondlicht ist längst verglommen. Dort, in der Richtung von St. Denis, hinter der Abtei schwebt's um den Horizont blutigroth — die Röthe verbreitet sich über den ganzen Himmel — über die ganze Erde. —

Dem Vicomte ist es, als versänke das ganze achtzehnte Jahrhundert mit seinem Puder und seinen Schönheitspflästerchen in einen tiefen, rothen See.

Da, aus dem blutrothen Chaos steigt ein winziges Figürchen, ein kleiner Junge mit großen grauen Augen — — Letorière frägt sich, wo er den Kobold schon gesehen? . . . Ja, richtig, — das Söhnchen der Madame Lätitia Bonaparte ist's, der armen Corsin, der er unlängst bei Madame de Marboeuf begegnet und zwar in großer Aufregung ob der Unart dieses selben Söhnchens, das sich eigensinnig geweigert hatte, die Hand des Erzbischofs von Paris zu küssen. Die Stimme der Corsin, deren Italienisch mit Französisch durchmischt ist, klingt ihm noch im Ohr — „E un petit monstro, una testa di fer, una testa di fer!“ —

Wie fällt ihm wohl der Kobold ein zu dieser Stunde! — — —

Er erhebt sich noch einmal, um die Abtei zu grüßen, dann schließt er die Augen. Ein Lächeln spielt um seine Lippen — er lächelt ein letztes Mal über die Kleinlichkeiten der Welt!

„C'est égal! 's war doch eine amüsante Zeit!“ murmelt er vor sich hin —. „Eine amüsante Zeit! . . .“

— — —

Es mochte etwa sechs Uhr früh sein, als ein leichter Wagen über die Straße rollte, die von Montmartre nach Paris führte. Es war der hellgelbe, mit Blumen verzierte Wagen des Herzogs von Richelieu, der den lebenslustigen alten Maréchal von einem nächtlichen Abenteuer nach Paris zurückbrachte.

Mit einem Male blieben die Pferde stehen — Richelieu, welcher eingeschlafen war, erwachte. „Was gibts?“ herrschte er unwirsch den Kutscher an. Der Lakai sprang vom Bock, trat an den Wagenschlag.

„Eine Leiche liegt auf der Straße.“

„Die Leiche eines Bauern?“

„Nein, Monseigneur, die Leiche eines Edelmannes — wir glauben, es ist der Vicomte de Letorière!“

„Sac à papier!“ ruft der Herzog und springt zum Wagen heraus.

Ja, dort mit feuchtem, halb aufgekräuselten Haar, mit zerrissenen und beschmutzten Kleidern liegt zwischen dem thaunassen Gras am Straßenrand in einer Lache von geronnenem Blut das große Glückskind seiner Zeit, der verwöhnte Liebling des Königs — der Vicomte de Letorière!

Der alte Herzog zerrt die Handschuhe von seinen hagern Händen, beugt sich über seinen Schützling, befühlt ihn — der Körper ist schon kalt.

Die Augen des alten Herrn folgen aufmerksam den Blutspuren, die sich deutlich weiter ziehn bis an die Mauer der Abtei ... Er hat begriffen! ... „Armer Teufel!“ murmelt er, „als ob ich's ihm nicht voraus gesagt hätte! ... Nun freilich — die Etiquette hat gesiegt!“

Die Einzelnheiten des Todes Lancelot's de Letorière drangen nie in das Publicum. Die Kunde verbreitete sich, er sei an den schwarzen Blattern gestorben.

Die Blutspuren im Kirchhofe der Abtei erregten einiges Aufsehen, aber Dank der mächtigen Stellung der Verwandten Julie's wurde die Sache nie untersucht, in Folge dessen gerieth sie bald gänzlich in Vergessenheit.

Und Julie? — Die kleine, zärtliche Julie? ...

Eine Zeit lang sehen wir sie halb irrsinnig vor Schmerz und Reue endlose Briefe schreiben an einflußreiche Persönlichkeiten, um bald die, bald jene Stiftung für die zahllosen armen Verwandten Lancelot's auszubetteln — dann verschwindet sie plötzlich vom Schauplatz, verschwindet aus Frankreich — an einen kleinen deutschen Fürstenhof.

„Ah — wenn ich Lancelot's Tod mit ansehen müßte!“ murmelt Gabrielle, der Worte ihrer Freundin eingedenk, da ihr die Nachricht von der Vermählung zukommt. Und dabei lächelt sie vor sich hin — wie nur das achtzehnte Jahrhundert zu lächeln verstand über — eine Tragödie! —

Henrik Ibsen.

Von
Otto Brahm.

Als ich letztes Frühjahr nach Rom kam, sollte ich Henrik Ibsen Grüße überbringen. Das Unternehmen stieß auf die unerwartete Schwierigkeit, daß die Wohnung des Dichters nicht festzustellen war: denn weder das römische Adreßbuch, das wenig weiß, noch die römische Fremdencolonie, die Alles weiß, konnten Auskunft geben. Man hatte wohl gehört, daß Ibsen seit Jahren in Rom wohnt, man sah ihn dann und wann, einsam im Menschengewühl, den Corso entlang schreiten; aber Niemand verkehrte mit ihm in täglichem Umgange, Niemand hatte seine Behausung erblickt. Endlich sagte man mir, daß der Dichter um die siebente Abendstunde, mit unerbittlicher Regelmäßigkeit, einen Gang ins Café Aranjo thue; ich trat dort ein, und auf eine ungefähre Beschreibung erhielt ich die Bestätigung, daß der Gesuchte an dieser Stelle täglicher Gast sei. Es muß wohl ein Deutscher sein, lautete die Auskunft; viele Deutsche grüßen ihn, aber Keiner spricht mit ihm. Er sitzt immer ganz allein an seinem Tische.

Indem kam Ibsen herangeschritten: eine mittelgroße Gestalt von kräftigem Bau der Glieder, mit einem energisch ausgeprägten strengen Kopfe, dessen mächtiger Typus Michelangelo's Phantasie hätte anreizen können. Grauweißes starres Haar steigt voll und hoch empor über einer breiten, von Gedankenarbeit ausgewölbten Stirn; eine Brille verdeckt blaugraue kleine Augen nicht, die mit scharfer Aufmerksamkeit umherblicken und durch Form und Hülle auf den Kern der Dinge zu dringen scheinen. Um den feinen Mund, dessen schmale Lippen sich vorsichtig nach innen zurückziehen, spielt ein leises Lächeln; der Bart, der nach unten zu sich verbreitert, ist nach englischer Art gehalten und gibt diesem entschlossenen Kopfe den charakteristischen Abschluß.

Die Bekanntschaft ward schnell gemacht; und schnell erfuhr ich aus des Dichters Munde, wie tief in seiner Anschauung die Einsamkeit dieses Lebenswandels begründet ist. Mit seinem „Volksfeind" spricht Ibsen: „Der stärkste Mann der Welt ist derjenige, welcher allein steht"; und in ein freiwilliges Exil gebannt seit zwanzig Jahren, lebt er, ein Fremder unter Fremden. Treu ist sein

Sinn der Heimath zugewendet, aber keiner der Parteien, die sich in Norwegen so eng zusammenschließen, rechnet er sich zu, keine Clique darf ihn den Ihrigen nennen. Ungleich seinem großen Rivalen Björnson, greift er mit keinem anderen Mittel, als durch seine Dichtung, in die politischen oder literarischen Vorgänge ein; er schreibt keine Zeitungsartikel und keine Broschüren, hält keine Reden und leitet keine Versammlungen. Er glaubt leidenschaftlich an das Recht der starken Persönlichkeit, des Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft, gleichviel, ob diese Gemeinschaft nun Staat, Gesellschaft, Familie oder Partei heißt; und er hat ein tiefes Mißtrauen gegen das Recht jener Ansprüche, welche der Staat an die Bürger, die Gesellschaft an ihre Mitglieder stellt, auf Kosten der stolzen und freien Entwicklung der Persönlichkeit. Er glaubt an sein Talent, ein Mensch zu sein; und er zweifelt an seinem Talent, ein thätiger Staatsbürger und eine Stütze der Gesellschaft zu sein. Er blickt in eine ferne Zukunft, welche den Bestand der Welt erschüttern, Staaten zerbrechen und vielleicht gar die Idee des Staates selbst antasten wird; aber vor der gegenwärtigen politischen Bewegung in seiner Heimath zieht er sich mit vornehmer Scheu zurück und spricht heute, wie einst in Dresden, als ihn das Geräusch des deutsch-französischen Krieges umgab:

> Doch mich schreckt der Lärm der Massen,
> Will mir nicht vom Schmutz der Gassen
> Mein Gewand bespritzen lassen,
> Will in reinem Hochzeitskleide
> Harren auf den Zukunftstag.

Der Gedanke mußte aufsteigen: wie hat eine so ausgeprägte Persönlichkeit sich entwickeln können? Unter welchen Bedingungen ist sie groß geworden, welche Erlebnisse haben ihr Richtung gegeben? Aus dem Versuch, die Frage zu beantworten, ist diese Darstellung entstanden.

I.

Ibsen ist am 20. März 1828 zu Skien im südlichen Norwegen geboren worden, einer kleinen Stadt, welche lebhaften Holzhandel betreibt. Gern erinnern wir Deutschen uns, daß der Dichter durch seine Abstammung uns unmittelbar verwandt ist: sein Großvater, Johann Altenburg, war aus Norddeutschland eingewandert. Die Verhältnisse des Vaters, Knud Ibsen, waren durch verwickelte kaufmännische Unternehmungen zerrüttet worden, und als Henrik acht Jahre zählte, erfolgte eine geschäftliche Katastrophe, welche zur Insolvenz führte. Der Knabe besuchte die lateinische Schule bis zu seinem sechzehnten Jahre, dann kam er, da die Möglichkeit eines Universitätsstudiums abgeschnitten schien, als Apothekerlehrling nach dem kleinen Orte Grimstad. Nach einiger Zeit unternahm er es dennoch, auf eigene Faust sich für die Universität vorzubereiten; seine Absicht war, Medicin zu studiren. Zugleich regte sich, unter dem Eindruck der politischen Ereignisse von 1848, der dichterische Trieb in ihm: er richtete an die aufständischen Ungarn die Mahnung, in dem Kampfe gegen ihre Unterdrücker auszuhalten, er schrieb eine Sonettenreihe an König Oscar von Schweden, welche zur Unterstützung der stammverwandten Dänen im Kampfe um Schleswig-Holstein aufforderte. Und von den großen Weltereignissen wendete sich der an-

gehende Student, der für seine politischen Gedichte einen Platz in der Oeffentlichkeit nicht eroberte, den engen Verhältnissen in seinem Städtchen zu: er dichtete scharfe Epigramme, er zeichnete bissige Carikaturen, und stand, nach seinem eigenen Bekenntniß, auf Kriegsfuß mit der Gesellschaft, deren kleinliche Lebensbedingungen ihn einengten. Der Druck, der in einer untergeordneten Stellung auf dem Jüngling lastete, hatte den Gegendruck erzeugt.

Die fortschreitenden Studien Ibsen's, die in schwer zu gewinnenden freien Stunden mit hartnäckigem Eifer gepflegt wurden, führten auf die Lectüre der lateinischen Schriftsteller; und aus Sallust und Cicero entstand dem Dichter sein erstes größeres Werk, das er in heimlicher Nachtzeit niederschrieb. Er wählte Catilina zum Helden eines Dramas; und mit vielen jugendlichen Uebertreibungen, mit Phrasen und gehäuften Gedankenstrichen schilderte er, in sympathischer Antheilnahme, den römischen Verschwörer, welcher der eigennützigen Gesellschaft einer kranken Zeit, ein Einzelner, entgegentritt. Catilina, wie sein Dichter, steht mit seiner Welt auf Kriegsfuß: er sieht sich von der Klasse der Herrschenden mit knirschendem Ingrimm ausgeschlossen, er findet, daß die Gerechtigkeit nicht in Rom mehr wohnt, er will die Gesellschaft neu aufbauen, aber weiß den Weg dazu nicht zu entdecken; er verstrickt sich in Schuld und schreckt zuletzt vor der Brandfackel nicht zurück, die das Capitol entzünden soll. Er geht unter, wie der Held der „Räuber“: und so charakteristisch für Schiller, den Zögling der Karlsschule, jener Karl Moor ist, der nach des Dichters eigenem Wort „nothwendig ein Brutus oder Catilina“ werden mußte, so charakteristisch ist auch Ibsens „Catilina“ für den gewesenen Apothekerlehrling und werdenden Studenten, den Autodidakten ohne rechte Lebensstellung.

Schiller fand in der ganzen Welt Niemanden, der ihm die „Räuber“ gedruckt hätte, und er mußte sein eigener Verleger werden; Ibsen, mit dem „Catilina“, erging es nicht anders. Er stahl seiner Armuth die Druckkosten noch ab und schickte unter dem Pseudonym „Brynjolf Barme“ das Stück hinaus. Mit seinem Namen herauszutreten, schien ihm, wiederum seiner Stellung wegen, unmöglich.

Endlich, mit 22 Jahren, konnte Ibsen die Universität beziehen; er kam nach Christiania und traf dort mit dem vier Jahre jüngeren Björnsterne Björnson zusammen, über dessen Leben hellere Sterne geleuchtet hatten: strahlend von übermüthiger Lebenskraft trat Björnson dem Dichter entgegen, den er selbst, nach einer späteren Schilderung, „abgespannt, mager und bleich wie Gips hinter einem ungeheuren, kohlschwarzen Barte“ fand. Die Noth blieb Ibsen's Begleiter auch hier; und manchen Tag hat er mit nichts als Kaffee und nacktem Brot sich erhalten können. Hebbel in München hat einst das trotz Allem errungene Studium mit den gleichen Entbehrungen zahlen müssen. Nur einmal kam eine kurze Periode des Ueberflusses für Ibsen heran: als er den heroischen Entschluß faßte, die ganze vorhandene Auflage seines „Catilina“ bei einem Krämer als altes Papier zu verkaufen. Er hatte noch einen schönen Vorrath auf Lager gehabt; nur etwa dreißig Exemplare waren abgesetzt.

Ibsen's dichterische Pläne wurden durch solches Mißgeschick nicht aufgehalten; vielmehr verzichtete er jetzt völlig auf ein Brotstudium und war entschlossen, auf

die Literatur allein seine Existenz zu gründen. Er fühlte tief in sich einen wogenden Reichthum ungeborener Gedanken und Gestalten und glaubte, inmitten aller Entbehrungen, an seinen Beruf; er verließ sich auf kein Aeußeres, einzig sein starkes Selbst, sein ungebrochener Wille sollte entscheiden. Er schrieb ein zweites Drama, das „Hünengrab", und setzte es durch, daß das Theater in Christiania, welches den „Catilina" abgelehnt hatte, dieses neue Werk zur Darstellung brachte; er gründete ein Wochenblatt, für welches er lyrische und epische Gedichte schrieb und eine politische Satire, die Musiktragödie: „Norma oder die Liebe eines Politikers". Nach zehn Monaten mußte das Blatt wieder eingehen und Ibsen stand vor neuen schweren Sorgen, als ihn ein unerwarteter Ruf traf: Ole Bull trug ihm die Stelle eines Dramaturgen an dem neu begründeten „norwegischen Theater" zu Bergen an. Fünf Jahre, von 1852—57, verblieb Ibsen in dieser Stellung, welche seine Einsicht in das Wesen der dramatischen Kunst verschärfen mußte, aber seine geistige Entwicklung eher zurückhielt als förderte; er lieferte gewissenhaft jedes Jahr ein bühnengerechtes Stück, allen jedoch fehlte jene persönliche Färbung, die selbst über den unreifen „Catilina" ausgebreitet war. Ibsen hatte seinen eigenen Stil noch nicht gefunden, sondern dichtete in der Weise seiner dänischen Vorgänger: Oehlenschläger und besonders Henrik Hertz wurden ihm Muster.

Auch als der Poet 1857 in die etwas größeren Verhältnisse Christiania's zurückkehrte, um als artistischer Director das „norwegische Theater" der Hauptstadt zu leiten, befreite er sich nur langsam von den Fesseln, in welche literarische Tradition und das Bühnenbedürfniß des Tages ihn geschlagen hatten. Sein Trauerspiel „Nordische Heerfahrt" entstand damals, ein kräftiges und wirksames Theaterstück; aber Niemand hätte vermuthen können, gegenüber diesem abgerundeten, ruhigen Werk eines dreißigjährigen Mannes, daß hier erst der Beginn einer Entwicklung gegeben war, welche in ihrem Verlaufe der Mitwelt Ueberraschung auf Ueberraschung bringen sollte. Ein gegebener Stoff, die Sage von Brunhild und Siegfried, ist auf Grund der nordischen Ueberlieferung knapp und schlicht, mit starkem poetischen und theatralischen Können gestaltet; in der concisen Sprache, welche sich gerne sentenzartig zuspitzt, ist gegen Oehlenschläger's rollendes Pathos und die angenehme Zierlichkeit von Henrik Hertz ein Fortschritt im historischen Colorit erreicht; das Thema selbst jedoch und seine Behandlung, mit Geistererscheinungen und romantischem Zubehör, entfernt sich von der Weise der Vorgänger nicht.

Aber schon begann in Ibsen mälig das Werk zu reifen, welches ihm aus der Ferne gewesener Zeit und aus den Traditionen einer absterbenden Kunstübung in die Nähe des modernen Lebens führen sollte. Die verschütteten Quellen in seinem Innern springen auf, und ein lange zurückgehaltenes Wollen wagt sich aus der Tiefe der Seele hervor. In der „Komödie der Liebe" findet der Dichter zu neuen Zielen den Weg.

Ibsen greift in die Erfahrungen seines Lebens hinein, als er zum ersten Male einen Stoff aus eigenen Mitteln, ohne historische Vorlage, gestaltet. Er hatte sich, noch in Bergen, mit Susanna Thoresen verlobt; und als er nach Christiania übersiedelte, hatte er bald die Frau heimgeführt, welche seine treue

Lebensgefährtin, die theilnehmende Genossin all seines Strebens geworden ist. In jener Brautzeit hatte Ibsen an sich selbst die Beobachtungen machen müssen, welche ihn früher bei den Anderen belustigt und geärgert hatten: die träumerische Seligkeit der ersten Liebe entwich vor einer feierlich proclamirten Verlobung, zu deren Zeugen Jedermann angerufen war; es kamen die Gratulanten und die Tanten; Unberufene drängten auf das junge Glück mit prosaischen Sorgen ein; die Klatschmäuler hechelten es durch und trugen es in der Stadt umher. Und nun sah der satirisch gestimmte Dichter ringsum, und Bitterkeit und Zweifel erfüllten ihm die Brust, wenn er den Ausgangspunkt und den Endpunkt, Liebe und Ehe, verglich. Die Liebe schien ihm Poesie; die Ehe Prosa. Die Liebe schien ihm heilig; die Ehe komisch. Die Liebe machte frei, sie entfesselte das Innerste und Beste im Menschen; die Ehe schlug in Bande und drängte die aufstrebende Empfindung zu dem Niveau des Spießbürgers zurück.

Von solchen Betrachtungen aus schuf Ibsen die Figuren seiner Komödie: einen Pastor Strohmann, der in seiner Jugend „genial" war, Sonette dichtete und süß zur Guitarre sang, der aber jetzt, mit zwölf Kindern gesegnet und das dreizehnte erwartend, im Philisterium versinkt; einen Copisten Styer, der in den Zeiten erster Liebe gleichfalls den Dichterdrang in sich verspürte, aber seit der Verlobung nur noch an die bürgerliche Versorgung denkt und mit seiner Braut von Wechselausstellen und Indossiren spricht; einen Candidaten Lind, der sich, in währender Handlung, verlobt und sogleich, von der Höhe seiner Missionärsträume herabgezogen, zum Mädchenschullehrer gepreßt und in der Heimath festgehalten wird, mit der Aussicht, selbst dereinst ein kinderreicher Strohmann zu werden. Und diesen Gestalten setzt Ibsen den Dichter Falk entgegen: einen romantischen Schwärmer, der mit ungemessenem Spotte die Verlobten und Vermählten bekämpft, der begeistert die Seligkeit einer nicht „normalen" und bürgerlich geregelten Liebe verkündet, einer Liebe, die nicht Wissenschaft, sondern Leidenschaft ist. Ihm neigt sich die stolze Svanhild zu, aber seine jugendliche Unklarheit und seine Poeten-Selbstsucht stößt sie immer wieder ab: und als er sie den Sangesvogel nennt, ihm allein von Gott geschickt, so weist sie die Ueberhebung des stürmischen Egoisten zurück und lenkt ihn von der erträumten papiernen Dichtung zu dem Reiche lebendiger Poesie hin, das sich lockend vor ihm ausbreitet. Man denkt an Ibsen selbst, in dem ein neuer Geist, der Geist moderner Poesie erwachen will, — wenn Falk der Mahnung begeistert folgt und dem Kinderwerk gewesener Tage entsagt: seine Gedichte verbrennt er, seine Bücher verschenkt er und stellt sich in den Chor von Jung-Norwegen mit ein. Den Kampf für die Wahrheit will er kämpfen bis aufs Letzte: ich oder die Lüge, so lautet sein Wahlspruch.

Und Svanhild? Der Dichter hat hier die eigenthümlichste Wendung genommen, welcher ganz zu folgen unmöglich scheint. Ein reicher alter Herr, Guldstad, der bisher in die Handlung nicht eingegriffen hat, tritt am Schlusse plötzlich und entscheidend hervor. Mit der eindringlichen Beredsamkeit des gesunden Menschenverstandes predigt er Svanhild und Falk die Nothwendigkeit einer Trennung: denn nicht auf die schwärmende Liebe läßt sich eine Verbindung fürs Leben bauen, der herzenswarme Strom der Freundschaft muß sie tragen.

Achtung und Pflichtgefühl sie zusammenhalten. Und die Liebenden lassen sich überzeugen: sie gehen auf ewig von einander und nun erst ist Falk, durch das schmerzlichste Erlebniß, völlig zum Dichter geworden. Svanhild aber reicht ihre Hand dem alten Guldstad und bringt damit einer eingebildeten Pflicht das unverständliche Opfer.

Erst der Schmerz wird in Falk den Dichter wahrhaft entwickeln, sagt uns Svanhild am Schlusse. So viel von Ibsen's eigenem Empfinden aus ihren Worten auch spricht, so spricht zugleich ein Nachklang der abgelaufenen Literaturperiode aus ihnen: die Auffassung Byron's, der ein Kainsmal auf der Stirne des Poeten erblickte, oder Oehlenschläger's, der im „Correggio“ einen schwachseligen Cultus mit dem Künstlerthum trieb, war hier zum Mindesten gestreift. Und aus der schon gewonnenen Prosaform war der Dichter zu der Tradition der Verskomödie, im Stile von Molière und Moreto, Hertz und Heiberg zurückgekehrt: er schrieb sein Stück, vermuthlich um die Schärfe der Satire zu mildern, nachträglich in Jamben um und jetzt erst erhielt es die spielenden Reize der Form, welche es auszeichnen, die witzigen und graziösen Reime, die Behendigkeit der Rede in Schlag und Widerschlag. Drei Jahre hatte Ibsen an diesem Werke gearbeitet und der zögernde Proceß erklärt manche Ungleichheit der Anlage und das Ueberraschende des Ausgangs: der Dichter hatte nicht unbedingt an seinen ersten Intentionen festgehalten, er hatte nicht unbedingt gewagt, er selbst zu sein.

Dennoch erregte das Stück, als es im Jahre 1862 im Druck erschien, einen Sturm der Entrüstung. Allen voran erhob die Geistlichkeit, durch die Figur des Pastors gereizt, heftigen Widerspruch. Man antwortete auf die Satire des Dichters mit Anklagen schwerster Art, man untersuchte sein Privatleben und rückte ihm mit Verleumdungen nahe auf den Leib. Die mittelgroße Stadt, in der ein Jeder einen Jeden kannte, machte das Aergerniß noch lauter widerhallen. So hatte schon der erste Versuch Ibsen's, das moderne Leben abzuschildern, ihn von Neuem auf Kriegsfuß mit der Gesellschaft gestellt. Eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich seiner; und als um dieselbe Zeit das von ihm geleitete „norwegische Theater“ in Concurs gerieth, mochte er sich die Frage vorlegen, was ihn in den engen Verhältnissen der Heimath denn eigentlich festhalte. Die Wanderlust des Nordländers erfaßte ihn und nach dem Süden zog es ihn fort. Aber die Möglichkeit einer Reise blieb seiner Armuth doch versagt, und man dachte daran, um dem Dichter nur eine Existenz zu geben, ihn in die subalterne Stellung eines Zollbeamten zu bringen. Wie einst der Grimstader Student, so bot jetzt der gereifte Mann aller Noth gewappneten Widerstand; und er wendete sich guten Muthes einer neuen Schöpfung zu, die inmitten dieser Bitternisse ihm entstanden war.

Es ist ein geschichtlich gegebener Stoff, den Ibsen mit den „Kronprätendenten“ jetzt ergreift; und von der Schilderung modernen Lebens hatte er sich, wenigstens scheinbar, wieder zu dem Drama im alten Stil zurückdrängen lassen. Das Theatergepränge und die Mittel einer äußerlichen Spannung, die in seinen ersten Bühnenstücken auffallen und den erfahrenen Praktiker verrathen, fehlen auch hier nicht; und den Boden des historischen Schauspiels, auf den er sich als

ein werdender Realist zu stellen sucht, verläßt er wieder durch die conventionellen Motive von spukenden Geistern, Wundern und Ahnungen. Vergleicht man nun aber dieses Werk näher mit seinen Vorgängern, so trifft man auf eine Fülle poetischer Erfindungen; rührender Motive, treffender Wendungen, die alles Frühere hinter sich zurückläßt; die Charaktere sind mit einer unmittelbaren Kraft angefaßt; und aus der Folge des Geschehenden blickt der Dichter zu großen, symbolischen Anschauungen empor. Seine Gestalten hat er nicht allein geschaffen, um das Bild einer bestimmten historischen Periode zu geben, sondern um die entscheidenden Mächte im gesammten Leben der Nation, wie sie sich ihm darstellen nach den eigenen Erfahrungen jüngster Tage, im Bilde zu fassen: die männliche Sicherheit genialer Naturen, die sich im König und im Dichter ausprägt, die neidische Halbheit und ohnmächtige Zerfahrenheit, die den Bischof Nikolas und den Kronprätendenten Skule antreibt. Einen Sendboten des ältesten Kronprätendenten der Welt nennt sich Nikolas, da er aus der Hölle zu Skule wiederkehrt, und er spricht den ganzen Inhalt seines Denkens aus, wenn er eine ungebrochene Macht über Norwegen durch die Folge der Zeiten sich erträumt:

Beugt sich in Nordlands Männern der Sinn,
Willenlos taumelnd, er weiß nicht wohin;
Herrscht in den Herzen die Selbstsucht, die blinde
Schwach, wie das schwankende Rohr in dem Winde;
Können sie einzig sich darüber einigen,
Jegliche Größe zu stürzen und steinigen;
Stoßen die Ehre sie über die Schwelle,
Während das Banner der Schändlichkeit flammt:
Dann ist der Bagler-Bischof zur Stelle,
Bischof Nikolas wartet sein Amt!

Stellt Nikolas die neidische Bosheit dar, die aus der Ohnmacht entstammt, so ist Skule der Repräsentant des Zweifels und des Schwankens, des Zwiespalts zwischen Wollen und Vollbringen, Verlangen und Können. Gleich Catilina wohnen ihm zwei Seelen in der Brust und zwischen gut und böse findet er sich gestellt. Die beiden Charaktere, Skule und Nikolas, bedrängen sich im Drama, so scharf sie auch der Dichter auseinander gehalten, und die Handlung, weil nicht eine Gestalt sie beherrscht, wird um so verwickelter. Die Erfindung Ibsen's scheint aber gerade von Skule ausgegangen zu sein, der complicirte Charakter zog ihn an mit tief innerer Sympathie und er ward ihm zu einem neuen Symbol. Die Ueberlegenheit König Hakon's muß Skule widerwillig erkennen: der „große Königsgedanke“, alle Nordländer zu einigen unter einer Herrschaft, ist Hakon's, nicht seiner; er ist der schwerfällige Eichenstamm unter dem Kiele, der das Schiff im Sturme schützt, aber Hakon ist der Mast mit dem Goldwimpel, der es hinführt zum unbekannten Strande, zu fremden Küsten und der im Werden begriffenen Sage entgegen. Was Skule unausführbar dünkt, da er es zuerst vernimmt, das ist leicht für Hakon: wie es leicht ist für den Aar, die Wolken zu zertheilen. Er ist der glücklichste Mann und der größte, er, dem das Zeitbedürfniß wie eine Fackel ins Hirn flammt, Gedanken erzeugt, die er selbst nicht faßt und ihm den Weg weist, dessen Ziel er nicht kennt. Für die Aufgabe seines Lebens zu sterben noch, ist schön; und so geht Skule, in einer großartig geführten Scene, geläutert in den Tod, den Königsgedanken zu retten.

Es liegt zu Tage, daß der Dichter mit solchen Anschauungen über das historische Drama hinausstrebte, daß ihm das geschichtliche Bild nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck war. Auch als der Skalde Jatgeir von sich bekennt: „Ich erhielt die Gabe des Leides und da war ich Dichter", liegt die Beziehung auf Ibsen's Erlebniß zu Tage; und wenn man sich nun erinnert, daß das Schauspiel im Jahre 1864 gedichtet wurde, als Dänemark inmitten des Kampfes um Schleswig-Holstein stand, und daß Schweden und Norwegen bei feierlichen Anlässen oft und laut sich als Verbündete Dänemarks genannt hatten, so wird der halb politische, halb persönliche Sinn in dem „großen Königsgedanken" erst völlig verständlich. Als die Norweger ihn dennoch nicht verstanden oder nicht verstehen wollten, als sie Dänemark im Stich ließen und die „Kronprätendenten" kühl entgegennahmen, wuchs Ibsen's Verstimmung immer höher an; und als er zuletzt, im Frühjahr 1864, doch noch die Mittel zu der ersehnten Reise erhielt, — da schüttelte er den Staub des Vaterlandes von den Füßen und brach nach Rom auf. Seither hat er abwechselnd in Italien und in Deutschland gelebt; nach Norwegen ist er nie mehr zu dauerndem Aufenthalt zurückgekehrt.

II.

Die Gabe des Leides macht den Skalden Jatgeir zum Dichter, sie führt Falk der Reife entgegen; und die Gabe des Leides hat das Eigenste in Ibsen entwickelt, und ihn zu freier und schöner Ausbildung seiner Persönlichkeit fortgetrieben. Oft in seinen Dramen machen die Handelnden ihren Mangel an Muth sich zum Vorwurf; wir sind alle so feige, heißt es dann, so jämmerlich lichtscheu. Auch Ibsen's scheu nach innen gekehrte, spröde Natur mochte sich ein Aehnliches vorwerfen; „ich habe eine schamhafte Seele", konnte der Dichter, der mit verkapptem Visier einst auf den Kampfplatz getreten war, mit Jatgeir von sich sagen. Nur langsam rangen sich aus dem Grunde seines Gemüthes entscheidende Worte los. Er brauchte starker Antriebe, um immer freier und kühner mit der Sprache heraus zu gehen; und so blieb er sich bewußt, wie die trüben Erlebnisse in Norwegen sein Talent hatten kräftigen helfen. Nach der Heimath richtete er darum aus dem Süden diese Verse:

Dir, meinem Volk, das in tiefer Schale
Den heilsam bittern Stärkungstrank mir gab,
Das Kraft zum Kampf im Abendsonnenstrahle
Dem Dichter eingeflößt, schon nah' dem Grab;
Dir, meinem Volk, das mit der Angst Sandale,
Der Sorge Bündel, der Verbannung Stab
Mich ausgerüstet, mit dem Ernst zum Streite —
Dir send' ich meinen Gruß nun aus der Weite.
Für jede Gabe dank' ich tiefbewegt,
Für jede schmerzensreiche Läutrungsstunde.
Die Pflanzen, die mein Lebensgarten hegt,
Sie wurzeln doch in jener Zeiten Grunde.
Daß sie hier reichlich sprossen, üppig ranken,
Der trüben Luft der Ferne muß ich's danken.
Was Sonne löst, empfing vom Nebel Feste:
Mein Land, hab' Dank! Du schenktest mir das Beste!

Losgelöst von der Heimath, weit entrückt dem Zorn der Priester und dem Klatsch der Philister, wagte er, er selbst zu sein; und losgelöst von den Sorgen um das Theater, die ihn so lange in Fessel geschlagen hatten, entfloh er, mit dem ungestümen Drange eines neu erwachenden Talentes, auch sogleich allen Rücksichten auf die Bedingungen der Bühne und der schauspielerischen Darstellung. Er, der seit mehr als einem Jahrzehnt mit dem Theater eng verknüpft gewesen war, schrieb die Buchdramen „Brand" und „Peer Gynt".

Die beiden Dichtungen müssen zusammen genannt werden, denn jede von ihnen ist nur die Kehrseite der andern: Brand, der Mann des starken Willens, Peer Gynt, der Mann der überschäumenden Phantasie, sind wie Pol und Gegenpol. Beide Dichtungen sind stärker nordisch gefärbt als Alles, was der Poet bisher geschrieben: wie Turgenjew, richtet auch Ibsen gerade im Exil den Blick unablässig zurück zur Heimath, und es ist nicht poetische Uebertreibung, wenn er in dem schönen Gedicht „Verbrannte Schiffe" von sich aussagt:

> Zu den Hütten des Schneelands
> Aus südlicher Pracht,
> Reitet ein Reiter
> Jegliche Nacht.

Eine thatkräftige Zeit schafft sich auch in der Poesie handelnde Helden: Shakespeare schilderte Macbeth und Richard den Dritten. Eine Zeit, die in geistigen Kämpfen lebt, wird ihr innerstes Pathos in Gedankenhelden verkörpern: Uriel Acosta kennzeichnet die Anschauung des jungen Deutschlands, Brand entstammt dem specifisch nordischen Empfinden. Aber wenn der aufklärerische Uriel Acosta zum Kampfe gegen die Religion sich geführt findet, so streitet der Priester Brand zwar gegen die Kirche als staatliche Anstalt, nicht aber gegen den Glauben; er verbleibt auf dem Boden der christlichen Weltanschauung und aus der Fülle seines religiösen Empfindens entsteht ihm das eigenartigste Pathos. Um sich herum erblickt er, wie sein Dichter, Schlaffheit und Halbheit, Lüge und Zwiespältigkeit. Leben und Glauben sind nicht Eines, die Religion bestimmt nicht das Handeln der Menschen, sondern sie wird nur an Feiertagen, beim Kirchgange, mit dem Sonntagsrocke angezogen und abgelegt. Brand aber fordert den Einklang von Lehre und Thun, von Glauben und Sein; und so sehr liebt er die Ganzen und haßt er die Halben, daß er die wilde Kraft, welche das irre Zigeunermädchen Gerd ziellos umhertreibt, höher schätzt, als die Feigheit der Andern; daß er den Diener der Lust, wenn er nur ungetheilt und voll bewußt er selbst ist, demjenigen vorzieht, der von Allem ein wenig ist: ein wenig ernsthaft und ein wenig froh, ein wenig gläubig und ein wenig treulos. Alles oder nichts! lautet die Losung Brand's und das Schwerste willig hinzugeben und frei, dünkt ihm Pflicht:

> Gäbst Alles du, doch nicht das Leben,
> So wisse, daß du nichts gegeben.

Eines nur gibt der Starke nicht, es bleibt ihm eigen im Drange der Zeit, in Kampf und Noth: das innere Selbst. Folg' dem Ruf des eigenen Innern! das ist das Wort, das durch das Gedicht tönt; der Sohn der Armuth spricht es aus, der selbstgemachte Mann, der, was er weiß und ist, nur sich schuldet,

der die Fesseln anerzogener Vorstellungen abzuschütteln strebt und sich den Inhalt seines Lebens neu gestaltet. „Platz sich selber zu gehören", will Brand erstreiten, wie ihn Ibsen erstritten hat.

Aber während der Pfarrer so stolze Worte spricht und durch die Macht seiner glühenden Beredsamkeit Agnes, die Braut eines lebensfrohen „Halben", zu sich hinüberzieht, kommt keuchend, mit gekrümmtem Rücken, eine Alte gegangen: Brand's Mutter, der er seit früher Jugend entfremdet ist. Und ein neues Problem tritt mit ihr auf die Scene, das Problem der Vererbung und fortzeugender Schuld, das den Dichter, von diesem Werke an, intim beschäftigt hat, halb im Sinne der christlichen Theologie, halb im Sinne moderner Wissenschaft. Gerade der willensstarke Brand muß erfahren, daß die Freiheit seines Willens an diesem Punkte gebunden ist, daß er nur soweit „er selbst" sein kann, als angeborene Triebe die Entfaltung seiner Persönlichkeit nicht aufhalten: und in einer complicirten Folge vergangener und gegenwärtiger Ereignisse, die seine Mutter mit jener irren Gerd, Gerd wiederum mit ihm, seinem Weibe Agnes und dem frühen Tode seines Kindes in Zusammenhang stellen, wird er gewahr, wie seltsam für ihn, den einsam Alle Ueberlebenden, die Würfel gefallen sind:

So wild verschlingt sich und so irr
Der Schicksalsfäden bunt Gewirr.
Mein liebes Kind, du Opferlamm
Für meiner Mutter schnödes Thun
Vergebens klangen uns're Harfen,
Ein irrer Geist ließ uns nicht ruhn.
Ihr Geist nur darum sich verirrte,
Weil meiner Mutter Herz sich irrte.
Gott braucht die Schuld, den ersten Keim
Zum ew'gen Ausgleich für die Sünde,
Und sucht der Eltern Sünde heim
Am Kinde und am Kindeskinde.

Und als in der großartigen Schlußscene der Pfarrer, wiederum durch jene Gerd, die eine Lawine ins Rollen gebracht hat, dem Tode verfällt, sinkt er nieder mit den Worten:

Für die Sünde im Geschlecht
Wird dem Letzten nun sein Recht.

Das Construirte und Complicirte in all diesen sich bedrängenden Voraussetzungen und Motiven zu überwinden, konnte nur einer bedeutenden schöpferischen Kraft gelingen. Der Dichter geht nicht von der Anschauung aus, sondern er wirkt, wie schon in den „Kronprätendenten", mit Gedankenbildern und Symbolen. Mit drei programmmäßigen Begegnungen Brand's eröffnet sich das Drama; es erscheint zuerst ein Bauer, der vor dem Unwetter zurückschreckt, ob ihn gleich sein sterbendes Kind herbeiruft; alsdann ein übermüthiger Künstler, dem das Leben Spiel scheint; zuletzt die irre Gerd: und das Zusammentreffen mit diesen Dreien, das den Inhalt des ersten Actes ausmacht, das Zusammentreffen mit der Feigheit, dem Leichtsinn und dem Wahn treibt den Pfarrer erst an, den Kampf gegen die Halben aufzunehmen. Typische Gestalten treten auf, denen die Besonderheit der Persönlichkeit mangelt und deren Namen selbst verschwiegen werden: der Doctor, der Propst, der Küster; und auch eine Figur, die so im Vordergrund

der Handlung steht wie Brand's Gattin, scheint mehr den allgemeinen Typus der Frau zu verkörpern, als eine bestimmte Individualität. Aber wie ergreift uns der Dichter durch die Gestalt dieser Agnes, die von einem starken Gefühle angetrieben dem Manne ihres Herzens zustrebt durch alle Hindernisse; die dem übergewaltigen Willen Brand's und seinem eisernen Pflichtgefühl das Leben ihres geliebten Knaben selbst opfert und doch dem frommen Wahn eines körperlichen Fortlebens nach dem Tode, trotz der herben Mahnungen des Gatten, nicht entsagen kann. Gönne mir Zeit, bittet sie, habe Geduld mit meiner Schwäche; aber der eifernde Schwärmer raubt ihr die letzten Andenken an den Knaben und zerschneidet damit jedes Band, das sie ans Leben noch geknüpft hat. Der rührenden Gestalt vergleichen sich zwei andere aus den „Kronprätendenten“, Margarete, die Gattin Hakon's, und Ranhild, die Gattin Skule's: die unzerstörbare Sicherheit frauenhafter Neigung sprechen auch sie aus; und wie erst in der Stunde höchster Noth vor dem Zauberwort dieser stillen Liebe das verschlossene Herz der Männer aufspringt, so erkennt zuletzt Brand, daß er in Agnes sein besseres Theil von sich gestoßen hat. Hatte er einst zürnend ausgerufen: „Dem schlaffen Geiste dieser Zeit ziemt Haß und nicht Barmherzigkeit,“ und hatte er den Versucher in der Wüste, der unter Agnes' Gestalt sich ihm näherte, den „Geist des Accordes“, der ihm sein „Alles oder nichts“ entreißen gewollt, von sich gewiesen — in Todesnoth ruft ihm doch die Stimme aus Himmelshöhen das letzte Wort der Weisheit zu: „Gott ist die Barmherzigkeit“. Das harte Uebermaß seines Willens ist seine Schuld, und weil er menschliche Schwäche meistern gewollt mit finsterem Sinn, geht er unter.

Wie viel von Ibsen's eigenstem Empfinden in der Gestalt dieses priesterlichen Eiferers lebt, würde festzustellen sein, auch wenn der Dichter nicht selbst darauf hingewiesen hätte: er nennt das Stück ein Heilmittel, welches die Krankheit aus dem Körper trieb, und meint, daß ein energisches Produciren stets eine vortreffliche Cur ist. Die Cur mußte ihm so gut anschlagen, weil er die künstlerische Gabe der Objectivirung auch in dieser Schöpfung festhielt: so stark er an dem Pathos seines Helden theilnimmt, so stark er in der Sache steht, so steht er doch zugleich über ihr; und indem er den Affect auf den äußersten Grad steigert, scheidet er ihn von sich aus und vollendet das Bild eines tragischen Geschicks.

Brand's Pathos ist Ibsen's Pathos; aber dieses ganz individuelle, uns Deutschen nur allgemach verständliche Empfinden ist zugleich durch die literarische Einwirkung eines stammverwandten Schriftstellers verstärkt worden. Sören Kierkegaard, der bedeutendste Prosaist des neueren Dänemarks, kommt Einem in den Sinn, Brand gegenüber und Ibsen gegenüber: die Verherrlichung der Leidenschaft und des „einzelnen“ Individuums bei Kierkegaard, seine Abneigung gegen alle Associationen, ob sie nun Publicum, Gemeinde, Staat, Club oder Generalversammlung heißen. Der „fressenden, saufenden, kindererzeugenden Clerisei“ war er am Ende seines Lebens, ein einsamer Eiferer, entgegengetreten; man kann nicht Christ en masse sein, hatte er gerufen, hatte, immer auf dem Boden der Religion, der Staatskirche den Krieg bis aufs Messer angesagt und schließlich jede Kirche einen „zweideutigen Ort“ genannt. So endigt auch Brand im Kampf

gegen die staatlich approbirte Gläubigkeit, und den Schlüssel zum neuerbauten Gotteshaus schleudert er in den Fluß. Ibsen hat, nach Poetenart, den literarischen Zusammenhang zwischen sich und Kierkegaard nicht anerkennen wollen, aber doch zugestanden, daß freie norwegische Priester, welche die Wege des dänischen Agitators nachwandelten, ihm lebende Vorbilder geworden sind. Die ganz individuelle Figur wurzelt so zugleich in dem dänisch-norwegischen Volksthum.

Von ihrem Gegenbild Peer Gynt ist das Nämliche zu sagen; und wie die Gestalt des kecken Phantasten dem Dichter aus dem Volksmärchen von dem Jäger Peer Gynt erwachsen ist, wie er die Handlung des Dramas durch Sagen der Heimath vielfach bereichert hat, so ist auch der tiefere Sinn, den er in das Gedicht gelegt hat, seinem Volke vertraut und unmittelbar verständlich. Wir können wiederum Sören Kierkegaard als ein Beispiel für dieses gesteigerte Phantasieleben nennen, ihn, der in seinen Gedanken mit Leidenschaften und selbst Verbrechen spielte, der sich in die Existenz eines Geizhalses, eines Diebes hineindichtete, der als Kind mit seinem wunderlichen Vater erträumte Spaziergänge machte und während er an der Hand des Alten das enge Zimmer an dem Kopenhagener Neumarkt abschritt, sich benahm, als marschire er nach Frederiksberg, vorüber an rollenden Wagen, an Fußgängern und der Kuchenfrau. Mit seiner Mutter Aase hat Peer Gynt genau dasselbe phantastische Spiel getrieben: der Hauskater auf seinem Stuhle ward ihnen zum Hengst, der Stock zur Peitsche und auf einem Schlitten, den Niemand sah, sausten sie dem Märchenschlosse zu. Noch als der Tod zu seiner Mutter Häupten steht, denkt der Sohn solcher Erziehung der nächsten Pflichten nicht; und statt der Sterbenden die Hauspostille zu reichen, wie sie verlangt, reitet er mit ihr in einer seltsam-schönen Scene zum Soria-Maria-Palaste, wie einst, und treibt phantastische Possen im Augenblick, da ein armes Menschenleben ausgehen will.

Seltsam-schön, das ist das Wort für die ganze bunte Dichtung. Die wirkliche und die erträumte Welt umspannt sie, sie führt uns aus dem norwegischen Dorf über das Meer und durch zwei Erdtheile zu den Berggeistern und den Kindern der Hölle. Als sie beginnt, ist Peer ein zwanzigjähriger Jüngling, dessen frische Thatenlust sich zum Fernen, Regellosen sehnt, und dessen phantastischer Sinn alle Wirklichkeit überspringt. Ich will König werden, Kaiser! ruft der aufgeregte Schwärmer; und nach zahllosen Abenteuern in der Heimath und in der Fremde, nachdem er mit der Gesellschaft, die ihn einen Lügner nennt, auf Kriegsfuß gekommen, nachdem er Sklavenhändler, Prophet, Alterthumsforscher geworden und der kecke Traum seines Kaiserthums im Irrenhaus, wohin ihn ein Wahnsinniger geschleppt hat, zerstoben ist — erkennt er zu spät, ein sterbender Mann, daß in der Liebe der treuen Solveig allein sein Glück beschlossen war:

O Grauen! Und niemals wandl' ich's um!
O Gott — *hier* war mein Kaiserthum!

Solveig rettet ihn von dem Bösen, wie Gretchen Faust errettet; und durch das ganze Drama hin finden sich Anklänge an das Goethesche Gedicht zerstreut, aus dem einzelne Verse selbst wörtlich in deutscher Sprache citirt werden. Ibsen wetteifert mit Goethe; und der kühne Flug der Phantasie und die frische Originalität des Tones läßt den jüngeren Dichter nicht unwerth des Meisters er-

scheinen. Frei beherrscht Ibsen den dichterischen Ausdruck; für das Kräftige wie das Zarte, für das Witzige und das Rührende findet er das deckende Wort, das treffende Bild und die Pointe; und mit allen Mitteln poetischer Darstellung, mit goldener Zierrath und lustigem Schnörkelwerk schmückt er seinen gothischen Wunderbau aus. Schon in der Exposition erweist der Poet die Fähigkeit des großen Dramatikers, einen stimmunggebenden Accord kräftig anzuschlagen; und wenn der erste Satz des Stückes lautet: „Peer, das lügst Du," und wenn die Macht der Phantasie in Peer dann doch die zweifelnde Mutter zum Glauben an ein erträumtes Erlebniß zwingt, so ist sogleich der Grundton der Dichtung voll angegeben.

Peer fürchtet sich, der Macht des Bösen zu verfallen — weniger weil es der Böse ist, als weil jener ihn nur als einen mittelschlechten Gesellen anerkennen will. Es ist eine der originellsten Erfindungen des originellen Dichters, dieser Knopfgießer, der als ein Handlanger Satans, des sparsamen Meisters, die Seelen umschmilzt und zusammenrührt mit andern mäßigen Sündern, bis ein neuer, besserer Guß daraus entsteht. Aus voller Kraft wehrt sich Peer gegen solches Teufelswerk: denn all sein Leben lang war er stolz auf sein Selbst und eben dieses soll ihm nun abgesprochen werden. Gern verzicht ich auf die Herrlichkeit der Seligen, ruft er

> Doch vom Selbst geb' ich auf nicht einen Deut.
> Richtet! Ich unterwerf' mich dem, was muß sein!
> Sperrt mich zu Dem mit dem Pferdefuß ein;
> Doch jenes Andere — aufzugehn
> In 'nem Fremden quasi auferstehn,
> Zu denken, ich hätte mein Selbst auf Kauf nur —
> Das bringt meine Geister in höchsten Aufruhr.

Allein der Knopfgießer und alle Zeugen, die Peer anruft, bestreiten, daß er er selbst gewesen ist — gerade wie der Dichter dem norwegischen Volk, als dessen Repräsentant Peer erscheint, jene höchste Eigenschaft des Menschen abspricht; und erst in den Armen der Geliebten findet Peer sein Selbst wieder:

> Wär's möglich, daß ein Trost mir bliebe?
> Wo war ich — ich selbst, ungebrochen — ganz —
> Wie einst umstrahlt von Gottes Glanz?
>
> Solveig. Bei mir, in Glaube, Hoffnung, Liebe.

Weibliche Liebe erscheint, wie im „Brand", als die heiligende, sühnende, reinigende Macht, vor der der Egoismus und die Herzenskälte des Mannes zu Nichts zerfällt und mit dem Bibelwort scheint der Dichter zu sprechen: Und wenn ihr mit Engelszungen prediget und hättet der Liebe nicht, ihr währet nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

In dem großen dramatischen Werk, welches das dritte in der Reihe dieser bühnenfremden Dichtungen ist, in „Kaiser und Galiläer" tritt der gleiche Grundgedanke hervor. Julian, der Apostat, kann nicht lieben — und deshalb ist ihm die Religion der Liebe im Innersten verhaßt. Nur einmal hat er ein Weib liebend umfangen, das „reine Weib" wie er schwärmend träumte — und diese eine muß er als Heuchlerin und Buhlerin erkennen. Da bricht der Verzweifelnde in den Ruf aus: Galiläer!; das Wort umschließt für ihn Alles, was

ihn seit früher Jugend gehemmt und geknechtet hat, was ihn nicht zu sich selbst kommen ließ und unter dem verhaßten Zwang eines außer ihm liegenden Unverstandenen festhielt. „Meine ganze Jugend“, sagt er, „war ein einziges, grenzenloses Entsetzen vor dem Kaiser und vor Christus. Er ist schrecklich, dieser räthselvolle, schonungslose Gottmensch. Ueberall, wo immer ich hinwollte, trat er mir groß und streng in den Weg mit seiner unbedingten, unerbittlichen Forderung.“ Und diese Forderung lebte nicht in Julian, immer blieb sie außerhalb seines Selbst: „Ich sollte! Unser gesundes innerstes Fühlen empört sich gegen eine solche Zumuthung; und doch sollen wir wollen. Genau das Gegentheil von unserm Wollen! Wir sollen, sollen, sollen!“

Das Problem der Willensfreiheit, der Mischung vererbter und anerzogener Empfindungen mit frei gewordenen, der Bedingungen zwischen dem Individuum und seiner Zeit ist es, das Ibsen wiederum beschäftigt; und noch einmal nimmt es für den nordischen Dichter eine religiöse Färbung an. Die Gewalt der christlichen Lehre thut es seinem Helden an, noch als er sie abgestreift hat; wer einmal unter diesem Zauber gestanden hat, bekennt er, der kommt niemals mehr ganz von ihm los. Julian kann nicht zu ihm zurück, er kann aber auch nicht frei werden von ihm und so geht er unter, ohne das „dritte Reich“ zu entdecken, jenes unbekannte Zukunftsland, in welchem die Versöhnung zwischen dem Reich des griechischen Naturcultus und dem weltfremden Reich der Christenheit gefunden ist. Bei solcher allgemeinen Andeutung bleibt der Dichter stehen und mit einem nebelhaften Hinweis entläßt er uns: „die Rückkehr zur Natur durch den Geist, das bleibt die Aufgabe der Menschheit.“

Unter allen Werken Ibsen's ist dieses das am schwersten verständliche und das künstlerisch am wenigsten abgerundete geblieben, trotz einer ausdauernden poetischen Hingabe, welche ein Jahrzehnt an die Vollendung setzte. Die zwei Theile des „welthistorischen Schauspiels“ sind an Gehalt und Form ungleich gerathen: der erste, wichtigere, hält sich in philosophischen Höhen, der zweite gibt bunte Scenenreihen im raschen Wechsel, wie die dramatisirte Historie; aber beiden ist gemeinsam der Mangel an eigentlichen Conflicten, die psychologische Entwicklung des Helden ist Alles für den Poeten und nicht was die Dinge sind, nur wie sie auf Julian wirken, interessirt ihn. Von demjenigen, was auf der Bühne möglich war, hatte sich Ibsen mit diesem Werke am weitesten entfernt; und es mochte scheinen, als ob in der goldenen Freiheit römischer Tage der Dichter nun doch die Fühlung mit der Gegenwart seines Volkes verloren hatte.

III.

Aber noch mitten in der Arbeit an seinem grüblerischen Kaiserdrama fand Ibsen sich selber wieder, und von seinem problematischen Helden und den frommen Märtyrern zog es ihn fort zu dem modernen Treiben der Heimath. 1873 vollendete er „Kaiser und Galiläer“, aber schon 1869 erschien das Lustspiel „Der Bund der Jugend“. Zum ersten Mal wagt der Poet einen Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart auch in den realistischen Formen der Gegenwart, in einer schlichten, lebenstreuen Prosa zu behandeln; und es beginnt damit für ihn eine Periode neuer Kunstübung, welche an kühn ausschreitender Entwicklung die

frühere noch übertrifft. Ibsen wird der große Naturalist des Dramas, wie Zola der Naturalist des Romans geworden ist; und mit großartiger Einseitigkeit hält er an dem neu gewonnenen Stil von nun ab fest: der Dichter, der uns in der „Komödie der Liebe" durch die Molière'sche Grazie, in „Brand" und „Peer Gynt" durch die Farbe und den breiten Schwung seiner Verse hingerissen hatte, wird jetzt wortkarg und sachlich und seine trockene Bestimmtheit, die nur das Nöthige sagt, erscheint dem Leser leicht nüchtern und grau — bis man in der Darstellung erkennt, wie ein geborener Dramatiker sich hier seine eigene, vollkommen bühnengerechte Sprache geschaffen hat. Der Jambus, in dem Ibsen selbst so Großes gedichtet, dünkt ihm nun das Unglück des Dramas; und die charakteristischen Worte, in denen er seiner extremen Anschauung Ausdruck gegeben hat, dürfen an dieser Stelle nicht fehlen: „Die Versform," so sagt er, „hat der Schauspielkunst außerordentlich viel Schaden zugefügt. Ich selbst habe während der letzten sieben bis acht Jahre kaum einen einzigen Vers geschrieben, sondern die ungleich schwerere Kunst betrieben, in einfacher, wahrer Sprache der Wirklichkeit zu dichten. Die versificirte Form wird schwerlich eine nennenswerthe Anwendung in dem Drama der nächsten Zukunft finden; denn die dichterischen Intentionen der Zukunft würden sich nicht damit vertragen können. Sie wird deshalb untergehen. Die Kunstformen sterben aus, ebenso wie die ungeheuren Thierformen der Urzeit ausstarben, als ihre Zeit zu Ende war."

Ibsen hat einem seiner neueren Stücke, den „Gespenstern", die besondere Bezeichnung gegeben: ein Familiendrama. Sieht man genauer zu, so paßt das Wort für die meisten seiner Schöpfungen aus dieser Periode: denn von der Familie geht die Betrachtung des Dichters aus, und auch wo die öffentlichen Ereignisse, politische und sociale Zustände im Mittelpunkt zu stehen scheinen, gehört doch das tiefere Interesse des Stückes der Familie, den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau. Dem scharfen Wahrheitsdrange des Poeten erscheint auch das Leben in der Familie nicht fest genug gegründet, er erblickt Convention und Halbheit, Egoismus und Lüge selbst hier und es wird sein Ziel, immer von Neuem den „schwanken Moorboden" bloßzulegen, über dem ein scheinbares Glück errichtet ist: auf dem Fundament der Freiheit und Wahrheit mag dann der neue Glücksbau erstehen.

Gleich der „Bund der Jugend" führt uns in eine Familie hinein, die in einem Zustande ungetrübten Glückes zu leben scheint. Der würdige Chef des Hauses, Kammerherr Steilberg, hält, gegenüber der hereinbrechenden Speculationswuth in dem Geschäftsleben seines Heimathsortes, an den soliden Traditionen der alten Zeit fest, er ist stolz auf die von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Ehrenhaftigkeit der Familie und bleibt von dem politischen Treiben der Jungen mit Ibsen'scher Vornehmheit fern. Seinen Sohn Erik, den er in den strengen eigenen Anschauungen erzogen hat, sieht er in einer geordneten, kaufmännischen Thätigkeit, in einer auf zärtliche Neigung gegründeten Ehe: da zeigt sich, daß das Fundament dieser ganzen kleinen Welt hohl ist. In das Idyll greift eine finanzielle Katastrophe hinein. Erik's Unzuverlässigkeit, die ihn bis zu einer Wechselfälschung führt, zeigt sich im grellsten Lichte und Selma, die eigene Gattin, sagt ihm die Treue auf. Denn in dem Egoismus seiner Neigung hat

er sie gehalten, wie ein Kind und ein lange unterdrücktes Empfinden bricht glühend aus ihr hervor, als sie vor dem Unglücke des Mannes steht: „O, wie habt Ihr mich mißhandelt, alle mit einander," ruft sie. „Wie hat mich gedürstet nach einem Tropfen Eurer Sorgen. Ihr zogt mich an wie eine Puppe; Ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt. O, ich hätte doch mit Jubel das Schwerste getragen; ich sehnte mich so ernst nach Allem, was da stürmt und uns hebt und erhöht. Jetzt will ich nichts von Deinen Sorgen! Ich will fort!" Die Empfindung, welche hier mit so elementarer Macht zu Worte kommt, hatte auch in den früheren Frauengestalten des Dichters gelebt; auch Agnes hatte nach einem Antheil an den Kämpfen des Gatten verlangt und geklagt, daß ihrem Wirken „so wenig zugemessen". Aber diese stillen Dulderinnen Margarethe und Ranhild, Agnes und Solveig hatten kaum zu sanfter Mahnung den Muth gefaßt; jetzt zuerst tritt der Typus der modernen Frau auf, die sich ihr Recht, die Genossin des Mannes zu sein, kraftvoll erstreitet.

Der Conflict zwischen Mann und Frau, den der Dichter, bei einer Fülle von Vorgängen, nur streifen kann, wird mit einer flüchtigen Wendung gelöst; und auch der Conflict zwischen Vater und Sohn wird zu gutem Ende geführt, und der Fälscher erhält Verzeihung. Denn der Kammerherr erkennt, daß er zwar Erik Vorträge gehalten hat, über das, was er einer ehrenhaften Familie schuldig sei, aber daß er ihn nicht so gelenkt und herangebildet hat durch sein Beispiel, daß es ihm unbewußte Nothwendigkeit ward, ehrenhaft zu handeln. „Aber das ist ja hier der allgemeine Fehler," sagt ihm aus dem Sinne des Dichters heraus Doctor Feldmann: „man legt das ganze Gewicht auf das Lernen, statt auf das Sein. Wir sehen auch, wozu das führt; wir sehen es an Hunderten begabter Menschen, die halbfertig umherlaufen und in Gefühlen und Stimmungen ganz andere Menschen sind, als in Thaten und Handlungen."

Der Gegensatz der Ganzen und der Halben ist es, der diesem Lustspiel zu Grunde liegt, so gut wie den dramatischen Gedichten; aber um jenen Contrast in Handlung aufzulösen, hat der Dichter hier eine übermüthige Erfindung gewagt, welche den politischen Streber und Festredner Steinhof, den Stifter des Bundes der Jugend, in den Mittelpunkt nimmt und in einer äußerst flotten und heitern Entwicklung, in vielen bunten und wirbelnden Scenen die Wirrnisse schildert, die dieser großstädtische Hecht in dem stillen Karpfenteiche einer norwegischen Landstadt anrichtet. Lachend wird am Schlusse, mit echt komödienhafter Wirkung, der Windmacher ausgetrieben, und die Luft, als er gegangen, ist rein; das Glück der Familie ist neu, und fester als zuvor, gegründet und an den lustigen Vorgängen haben sich Charaktere von einer frischen und vollen Originalität offenbart. Das unterscheidet das Stück innerlich von den Komödien im Stile Scribe's, von denen Ibsen, in der Führung der Intrigue und in den Mitteln der Motivirung, gelernt hat.

Mit dem „Bund der Jugend" hatte nicht nur für Ibsen's eigene Entwicklung, sondern für das gesammte nordische Drama eine neue Periode begonnen. Conflicte des täglichen Lebens abzuschildern, die Prosa des Geschäfts der Poesie zu erobern, ist er der Erste gewesen; und sein Rivale Björnson zögerte nicht, dem Beispiele zu folgen. Aus dem Fallissement Erik Steilberg's ging das

„Fallissement“ des Großhändlers Tjälde hervor; und Ibsen wiederum ließ sich durch Björnson's Schauspiel zu einem neuen Werke, den „Stützen der Gesellschaft“ anregen.

Will man den tiefgehenden Unterschied zwischen den beiden großen Dramatikern des Nordens erkennen, so braucht man nur diese zwei Werke neben einander zu halten. Björnson schildert mit gesammelter Kraft und vollendeter Anschaulichkeit einen einzelnen Fall: der Bankerott Tjäldes wird in strenger Sachlichkeit dargestellt, auf der Entfaltung der Charaktere ruht das ganze Interesse des Dichters und kein Ausblick auf allgemeine Zustände findet statt. Dagegen weist Ibsen's herbes Schauspiel in jedem Augenblick über das Dargestellte hinaus: der Held, Consul Bernick, steht zugleich als der Repräsentant eines ganzen Standes da, an seinen verwickelten Unternehmungen ist die halbe Stadt betheiligt; er ist ein Glied, eine „Stütze“ der Gesellschaft, zu welcher der Dichter, wie von frühen Tagen her, auf Kriegsfuß steht. Denn die ganze Herrlichkeit dieser Gesellschaft ruht „auf schwankendem Moorgrunde“; und was liegt daran, ob eine solche Gesellschaft, in der der Schein und die Lüge regieren, gestützt wird oder nicht?

Schein und Lüge regieren im Hause des Consul Bernick. Auf einer Unwahrheit hat er in vergangenen Tagen sein Glück gebaut; und unwahr ist das „musterhafte“ Familienleben, das er in der Gegenwart führt. Wie kalt und fremd er seiner Frau gegenüber steht, sagt uns das erste Wort, das er ihr gönnt; sie fragt mit liebevoller Theilnahme, was ihn beschäftige und erhält die Antwort: „Ach, liebe Betty, wie kann Dich das interessiren?“ Die Beiden sind einander entfremdet, nicht wie Tjälde und dessen Gattin durch die aufreibenden Sorgen des Geschäfts — sie haben sich noch nie gefunden, nie bisher hat Bernick die treue Liebe der Frau erkannt. Und wie er die Frau nicht sein eigen nennt, so besitzt er auch den Sohn nicht; zwar wacht er mit ängstlichem Eifer über den wilden Knaben, aber er achtet nicht seine Individualität, er will ihn zum Erben seiner Lebensaufgabe erziehen, statt ihn selbst den Beruf wählen zu lassen; und erst als der Knabe dem Zwange mit Gewalt entlaufen ist, erkennt Bernick, daß er verloren hat, was nie sein gewesen ist.

Nur ein Bruchtheil der reichen, mit sicherer Kunst entwickelten Handlung ist in diesen Vorgängen gekennzeichnet, derjenige Theil, welcher auf Ibsen's Lieblingsthema zurückweist. Eine andere Gestalt zeigt gleichfalls auf eine frühere Figur des Dichters hin: die junge Dina, die Pflegetochter des Hauses, welche zart und behutsam von Allen angefaßt wird, weil sie, die Tochter einer Komödiantin, der sittlichen Pflege bedarf, und welche diese ganze zaghafte Sippschaft, die mit ihr so wehleidig umgeht, wie die Familie Steilberg mit Selma, von Herzen haßt und verabscheut. Selbst der Mann, der sie liebt, der Prediger Rohrland, sieht mit dem ganzen Hochmuth moralischer Ueberhebung auf sie herab; er gedenkt, sie zu sich „emporzuziehen“, sie aber mag keine Sache sein, die man nimmt, sie will sich ihr Leben selbst gestalten, fern von all dieser Anständigkeit und dumpfen Ehrbarkeit. In Amerika erst hofft sie Mensch unter Menschen sein zu dürfen; denn dort über dem Wasser darf man natürlich sein, wo man in Norwegen immer nur „moralisch“ ist. Selbst die arme Dulderin Martha, die ein Leben

lang vergeblich auf den Geliebten geharrt hat, wie Solveig auf Peer Gynt, empfindet den Druck enger Sitten: „da draußen muß es schön sein,“ ruft sie, „ein weiterer Himmel, die Wolken gehen höher als hier und eine freiere Luft umgibt die Menschen.“ Und Lona, die aus dem Lande der Freiheit zurückkehrt, um den Freund ihrer Jugend aus der Lüge loszulösen, findet gar mit einer sophistischen Wendung in der Kleinheit und Enge der heimischen Verhältnisse die Erklärung für Bernick's Entartung — statt sie in der Schwäche seines Charakters zu suchen: nur so lange er in einer großen und freien Welt lebte, erkennt sie, vermochte er selbst groß und frei zu denken. So mag denn der Dichter am Schluß dem Manne, dessen Gewissen Schweres bedrückt, doch noch Verzeihung gönnen: nachdem Bernick vor den versammelten Mitbürgern ein offenes Geständniß abgelegt (nur die schlimmste Sünde, eine Gedankenschuld, verschweigt er) und nachdem er „sich selbst wiedergefunden“, wird auch das Glück seiner Familie und damit der Gesellschaft neu begründet. Kommt näher, ruft Bernick den Seinen zu, der Gattin, dem Sohne, der stillen Schwester:

„Schließt euch fester an mich. Komm', Betti! Komm' Olaf, meine Seele! Und du, Martha — mir ist, als hätt' ich dich in all' diesen Jahren nicht bemerkt!

Lona. Das glaub' ich gern; eure Gesellschaft ist eine Gesellschaft von Junggesellenseelen; die Frau bemerkt ihr nicht.

Bernick. Auch das hab' ich in diesen Tagen gelernt: die Frauen sind die Stützen der Gesellschaft!

Lona. Da hast du eine schwächliche Weisheit gelernt! Freiheit und Wahrheit — das sind die Stützen der Gesellschaft.

Der Dichter, der den bestehenden Zuständen mit so unerbittlicher Kritik gegenübersteht, erweist in solchen Wendungen, wie wenig er den Namen eines Pessimisten verdient: sein Glaube an die Wandlungsfähigkeit des Menschen, an die unzerstörbaren Grundlagen des Guten in ihm ist fast zu groß und es wird uns schwer, seinem Optimismus zu folgen. Wer die Dinge nur von Außen betrachtet, möchte in dieser Wiederaufrichtung eines moralisch Gefallenen eher etwas von Kotzebue'scher Connivenz sehen; und in der That mag die Rücksicht auf den Geschmack des Theaterpublicums den Ausgang des Stückes mit bestimmt haben. Völlig er selbst zu sein, und seine Gedanken mit absoluter Consequenz zu Ende zu denken, hat Ibsen auch jetzt noch nicht gewagt.

Das Schauspiel „Nora“, wie es die künstlerische Entwicklung des Dichters auf ihre Höhe bringt, bringt auch sein ethisches Wollen zur letzten Klärung. Indem er sein stetes Grundthema, das Leben in der Familie, abermals in den Mittelpunkt stellt, erfindet er, im Anschluß an ein wirkliches Vorkommniß, einen neuen, tiefgehenden Conflict und gestaltet die Gegensätze, die er in Erik und Selma nur angedeutet hatte, mit voller poetischer Kraft in Helmer und Nora aus.

Dem ausgehenden achtzehnten Jahrhundert war ein Thema geläufig gewesen, das durch Rousseau und die Sturm- und Drangperiode emporgekommen war: das Thema des Standesunterschiedes. In ungezählten Romanen und Dramen, von der „neuen Heloise“ bis zu „Kabale und Liebe“, von „Kabale und Liebe“ zu Iffland's „Hagestolzen“ war geschildert worden, wie Liebe aufkeimt zwischen Mann und Mädchen aus ungleichem Stande und wie das Vorurtheil der Geburt und des Geldes treuer Neigung den Tod bereiten will. Stets hatte auf dem

Kampf gegen die Mächte der Convenienz der Nachdruck gelegen; und wenn die Liebenden trotz Allem den Ehehafen erreicht hatten, war das Schauspiel zu Ende. Erst in unserm Jahrhundert fand man eine neue Wendung des Problems: nicht vor der Ehe, sondern in der Ehe ließen Immermann und Auerbach die Tragödie des Standesunterschiedes beginnen. Eine Kluft thut sich auf zwischen Lorle und Reinhard, welche durch keine Declamation gegen das Herkommen zu überbrücken ist; und die sich in Liebe gefunden haben, trennen sich in Wehmuth und Trauer.

Innerhalb der Tradition des Ehedramas findet nun aber Ibsen wiederum eine neue und ganz moderne Wendung. Kein Standesunterschied trennt den Advocaten Helmer von seiner Gattin Nora: aber eine tiefe Kluft des Empfindens thut sich auch zwischen ihnen auf, und nicht die Erinnerung an ein Zusammenleben von acht Jahren, nicht die Rücksicht auf ihre Kinder kann die scheidende Frau zurückhalten.

Wir blicken in ein fröhliches Familienleben hinein, als das Stück beginnt. Wie im Hause des Kammerherrn Steilberg und des Consul Bernick scheint auch bei Helmer das Glück zu wohnen und in ungetrübter Heiterkeit verfließen seine Tage. Mit zärtlicher Neigung ist er der Gattin zugethan; sie bringt den Sonnenschein in seine Existenz, sie ist die Lerche, deren heller Sang seinen künstlerischen Sinn umschmeichelt. Die lustige, naive Frau erwidert seine Empfindungen aufrichtig, wenn sie auch einmal hinter dem Rücken des gestrengen Herrn unschuldige kleine Sünden begeht, und ihm die Wahrheit mit geläufiger Erfindungsgabe verheimlicht; sie fühlt sich froh und zufrieden an seiner Seite und die ganze Welt lacht ihr in ungemessener Heiterkeit entgegen: „O Gott, o Gott,“ ruft sie, „es ist doch wunderschön, zu leben und glücklich zu sein.“ Aber schon wetterleuchtet es an dem Horizont dieses ehelichen Idylls, und daß das Glück Nora's auf hohlem Grunde erbaut ist, muß sie erfahren. In einer Stunde der Prüfung, die über die Gatten kommt, zeigt sich Helmer so unfrei und so kleinlich, so lieblos und selbstsüchtig, daß ein Augenblick genügt, die ganze trügerische Herrlichkeit über den Haufen zu werfen; die Frau zuerst schien die Schuldige, aber plötzlich steht der Mann als der Angeklagte da, und hoch richtet sich in Nora ein neues Empfinden auf: der Drang nach Freiheit und Wahrheit. Unter der Hülle des Leichtsinns hat sich ein tapferes Herz geborgen, die gehorsame Gattin, die so spielerisch in ihrem „Puppenheim“ gelebt, offenbart sich als die Schwester Selma's und Dina's, als ein echtes Kind ihres Dichters. Sie ist ein „hilfloses Ding“ gewesen bis heute, sie war die Rebe, die sich Schutz suchend an dem Stab emporrankte; aber nun sie erkennt, wie dieser Stab ein dürres Holz ist, das der Liebe nicht hat, wirft sie ab, was sie band und will lernen, sie selbst zu sein. Immer ist sie unfrei gewesen bis diesen Tag: zuerst beim Vater, dessen Meinungen ihre Meinungen sein mußten, dann bei Helmer, der nach seinem Geschmack den ihren richtete. Nur lustig, nicht glücklich war sie, nie hat sie ein ernstes Wort von ihrem Manne gehört, nie an seiner Lebensaufgabe Theil gehabt. Sie ist ein Kind geblieben, aber sie will eine Frau werden: und darum verläßt sie den fremden Mann, dem sie drei Kinder geboren hat, und nichts in der Welt vermag ihren Entschluß aufzuhalten, weder die Rücksicht auf die Meinung der Leute, noch ein innerer Zwang der Pflichten.

„Ich habe andere, eben so heilige Pflichten," ruft sie: „die Pflichten gegen mich selbst." Freilich, in den Büchern steht es anders, und die meisten Menschen werden ihr Unrecht geben; aber die Zeit ist vorbei, wo sie dem Herkömmlichen ohne Prüfung folgte: jetzt will sie selbst über die Dinge nachdenken, sie will sich überzeugen, wer Recht hat: die Gesellschaft oder sie.

Mit der eindringendsten Gabe der Charakteristik hat der Dichter diese Gestalt gezeichnet; es steht ihm eine Fülle treffender Züge und feiner Details scheinbar mühelos zu Gebote und auch, wo ein Vorstoß der Tendenz die Einheit der Figur zu sprengen droht, und Worte spitzfindiger Weisheit dem Kindermunde entfallen, weiß er den Grundton einer selbstgewissen Naivetät dennoch wiederzufinden. Diejenigen, welche Nora's Pathos und Ibsen's Pathos ohne Weiteres gleichsetzen, übersehen, daß der Dichter auch hier, als ein sicherer Künstler, objectivirt hat; und diejenigen, welche gar an den scharfgezeichneten Zügen der Selbstsucht in Helmer vorbeigehen und diesen ästhetischen Egoisten, der Nora's Vergehen vor allem „so bodenlos häßlich" findet, für einen Mann comme il faut halten, verkennen die Intentionen des bewunderungswürdigen Werkes noch gröblicher. Bei uns in Deutschland haben Irrthümer solcher Art, durch die Darstellung geweckt und die Kritik verbreitet, die Dichtung nicht zu ihrem Bühnenrecht gelangen lassen; und doch ist sie vor Allem ein Theaterstück von erstem Range, welches mit seiner spannenden Intrigue, die jene inneren Vorgänge erst in Bewegung setzt, den effectvollen Dramen der Scribe und Sardou gleichkommt, und zugleich, durch die poetische Wahrheit der angeschauten Charaktere, das Tiefste im Zuschauer aufregt. Auf der nordischen Bühne bedeutete „Nora" einen entscheidenden Erfolg Ibsen's; und während er mit den „Stützen der Gesellschaft" den Ruhm des „Fallissement" nicht hatte überstrahlen können, stand er nun wieder vor aller Augen als der andere große Dramatiker neben Björnsterne Björnson siegreich da.

IV.

Es schien jedoch Ibsen's Geschick, die volle Zustimmung seines Volkes abermals nur für eine kurze Spanne Zeit zu erwerben; und als er auf das Schauspiel „Nora" das Familiendrama „Gespenster" folgen ließ, sollte er noch einmal von dem „heilsam-bittern Stärkungstrank" des Leides kosten.

Ibsen's Dramen, die früheren und die späteren, sind ausgezeichnet durch den Reichthum ineinandergreifender Probleme. Der Poet strebt nach einem vollen Bilde der Wirklichkeit, jede Gestalt lebt und neben dem Grundthema der Dichtung laufen andere her, welche neue Motive anklingen machen. Und weil diese in dem Organismus des einen Kunstwerks sich nicht ausleben können, werden sie in einem zweiten abermals angepackt: verbindende Fäden laufen so vom „Bund der Jugend" zu „Nora", von „Nora" zu den „Gespenstern".

Seit der Dichter im „Brand" zuerst das Problem von der Vererbung behandelt hatte, war er immer wieder von einer neuen Seite zu ihm zurückgekehrt. Selbst in ganz episodischen Figuren hatte er das Thema gestreift, wie in dem „Dieb" und dem „Hehler" des „Peer Gynt", welche mit gekreuzten Armen ihr Loos tragen:

Mein Vater ein Dieb,
Sein Sohn muß stehlen.
Mein Vater ein Hehler,
Sein Sohn muß hehlen.

Stark hatte er in „Nora“ betont, wie das Erbtheil eines leichtsinnigen Vaters auf äußerlichen Eigenschaften der Heldin hafte: „so etwas vererbt sich, es liegt im Blute“; und er hatte die melancholische Gestalt des Doctor Rank eingeführt, der einem frühen Tode durch ererbte Schuld verfällt: sein armes unschuldiges Rückgrat muß für des Vaters lustige Lieutenantstage büßen. In des Dichters Anschauung ist dieser eine Fall typisch für viele; „so waltet in jeder Familie,“ ruft Rank aus, „auf die eine oder andere Weise solch eine unerbittliche Vergeltung.“ Und als Ibsen das Thema in den „Gespenstern“ abermals gestaltet, und den Maler Oswald schildert, der durch Vatersschuld von Geburt an eine „wurmstichige Stelle“ hat, der in blühendem Alter sein Talent versiegen sieht und im Wahnsinn endet — da nimmt für ihn der Zwang des Ererbten eine tief symbolische Bedeutung an, welche Helene, Oswald's Mutter, aussprechen muß:

Aber ich glaube beinahe, wir Alle sind Gespenster. Es ist nicht allein das, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, das in uns umgeht. Es sind allerhand alte, todte Ansichten und aller mögliche alte Glaube und dergleichen. Es lebt nicht in uns; aber es steckt in uns und wir können es nicht los werden. Im ganzen Lande müssen Gespenster leben. Mir ist, als müßten sie so dicht sein, wie der Sand am Meer. ... Ich bin furchtsam und scheu, weil in mir etwas von diesem Gespensterartigen steckt, das ich niemals so recht los werden kann.

In dem formschönen Gedicht „Ein Reimbrief“ hat Ibsen die nämliche Anschauung tiefsinnig gestaltet: ein Dampfer, auf dem Bemannung und Passagiere matten Blickes, mit trägem Fuß einhergehen, strebt fernen Küsten zu; jeder lauscht und schweigt bedrückt: denn eine Leiche ist am Bord und Niemand wagt, sie ins Meer zu versenken. Vergangenheit heißt diese Leiche; und das Schiff: Europa.

Es geht eine Verbindung von Oswald rückwärts zu Doctor Rank; und es geht eine Verbindung von seiner Mutter Helene zu Nora: die tragische Gestalt des Schauspiels ist sie. Ibsen, der Anwalt eines auf Freiheit und Wahrheit gegründeten Familienlebens, hatte in „Nora“ damit geendigt, eine Familie zu sprengen: denn die Ausbildung der Persönlichkeit war in diesem Puppenheim unterbunden worden und für den Dichter blieb sie das erste. Der herbe Ausgang jedoch hatte Widerspruch gefunden, und in einer schwachen Stunde hatte Ibsen selbst dem Andrängen einer deutschen Schauspielerin nachgegeben; er flickte ein sogenanntes glückliches Ende für die Bühnenaufführung an. Die Frage mochte ihm aufsteigen: wenn Nora wirklich Helmer's Gattin geblieben wäre — welche Folgen für sie und die Anderen hätten entstehen müssen? In den „Gespenstern“ kann man auf solche Frage des Dichters Antwort finden.

Helene ist eine Nora, welche in der Ehe verblieben ist. Die Charaktere der beiden Paare und die Umstände im Einzelnen sind verschieden, aber die Constellation ist dieselbe: kein inneres Band verknüpft die Gatten, ihr Zusammenleben verdient den Namen Ehe nicht. Als Helene erkennt, daß sie an einen

Unwürdigen gebunden ist, an einen durch Ausschweifungen zerrütteten Schwächling, will sie die Fessel abstreifen; aber die ehrsame Beschränktheit des Pastor Manders, zu dem Neigung sie hinzieht, zwängt sie in eine Pflicht zurück, gegen die sich ihre ganze Seele empört. Helene bleibt: und die eine Lüge dieser Ehe zieht ein Gefolge ungezählter anderer nach sich, sie entfremdet die Mutter ihrem Sohne und verstrickt sie in tragische Schuld, die all ihr Glück zerstört. In einer knappen, folgerechten Handlung, die Gegenwärtiges und Vergangenes miteinander begreift, entrollt der Dichter diese Ereignisse; die innere Bewegung psychologischer Vorgänge, die wohlverzahnt ineinander greifen, ersetzt die mangelnde äußere und nie ist die dramatische Kraft Ibsen's größer gewesen als in diesem erschütternden Seelendrama.

An die Galeere der Ehe von Neuem geschmiedet, hat Helene ein Märchen erfunden, das die Welt bis heute getäuscht hat: das Märchen von der Arbeitskraft und der Mildthätigkeit des Gatten. Während sie im Stillen, mit dem äußersten Aufgebot ihres Willens, schaffte und sorgte und das ganze Haus leitete, galt ihr unwürdiger Mann als ein musterhafter Familienvater, als der Wohlthäter der Gegend. So erscheint, von außen gesehen, ihre Ehe glücklich — wie jene Bernick's und Helmer's. Auch ihren Sohn hat sie in der freundlichen Täuschung erzogen und ihn, um das Geheimniß ferner zu wahren, schon als Knaben in die Fremde geschickt. Selbst nach dem Tode des Gatten hat sie das Märchen weiter gesponnen, sie hat ein Heim für arme Kinder, „Kammerherr Alving's Asyl", errichtet nach dem angeblichen Willen des Verstorbenen, und an dem Tage, da Oswald nach langer Abwesenheit heimkehrt und die Handlung anhebt, ist der Bau vollendet. Für Helene birgt dieser Wohlthätigkeitsact noch einen geheimen Sinn: das ganze Vermögen Alving's, die „Kaufsumme", um die einst ihre Mutter sie hingab, ist für das Asyl aufgebraucht, weil Oswald einzig ihr Erbe, nicht der des Vaters sein soll: „von nun an", ruft sie mit herausforderndem Stolz, „wird es für mich sein als hätte der Verstorbene niemals in diesem Hause gelebt. Hier soll kein anderer sein, als mein Sohn und seine Mutter." Da trifft sie, an diesem entscheidenden Tage, die Erkenntniß, in welch schmerzlichem Sinne Oswald des Vaters Erbe ist, einzig sein Erbe, welch grausigem Ende er entgegengeht; und Vergangenheit und Gegenwart, ihre Schuld und ihre Strafe sieht sie in Einem klar. Als sie in der Ehe mit Alving verblieb, hat sie nicht nur an der eigenen Seele Schaden genommen, sie hat auch den Sohn sich entfremdet, sie hat den Gatten unglücklich gemacht: denn nun nahm sie alle Gewalt im Hause und machte ihm die Ehe zu einem Gefängniß; sie wußte nur von Pflichten, aber sie hatte der Liebe nicht. Und wenn schon in der Enge der nordischen Existenz, in dieser Welt der Vorurtheile die überschäumende Lebenskraft Alving's in Unsittlichkeit ausarten mußte, so hat vollends sie mit ihrem kalten Pflichtgefühl dem Gatten das Heim unerträglich gemacht.

Es ist Oswald, der der Mutter die Augen über sich selbst öffnet und sie zu ähnlichen Betrachtungen forttreibt, wie sie früher Lona zu Gunsten Bernick's angestellt hatte. Heimkehrend an den norwegischen Fjord, empfindet Oswald, wie der Held der Ibsen'schen Ballade „Terje Vigen":

Da fiel's dem Matrosen schwer auf die Brust
Von Jugendthatkraft entfacht:
Er kam von Ufern voll Glanz und Bluft,
Dahinter die Welt mit Leben und Lust —
Und vor ihm Winter und Nacht!

Auch Oswald kommt aus dem Sonnenschein in den Nebel, aus dem Lande der Lebensfreude in ein Land düsterer Vorurtheile. Da draußen sieht man nicht einen Fluch in der Arbeit, nicht ein Jammerthal in diesem Erdenleben — man empfindet das bloße Dasein als etwas jubelnd Glückseliges, man wohnt in Licht und Sonntagsluft, unter strahlenden, glücklichen Menschengesichtern. Nirgends deutlicher, als in solchen tendenziösen Wendungen, tritt der Optimismus des Dichters hervor, der zu dem trüben Bilde dieser nordischen Welt den lichten Hintergrund abgibt. Ibsen, wie polemisch er auch dem Bestehenden gegenübertritt, glaubt nicht an ein unausrottbares Weltenelend; er will, daß das abgelebte Alte zusammenstürzt, auf daß ein neues freieres Sein erstehe.

Als die „Gespenster“ Ausgangs 1881 im Druck erschienen, empfing sie ein gleicher Lärm der Entrüstung, wie einst die „Komödie der Liebe“. Nicht nur das Grausige des Ausganges oder das „Peinliche“ der Fabel, welche bei uns eine am Stofflichen haftende Kritik dem Werke vorwirft, sondern auch gewisse negirende Aeußerungen Helene's über die Bedingtheit aller Moral und über Ordnung und Gesetz, die Stifter jeden Unheils, erregten den Unwillen der Gutgesinnten. War Ibsen bisher, freilich ohne sein Zuthun, ein Lieblingsdichter der Conservativen gewesen, so vereinigten sich jetzt die Parteien im Kampf gegen seinen „Nihilismus“. Man empfand, wie viel von des Dichters eigenem Pathos in Helene lebt; aber man übersah, daß er auch hier objectivirt hatte. Man übersah, daß das Uebermaß ihres Freiheitsdranges sich tragisch ahndet, wenn der Sohn solcher Mutter zuletzt auch an dem heiligsten der Gefühle, an der Kindesliebe, zweifelt; wenn Oswald, Helenens einziges Gut auf Erden, spottend fragt: „Hältst Du wirklich noch an diesem Aberglauben fest, Du, die Du doch sonst so aufgeklärt bist?“ Erläuternd hat Ibsen später selbst bemerkt, wie Helene, „weil sie eine Frau ist, bis zu der äußersten Grenze geht, wenn sie einmal auf dem Wege ist“.

Aus der Stimmung, in welcher die Aufnahme der „Komödie der Liebe“ ihn zurückgelassen hatte, waren dem Dichter einst die „Kronprätendenten“ entstanden; und aus der Stimmung, in welche die Aufnahme der „Gespenster“ ihn versetzte, entstand ihm jetzt der „Volksfeind“. Er hatte ein gutes Werk thun wollen, hatte ein Stück wirklichen Lebens, ganz so wie er es sah, festgehalten und seinen Landsleuten gezeigt — und statt des Dankes, den sein Idealismus sich erwartete, hatte eine Fluth von Schmähungen und bitteren Anklagen geantwortet. So gestaltete er sein eigenes Erlebniß in dem Schicksal des Badearztes Stockmann: und wenn er einst in Brand ein eigenes Wollen zu tragischer Schuld anwachsen ließ, so hat er jetzt in einer Molière'schen Stimmung sich selbst ironisirt und in wehmüthiger Laune den Kummer von seiner Seele fortgelacht. „Der Menschheit Tragödie und Komödie zugleich“, die nach eigenem Geständniß die weltweite Empfindung dieses Poeten am lebhaftesten anzieht, hat er hier in einer originellen Erfindung gestaltet.

Ein Idealist und ein Schwärmer, tritt Stockmann vor uns: kein Ascet wie Brand, ein heiterer, echter Mensch vielmehr, der lebt und leben läßt, der an das Gute in der Welt glaubt und die Wahrheit und das Recht, so wie er sie erkennt, auch unverzüglich verwirklichen will. Für seine große Entdeckung: daß die Badeanstalt der Stadt eine Pesthöhle ist, der Sammelplatz unzähliger Bacterien, erhofft er darum den Dank der Mitbürger; und als sein eigener Bruder, der Bürgermeister, ihm mit egoistischen Erwägungen in den Weg tritt, will der weltfremde Mann durch die Zeitungen die Wahrheit aussprechen. Im Uebermuth seines Entdeckerstolzes spottet er den weisen Amtsherrn aus; und während schon die Philister über ihm sind, träumt er noch von den Ehren einer stolzen Zukunft. Und nun wird sein verstiegener Wahrheitsdrang Schritt für Schritt enttäuscht; die Freunde fallen von ihm ab, der Weg durch die Presse verschließt sich ihm; und als er in einer Versammlung, für die nur in einem Privathause ein bescheidener Platz zu finden war, seine Sache vortragen will, setzt man nach allen Künsten parlamentarischer Taktik ein Präsidium ihm zum Richter und entreißt ihm die Rede. Da wallt es in ihm auf, maßlos und groß: und nicht der Sumpf, in dem die städtische Badeanstalt steckt, der ganze Sumpf gesellschaftlicher und politischer Verrottung wird der Gegenstand seiner flammenden Worte. Unter Lärmen und Höhnen, unter dem Zischen und Toben der entfesselten Menge und der Zustimmung Eines Betrunkenen tritt er der Lüge von der alleinseligmachenden Majorität entgegen, verkündet er das Recht der vornehmen Individualitäten, der einsamen Freien, die für die jungen keimenden Wahrheiten auf Vorposten stehen; und wie der leidenschaftlich fortgerissene Mann lieber den Untergang des ganzen Landes erzwingen, als das Fortbestehen der pestschwangern Lüge dulden will, tönt ihm aus der Menge der Ruf entgegen: Volksfeind!

Und: Volksfeind! gellt es durch alle Gassen, man wirft ihm die Fenster ein, man schneidet ihm seine menschliche und seine bürgerliche Existenz ab. Er aber geht mit überlegenem Sinne einer ungewissen Zukunft entgegen, denn in sich fühlt er die Kraft, den Kampf mit einer ganzen Welt aufzunehmen. Wie Nora einst, will er ergründen, wer Recht hat, die Gesellschaft oder er; und wenn er jetzt auch gelernt hat, daß man nicht in seinen besten Kleidern für die Wahrheit streiten soll, er wird nicht aus dem Lande gehen wie sein Dichter, er trotzt, ein Einzelner, der compacten Majorität; denn „der stärkste Mann der Welt ist derjenige — welcher allein steht.“ Das nämliche stolze Wort, das das Recht der Individualität frei ausspricht, hatte einst Schiller für seinen Tell gefunden: „Der Starke ist am mächtigsten allein“; und der große nordische Dramatiker trifft hier wie öfter, mit dem großen deutschen im Geiste zusammen.

Die Figur des sanguinischen Wahrheitsschwärmers, die der Dichter im „Volksfeind“ so meisterhaft gestaltet und in den Mittelpunkt einer mannigfach belebten Handlung gesetzt hat, nimmt er in seinem jüngsten Schauspiel, der „wilden Ente“ abermals, und mit noch schärferer Selbstironie, auf; und er vertieft den Charakter des radicalen Idealisten Gregers, indem er ihm einen radicalen Pessimisten, den Mediciner Relling, entgegensetzt. Ein nordischer Schauspieler hat bei der Aufführung des Stückes den wunderlichen Mißgriff begangen,

diesen Pessimisten Relling in Ibsen's Maske zu spielen; weit mehr lebt in Gregers des Dichters Empfinden, mit wie souveränem Humor er der Figur auch gegenübersteht.

Gregers, sagt Relling, leidet an einer nationalen Krankheit: einem akuten Rechtschaffenheitsfieber. Die Wahrheit will er, überall, zu jeder Zeit; und daß das Ideale das „Secundäre" jemals werden könne, will er so wenig zugeben, wie der Romantiker Falk. Und so entzündet er das Licht der Wahrheit auch einem armen Gesellen, seinem Jugendfreunde Ekdal, dem es in der Finsterniß wohl ergeht; er sagt ihm, daß das Glück seiner Ehe auf schwankem Moorgrunde ruht, daß seine Familie, wie die wilde Ente, die sie im Hause hegen, auf einem moralischen Sumpfboden vegetire, mit zerschossenen Flügeln. Und weder der Umstand, daß sein eigener Vater der Jäger ist, der die Ente angeschossen hat, noch die Erwägung, ob Ekdal die sittliche Kraft aufbringen kann, sich sein Leben neu zu gestalten, hält den vom Rechtschaffenheitsfieber Umgetriebenen auf. Mit strahlendem Antlitz erwartet er den Dank für seine Enthüllungen, und ist aufs Schmerzlichste betroffen, als die erhoffte Wirkung nicht eintrifft. Ekdal bleibt, der er ist, der Gatte einer gefallenen Frau, und nur das arme Kind der Sünde, in einer Ekstase des Opfermuthes, gibt sich selbst den Tod. In wehmüthiger Stimmung, hin- und hergezogen zwischen Gram und Zorn, schildert der Dichter diese Vorgänge; in einer consequent entwickelten Handlung von starker innerer Bewegung ziehen originelle Gestalten an uns vorüber und ein neues „Familiendrama", wenn das Schauspiel zu Ende ist, hat sich aufgerollt. Wie einst beim „Brand", hat Ibsen auch jetzt in zwei bedeutenden Schöpfungen für seine erregte Stimmung den poetischen Ausdruck gefunden; und es ist zu hoffen, daß ein energisches Produciren ihm zum anderen Male das Heilmittel geworden ist, welches die Krankheit aus dem Körper jagte. Fremden Küsten wird es ihn nun von Neuem zutreiben, auf der Höhe seiner Kunst und Kraft; denn je älter dieser Dichter geworden ist, desto jünger wird er, und Großes noch birgt er auf dem Grunde seiner Seele.

V.

Mit einem Drama hatte Ibsen seine jugendliche Production begonnen und Dramen, nichts als Dramen zu schaffen hat er Zeit seines Lebens fortgefahren. Selbst als er sich von allem Bühnenmöglichen in „Kaiser und Galiläer" entfernte, ist ihm die dramatische Form die adäquate geblieben. Nie hat er eine Erzählung, einen Roman geschrieben; und einzig in einer knappen Folge von Gedichten hat er für die Anschauungen, die er im Drama nicht gestalten konnte, sich den poetischen Ausdruck gesucht. Wie eine Novelle entsteht, ist ihm weder verständlich, noch interessant; und während er selbst von deutschen Bühnenhandwerkern noch mit Respect redet, fragt er, wenn man ihm von Gottfried Keller erzählt: hat der auch Dramen geschrieben?

In der Einseitigkeit des Dichters wurzelt seine Größe. Von früh auf der Bühne mit leidenschaftlichem Interesse zugewendet, ist er absoluter Meister der dramatischen Form, in der Tragödie, wie im Lustspiel geworden; und wenn der Reichthum seiner Gestalten und Probleme für den Leser sich bedrängen will, so

steht der scheinbar undurchsichtige und verschnörkelte Bau im Bühnenlicht dennoch als ein wohlgegliedertes, architektonisches Kunstwerk da. Jede Figur ist angeschaut und gewinnt die volle Existenz; sie ist individualisirt in entscheidenden Charakterzügen wie in kleinen Eigenheiten, und es thut dem Dichter wehe, wenn manche Uebersetzer ihm seine Kunstform verwischen: sie verfehlen die Abstufung der Personen im Dialog, klagt er, und lassen Alle reden — wie Uebersetzer. Ibsen hat mit seinen Personen gelebt und so leben auch sie, losgelöst von ihrem Urheber, aus eigener Kraft weiter. In das stille römische Haus ruft er die Gestalten seiner starken Phantasie; von ihnen umgeben, ist er nicht einsam, sie sind ihm Freunde und Gesellschafter, und in immer wiederholten Unterredungen, in immer neuen dichterischen Anläufen und Entwürfen ruht er nicht, bis er in ihres Herzens geheimste Falte geblickt hat. Wie sein Bergmann strebt er in die Tiefe der Seelen:

Brich den Weg mir, schwerer Hammer,
Zu der Tiefe Herzenskammer.

Schweigend bewahrt der Dichter das Große in seiner Seele, so lange die Stunde nicht gekommen ist, es zu offenbaren, und wie jener Dichterschwan, von dem er gesungen, geht er still seine Bahn:

Aengstlich behütend
Den schlummernden Sinn,
Tief in dir brütend
Zogst du dahin.

In heimlicher Nachtstunde gewinnt das Werdende Gestalt: denn kein Lied, sagt Jatgeir, wird bei hellem Taglicht geboren; man kann es wohl aufzeichnen im Sonnenschein, aber es dichtet sich in stiller, nächtlicher Stunde. Der Lärm des Lebens verwirrt den Poeten, die scharfe Helle blendet ihn:

Doch birgt mich mit nächt'ger Hülle
Der Finsterniß düstrer Flor,
So rüstet sich all' mein Wille
So adlerkühn wie zuvor.

Dieser adlerkühne Wille hat den Dichter vorwärts und immer vorwärts geführt: aus den Banden der absterbenden Romantik zu neuen Kunstformen. Nicht schnell ist die Entwicklung gewesen, vielmehr schwer und zögernd; aber von einer innern Nöthigung getrieben, hat sich der Mensch und der Poet mit consequenter Sicherheit Schritt für Schritt zur Freiheit emporgearbeitet. Die Ausbildung des Menschen, einer stolzen und vollen Persönlichkeit, fordert der Dichter; seine Production, wir hörten es schon, ist ihm ein Heilmittel, eine Cur. Zwar im Anfang, wenn es ihn zum Schaffen antreibt, empfindet er nur eine ungemessen wogende Stimmung, die nach Gestaltung verlangt; und oft ist der Ausgangspunkt verschieden von dem Ziel, bei dem er anlangt, — wie Traum und Wirklichkeit verschieden sind. Aber wenn der schöpferische Proceß beendigt ist und der Dichter seinem Werke nun bewußter gegenübersteht, erkennt er den Zusammenhang zwischen dem Gedicht und dem eigenen Leben, der ihm früher verschleiert war; und er wird inne, wie jedes einzelne Drama nur ein Moment seiner geistigen Entwicklung ist. Auch andern Poeten gegenüber beschäftigt ihn wohl die Frage: wie mag seine Dichtung mit seinem Leben zusammen hängen? Solche

mündlichen Bekenntnisse Ibsen's werden durch schriftliche ergänzt, in denen er zusammenfassend sich also ausspricht: „Alles, was ich gedichtet habe, hängt aufs Genaueste mit Dem zusammen, was ich durchgelebt, wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich den Zweck gehabt, als ein geistiger Befreiungsproceß zu dienen; denn man steht niemals ganz ohne Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, zu welcher man gehört. Deshalb schrieb ich einmal als Zueignungsgedicht folgende Verse:

Leben, das heißt bekriegen
In Herz und Hirn die Gewalten;
Und dichten: über sich selber
Den Gerichtstag halten.

In den hier so bestimmt angedeuteten Zusammenhang von Sein und Dichten näher einzudringen, bleibt, einem Lebenden gegenüber, dem Essayisten versagt; aber ein künftiger Biograph Ibsen's wird diese inneren Erlebnisse näher zu ergründen haben, jene zumal, welche den Poeten in seinen vorwärtsschreitenden Anschauungen über Liebe, Ehe, Familie beeinflußten.

Als eine Befreiung, gleich Ibsen, als eine Confession empfand auch Goethe einst sein Schaffen; aber hält man in Gedanken seine Art der poetischen Beichte neben Ibsen's poetische Curen, so ist der Unterschied gewaltig. Goethe will sich, rein als Künstler, aussprechen; Ibsen will heilen. Ihm selbst nicht nur, auch seinen Landsleuten soll der bittere Stärkungstrank der Schmerzen zu Theil werden; und der ehemalige Medicinbeflissene aus Grimstad tritt nun als ein Seelenarzt auf. Der Ethiker in Ibsen schlägt überall vor, der nordisch strenge, unter dem starken Einfluß christlicher Anschauungen aufgewachsene Moralist. Dessen dunkle Brille setzt er sich auf, wo Goethe die Dinge unmittelbar aus seinen Sonnenaugen anschaut. Ibsen gleicht Emile Zola darin, dem andern großen Naturalisten dieser Tage; und die Anschauung, welche der französische Dichter jüngst aussprach, gilt auch für den norwegischen: beiden ist das Kunstwerk „ein Winkel Natur, angeschaut durch ein Temperament". Und zwar angeschaut durch ein ethisch-ästhetisches Temperament: der Moralist und der Künstler sind untrennbar zu Eins geworden, und nur in künstlerischen Formen mag ein sittliches Wollen sich aussprechen.

In Ibsen's Heimath ist der „Gespenster"-Lärm längst verhallt und während der Dichter selber zweifelte, ob das Werk in der nächsten Zukunft dargestellt werden könne, ist es mit der stärksten Wirkung bereits im ganzen Nordland, von Kopenhagen bis Christiania, aufgeführt worden. Für völlig unmöglich aber hält es Ibsen, daß eine deutsche Bühne sein Stück spiele; und dieser Glaube ist bis jetzt nicht widerlegt. Die deutschen Theater, auch das führende in der Hauptstadt, verhalten sich kühl zu der gesammten Production des Dichters; sie gehen an den verlockenden Aufgaben der Inscenesetzung und der schauspielerischen Gestaltung, welche hier geboten sind, fremd vorüber und die befruchtende Wirkung, die von so kühnen Schöpfungen auch auf die deutsche Production ausgehen müßte, wird aufgehalten. Die schöne Pflicht, ein ganzes Publicum in planmäßigen Zusammenhang in den Gedankengang des Dichters einzuführen, und durch eine Darstellung seiner modernen Schauspiele, vom „Bund der Jugend" an gerechnet,

die deutschen Theaterbesucher Ibsen reif zu machen, hat bisher Niemand eingelöst. Aber näher oder ferner, die Zeit muß kommen, in der die Erkenntniß solcher Pflicht unter uns aufsteht. Denn hier ist ein Dichter erwachsen, der, allem Epigonenthum entsagend, zum unbekannten Strande den Mast richtet; den es mit wehenden Wimpeln einer im Werden begriffenen Kunst entgegen zieht.

Literatur:

Henrik Ibsen. Von L. Passarge. Leipzig, 1883.

Henrik Ibsen. Von Georg Brandes. Nord und Süd, November 1883.

Sören Kierkegaard. Ein literarisches Charakterbild von Georg Brandes. Leipzig, 1879.

Moderne Geister. Literarische Bildnisse aus dem neunzehnten Jahrhundert von Georg Brandes. Frankfurt a. M., 1882.

Das geistige Leben in Dänemark. Von Adolf Strodtmann. Berlin, 1873.

Nordische Heerfahrt. Trauerspiel in vier Acten von Henrik Ibsen. München, 1876.

Die Kronprätendenten. Historisches Schauspiel in fünf Acten. Berlin, 1872.

Brand. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Cassel, 1880, und Reclam's Universalbibliothek Nr. 1531/32.

Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, 1881.

Der Bund der Jugend. Lustspiel in fünf Aufzügen. Berlin 1872 und Reclam's Universalbibliothek Nr. 1514.

Die Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in vier Aufzügen. Reclam's Universalbibliothek. 958.

Nora. Schauspiel in drei Aufzügen. Reclam's Universalbibliothek. 1257.

Gespenster. Ein Familiendrama in drei Aufzügen. Reclam's Universalbibliothek. 1828.

Ein Volksfeind. Schauspiel in fünf Aufzügen. Reclam's Universalbibliothek. 1702.

Gedichte von Henrik Ibsen. In deutschen Neubildungen von Herm. Neumann. Wolfenbüttel. 1886

Die Originalausgaben der Ibsen'schen Werke erscheinen bei Gyldendal in Kopenhagen.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Von

Julius Rodenberg.

Im Herzen von Berlin.

II.

Zwölf Wochen nachher, ein Tag, spät im November, 1885; kalter Nebel in der Luft, Reif in den Bäumen, die sich weißlich gegen das dunklere Gemäuer des Schlosses abheben. Gleich vorn an der Burgstraße, nach der Königstraße hin, eine Holztafel mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Für Wagen gesperrt" — keine Cavalierbrücke mehr, keine Schloßapotheke mehr, nur noch ein Mauerrest, wo sie gestanden. Auch kein Joachimsthal'sches Gymnasium mehr; wo ehemals die alten Straßen und Häuser waren, wandelt man streckenweit zwischen Bauzäunen, hinter denen die Grundmauern neuer Gebäude, den Anfangspunkt der Kaiser-Wilhelmstraße bezeichnend, emporwachsen. An der Stelle des Joachimsthal'schen Gymnasiums erhebt sich in stattlicher Höhe, fast schon vollendet, die neue Waarenbörse — Handel und Wandel überall, die Waarenbörse wo Sulzer, die Fondsbörse wo Ramler war; und dies Gäßchen, in welches Lessing ehemals von seinem Fenster aus hineingeblickt, jetzt zwischen beiden Börsen und mit dem Namen „St. Wolfgangs-Straße" geschmückt, welchen ich heute zum erstenmal auf dem blauen Schild an der Ecke sehe. Verschwunden ist das ganze Straßenquarré, welches einst von der kleinen Burg- bis zur Heiligengeistgasse reichte; jedoch auch das, was hier herum, in der alten Gegend noch steht, erscheint so bedroht, auf Schritt und Tritt sieht man sich so von Häuserruinen und Bretter-geländen umschränkt, daß man sich ordentlich freut, wenn man noch einem der gewohnten Anblicke begegnet — wer weiß, ob nicht auch ihm zum letztenmal? So das Haus, Nr. 68 in der Spandauerstraße — das Haus der Mendelssohn. Da steht es noch, wie es gestanden hat vor hundert Jahren; der Baum freilich, unter welchem, vor der Thüre, der gute Mann oftmals sinnend und sorgend in seinen letzten Jahren gesessen, ist nicht mehr da. Doch das Haus mit seinen vier Fenstern Front, seinen zwei bescheidenen Stockwerken und dem Dachkämmerchen

darüber, dieser Schauplatz eines äußerlich stillen aber an inneren Kämpfen reichen und trotzdem glücklichen Lebens, ist noch unverändert. Dieses Haus, heute gleichfalls am Rande des Abgrundes, der es wahrscheinlich verschlingen wird, nur noch zwei Häuser von dem Straßendurchbruch entfernt, sieht heute wohl, mit seinen braunen, stark verwitterten Wänden, ein wenig heruntergekommen aus gegen das, was es in meiner eigenen Erinnerung noch war; im Erdgeschoß ist ein Barbierladen, die Hausthür steht offen, der Flur ist ausgetreten und die Gedenktafel über der Thür: „Hier lebte und wirkte Unsterbliches Moses Mendelssohn &c.," fast unleserlich geworden. Aber zu seiner Zeit muß es ein freundliches Haus gewesen sein, durchleuchtet von der Sonne des Familienglücks, der Nächstenliebe, der Gastlichkeit; ausgezeichnet durch den Besuch vieler erlauchten Geister und für immer geweiht durch die Gegenwart eines großen und edlen Menschen. Dieses Haus sah die jungen Humboldt's zu den Füßen Mendelssohn's. Sein vornehmster Schmuck aber war eine Büste Lessing's; sie stand über dem Sopha in Mendelssohn's Studirstube, deren beide Fenster, eine Treppe hoch, man heute noch erkennt. „Lessing's Büste war das erste," schreibt Elise Reimarus an Jacobi (1783), „was beim Hereintreten mir in die Augen fiel." Unter ihr, drei Jahre später, saß Mendelssohn, als er den Tod nahen fühlte, und unter ihr ist er gestorben. Guter, frommer, bescheidener Mann! Er war von einer rührenden, einer unsagbaren Bescheidenheit; er, den Goethe „einen unserer würdigsten Männer" genannt hat, nennt sich gegen Michaelis einen Juden, „dessen zeitliche Umstände es erfordern, Niemandem, außer sehr wenigen Freunden für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein." Er stotterte und war bucklig. „Eine leutselige leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle," so beschreibt ihn Lavater; ein Mensch, „der durch seine Gestalt und sein Gesicht das roheste Herz zum Mitleiden bewegen konnte," so Prof. Kraus in Königsberg. Man hatte Gelegenheit, Bild und Büste dieses seltenen Mannes in der historischen Abtheilung der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung (1886) neben einander zu sehen und zu studiren. Das Bild war von Graff, dem Maler Lessing's und aller andren damaligen Berühmtheiten, die Marmorbüste von Tassaert. Letztere, welche Mendelssohn in seinen späteren Jahren darstellt, zeigt einen höchst ausdrucksvollen Kopf, in welchem die Natur selber der formenden Hand des Bildhauers gleichsam vorgearbeitet hat, eine starke ausgebildete Stirn mit vorspringenden Stirnknochen und eine prononcirte, jedoch nicht unedel gebaute Nase, lebhafte Augen, die noch aus dem Stein zu sprechen scheinen, einen halb geöffneten Mund, welcher dem ernsten Gesicht einen Schimmer, nicht mehr, von Freundlichkeit und Lächeln gibt, tiefe Falten auf den Wangen, drei Furchen über der Nase, wie eingegraben in die Wölbung der hohen, klaren Stirn, und nichts, was an den Juden erinnert, als ein Spitzbärtchen unter dem vorstehenden Kinn. Das Oelgemälde gibt uns den jüngeren Mann, das volle Haar und Bärtchen sind tiefdunkel, die braunen Augen haben einen lichten Glanz und das ganze Gesicht hat die Farbe der Reife; hier ist der Mund geschlossen und die Lippen sind aufgeworfen. — „Der klarste und heiterste Kopf, den ich beinah auf einem menschlichen Rumpfe gesehen", wie Herder es gesagt; und dennoch liegt etwas Wehmüthiges in diesem Antlitz, was Herder nicht gesehen und wenn er es gesehen vielleicht nicht verstanden hat . . .

Nicht weit von diesem Bilde Mendelssohn's, in seinem andren Saale der historischen Abtheilung, hing das seines Enkels, das Porträt Felix Mendelssohn-Bartholdy's. Sind die Züge des Einen in denen des Anderen wieder zu erkennen? Sie sind feiner, die Formen zierlicher, spiritueller, wenn ich so sagen darf, sowohl Mund als Nase; doch das Feuer des geistvoll sprühenden Auges und die breite, schön gewölbte Stirn sind die des Großvaters. Aber welch' ein weiter Weg zwischen diesem Moses, der das gelobte Land nur von ferne sah, und jenem Felix, der es betreten! Welch' ein Weg von dem kleinen Haus in der Spandauer-, zu dem palastartigen in der Leipzigerstraße Nr. 3, in welchem Felix Mendelssohn-Bartholdy seine beneidenswerthe Jugend verlebte. Noch immer, aber nur in Mondscheinmitternächten, wenn das elektrische Licht der Leipzigerstraße verglimmt ist, klingt und singt es um dieses Haus und diesen Garten, unter dessen Bäumen Felix Mendelssohn-Bartholdy die Ouverture zum Sommernachtstraum componirt hat — dann kommen Puck und die Elfen, Oberon und Titania wohl noch einmal, um die lieben Stätten zu besuchen, und der Ringelreihn beginnt, und in jenen unendlich süßen, neckischen Zaubertönen schallt es weit hinaus in die Stille:

> Bunte Schlangen zweigezüngt!
> Igel, Molche, fort von hier!

Und ein zweiter Elfe fällt ein:

> Schwarze Käfer, uns umgebt
> Nicht mit Summen! macht Euch fort!
> Spinnen, die ihr künstlich webt,
> Webt an einem andern Ort

Was hilft Euch, arme Kinder der Luft, Ihr Libellen der Nacht, die grausige, noch dazu sehr anzügliche Beschwörungsformel? Ihr werdet hier nie wieder eine Heimath finden, in diesem Haus und Garten, vordem Euer Eigenthum; und ein Glück noch, daß der dicke Portier schläft, der sonst immer in der goldverbrämten Livree vor der Thüre Wache hält. Der würde Euch schön jagen mit Eurem Gesang! Denn daß Ihr's nur wißt, Ihr Elfen, dieser Euer alter Aufenthalt ist jetzt das Hohe Herrenhaus, in welchem am 13. April 1886 durch Annahme der Kopp'schen Amendements der Culturkampf geschlossen ward. Ihr schüttelt Euch, Ihr wendet Euch ab. Glaubt aber nicht, Ihr Elfen, daß es mir um den Culturkampf leid sei; fürwahr ich bin froh, daß wieder Frieden auf Erden ist und den Menschen ein Wohlgefallen. Aber Euer muß ich gedenken, so oft ich dieses Haus sehe; und Euer hab' ich auch gedacht an jenem 15. Juli des Jahres 1870, als hier, vor versammeltem Norddeutschen Reichstag, Bismarck, mit leiser, aber fester Stimme die Kriegserklärung gegen Frankreich verlas. Und nun flieht, Ihr Elfen, flieht, flieht! Für Euch ist wirklich kein Platz mehr in Berlin.

Noch immer, wenn man durch die Nebengassen der Spandauerstraße, namentlich aber durch den Theil der Klosterstraße geht, welcher bis ans Ende des vorigen Jahrhundert das „Geckhol" hieß, wird man, wie sonst nirgends in Berlin, ein Ueberwiegen des jüdischen Elementes gewahr. Hier herum wohnten die Juden, als sie zuerst wieder ein Heim fanden in Berlin. Das Geckhol war nicht ganz das

Paradies, aber es war auch nicht mehr das Ghetto. Von hier aus verbreiteten sie sich in die angrenzenden Straßen und gaben ihnen den Charakter, den sie bis auf den heutigen Tag bewahrt haben. Gestalten begegnen noch da, wie aus einer vergangenen Zeit, Greise mit gefurchtem Angesicht und tief herabhängendem, weißem, zweizipfligem Bart, mit kaftanartigem Gewand und schwarzem Käppchen unter dem abgetragenen Hut; aber auch gesetzte Männer in guten Tuchröcken und behaglichen Verhältnissen, feine Köpfe, denen man es ansieht, daß sie sich nicht nur auf den Talmud, sondern ebensowohl auf ihr Geschäft verstehen, und ein junger Nachwuchs, das Erbe der Alten mit einem gewissen neu hinzugekommenen Zuge verbindend, den, von Allem was ich kenne, Knaus am Besten in seiner „Salomonischen Weisheit" getroffen hat.

Das Geckhol war ehemals eine Sackgasse, dicht an der Stadtmauer und dem kleinen Jüdenhof; der Name (Geck halt!) bezeichnete mit jener dem Mittelalter eignen plastischen Kraft des Ausdrucks, was anderwärts in unsrer Stadt „Bullenwinkel" hieß und sonst auch in norddeutschen Städten „Burstah" (Bauer steh! bleib stehen, denn da geht es nicht weiter) oder „Kehrwieder" genannt ward, wie einer von den malerischen Punkten in dem nun gleichfalls verschwundenen Gassengewirr von Hamburgs Hafen.

Man erkennt ihn noch in seiner Gestalt, diesen sich verengenden Streifen der Klosterstraße, welcher sich jetzt nach der Neuen Friedrichstraße öffnet; man erkennt ihn aber auch aus seiner Einwohnerschaft, die sich vornehmlich, wie die der ganzen Nachbarschaft, aus dem mittleren und orthodoxeren Theile der jüdischen Bevölkerung von Berlin zusammensetzt. Hier sind jüdische Garküchen und jüdische Cafés — ein „Koscher Grand-Restaurant" und ein „Koscher Frühstückslokal mit französischem Billard" — hier hängen zur Herbstzeit fette Gänse heraus und das ganze Jahr durch magere Hühner; hier lebt noch das Andenken des sel. Frank, eines Mannes, berühmt wegen seines guten Mittagstisches, seiner civilen Preise und unerhörten Grobheit. Jeder richtige Berliner, welchen Glaubens er auch sei, kennt das geflügelte Wort: „Gorkensalat ist auch Compot", ohne vielleicht zu wissen, daß es vom sel. Frank aus der Heiligengeistgasse stammt. Ueberall an den Läden sieht man hebräische Inschriften; an einem „Rasir-, Frisir- und Haarschneidecabinet" in der Rosenstraße z. B. unter dem deutschen Firmenschild in den besten hebräischen Lettern von rechts nach links die Worte: „Hier wird gezwikkt" (denn ein „ck" gibt es im hebräischen Alphabet nicht, und die frommen Juden lassen sich auch heute noch nicht mit dem Messer rasiren, sondern nur mit der Scheere zwicken.) Hier sind hebräische Buchläden, deren Schaufenster die Lithographien berühmter Rabbinen in Käppchen und Ornat füllen, und Geschäfte, in denen man alle zum jüdischen Gottesdienst gebräuchlichen Gegenstände erhält. Hier endlich, in der Heidereitergasse, steht die älteste Synagoge, die vom Jahre 1714, „die alte" genannt, im Gegensatz zu der „neuen" in der Oranienburgerstraße, der Synagoge der Reformgemeinde, hoch über ihrem Portal in Lettern von Erz das Wort des Propheten, Ezech. XI, 16: „Ja, ich habe sie fernweg unter die Heiden lassen treiben;" und hier, der jüdischen Mädchenschule gegenüber, aus welcher um die Mittagszeit die kleinen Töchter Israels nicht minder laut und lustig herausspringen, als ihre christlichen Altersgenossinnen aus irgend einer andren Gemeinde-

schule von Berlin, liest man über der Thür eines ziemlich unscheinbaren Hauses die Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, Ev. Marc. X, 15.“ — Und wer also, zwischen dem alten und dem neuen Testament, dieses enge Gäßchen durchwandelt, der mag vielleicht jener Kirche des römischen Ghetto, der Santa Maria del Pianto, sich erinnern, die mit ihrem funkelnden Kreuz die hoch beim Palaste der Cenci, dem Marcellustheater und Bogen der Octavia gelegene Synagoge noch überragt, und ihr in einem hebräischen Bibelvers — einem seltsamen Schmuck an einer römischen Kirche! — die ganze Verstocktheit der Juden entgegenhält. Hier aber in Berlin ist es so nicht gemeint. Das kleine Haus in der Heidereitergasse, das Vereinshaus für innere Mission, ist zugleich eine Kleinkinderbewahranstalt; friedlich und freundlich schaut der Prophet zum Evangelisten hinüber, die beide ja desselben Stammes sind, und ich glaube nicht, daß sie — wenigstens sie nicht — Etwas dagegen hätten, wenn die Kinder von hüben und drüben mit einander spielen wollten.

Der Synagoge der Heidereitergasse sieht man ihr Alter nicht an; nichts Spinnenwebartiges, Finsteres oder Staubiges ist in ihr. Neuerdings restaurirt, glänzen ihre Wände von Weiß, der Sonnenschein dringt durch bunte Scheiben und schön getäfelt ist die Decke. Doch der Gottesdienst bewegt sich in den alten strengen Formen; hinter kostbaren Vorhängen, wie Heine sie geschildert, birgt sich das Allerheiligste, darüber die Gesetzestafeln mit zwei vergoldeten Löwen als Schildhaltern und die siebenarmigen Leuchter davor, gleich den Leuchtern des Tempels von Jerusalem auf dem Triumphbogen des Titus über dem Forum von Rom; und Gesänge hört man hier, uralte, vor tausend Jahren gedichtet an den Ufern des Ebro, Melodien, meist in Moll, jener Tonart der Sehnsucht und Klage, nur selten durchblitzt von einem Aufschrei der Lust, aber immer kraus und phantastisch durchflochten von den Reminiscenzen der Länder, welche dies Wandervolk auf seinem Fluge gestreift.

Von nun ab jedoch geht die große Wandlung des 18. Jahrhunderts mit ihm vor, und mehr als irgend eine andere wird auch für die Juden Berlin die Stadt der Aufklärung. Sie haben hier spät eine Heimath gefunden und lange noch bleiben sie Fremde, gänzlich außerhalb des eben mächtig erwachenden geistigen und politischen Lebens der Nation. Aber mit überraschendem Verständniß und der ihnen eigenen Gabe der Anpassung treten sie sogleich in diese Bewegung ein, als der Führer sich gefunden. Dieser Führer war Moses Mendelssohn, der Freund Lessing's und der warme Bewunderer Friedrich's — er, der glücklicher als der Dichter der „Minna von Barnhelm“, seinem großen König einmal Angesicht in Angesicht gegenüber gestanden. Die Juden haben ein Gebet, welches sie verrichten beim Anblick eines gekrönten Hauptes, wie wenn gleichsam der Abglanz Gottes auf ihm ruhe. Von diesem Abglanz Etwas fiel auch auf die Juden von Berlin, seitdem, an einem Samstagmorgen, Moses Mendelssohn die königlichen Gemächer von Sanssouci betreten. Ein neues, starkes Gefühl erwacht in ihnen, die bis hierher nur die Liebe zu ihrem Gott und zu ihrer Familie gekannt: die Liebe zum Vaterlande. Wir sehen sie geistig wachsen und sich entfalten unter dem ersten Sonnenschein, der ihnen zu Theil wird, nachdem sie, ungezählte Geschlechter lang, in der Dunkelheit und Enge geweilt. Wir sehen einzelne von ihnen mehr in den Vorder-

grund der Oeffentlichkeit hinaustreten, in das politische Leben eingreifend und mit einer Art officiellen oder officiösen Charakters bekleidet, wie jenen Veitel Ephraim, dessen Andenken und Name freilich nicht über jedem Zweifel erhaben sind. Seine Münzunternehmungen sind bekannt; bekannt auch, daß der ehrliche Moses Mendelssohn sich indignirt von dem Glaubensgenossen abwandte, der sich durch solche Speculation bereichert. „Schlecht Geld ist es ohnedies," schrieb (2. Oct. 1762) Lessing an Mad. Nicolai, „herzlich schlecht, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen." Dennoch ist der Mann vielleicht nicht ganz so schlimm wie sein Ruf; was er that, das that er zumeist im Auftrag, und immer mit Wissen und Willen des Königs, der den größeren Gewinn aus dieser Ephraimitischen Münzverschlechterung zog; und was man dem König verzieh, dafür sollte man den Juden nicht verantwortlich machen. Es war die moderne Gestalt des Hofbankiers, der in einem früheren Jahrhundert Hofjude gewesen, wie der unglückliche Lippold, der in einem ähnlichen Vertrauensverhältniß zu Joachim II. gestanden und deswegen — verbrannt wurde. Diesem dagegen, Veitel Ephraim, ging es sehr wohl auf Erden und in Berlin. Er hatte neben seiner „Silberraffinerie", gewaltigen Schmelzwerken, in denen an die tausend Menschen arbeiteten, einen prachtvollen Garten am Schiffbauerdamm, in welchem sechs Colossalstatuen von Schlüter standen: Merkur, Juno, Bacchus, Flora, Leda, Venus, ursprünglich bestimmt, die Balustrade des königlichen Schlosses zu schmücken; und ein schönes Landhaus im Barockstyl, welches von einer riesigen Platane beschattet ward. Alle diese Herrlichkeit ist lange dahin, seitdem die vormals ländliche Gegend des Schiffbauerdamms sich mit den Häusern der Friedrich-Wilhelmstadt bedeckt hat; wo der Garten Ephraim's war, ist jetzt ein Stätteplatz, zwischen dessen aufgestapelten Ziegelsteinen, Kalk und Holz man vor einigen Jahren noch das wunderlich geformte Dach des Gartenhauses, einsam und verloren, hervorragen sehen konnte, wenn man mit einem Zuge der Stadtbahn daran vorüberfuhr.

Völlig erhalten dagegen, und noch immer eine Sehenswürdigkeit im alten Berlin, ist das Palais, welches Ephraim sich an der Poststraßen- und Mühlendamm-Ecke durch den Oberbaudirector Diterichs (1762) aufführen ließ. Lange hieß es „das Ephraim'sche Haus" und wird heute noch von alten Berlinern so genannt. Ein Rococobau von mächtigem Umfang, die Front in schöngebildetem Halbbogen die Ecke nach beiden Seiten abrundend, der mit seinem Gitterwerk aus Schmiedeeisen und zierlichen Gruppen aus Sandstein reich geschmückte Balcon von acht Säulen, mächtigen Monolithen, getragen, welche, ein Geschenk Friedrich's, von dem während des siebenjährigen Krieges zerstörten Gräflich Brühl'schen Schlosse zu Pförten herrühren sollen[1]). In dem geräumigen, hochgewölbten Flur erblickt man eine stattlich breite Treppe mit einem gleichfalls höchst kunstvoll gearbeiteten Eisengitter. Er war ein Mann von Geschmack, dieser Ephraim, und der zu leben wußte. Seine Gemäldesammlung, in welcher sich ein Salvator Rosa, ein Caravaggio, ein Domenichino, zwei Poussins befanden, machte dem Kunstsinn Ephraim's Ehre. Jetzt bildet sein ehemaliges Palais eine Abtheilung

---

[1]) Meyer, Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten, II, 125. Berlin, 1876.

des Polizeipräsidiums, mit den Büreaus für das Paß- und Fremdenwesen, für Gesindeangelegenheiten, für verlorene und gefundene Gegenstände; jetzt steht der Berliner Schutzmann im Hausflur und vor der Thüre spielt sich manch' eine ergreifende Scene Berliner Lebens ab — eine Dame, ganz in Schwarz, heftig schluchzend und das Taschentuch gegen die Augen gepreßt, sitzt in einer Droschke. Was mag sie verloren, wonach hier gefragt haben und welcher Bescheid ihr geworden sein? Anders vor hundert Jahren, als an diesem Säulenportal die Equipagen vornehmer Herrschaften hielten, einmal auch die Friedrich's d. Gr. — ein Besuch, der dem beglückten Ephraim theuer zu stehen kam. Denn der König, erstaunt über die Pracht dieses Hauses, legte dem Eigenthümer desselben sofort eine starke Contribution zu Gunsten — ich habe vergessen welchen militärischen Instituts in Potsdam auf; es war einer von den kleinen „praktischen Scherzen", in welchen der alte Fritz auch so groß war. — Die Hinterseite des Gebäudes ist der Spree zugekehrt und durch einen Thorbogen desselben gelangt man in einen der originellsten Winkel und an einen der hübschesten Aussichtspunkte von Berlin. Hier sind die Dammmühlen, neue, massive Werke jetzt, zwischen denen aber, hier und dort, eine verwitterte Wand des alten Mühlendamms noch hervorlugt. Wie manchmal, an einem Sommertage, Mittag oder Abend, bin ich hierher gekommen, um in einer von den Einbuchten der Brücke zu stehen, beim Klappern der Mühlen und Rauschen der Wasser, welches einen gar eigenthümlich ländlichen Eindruck macht, hier mitten in der Altstadt von Berlin, der Geruch von Mehl vermischt mit dem Geruch von frisch gemähtem Gras, von Heu, Korn und sonstigen Cerealien; denn hier, neben den Mühlen, sind mehrere große Productenhandlungen, vor deren Einfahrten man hochbeladene Wagen sehen kann, wie vor den Scheunen der Landleute. Kehrt man sich aber um, so hat man ein überraschendes Bild: im Vordergrund das Wasser der Spree, welches hier, ungewöhnlich erregt, mit Schaum und Wellen unter der Brücke hervorstrudelt, um dann in breitem Strome ruhig nach der Kurfürstenbrücke weiter zu fließen, Böte, Fischbehälter, Kästen, Netzhaken und Körbe leise schaukelnd auf der schillernden Fluth; links ein paar Fabriken und das giebelverzierte Gemäuer des alten Marstalls; rechts, überragt von den beiden Thürmen der Nicolaikirche, die Häuser der Poststraße, manche von ihnen sehr alt, mit Tonnengewölben und steinernen Kreuzbögen an der Decke, dicht aneinandergedrängt, mit wildem Wein bewachsen, von Baumwipfeln umlaubt, mit Gärten bis an das Wasser; und weit hinten, im violetten Licht, die graue Masse des Schlosses mit weiß verhängten Fenstern und auf der Langen Brücke, wie losgelöst vom Postament, mit seinen dunklen, kräftigen Umrissen in den goldnen Abendhimmel gezeichnet, das Reiterbild des Großen Kurfürsten, zu dessen Füßen sich, von der untergehenden Sonne bestrahlt, Wagen und Menschen unaufhörlich hin und her bewegen. So daß, Alles zusammengenommen, Veitel Ephraim sich eine gute Stelle für sein Haus ausgesucht hat, wenn er — wie ich vermuthe — nicht nur ein Auge für die Schönheiten der Kunst und Natur, sondern auch Sinn für die Schönheiten unserer Stadt gehabt hat. Sein Neffe, und eine Zeit lang Comptoirist in seinem Geschäfte, war jener Ephraim Kuh aus Breslau, welchen Berthold Auerbach zum Helden seines

Romans „Dichter und Kaufmann" gemacht hat; und unter den Namen Ebers und Eberty haben seine Nachkommen hohe, sowohl literarische als städtische, Ehren gewonnen.

Welch' ein ungeheurer Umschwung in weniger als einem Menschenalter! Als Mendelssohn, ein Knabe von vierzehn Jahren, in Berlin einwanderte, ward ein Mitglied der israelitischen Gemeinde (man sagt ein Vorfahr des Herrn von Bleichröder) aus derselben ausgestoßen, weil ein deutsches Buch in seinen Taschen gefunden worden; und dreißig Jahre später stand, in Mendelssohn's Comptoir, Klopstock's „Messias" neben dem Neuen Testament in Luther's Uebersetzung.

Schon die zweite Generation jener Berliner Juden des 18. Jahrhunderts beginnt die freien Höhen hinanzuklimmen, auf denen das, was der Mensch glaubt oder nicht glaubt, keine Scheidewand mehr ist; das Vorurtheil, auf der einen und der anderen Seite, scheint in den niederen Schichten zurückzubleiben. Die feineren und bevorzugteren Naturen unter ihnen wissen sich bald eine Stellung in der Berliner Welt zu verschaffen und ein nicht unwesentlicher Einfluß auf die Entwicklung derselben in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geht von jüdischen Häusern aus. Zu den besten und geachtetsten unter denselben gehörte das von Daniel Itzig, der lange Vorsteher der jüdischen Gemeinde von Berlin war und, seit 1765, ein schönes, vom Baron Verzenobre (1734) nach dem Modell des Hôtel de Soubise in Paris erbautes Palais an der Burgstraßenecke besaß, auch dieses mit den kostbarsten Gemälden geschmückt. Sein Sohn Daniel war unter den Zuhörern der „Morgenstunden" bei Mendelssohn, und von seinen zahlreichen, durch Schönheit und Talent, namentlich für die Musik ausgezeichneten Töchtern, heirathete eine den vortrefflichen, philosophisch gebildeten Daniel Friedländer und zwei andere wurden die Baroninnen Eskeles und Arnstein in Wien. Es fehlte damals in Berlin durchaus an einem gesellschaftlichen Mittelpunkte; nicht einmal der Hof bildete, im heutigen Sinne des Wortes, einen solchen. Der Erste, welcher, wenn auch unter höchst bescheidenen Verhältnissen, „ein Haus" machte, war Moses Mendelssohn: philosophische Symposien, bei welchen den Gästen die Rosinen und Mandeln zugezählt wurden. Wer die Memoiren der Henriette Hertz kennt, der weiß, wie frugal es überhaupt in all' diesen geselligen Zusammenkünften herging. Aber eine neue Erscheinung verlieh denselben ihren vornehmlichen Reiz: es waren die schönen und geistreichen Jüdinnen, von jenem eigenartigen, ganz specifisch Berlinischen Typus, der seitdem und mit ihnen ausgestorben zu sein scheint. Sie waren von einer umfassenden Bildung und aufrichtigen Theilnahme für die höchsten geistigen Interessen, fähig ihnen zu folgen und ernst, die würdigen Genossinnen bedeutender Männer — so die Tochter Mendelssohn's, Dorothea, die Gemahlin Friedrich Schlegel's und die Mutter Philipp Veit's; so Rahel, die Gemahlin Varnhagen's von Ense, so vor Allem Henriette selber, die Gemahlin des trefflichen Hofraths Marcus Hertz, eines der angesehensten Aerzte jener Zeit, der es sich aber zum höheren Ruhm schätzte, der Schüler Kant's zu sein. Diese Frauen schufen, in der damaligen Oede, welche dem Tode Friedrich's voranging und nachfolgte, jene Kreise, welche so wichtig geworden sind nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Literatur und das

öffentliche Leben; Vereinigungen, in welchen die kühn aufstrebenden Männer und Jünglinge um die Wende des vorigen Jahrhunderts die Anregung suchten und fanden, die ihnen sonst überall in Berlin versagt geblieben wäre. Der junge Alexander von Humboldt datirte seine in hebräischen Lettern an Henriette Herz aus Tegel geschriebenen Briefe: „Schloß Langeweile"; und in einem Schreiben an dieselbe, in welchem er ihr einen jüdischen Freund empfiehlt, nennt Jean Paul Berlin „die hohe Schule seiner Glaubensgenossen". Diese Kreise hegten und verbreiteten zuerst das, was man den Goethe-Cultus genannt hat; aus ihnen ging das Morgenroth der Romantik auf und ihre späten Nachklänge konnten Börne's und Heine's Anfänge noch erreichen. Die Macht dieser Frauen bestand in dem Zauber ihrer Persönlichkeit, stark genug, um alle Unterschiede des Ranges zu verwischen. Die jüngeren Elemente der höheren und höchsten Stände fühlten sich unwiderstehlich von ihnen angezogen. Mischehen, außer den bereits genannten, waren nicht selten in jenen Tagen. Marianne Meyer, Tochter eines jüdischen Kaufmanns, ward in morganatischer Ehe die Gemahlin des damaligen Oesterreichischen Gesandten, des Fürsten Reuß, nach dessen Tode der Kaiser sie zur Frau von Eybenberg machte; und ihre Schwester heirathete einen Herrn von Grotthuis. Welch' eine Schar illustrer Namen, wenn wir nur an den Salon der Frau Henriette Herz denken, dieser schönsten, gütigsten und sympathischsten all' jener Geistreichen, die, wie Scherer von ihr gesagt hat, „Klarheit und Reinheit um sich verbreitet"[1]), und vor deren Porträt in der historischen Abtheilung unserer Jubiläumsausstellung wir gerne Halt gemacht haben, versunken in die Betrachtung ihrer großen, dunklen Augen, ihrer weichen Lockenfülle und ihres unsagbar lieblichen Gesichtes. Und um sie gruppirt, oder Einer nach dem Andern an ihr vorübergehend die Schlegel, Karl Philipp Moritz, Mirabeau, Gentz, Frau von Genlis, die Humboldt, Jean Paul, Prinz Louis Ferdinand, Frau von Staël, und zuletzt noch Schiller und Goethe. So weit, so groß war der geistige Horizont dieser seltenen Frau, welche von sich sagen konnte, „sie habe den glänzenden Stern Goethe's auf- und untergehen sehen". Und da war noch Einer, der fast jeden Abend den weiten Weg von der damals noch so gut wie unbebauten Chausseestraße (zu der Zeit: Oranienburger Chaussee) nach der Neuen Friedrichstraße zurücklegte, mit einem brennenden Laternchen eingehakt in ein Knopfloch seines Rockes; denn damals gab es auf der Strecke noch keine Straßenbeleuchtung in Berlin. Der Mann war Prediger an der Charité, und sein Name — Schleiermacher[2]).

Die Zeiten sind vergangen und die Häuser verschwunden. Verschwunden ist das Haus der Herz; verschwunden auch, in Folge des Durchbruchs der Kaiser-Wilhelm- und der Erweiterung der Neuen Friedrichstraße, das Haus der Beer, in welchem Michel Beer und Meyerbeer geboren worden sind und in ihrer Jugend gewohnt haben. Verschwunden ist das Haus der Veit und der Ries, der beiden vornehmsten jener ersten Wiener Einwanderer unter dem Großen Kurfürsten. Einsam nur noch, zwischen all' diesen Ruinen, steht das Haus

---

[1]) Geschichte der Deutschen Literatur, S. 618.

[2]) Fürst, Henriette Herz, S. 164. 165. — Berlin, 1858.

der Mendelssohn, aus welchem so viel Licht hervorgegangen ist und in welchem, lange bevor Mendelssohn es besaß und mehrere Jahre bevor sie sich kennen lernten, Lessing gewohnt hat. Es war damals, was es heute wieder ist, ein Miethshaus, in welchem die Vögel aus- und einflogen; hier, während seines ersten Berliner Aufenthaltes (1748—1751), lebte Lessing zusammen mit seinem Vetter Mylius, dem Freigeist, und hier auch haben wir es zu suchen, sein stilles Zimmer:

„Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer“ ....

Wunderbare Fügung, daß hier, in demselben Hause, wo der jugendliche Lessing, zum erstenmal angeregt durch die bis dahin ihm fremde Umgebung, sein Lustspiel „Die Juden“ verfaßte, der Mann leben und sterben sollte, dessen Bild ihm vorschwebte bei seinem edelsten und reifsten Werke — „Nathan der Weise“.

Fortan kann man sie sich nicht mehr getrennt vorstellen, diese Beiden, ihn, den großen Dichter und Kämpfer, und den Andern, den sanften, zurückhaltenden, von der Natur selber stiefmütterlich behandelten Juden. Man dachte, bald nach seinem Tod, ernstlich daran, ihm ein Denkmal zu errichten, welches — man wird staunen, wenn man es heute hört — auf dem Opernhausplatze stehen sollte. Welch' eine Figur würde der arme Weltweise dort, auf dem unterdeß zum Mittelpunkte des eleganten und modischen Berlins gewordenen und der militärischen Glorie Preußens gewidmeten Platze spielen, zu unser aller Betrübniß. Ein Comité bildete sich und eine Gedächtnißfeier wurde veranstaltet, für welche Ramler eine Cantate dichtete. Der Plan kam dennoch nicht zur Ausführung und wir können, ganz abgesehen von dem Platze, sagen: glücklicherweise. Wenn Denkmäler einen Sinn haben, wenn sie, mit einiger Aussicht, von der Nachwelt anerkannt zu werden, der Ausdruck der öffentlichen Meinung und nicht nur das Zeichen persönlicher Begünstigung sein sollen, so war Mendelssohn kein Mann dafür. Nicht einmal sein Name, was allerdings weniger begreiflich ist, hat an dem Friedrichsdenkmal eine Stelle gefunden. Aber in dem Standbilde, welches nicht weit von dem Standbilde Goethe's im Thiergarten Lessing erhalten soll, wird auch das Andenken Mendelssohn's mitgeehrt werden. Ich weiß nicht, da bis jetzt Entwürfe nicht vorliegen, ob an eine directe Beziehung auf Mendelssohn in irgend einer Weise hierbei gedacht ist. Es würde dies nach meiner Ansicht sehr schön, sehr passend und ein Act später Gerechtigkeit sein; obwohl es dessen nicht einmal bedürfte, damit, auf diesem Boden von Berlin, der Anblick Lessing's auch den vergegenwärtige, der niemals ein Denkmal haben wird, außer dem im Herzen seiner Glaubensgenossen. Für sie jedoch hat auch der Name Lessings eine tiefere, viel mehr noch als bloß literarische Bedeutung. Die Juden, und namentlich die der strengeren Observanz, blicken von allen deutschen Schriftstellern auf ihn mit einem Gefühle der Dankbarkeit, welches sich nur zu wohl erklärt. In den Studirstuben ihrer Rabbinen und Schriftgelehrten sieht man neben dem Bilde Mendelssohn's das Bild Lessing's; und wenn ein frommer Jude das Theater besucht, so wird es gewiß eines von Lessing's Dramen sein, das er sich auswählt. So ist es heute, so war es schon vor hundert und mehr Jahren, wo ein gewisser stud. theol. Joh. Gottfr. Kirsch aus Leipzig (d. d. 19. Nov. 1767) an Lessing schreibt, daß er in die erste Vorstellung der „Minna von

Barnhelm" gerathen, ohne zu wissen, was aufgeführt werde. „Gleich bei meiner Ankunft im Parterre aber," schreibt er, „finde ich eine Bank voll Juden. Ha! dachte ich, ohnfehlbar wird heut ein Stück von Herrn Lessing gemacht."

Die Kunde daher, daß Lessing ein Denkmal in Berlin gesetzt werden solle, ging wie ein Lauffeuer durch die gesammte jüdische Welt und bewegte sie bis tief in den Orient hinein. Reichlich strömten, gerade von dieser Seite, die Beiträge herbei; sie kamen aus Rußland und der Türkei, sie kamen sogar aus Asien. Sie alle kannten Lessing und schätzten ihn hoch als den Freund Moses Mendelssohn's und den Dichter des „Nathan".

An Mendelssohn selber aber erinnert in Berlin kein sichtbares Zeichen mehr als sein Haus und sein Grab.

Unter dem grauen Novemberhimmel stehe ich vor einem beträchtlichen Gebäude der Großen Hamburger Straße, dessen Glocke ich, nicht ohne ein gewisses Zagen, berühre. Das Haus ist die Jüdische Alter-Versorgungsanstalt, das daneben die Jüdische Knabenschule und beide zusammen begrenzen den ältesten, nunmehr schon lange geschlossenen Jüdischen Friedhof, welcher ein weites, offenes Terrain zwischen den benachbarten Quartieren der Großen Hamburger und Rosenthalerstraße bildet, und gegen Norden an den gleichfalls längst geschlossenen alten Sophienkirchhof stößt — dort sind von literarischen Zeitgenossen Ramler und die Karschin, hier ist Moses Mendelssohn bestattet worden.

Zögernd nur, wie ich sie gezogen, meldet die Glocke mich im Innern an; undeutlich durch das Wagengerassel, das in diesen Straßen nicht aufzuhören scheint, vernehme ich nahende Schritte, die Thür wird mir von einer freundlichen Dame geöffnet, und noch bevor ich den Friedhof betrete, mache ich die Bekanntschaft ihres Oheims, des Herrn Friedhofsinspectors Landshuth. Der Herr Inspector ist ein Mann von neunundsechzig Jahren und das Bild eines anspruchslosen jüdischen Gelehrten. Die Fenster seines Studirzimmers gehen nach dem Friedhof; die eine Wand ist ganz mit Büchern und Schriften bedeckt, an der andern hängen zahlreiche größere und kleinere Porträts jüdischer Berühmtheiten, den Ehrenplatz in der Mitte nebeneinander haben Lessing und Mendelssohn. Namentlich mit dem Letzteren hat der Herr Inspector sich viel beschäftigt; er ist noch Einer von denen, die fest an den Mendelssohn'schen Ideen hängen und er zeigte mir einen Kasten, der voll von theilweise noch ungedrucktem Material zur Geschichte Mendelssohn's ist. Hier, mitten in Berlin, in einer seiner bevölkertsten Gegenden, lebt dieser Mann wie weit von ihm geschieden, ein Leben der Vergangenheit. Er lebt mit seinen Todten und seine Todten leben mit ihm; er lebt mit ihnen, wie in einer großen Familie, ist vertraut mit jedem Grabstein, hat viele von den ältesten überhaupt erst wieder aufgerichtet, deren Inschriften entziffert, manche ganz neu wieder hergestellt und hält sie alle in musterhafter Ordnung. Er kennt genau die Geschichte jedes einzelnen dieser unzähligen Todten, von denen nichts mehr ist als ein eingesunkener Hügel und ein Name; die vielfachen Familienverzweigungen bis auf den heutigen Tag, ihre ehemaligen Wohnstätten und deren Veränderungen im Laufe der Zeit. Auf diesem Friedhofe ruhen die Väter der jetzigen jüdischen Gemeinde von Berlin, sie, die vor zweihundert Jahren aus Wien kamen; die Vorfahren aller gegenwärtigen Größen jüdischen

Ursprungs und unter ihnen nicht wenige, deren Nachkommen, ihrem jüdischen Ursprung entfremdet, hohe Stellungen im Staat und in der Beamtenwelt einnehmen. Aber für den Herrn Inspector gehören sie noch immer zur Familie, und mit derselben Liebe und Pflege hegt er ihr Gedächtniß.

Er gibt mir das Geleit bis an den Eingang des Friedhofs; denn der Boden ist feucht und die Luft zu rauh für den würdigen Greis. Und nun bin ich allein unter diesen Todten. Der älteste Grabstein ist von 1672, der zweite von 1675, und bis zum Jahre 1827, wo der neue, nunmehr auch geschlossene Friedhof vor dem Schönhauser Thor angelegt wurde, war dieser die einzige Begräbnißstätte der Gemeinde. Gegen zwölftausend Todte ruhen auf ihm. Die Juden haben einen schönen Ausdruck für einen Friedhof; sie nennen ihn den „guten Ort" — und er war es wohl Jahrhunderte lang für sie, der Ort, aus welchem sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Ein jüdischer Friedhof, wenn er nicht etwa jene Art schauerlicher Romantik wie der Prager hat, bietet dem fremden Besucher wenig Anziehendes. Es ist nur die düstre Seite des Todes, die er zeigt; er verhüllt nichts durch freundlichen, zu den Sinnen sprechenden und sie beruhigenden Schmuck. Aber was die Pietät für die Gestorbenen betrifft, so möchte ich wohl in Berlin vergeblich einen andern Friedhof suchen, wo man ihr Andenken über zwei Jahrhunderte hinaus in gleicher Weise liebevoll erhalten hat. Mehr als dreitausend von den alten Grabsteinen sind ermittelt, renovirt und zum Theil wieder aufgerichtet worden. Die tiefe Melancholie des Herbsttages ruht auf dieser stillen Stätte voll aufrecht stehender Steine, mit kahlen Bäumen dazwischen und welkem Laub, aufgehäuft über den eingesunkenen Gräbern. Ringsum ist der Friedhof von einer Mauer und von Häusern eingeschlossen, durch den Nebel herein schaut der hohe Thurm der Sophienkirche und dumpf, mit den Geräuschen aus den umgebenden Gebäuden, mischt sich der Lärm der Stadt. Vorn an der Mauer, wo früher der Eingang gewesen, sind die Gräber der Rabbinen und dann, in einer großen Gruppe zusammen, die der ersten Einwandrer aus Wien. Viele von diesen Grabsteinen sind sehr zierlich ausgehauen, mit Säulenknäufen und Blumengewinden — dem spärlichen Zierrath, welchen das jüdische Ritual den Todten gestattet. Hier und dort sieht man die segnend zusammengefügten Hände der Priester, die Gießkanne der Leviten. Auch der Löwe findet sich, um anzudeuten, daß der Name des hier Bestatteten Jehudah gewesen — denn Jehudah heißt Löwe. Zahlreich sind die Gedenktafeln, welche von Urenkeln bis zur achten Generation ihren Vorfahren gewidmet worden; und ganz am Ende gelangt man auf ein weites Stück, von Rasen bedeckt, wo nur noch einzelne, schon halb in die Erde gesunkene Steine stehen; dann wieder eine dichtere Reihe von Gräbern, versteckt unter Baum- und Buschwerk, zuletzt nur noch eines, hier und dort — und nun auf einmal wieder die Stadt, aus der Ferne die Klingel der Pferdebahn und über meinem Haupte dahinfliegend eine Schar von Raben . . .

Ein Grab aber hebt von allen Gräbern sich leuchtend ab — es ist von einem Gitter umschlossen, mit Epheu bewachsen und auf dem Grabstein steht, oben in hebräischer Schrift, unten in goldenen deutschen Lettern:

Moses Mendelssohn,
geb. zu Dessau den 6. September 1729,
gest. zu Berlin den 4. Januar 1786.

Er ruht nicht weit von Rabbi Fraenkel, seinem ersten, geliebten Lehrer, dem er aus der Heimath hierher nach Berlin gefolgt, nicht weit von Bernhard, der sein großmüthiger Brotherr gewesen, und nicht weit von jenem merkwürdigen Abraham Rechenmeister, welchen Lessing als Derwisch im „Nathan" verewigt hat.

Noch einer hat in dem erinnerungsreichen Hause, Spandauerstraße Nr. 68, gewohnt, nach Lessing und vor Mendelssohn, ein mittlerer Mann in dieser Beziehung, wie in so mancher andern: Friedrich Nicolai. Wir wissen, daß er mit Lessing im Februar 1755 und durch Lessing, nicht lange danach, mit Mendelssohn bekannt wurde: „die innigste Freundschaft verband mich bald mit beiden und sie hat bis zum Tode dieser großen Männer fortgedauert." Wer solcher Freundschaft für werth gehalten worden, muß ihrer wohl auch werth gewesen sein. Ich habe niemals leiden können, wenn geringschätzig von ihm gesprochen worden, wie das zu seinen Lebzeiten und nachher der Fall gewesen ist. In meinen Augen hat Nicolai das große Verdienst, ein Berliner zu sein. Alle Anderen, Lessing und Mendelssohn, Sulzer und Ramler, waren Fremde, die mehr oder weniger zu Berlinern geworden sind. Er aber war der richtige, der geborene Berliner und mit ihm trat diese Species zum erstenmal in die deutsche Literatur ein. Ich will nicht sagen, daß es dieser Species auf dem literarischen Gebiete besser erging, als auf dem der gemeinen Wirklichkeit zumal: man mochte den Berliner nicht, und ein wenig hat er es wohl verschuldet durch seine Manier, über Alles sein Urtheil zu sprechen, auch über das, was er nicht versteht, und nichts für gut zu befinden, was nicht irgendwie die Marke von Berlin trägt. Im Grunde genommen ist dies eine Tugend; denn wer anders, wenn nicht der Berliner, hätte diese Sandscholle lieben und loben sollen? Wer anders aber auch hätte das aus ihr gemacht, was sie nun wirklich, von aller Welt anerkannt, geworden ist? Das ist es eben, daß die Fehler des Berliners obenauf liegen; um seine guten Eigenschaften kennen zu lernen, muß man sich schon die Mühe geben, etwas tiefer zu gehen. Heute noch, auch wenn er sonst weiter nichts gethan und geleistet hätte, würde das Andenken dieses guten Mannes unter uns fortleben, wie das so manchen andern Berliners, durch eine milde Stiftung, die sog. Nicolai'sche Stiftung mit einem Fonds von 9000 Mk., aus welchem, unter gewissen Bedingungen, an würdige und verarmte Bürger von Berlin Darlehen gegeben werden.[1]) Er war ein trefflicher Bürger, dieser Nicolai, tüchtig, zuverlässig, ein braver, rechtschaffener Charakter, von einem regen Wohlthätigkeits- und Gemeinsinn. Man thut ihm Unrecht, wenn man, so wie sein Name genannt wird, gleich oder nur an die komische Figur in der Walpurgisnacht des „Faust", an die Xenien und Invectiven, an die göttliche Grobheit Goethe's, die er durch seine „Freuden des jungen Werther's" reichlich

[1]) Berliner Adreßbuch für das Jahr 1886, Theil IV, S. 127 unter „Stiftungen".

verdient hat, oder an das boshafte Wort Schiller's denkt, das er nicht verdient hat: daß er nämlich zur Aufklärung der Deutschen „mit Lessing und Moses" mitgewirkt, indem er ihnen „die Lichter geschneuzt".

Es ist ein eigen Ding um den Enthusiasmus der Berliner. Wenn, in seinen späteren Jahren, Friedrich d. Gr. durch die Straßen seiner Hauptstadt ritt, dann blieben die Leute nicht stehn, um ihm Bücklinge zu machen. Aber die Straßenjungen liefen hinter und vor seinem Grauschimmel her, standen Kopf oder schlugen Purzelbäume und Mützen und Hüte flogen in die Luft unter dem Rufe: „de olle Fritz, de olle Fritz!" Und der alte Fritz wird gedacht haben: „So sind meine Berliner" und zufrieden gewesen sein.

Nicht als ob Nicolai der Blick für das Große gefehlt habe. Lessing verstand er, Goethe verstand er nicht. Er hatte kein Verständniß für das reine Schönheitsideal, für das Kunstwerk als solches, welches sich selbst Zweck ist. Es mußte noch irgend einen Zweck außerdem haben, die Leute aufklären, Vorurtheile bekämpfen u. s. w. Darum war Lessing sein Mann. Wie dieser besaß auch Nicolai keinen Sinn für die Natur. „Mehr als hundertmale bin ich mit ihm," erzählt Göcking, „in seinem schönen Garten in der Blumenstraße spazieren gegangen, ohne daß er auf die Gewächse und Blumen nur einen Blick warf. Für sich allein hat er vielleicht niemals einen Gang darin gemacht. Er zog es vor, in seinem Zimmer zu lesen und zu schreiben[1])."

Wenn er schrieb, so schrieb er immer mit einer Tendenz. Er predigte gute Moral und eine vernünftige Gottesfurcht in dem Roman „Sebaldus Nothanker"; er wollte auf rationelle Weise belehren in seiner „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz". Seine Bücher wurden ihrer Zeit gern gelesen und haben vielen Nutzen gestiftet in jenen Tagen der überhandnehmenden Sentimentalität und Frömmelei. Seine „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam" ist heute noch unentbehrlich für Jeden, der sich ein Bild unserer Stadt von vor hundert Jahren machen will — ein trockenes, nüchternes Buch, aber eins, das ich in seinen zwei Lederbänden mit der verblaßten Goldpressung nicht missen möchte.

Die Schriftstellerei Nicolai's ist nicht die Hauptsache, weder für ihn, noch darf sie's für uns sein, wenn wir ihn richtig beurtheilen wollen. „So oft ich auch über mein literarisches Leben nachgedacht habe," sagt er, „fand ich doch immer, daß mich Ambition, Sucht zu glänzen, oder gar die Einbildung, bei der Nachwelt Ruhm zu haben, nie im Geringsten trieb[2])." Nichts lag ihm ferner als Eitelkeit. Man muß wohl Respect vor diesem schlichten, einfach bürgerlichen Manne bekommen, welcher, der häufige Tischgenoß der damaligen Staatsminister Hertzberg, Zedlitz, Schrötter 2c., jede Auszeichnung, die man ihm anbot, standhaft ablehnte; der selbst von dem Doctortitel, den ihm die philosophische Facultät zu Helmstädt verliehen hatte, niemals Gebrauch gemacht hat und, wiewohl Mitglied der Akademie der Wissenschaften, dennoch nichts Anderes war und sein wollte, als der Verlagsbuchhändler Friedrich Nicolai.

---

[1]) Göcking, Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß. S. 96. Berlin, 1820.
[2]) Das., S. 92.

Eines Buchhändlers Sohn, war auch er zum Buchhandel bestimmt. Die Handlung stammte vom Großvater mütterlicherseits, Gottfried Zimmermann, Bürgermeister zu Wittenberg, der 1703 eine Filiale seines Geschäfts in Berlin etabliert hatte und dieselbe seinem bisherigen Gehilfen, Christoph Gottlieb Nicolai abtrat, als dieser, 1713, sein Schwiegersohn geworden war. Letzterer siedelte nunmehr nach Berlin über und hier, im Herzen unserer Stadt, in der Poststraße Nr. 4, dem alten Kurfürstenhause, ward Friedrich Nicolai, das jüngste seiner Kinder, 1733 geboren. Mit ungenügenden Schulkenntnissen, denn er hatte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin und hierauf das Halle'sche Waisenhaus nur bis zu seinem vierzehnten Jahre besucht, kam der Knabe nach Frankfurt a./O. in die Lehre; kehrte 1715 ins Elternhaus zurück und ward 1752, nach dem Tode des Vaters, Theilhaber des Geschäfts. Während seiner Lehrzeit in Frankfurt a./O. hatte er mit energischer Besiegung unzähliger Schwierigkeiten an seiner Fortbildung gearbeitet. „Ich sparte ziemlich lange das Frühstück (täglich 3 Pf.) und einige andere kleine Ausgaben, um mir Oel zu einer Lampe zu kaufen, damit ich im Winter in meiner, obwohl kalten Kammer, die Morgen und Abende zum Studieren anwenden könnte." Auf diese Weise las er, mit Hilfe von Wörterbüchern und in der Ursprache den Homer, Herodot, Plutarch, Sallust und verschrieb sich aus England ein Exemplar von Milton's Werken im Original. Seine erste Schrift, 1753, war eine „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe" — für den Zwanzigjährigen ein hübscher Anfang, der wenigstens so viel zeigt, daß es ihm an Dreistigkeit nicht fehlte. Seine literarische Neigung wird stärker, er schreibt 1755 „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", wird mit Lessing und Mendelssohn bekannt, begründet die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (mit „ungefähr" 1 Thlr. 16 Gr. Honorarium für den gedruckten Bogen) und benutzt die Auseinandersetzung der Nicolai'schen Erben, um sich vom Geschäft zurückzuziehen und ganz der Literatur zu widmen. Jetzt, von 1757 bis 1759, sechs Jahre nach Lessing und ebenso viele vor Mendelssohn, lebt er in dem klassischen Hause, Spandauerstraße Nr. 68, zwar „sehr frugal und von einem mäßigen Einkommen" (denn mit 1 Thlr. 16 Gr. „Honorarium" kann man freilich keine großen Sprünge machen), aber dennoch von seinen Freunden der „Esquire" genannt, „der von seinen Geldern lebt". Wie muß es i h n e n erst ergangen sein, namentlich Lessing, der niemals ein geregeltes Einkommen und immer Schulden hatte! Mittlerweile stirbt Friedrich Nicolai's ältester Bruder, und nun übernimmt er selber die Handlung wieder, um sie bis an sein Lebensende, zweiundfünfzig Jahre lang, nicht mehr aus den Händen zu geben.

Er hat sie zu einer stattlichen Höhe gebracht und ist ein reicher Mann dabei geworden. Der Buchhandel war zu Nicolai's Zeit numerisch nicht sehr stark in Berlin vertreten: es gab fünfzehn Buchhandlungen (zwölf deutsche, drei französische) mit einem Personal von sechzehn Handlungsdienern und fünf Lehrlingen oder „Jungen", zusammen sechsunddreißig Mann[1]). Das war der ganze

[1]) N i c o l a i, Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam, S. 419. Berlin, 1779.

Buchhandel von Berlin. Aber es waren tüchtige Männer darunter, A. Haude und J. C. Spener an der Schloßfreiheit, Inhaber der „königlichen und der Akademie der Wissenschaften privilegirten Buchhandlung", die ihr Privileg bis 1614 zurückdatirten; Voß, der Begründer der nach ihm benannten Buchhandlung, unter dem Rathhaus an der Königsstraße, mit einem Privileg (durch den alten Rüdiger) von 1693; ferner der bekannte Unger und August Mylius, der rechtmäßige Verleger von Goethe's „Stella" und „Claudine von Villa Bella", der an Merck schrieb, er würde „für einen proportionirlichen Preis" den Dr. Faust noch lieber verlegt haben — was wir ihm wohl glauben mögen. Ein weniger rühmliches Mitglied der Zunft war Christian Friedrich Himburg, der sich nicht damit begnügte, Goethe's einzelne Dichtungen, frisch, wie sie herauskamen, nachzudrucken, sondern sie sogleich sammelte und als „Goethens Schriften" verkaufte. Die beiden oben genannten Schauspiele waren daher fast gleichzeitig (1776) im Mylius'schen Original und Himburg'schen Nachdruck zu haben, wobei letzterer noch so viel besseren Absatz fand als ersteres, daß das Original liegen blieb und der Nachdruck in drei Jahren drei Auflagen erlebte. Himburg erbot sich dafür, dem Verfasser, wenn er es verlangte, — „etwas Berliner Porcellan zu senden". Goethe antwortete nicht, rächte sich aber im Stillen durch einige Verse, welche dem Namen Himburg's eine nicht gerade beneidenswerthe Unsterblichkeit sichern.

Unter den alten und soliden Firmen, welche theils (wie die Vossische, die Haude- und Spener'sche, die Unger'sche, letztere wenigstens als Druckerei) heute noch fortbestehen, theils (wie die Mylius'sche) erst jüngst eingegangen sind, nahm „Friedrich Nicolai, Buchhändler auf der Stechbahn" eine hervorragende Stellung ein. Er war ohne Zweifel, kraft eigner Initiative, der einflußreichste Buchhändler Berlins; und er war es vornehmlich durch seine verlegerische Thätigkeit. „Wenn die Buchhändler zu Berlin," schreibt ein nicht gerade wohlwollender, aber scharfblickender Beobachter der damaligen Zustände, „ganz allein von ihrem Debit, in dieser sonst großen Residenzstadt leben sollten, so würden sie sehr bald zu Grunde gehen. Ihre Hauptsorge ist also, sich gute Verlagsartikel anzuschaffen[1])." Und dafür war Nicolai der Mann. Der 1. Januar 1759 ist der Tag, an welchem er das Geschäft selbständig übernimmt; und am 4. Januar erscheint das erste Stück der „Briefe, die neueste Literatur betreffend", in den ersten sechs Theilen, bis November 1760, fast ganz das Werk Lessing's. Ueber seinen Laden stellt Nicolai den Homerkopf; und unter demselben Zeichen — einem Homerkopf auf dem Titelblatt — beginnen auch die „Literaturbriefe" ihre sieghafte Laufbahn. Als Gleim in seinem „Tempel der Freundschaft" das Bild Nicolai's aufhing, schrieb er darunter: „wegen seines Kampfs mit bösen Geistern[2])." Und diesen Kampf hat er tapfer fortgesetzt, auch als Lessing zuerst nach Schlesien ins Hauptquartier und alsdann nach Hamburg ans Theater ging. Die „Literaturbriefe" hörten 1765 auf zu erscheinen; aber sofort, noch in demselben Jahr, ist die „Allgemeine Deutsche Bibliothek" zur Stelle, die, wenn sie nichts mehr von Lessing'schem Geist und Feuer in sich hatte, dennoch eine Macht

[1]) Schattenriß von Berlin. Amsterdam (recte Berlin) 1788.

[2]) Körte, Gleim's Leben, S. 445. —

war, und mit ihren 268 Bänden und 800 Mitarbeitern auf eine vierzigjährige, gemeinnützige Wirksamkeit zurückblicken konnte, als sie in unserem eigenen Jahrhundert, 1805, geschlossen ward.

Nicolai war eine nüchterne Natur auch darin, daß er sich keinen Illusionen hingab, weder über den Werth seiner Verlagsartikel, noch über das Publicum, das sie kaufen sollte. „Ich sehe die Nothwendigkeit," schrieb er an Lessing, „wenn ich die Unternehmungen meiner Handlung im Ganzen überlege, streng als Kaufmann zu denken; aber es wäre für meinen Verstand und mein Herz ein großes Unglück, wenn ich immer so denken wollte[1])." Weshalb er sich denn auch hin und wieder den Luxus erlaubte, Schriften zu drucken, die keinen besonderen Absatz verhießen, wie z. B. seines Freundes Lessing „Briefe antiquarischen Inhalts" und „Ueber die Ahnenbilder der Römer". Es ist spaßhaft zu sehen, wie dieser Schlaukopf, welcher doch wahrlich seinen Lessing liebte, sich dreht und windet, sobald es sich um dergleichen schwer verkäufliche Waare handelt, und mag sie den Stempel der Classicität auch gleich mit auf die Welt bringen. „Ein Läufer (wie es die Buchhändler nennen) können die Antiquarischen Briefe niemals werden," schreibt er einmal[2]); und ein andermal: „Was Ihr Werk von den Ahnenbildern betrifft, so würde ich, wenn es Ihnen an einem Verleger fehlen könnte, sogleich den Verlag übernehmen; denn dieses wäre die geringste Probe meiner Freundschaft. Da es Ihnen aber vermuthlich an einem Verleger gar nicht fehlen kann, so wäre es mir lieber, wenn Sie es einem Anderen gäben[3])." Zu seinem und seines Verlages Ruhme blieb es aber dabei: die beiden Schriften erschienen bei Nicolai, welcher sich gleichsam vor sich selbst mit der Betrachtung tröstet: „Inzwischen ich, der ich das besondere Glück habe, daß in meinem Verlage viel schlechte Bücher, die gut abgehen, befindlich sind, ich denke dann, sie werden ja wohl noch ein Tractätchen von zwölf Lessingischen Bogen übertragen können[4])." Er ist tactvoll genug, von den guten Büchern, die schlecht abgehen, nicht zu sprechen; aber also war es damals und also — leider! ist es heute noch. „Ahnenbilder sind eben nicht die Götzen, von denen man Reichthum erbitten muß!" Er hatte, was das betrifft, solidere Quellen der Einnahme in jenen zahllosen Bänden und Bändchen, die heute, wo sie nicht längst Maculatur geworden, die hinteren Reihen unserer öffentlichen Bibliotheken zieren; zu ihrer Zeit aber den Vorzug hatten, gekauft zu werden und ihn, in allen Ehren, zu einem vermögenden Manne zu machen.

Sechs Jahre waren seit Lessing's und ein Jahr seit Mendelsohn's Tode vergangen, als Nicolai, damals ein Vierundfünfziger (1787), das Haus in der Brüderstraße Nr. 13, erwarb, welches heute noch, auf einem Stein über der Thür in Broncebuchstaben die alte Inschrift hat:

Nicolai,
Buchhandlung.

Auch dieses Haus steht auf den Fundamenten jenes ehemaligen Conventes der Dominikaner, welcher in dieser ganzen Gegend seine Spuren zurückgelassen hat;

---

[1]) Redlich, Briefe an Lessing. S. 322. Berlin, Hempel. — [2]) Das. 271. — [3]) Das. 313. — [4]) Das. 242.

und es war von dem Minister von Kniphausen (1730) erbaut und zum Zwecke großer Gastereien und Festlichkeiten eingerichtet worden. Nach diesem besaß es der ebenso hochherzige als unglückliche Kaufmann Gotzkowsky, der — man darf es sagen — an seinem Patriotismus, und zwar unter dem großen Friedrich, in schwerer Zeit zu Grunde gegangen ist. Seine Vaterstadt, nicht sich vermochte er zu retten. Der Nachfolger Gotzkowsky's war Nicolai. Was würden die Freunde gesagt haben, wenn sie den „Esquire" der Spandauerstraße noch hätten in der Brüderstraße sehen können!

Denn die Brüderstraße, heute noch eine der hübschesten und freundlichsten im alten Berlin, war damals eine der vornehmsten unserer Stadt überhaupt. Die ganze Gegend bis an den Mühlendamm zeigte diesen Charakter und sogar dieser selbst — wer sollte es für möglich halten! — war damals ein fashionabler Platz. Wo jetzt alte Kleider zum Verkauf und zweifelhafte Fräcke zum Verleihen unter den Steinbögen aushängen, welche, vom aufgehäuften Schmutz fast unkenntlich gemacht, die Porträtköpfe des Großen Kurfürsten und Friedrich's I. zeigen, waren noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts glänzende Läden und kostbare Magazine, welche für die ersten und elegantesten in Berlin galten, unter ihnen die renommirte Seidenwaarenhandlung von „König und Herzog"; feine Damen drängten sich hier, wie jetzt bei Gerson und Heese, die Schaufenster waren belagert von Neugierigen und unter ihnen stand oftmals ein Knabe von zehn oder elf Jahren — der Enkel Nicolai's, Gustav Parthey, der nachmals ein berühmter Archäologe geworden ist und in seinen reizvollen „Jugenderinnerungen" uns manchen ansprechenden Zug aus seines Großvaters Zeit und Haus bewahrt hat[1]).

Einige von den großen Wechselgeschäften haben ihre Stätte behauptet; vor Allem das Schickler'sche, von jenem Splittgerber abstammend, der bei Friedrich d. Gr. in so hohen Gnaden stand, daß dieser ihm sein Porträt verehrte, dasselbe, welches in der historischen Abtheilung der Jubiläums-Kunstausstellung zu sehen war: „Geschenk Sr. Majestät des Königs Friedrich II. von Preußen an den Kaufmann David Splittgerber in Berlin (Eigenthum der Firma Gebrüder Schickler in Berlin)." Wie doch solch ein lebendiges Werk der Vergangenheit Alles ringsum lebendig macht und heut und einst in einen Zusammenhang bringt, als ob Nichts dazwischen läge — nicht die vielen Jahre und die vielen Gräber. Noch immer ist das Comptoir in dem schönen Hause, von Gerlach im Jahre 1734 erbaut, Gertraudtenstraße Nr. 16, hinter der Petrikirche, wo Nicolai es gesehen und beschrieben hat — so still und ruhig an der lärmenden Straße, daß man es für einen Palast und nicht für ein Bankhaus halten würde, wenn man nicht durch die hohen Fenster des Parterres die grünen Lampen und die Schreibtische sähe. Doch auch das kaum minder alte Geschäft von Anhalt und Wagener ist

[1]) Jugenderinnerungen von Gustav Parthey. Handschrift für Freunde. Zwei Theile. „Bene qui latuit bene vixit." Ohne Jahreszahl; doch trägt das Vorwort das Datum: „März 1871". — Ein Jahr später, 1872, starb der hochverdiente Mann, der gleich seinem Großvater Buchhändler und Mitglied der Akademie gewesen war, zu Rom und liegt dort auf dem protestantischen Kirchhof, an der Pyramide des Cestius, begraben.

noch in demselben Hause, Brüderstraße Nr. 5, bis vor fünfundzwanzig Jahren berühmt durch die Gemäldesammlung, welche seitdem, Dank der edlen Liberalität ihres letzten Besitzers, des Consuls Wagener, den Grundstock unserer Nationalgalerie bildet.

Mehr aber noch als gegenwärtig war zu Nicolai's Zeit die Brüderstraße die Straße des Luxus, der Moden und der Fremden. Hier, an der Ecke nach der Stechbahn hin, Nr. 19, war das Haus der Devrient, das Geburtshaus Ludwig Devrient's, damals ein Galanteriewaarenladen, in welchem es so verschiedene Gegenstände gab, wie z. B. eine Anzeige in der „Voss. Ztg." vom 3. December 1768 besagt: „Bey Kaufmann Devrient, unter der Stechbahn, an der Ecke der Brüderstraße, sind fertige Pelzenveloppen, wie auch ökonomische Lampen um einen billigen Preis zu haben." Hier aber auch waren die beiden ersten Gasthöfe des damaligen Berlins, der „König von England" und dicht daneben die „Stadt Paris", in welcher Graf Mirabeau kurz vor dem Tode Friedrichs d. Gr. wohnte. Lessing schon hat sie gekannt und eines derselben vor Augen gehabt, als er die Handlung seiner „Minna von Barnhelm" in das Wirthshaus „zum König von Spanien" verlegte. Ein junger Lübecker Weinhändler, der im Winter des Jahres 1776 eine Reise nach Berlin unternahm und in der „Stadt Paris" abstieg, hat in seinem Tagebuch darüber Folgendes verzeichnet: „Das Hôtel, die Stadt Paris, das vornehmste und größte, was damals Berlin hatte, war ein palaisartiges Gebäude, nach dem Hofe mit zwei Flügeln und einem Quergebäude für Wagen und Pferde.... Es war schon sechs Uhr am Abend, als wir anlangten, und keines dieser weiten, sechzehn Fuß hohen Zimmer fanden wir geheizt... Mit einem Male vernehme ich auf der Gasse vor unserm Logis eine Janitscharen-Musik. Gleich darauf kommt ein Hautboist ins Zimmer und fordert dieser Musik wegen eine Belohnung: sie hätten es sich zur Pflicht gemacht, wenn vornehme Herrschaften in Berlin einträfen, daß sie diesen sogleich zum Vergnügen ein Ständchen brächten[1])." Jetzt freilich werden die Fremden in Berlin nicht mehr mit Musik empfangen; aber die „Contributionen", über welche der junge Lübecker sich beklagt, mögen darum nicht geringer geworden sein. „Sollte dieses also fortgehen," dachte ich, „so wird deine Kasse bald geleert sein." — Hier endlich, in der Brüderstraße, war der Maurer'sche Weinkeller, Lessing'schen Andenkens; und diesem gerade gegenüber stand das Haus Friedrich Nicolai's.

Nicolai hatte das großmächtige Ministerhôtel zu einem bequemen Bürgerhaus umbauen lassen, und zwar durch Zelter — auch dieser in seiner Art ein Berliner Typus, kein Berliner Kind, wie Nicolai, jedoch nicht weit davon, aus Petzow bei Potsdam — ein Maurermeister seines Zeichens, der sein Handwerk mit unverdroßnem Fleiß ausübte, daneben aber mit einem so großen Talente für die Musik begabt, daß er schon damals ein beliebter Liedercomponist war, und im Jahre 1800, nach seines Lehrers Fasch Tode, Director der Singakademie wurde. Wer hätte nicht seine Freude an dieser derben, breitschultrigen Gestalt,

---

[1]) Kurd von Schlözer, General Graf Chasot. Zur Geschichte Friedrich's des Großen und seiner Zeit. Zweite Aufl. S. 183. 184. Berlin, 1878.

diesem märkischen Orpheus, dem Goethe mit dem brüderlichen „Du" sein ganzes Herz gab, und der dem Buchhändler Nicolai sein Haus baute? Aus einem einzigen Speisesaale wurden vierzehn verschiedene Pièces gemacht; dennoch blieben drei Säle übrig, für die Bibliothek, für die Musikaufführungen und für die Geselligkeit. Nicolai machte freilich nicht in dem Sinn „ein Haus", wie Mendelssohn; dafür aber gab es, statt der zugezählten Mandeln und Rosinen, opulente Mittags- und Abendschmäuse und einen Kreis vergnügter Gäste rings um die Tafel, unter denen die Literatur regelmäßig durch Ramler, Göcking, die Karschin, Engel vertreten war, und neben dem künftigen Director der Singakademie, Zelter, der Director der Akademie der Künste, Chodowiecki, der treffliche Maler mit dem vollen, jovialen Gesicht und den verschmitzt lächelnden Augen selten fehlte. Denn wenn Nicolai hart arbeitete, so wollte er auch etwas davon haben; und wie sämmtliche Bücher seiner Bibliothek eine von Chodowiecki gezeichnete und gestochene Vignette trugen: ein kleiner Genius hält ein großes Buch, in dem ein anderer Genius buchstabirt: „Friderici Nicolai et amicorum", so mußten die Freunde sich alle Woche wenigstens einmal in seinem gastlichen Hause versammeln, um mit ihm gut zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein. Er war eine höchst gesellige Natur und bis zuletzt Mitglied jenes Montagsclubs, der im Jahre 1749 gegründet ward und, soweit meine Nachrichten reichen, im Jahre 1870 noch existirte. Ursprünglich nur aus acht Personen bestehend, hatte dieser Club sich allmälig zu einer Gesellschaft erweitert, welche die vorzüglichsten Gelehrten, Musiker, Künstler und Beamten Berlins umschloß, unter diesen auch Wöllner, bevor er Staatsminister und fromm geworden, ein Mitarbeiter der „Allg. Deutschen Bibliothek", der er nachmals in den Jahren des Religions- und Censuredictes das Leben so sauer machte, daß sie, bis zur Aufhebung dieser Edicte bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III., sich zur Emigration nach Hamburg entschließen mußte. Sulzer und Ramler hatten dem Club seit seinem Beginn angehört; Lessing war 1752, Nicolai 1756 hinzugetreten. Er hat sie alle überlebt, die Genossen seiner Jugend; mit einer neuen Generation beging er das fünfzigjährige Stiftungsfest des Clubs, und nachdem, im Jahre 1804, der Begründer desselben, der biedere Schweizer Schultheß als Pfarrer in Mönchaltorf bei Zürich verstorben war, ward Nicolai sein Senior. Bis in sein höchstes Alter besuchte er den Club, dessen Local damals in der Mohrenstraße war; und in dem „Ehe- und Hauskalender", welchen die Freundinnen und Freunde des Nicolai'schen Paares zur Feier der silbernen Hochzeit überreichten, fand sich unter „Montag" ein für allemal die Bemerkung: „Der Montag ist das ganze Jahr des Herrn Nicolai großer Club."

Der Lebensabend dieses braven Mannes war nicht so freundlich, wie man es ihm wohl gegönnt hätte. Das Bild vor jenem Kalender zeigt ihn noch behaglich in seinem Lehnstuhl, eine Zeitung in der Hand, einen Globus neben sich, inmitten der Seinen. Aber wer lange lebt, muß sich darein ergeben, viel zu verlieren. Es starb die vortreffliche Gattin, „mich erdrückt die Last des herben Kummers," schrieb er damals an Ramler; aber es starben ihm auch, eines nach dem andern, alle seine Kinder, Töchter und Söhne, in ihrem besten Alter; und obwohl nun der Schwiegersohn Parthey mit den Enkeln zu

dem Alleinstehenden zog, so war es doch nicht mehr das alte Haus, das alte, durch Geselligkeit und Musik verschönte Leben. Stille geworden war es in diesen Sälen, durch welche nur noch die Schatten von Ehedem wandelten; nicht einmal das heranwachsende Geschlecht durfte sie mit seinem Jubel erfüllen. Denn das Unglück des Vaterlandes erstickte bald die Stimme kindlicher Lust, wie es den Blick des Greises verdüsterte, der den fremden Eroberer, umgeben von seinen Marschällen, dort drüben, im Schlosse der Könige von Preußen, Hof halten sah. Die Tage der tiefsten Erniedrigung, nicht die der Erhebung und Befreiung sollte er erleben, dieser Alte, der den großen Friedrich noch als Kronprinzen in seines Vaters Laden gesehen hatte. Trotzdem blieb er ungebeugt und, wiewohl von körperlichem Gebrechen heimgesucht, rastlos thätig. Er war nicht angenehm, der alte Nicolai, wie sein Enkel Parthey ihn schildert, eher mürrisch und schweigsam; aber dennoch einer der populärsten Bürger Berlins und selbst den jüngeren, einer ganz anderen Richtung angehörigen Literaten als der Jugendfreund Lessing's verehrungswürdig. Er hatte sich, zur Schonung seiner Augen, ganz mit Grün umgeben. Die Stube war grün tapezirt, Sopha und Stühle grün überzogen, er trug einen grünen Schlafrock, hatte des Abends einen grünen Lichtschirm und sogar die Wand eines Nachbarhauses, die bisher weiß gewesen, mußte grün angestrichen werden[1]). So saß der hohe Siebenziger lange noch an seinem Schreibtisch, in seinem Studirzimmer im ersten Stock, hinten hinaus, gegen Süden, mit dem Blick in den kleinen Garten; mit den 268 Bänden der „Allg. Deutschen Bibliothek“ vor sich, mit den Bildnissen aller berühmten Zeitgenossen, von Rabener bis auf Alexander von Humboldt an den Wänden, mit zwei Bücherschränken zu beiden Seiten und einem kleinen tafelförmigen Clavier, auf welchem er manchmal Choräle spielte; und so ungefähr habe ich Alles noch gesehen und selbst das alte Clavier gab mir, ich vermag es nicht zu schildern, welchen schwachen, klagenden Laut der Vergangenheit, als ich, an einem schönen Sommertage von der gegenwärtigen Bewohnerin dieser Räume, Frau Veronica Parthey, der Urenkelin Nicolai's, freundlich darin empfangen ward.

Nicolai's gibt es nicht mehr in Berlin; aber eine junge Generation der Parthey's, aufwachsend an der zeitgeheiligten Stätte, verheißt diesem echten Berliner Bürgergeschlecht noch eine lange Dauer. Auch der Buchhandel florirt noch in diesem Hause, der Nicolai'sche Verlag und das Nicolai'sche Sortiment. In den letzten Jahren Friedrich Nicolai's war Johannes Ritter, der ältere Bruder des berühmten Geographen Karl Ritter, Disponent des Geschäftes, und blieb es lange noch, als es nach Nicolai's Tod in die Hände seines Schwiegersohnes, des Hofraths Parthey, übergegangen war. Von diesem erhielt es 1825 sein Sohn Gustav, der 1858 das Sortiment und 1866 den Verlag veräußerte. Seitdem sind beide getrennt, aber noch immer in dem Hause der Brüderstraße Nr. 13 und zwar in den identischen Räumen: das Sortiment (Borstell & Reimarus) mit seinem großartigen Lesezirkel von 500,000 Bänden gleich vorn linker Hand, der Verlag (R. Stricker) mit seinen vortrefflichen Werken, namentlich pädagogischer Richtung, hinten im Hof.

---

[1]) Parthey, S. 53. 55.

Zweistöckig, mit stattlicher Front, in seiner Verbindung von Geschäftshaus und Wohnhaus, macht es auf den Eintretenden noch ganz den Eindruck der guten alten Zeit, wo man Platz hatte, sich mit einiger Bequemlichkeit zu bewegen. Eine breite Holztreppe mit geschnitztem Geländer führt von dem Flur in die oberen Etagen. Der Hof ist geräumig, mit den Galerien um den ersten und zweiten Stock, welche Zelter gebaut hat. In der Mitte des Hofes ist ein kleines Beet mit einem Bäumchen darin; und um die Fenster des Comptoirs rankt Weinlaub. Hier ist es kühl und angenehm, auch an den heißen Sommertagen, als ob ein Hauch des vorigen Jahrhunderts uns anwehe; man fühlt sich weit entfernt von dem heutigen Berlin. Aus dem Fenster sieht man in den Garten, in welchem Linden stehen und ein alter Nußbaum, welchen Nicolai noch gepflanzt. An der Wand über dem Sopha hängt sein Porträt, ein Pastellbild, welches ihn mit wohlwollendem Gesicht, hoher zurücktretender Stirn und weißem Haare zeigt, in der Tracht vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts: blauem Frack mit übergeschlagener weißer Weste. Verlagsartikel des alten Herrn, viele davon jetzt Unica, kamen zum Vorschein aus entlegenen Gewölben, und Alles vereinigte sich, mir ihn, seine Zeit und Zeitgenossen nahe zu bringen, wie in einem schönen Sommertagstraum.

In dieser Stimmung besuchte ich seine ehemalige Wohnung im ersten Stock; ich ging die Holztreppe hinan, in deren Stufen leichte Eindrücke anzudeuten schienen, daß hier eine Generation nach der andern auf- und abgestiegen. Ein eigner Reiz und Zauber webt um solch' alte Wohnungen. Es weht ein sanfter Blumengeruch in ihnen, wie von Waldmeisterkränzen, die lange ihren Duft noch behalten, auch wenn sie schon verwelkt sind. Die weißlackirten Thüren, der Tritt vor dem Fenster, die altmodischen Möbel, die mancherlei kleinen Andenken, Porzellan und Bücher und Bilder und das Halbdunkel, das in allen diesen hohen Räumen herrscht, sie geben zusammen uns das Bild und Gefühl der Wirklichkeit, aber einer weit entrückten. Frau Veronica Parthey war meine gütige, geduldige Führerin. Im Vorzimmer hängen Familienporträts, zwei von Nicolai, ferner das seiner Gemahlin, seiner Freundin Elisa von der Recke, die so gut wie zur Familie gehörte, beide von Graff gemalt. Sie haben Etwas, was an die Frauenporträts von Sir Joshua Reynolds erinnert. Die beiden Porträts, welche Nicolai, das eine als Dreißig-, das andere als Fünfzigjährigen, darstellen, haben ganz die charakteristische Bildung des Kopfes, die sich in dem Bilde des Greises unten im Comptoir wiederholt: die zurücktretende Stirn und das vorspringende Kinn; man kann die Thatkraft, ja Hartnäckigkeit aus dem Gesichte dieses Mannes lesen, das im Uebrigen voll von Güte ist. Auch eine Copie der Schadow'schen, wenn ich nicht irre für die Kgl. Bibliothek angefertigten Büste befindet sich in diesem Zimmer. Zu jedem Bild an der Wand, jedem Buch auf dem Tische (darunter auch jener „Fünfundzwanzigjährige Ehe- und Hauskalender") gab Frau Parthey mir den wünschenswerthen Commentar. Sie geleitete mich durch einen langen Gang, wo einst die Bibliothek Nicolai's aufgestellt war und eine alte Uhr noch mit demselben Ticktack und Silberklang, den einst, vor hundert Jahren, Nicolai und die Seinen gehört haben, die verrinnenden Stunden zählt. Aus dem Gang gelangt man in das Arbeitszimmer Nicolai's, das noch ganz erhalten ist,

wie er es verlassen hat, mit den Bänden und Büchern, den Mappen und Folianten, dem Schreibtisch, dem Spinett und einem Kasten, in welchem das Brautgewand seiner Gattin aufbewahrt wird. Bis hier herauf reichen die Baumwipfel des Gartens, und es ist ein gar liebliches Rauschen in dieser Einsamkeit, wenn der Sommerwind sie bewegt. Auf einer kleinen Treppe steigt oder klettert man zu den oberen Räumen, in welchen ich noch die ganze Bibliothek Nicolai's beisammen sah, die seit Kurzem (Februar 1886) von der Hamburger Stadtbibliothek erworben worden ist und nun dort, in den hohen luftigen Sälen des Johanneums, einen würdigen Platz gefunden hat. Das Hamburg des vorigen Jahrhunderts hat sich um Lessing so verdient gemacht, daß ich, vor allen andern Städten, dieser unsern Nicolai gönne, wenn wir ihn denn einmal nicht behalten konnten. Mir aber wird es eine liebe Erinnerung sein, diese zahllosen Reihen von Büchern, alle in gelbes Papier gebunden, mit den Titeln auf dem Rücken von Nicolai's eigner Hand und mit dem „Friderici Nicolai et amicorum“ auf der Innenseite des Deckels, noch in den Dachkämmerchen von Nicolai's Haus in der Brüderstraße Nr. 13 gesehen zu haben.

Nicht sehr weit davon entfernt, etwas mehr gegen Süden, ist die alte Jakobstraße; bis Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch eine Landstraße, die von dem Rixdorfer Damm nach den Chausseen von Tempelhof und Schöneberg führte, spät erst bebaut, ist sie wesentlich eine Straße des achtzehnten Jahrhunderts, und zwar vom Ende desselben. Erst 1780 erhielt sie ihren heutigen Namen. Unter den Neubauten, die jetzt auch hier überall emporschießen und den Charakter dieser Straße bald genug verwischt haben werden, findet sich doch noch manch altes, niedriges Haus mit den Zierrathen eines längst veränderten Geschmacks; und fast an ihrem östlichen Ende liegt die Luisenstadtkirche, gebaut im Jahre 1794. Es ist ein einfaches, schmuckloses Gotteshaus, klein und bescheiden, weiß getüncht, mit einem Glockenthurm an der Vorderseite, der das schräge Dach nicht viel überragt. An das rings umgitterte Kirchlein stößt der alte Kirchhof, welcher aber seit dreißig und mehr Jahren als solcher nicht mehr benutzt wird. Er ist jetzt ein Spielplatz für die Kinder und eine Art von Familienpark für alle Angehörigen dieser Parochie, mit alten schattigen Bäumen und Rasenplätzen, mit Ruhebänken und sauber gehaltenen Kieswegen, widerhallend, wenn man gegen Abend kommt, von fröhlichem Getümmel, in welches zuweilen, von der Kirche her, die Orgel schallt. Am Pförtchen, durch welches man hereintritt, steht ein Gemeindediener, welcher auch Fremde gern hereinläßt, wenn sie es wünschen. Jedes Gemeindemitglied aber hat, wie seinen eigenen Schlüssel, auch seinen eigenen Tisch, Bank oder Stühle auf diesem ehemaligen Gottesacker; und ein jedes dieser Möbel ist, in Abwesenheit des Besitzers, entweder an den dahinter stehenden Baum festgebunden oder zierlich angekettet und mit einem Schloß versehen. Auch kleine verschlossene Commoden finden sich in diesen sommerlichen Familiensitzen; und manche sind mit einem Stacket eingefaßt oder von einer Laube überdacht. Nur noch selten sieht man hier oder dort eine vereinzelte epheubedeckte Grabstätte oder eine Graburne oder ein rostig gewordenes schwarzes Kreuz, dessen Inschrift schwer zu entziffern ist. Hier nun kann man an schönen Sommerabenden die Familienväter, ehrbare Handwerksmeister der Nachbarschaft, mit den

Ihrigen sitzen sehen, unter den Ahorn- und Kastanienbäumen, an sauber gedeckten Tischen, auf welchen der mitgebrachte Mundvorrath appetitlich ausgebreitet wird und ein Fläschlein Bier oder zweie nicht fehlen; und hier verzehren sie, fröhlich und guter Dinge, unter Gottes freiem Himmel, ihr Abendbrod auf einem Stück Grund und Boden, in welchem ihre Vorfahren ruhen und über welchen hin ihre Kinder sich jagen, mit den Vögeln in den Zweigen um die Wette jauchzend, bis um halb neun das Glöckchen des Gemeindedieners das Zeichen zum Aufbruch gibt.

Auf diesem Kirchhof war einst das Grab Friedrich Nicolai's. Es ist nun eben so wenig mehr zu finden wie eins der andern. Aber an der Kirche, vorn, wenn man von der Straße kommt, unter den hohen Fenstern, rechts von der Thür, ist ein schwarzes Eisentäfelchen, mit vergoldeter Umrahmung, in die Mauer eingelassen, und darauf liest man die Inschrift:

Friedrich Nicolai,
geb. 18. März 1733,
gest. 8. Jan. 1811.

Und einmal noch mach' ich mich auf den Weg. Es ist wieder Juni, die Zeit der Linden- und Rosenblüthe. Zwei Jahre sind es, seit hier, im Innern von Alt-Berlin, der erste Hammerschlag gethan; zwei Jahre sind nicht viel, nicht einmal in Berlin, wo doch Beides so rasch geht, das Zerstören und das Wiederaufbauen. Und dennoch, wie manchen Tag in Herbst und Winter bin ich zwischen Ruinen gegangen! Nun aber, in der hellen Mittagssonne, fluthet das Leben aufs Neue, scheint Alles zu wachsen und dem Lichte sich entgegen zu heben. Aus sommerlichem Dufte treten die großen Gebäude heraus, das Museum und das Schloß und der Dom mit seiner Kuppel, es rauschen die Springbrunnen, und die kleinen Bäume dort unten im Schatten an der Spree, so jung neben all' dem alten Gemäuer, neigen sich nach dem vorüberziehenden Wasser. Es ist eine flüssige Transparenz, ein leicht verschleierter Glanz in der Luft, und der überall durchbrechende Schimmer leuchtet an den Häusern hinauf, schlüpft hier und dort mit einem goldnen Strahl in das Dunkel eines Hofes oder einer Einfahrt, glitzert wie hüpfende Funken in dem Riemenzeug und Geschirr der vorübertrabenden Rosse, spiegelt sich in den Augen und Gesichtern der Menschen und auf dem feuchten Trottoir der Straßen. Auch meine Gegend, von der Burgstraße bis weit hinunter, wo die Kuppeln und die Thürme des Nordens und des Ostens in einem durchsichtigen Nebel verschwimmen, trägt dieses sommerliche Frühgewand, mit seinen Enden gleichsam auffflatternd im lustigen Morgenwind. Freudig athmet es sich in solch' einer Stunde; das Gegenwärtige, das, was uns umgibt, wird wie Etwas, das uns persönlich angehört, und leicht schreitet es sich dahin unter all' diesen frohen Gebilden der Zukunft und Ferne.

Werden wir sie noch vollendet sehen, die neue Straße des Kaiserlichen Berlins; und wenn sie vollendet ist, wird nicht erst ein kommendes Jahrhundert sich ihrer in Wahrheit erfreuen? Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts, die Ihr jetzt noch mit den Schulmappen um uns herum lauft, für Euch haben wir sie gebaut; Euch überlassen wir sie, zufrieden damit, das Andenken des

Alten bewahrt zu haben, das wir Eines nach dem Andern stürzen und hingehen sahen.

Dort drüben, überm Wasser, ist man beschäftigt, ein Stück gothischen Mauerwerks, das sich dicht an das Schloß duckt, einen einsamen Giebel und Fensterhöhlen, durch welche der jenseitige Himmel durchscheint, mit allerlei Sparren und Stangen und Leitern zu umgeben: es ist der übrig gebliebene letzte Rest der Schloßapotheke, den man zum Andenken erhalten will; und hier, im und am Wasser, beginnen, mit der Verschälung des Ufers, die ersten Arbeiten zur neuen Brücke, der Kaiser-Wilhelmbrücke. Wo die kleine Burgstraße war, sind hinter den Bretterwänden die colossalen Paläste schon fertig, welche den pompösen Eingang zur Kaiser-Wilhelmbrücke bilden werden, und wo das Joachimsthal'sche Gymnasium war, steht der herrliche Sandsteinbau der Waarenbörse, das Säulenportal der Fondsbörse zugekehrt. Jetzt bietet sich mir ein großer, lang erwarteter, aber dennoch überraschender Anblick: die Marienkirche, jahrhundertelang von den um sie herumgebauten Häusern gänzlich zugedeckt, so daß man nur den oberen Theil des Thurmes sah, steht jetzt in ihren einfachen, aber ehrwürdigen Formen völlig frei vor mir — und nicht lange, so wird vor ihr das Standbild Luther's sich erheben, des „bibelentfaltenden“ Luther's, für immer die trüben, mittelalterlichen Erinnerungen verscheuchend, die noch an dieser Stätte der Scheiterhaufen und Blutgerüste haften mögen.

Der angrenzende Theil der Papenstraße ist nicht mehr; die fortschreitenden Plankenzäune, diese Vorboten und sicheren Verkündiger des nahen Falls, haben mein liebes Kneipchen schon erreicht, welches tapfer bis zuletzt Stand gehalten und mit einem traurig-fröhlichen Festmahl in einer feuchten Frühlingsnacht sein Dasein beschlossen hat. Wie wird diese Nacht mir im Gedächtniß bleiben, mit ihren Tischreden von Windthorst und Rickert, die wie gute Nachbarn zur Rechten und Linken des trefflichen Gastgebers, Directors der Brauerei, Fr. Goldschmidt, saßen, der Eine darüber nachdenkend, daß er hier auf den Grundmauern eines bischöflichen Palastes weile, der Andre sein Gesicht gleichsam der künftigen Lutherstatue zuwendend. Heute seh' ich es zum letzten Mal, verödet steht es da, verlassen von den Wirthen und den Gästen, die weiße Laterne nicht länger mehr winkend, die Thüren verschlossen, die Fenster bestaubt ... Lebe wohl, du kleines Stück Gemüthlichkeit im alten Berlin, das Eine geht mit dem Andern, und —

Wo treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?

Das Werk der Zerstörung ist schon bis in den Marienkirchhof gedrungen, wo noch, finster und von der Last der Jahrhunderte niedergebeugt, das alte Steinkreuz steht, das an den Mord des Propstes zu Bernau erinnert. Hier blickt man abermals auf eine Stätte der Verwüstung mit übereinandergeworfenen Stein- und Balkenhaufen und zusammengestürzten Häusern. In dem einen derselben fand sich eine kleine Kapelle eingebaut, offenbar die Kirchhofskapelle; in einem andern die alte Kirchhofsmauer als Hinterwand benutzt. Hier endlich stieß man auch noch tief in der Erde auf die verrosteten, eisernen Krammen des Schlagbaumes, mit welchem Abends die Stadt gegen die Juden gesperrt wurde. Kleiner Jüdenhof, Kalandshof und Königsmauer, Nichts ist mehr davon vor-

handen; offen und frei liegt Alles, und durch die prächtig verbreiterte Neue Friedrichstraße schweift der Blick schon unbehindert bis zum Alexanderplatz. Welcher alte Berliner würde ihn wiedererkennen?

Einst die Esplanade vor dem Königsthor, zu Friedrich's d. Gr. Zeiten ein Sand- und Exercierplatz, kümmerlich bebaut, und auch das noch auf königliche Kosten oder mit königlicher Unterstützung, seine beiden vornehmsten Gebäude das Arbeitshaus (gebaut von Boumann dem Vater, 1756—1758) und der Stelzenkrug (ein „Krug" oder ländliches Wirthshaus, das ursprünglich der Invalidenanstalt gehörte, daher der Name) — so war die „Contrescarpe", seit 1805 dem Kaiser von Rußland zu Ehren Alexanderplatz genannt, und nicht viel besser haben wir diesen Platz noch vor zwanzig, dreißig Jahren gesehen. Jetzt sind die Königscolonnaden, mit ihren Säulen und Rococofiguren dicht anstoßend an den Stadtbahnhof Alexanderplatz, der einzige Rest jener Zeit, und der Platz selber das Centrum des Ostens von Berlin geworden — ein Platz des Fremdenverkehrs mit zahllosen Läden und Magazinen, einem Theater, einer spanischen Bodega und einer bairischen Bierhalle, im Dämmerlichte der Stadtbahnbögen und mit dem Rollen der Züge von fünf zu fünf Minuten; — ein gewaltiger Wagenpark von Omnibussen und Pferdebahnwagen, aufgefahren zu beiden Seiten und stets in Bewegung; die Hauptstraßen der Königstadt und ehemaligen Vorstädte mit ihrem ungeheuren Menschen- und Frachtenstrom von allen Richtungen her einmündend; das riesige Grand Hôtel Alexanderplatz mit seinem weltstädtischen Restaurant und Wiener Café an der Stelle des alten Stelzenkrugs; der endlose Bauzaun des Polizeipräsidiums, fast die ganze Länge der unteren Alexanderstraße flankirend, an der Stelle des alten Arbeitshauses — das graue Viereck, von der Neuen Friedrichstraße her, jetzt das Landgericht I und ehemals das Cadettenhaus, an welchem Ramler Professor war, und dessen Hof und Garten bis an den nunmehr zugeschütteten Königsgraben reichten, darüber die Stadtbahn und dahinter die Thürme der Klosterstraße, herabschauend auf das betäubende Gewühl — das ist der Alexanderplatz in seiner heutigen Gestalt. Noch effectvoller ist der Anblick am Abend, wenn man etwa mit einem der Vorortzüge der Stadtbahn aus der Dämmerung einer der umliegenden Dorfschaften, unter einem bis dahin dunklen Himmel, in das Weichbild der Stadt eintritt, mit den mannigfachen Gestaltungen von Häusern und Dächern, die sich immer dichter zusammenschieben, mit vorüberfliegenden Straßen, die man in der unsichern Beleuchtung nicht erkennt, und langen Laternenreihen, welche auftauchen und verschwinden, mit den hohen Wölbungen der Stadtbahnhöfe, durch welche, schimmernd von bläulicher Helle, die Wagen wieder in die Nacht hinausfahren, bis plötzlich dieser Platz erscheint mit den Hunderten seiner Lichter, Lichter von allen Farben, grüne, blaue, rothe, vorüberhuschend an Pferdebahnwagen und Omnibussen, Gasflammen, gelb wie mattes Sonnenlicht, und, Alles überstrahlend, das elektrische Licht, welches die mächtigen Gebäude ringsum in blendendem Glanze zeigt, die Gliederung der Stockwerke, jeden Mauerzierrath des großen Hôtels, die Masse des Stadtbahnhofs und die flimmernden Goldinschriften über den Läden.

— — Aber es ist Mittag, ein träumerisch weicher Sommermittag, und überall hängen die Linden voller Blüthen. Der Duft begleitet mich, die laulich

bewegte Luft trägt ihn durch die Straßen; ich schreite zurück, halb unter Ruinen, halb unter neuen Häuserblöcken, und der Stadtbahn folgend, stehe ich nun vor einem Bogen, der mir ein gar anmuthiges Bild einrahmt: den Monbijouplatz mit seinem Schloß und Garten. Nicht mehr ganz ist dieser Platz der weltentlegene stille Winkel, der er noch vor wenigen Jahren war. Sonst, wenn man über die Herkulesbrücke kam, deren Colossalgruppen aus den Arbeiten des Herkules und vier Sphinxe einst das Wunder unsrer Stadt waren, dann hatte man zur Seite die Neue Promenade, damals wirklich noch Etwas von dem, was ihr Name besagt. Vor den kleinen, traulichen Häusern, die hier standen, und in deren einem Fichte gewohnt, waren grüne Bäume und am Wasser waren Gärten, in denen Cypressen wuchsen und Rosen blühten.

Auch dieses Idyll hat die Stadtbahn zerstört. Jetzt sind hier keine grünen Bäume, keine Gärten, keine Cypressen, keine Rosen und unter der Herkulesbrücke kein Wasser mehr. Sogar die Denktafel, welche das Haus Fichte's bezeichnete, ist verschwunden; was könnte sie auch, an eine dieser hochgethürmten Miethskasernen geheftet, uns sagen? Aber fast unverändert in seiner seltsamen Dreieckgestalt ist der Monbijouplatz, wie er unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. entstanden. Denn das Schloß ist älter als der Platz; es lag wie auf dem Lande, und der „Platz bei Monbijou" war ungepflastert und spärlich bebaut, mit einer hölzernen Brücke über dem Festungsgraben, wo nun, seitdem dieser ausgefüllt worden, die Herkulesbrücke auf dem Trocknen liegt. An der Ecke des Monbijouplatzes ist noch eines jener „Frey-Häuser" [1]), aus der Zeit, wo diese Gegend, vom Anfang der Oranienburger Straße bis jenseits der Spree zum Weidendamm, die „Monbijou-Freyheit" war; und neben dem Schloß ein andres, ein weitläufiger wettergeprüfter Bau, gegenwärtig dem Eisenbahnfiscus gehörig, einst die große, aus Staatsmitteln (1764) erbaute Fabrik für halbseidene Zeuge und türkische Teppiche — lange im Besitz der Firma Hotho und Welper, zuletzt Hotho — das Haus, in welchem der bekannte Kunsthistoriker dieses Namens, Hegelianer und seiner Zeit eine Zierde der Berliner Universität, 1802 geboren worden und 1873 gestorben ist. Seitdem ist freilich nicht viel die Rede mehr weder von Hegel auf dem Monbijouplatz, noch von Fichte auf der Neuen Promenade, noch von Beiden in Berlin überhaupt. Eine schmale sandige Gasse, damals wie heute ohne Häuser, nur mit einem morschen Holzgeländer, die Ueberfahrgasse, führt hier, zwischen dem Schloß und dem alten Manufacturhaus, zum Wasser. Jetzt vereinsamt und ausgestorben, war diese Gasse damals eine Kahnstation zur

[1]) Ein Freihaus — oder wie man es auf den wenigen noch erhaltenen dieser alten Häuser geschrieben sieht: „Frey-Haus" — ist ein solches, welches ursprünglich entweder zu einem der Königl. Schlösser gehörte (auf dem Schloßplatz, der Stechbahn und Schloßfreiheit), oder auf Königlichem Grund und Boden (wie hier bei Monbijou) erbaut war. Diese Häuser sind frei von Einquartierungslast und gewissen andern Abgaben, hatten dagegen aber die Verpflichtung, „wenn fremde Herrschaften" nach Berlin kamen, das Gefolge zu logieren, Betten für dasselbe zu liefern und es zu beköstigen, was später, in unseren weniger patriarchalischen Zeiten, in einen Geldbetrag verwandelt wurde. Man vergl. Mila, Berlin, S. 95. — Als Mila schrieb, vor etwa fünfzig Jahren, gab es noch an fünfhundert dieser Freihäuser, deren Zahl seitdem, nach Ausweis des letzten Verwaltungsberichts der städtischen Steuer- und Einquartierungsdeputation (1886), auf fünfzehn herabgesunken ist.

Ueberfahrt nach dem Weidendamm, besonders belebt an den Sonntagnachmittagen, wenn die Leute von drüben kamen, um die Pantomimen im „Comödienhaus bey Monbijou" zu sehen, dessen Ueberreste noch zu Mila's Zeit (1829) existirten, jetzt aber durch einen Gebäudecomplex am Schneidepunkt der Oranienburger Straße bedeckt werden.

An alles Dies erinnert der Monbijouplatz. Man spürt noch den leisen Athem der Vergangenheit; aber man ist ganz darin, wenn man den Monbijougarten betritt.

Unter dem sommerlichen Dunkel dieser Bäume, der Linden und breitblätterigen Ahorne, der Akazien und Kastanien, in der Mittagsstille, geht der Geist des vorigen Jahrhunderts um. Nymphen und Najaden stehen am Wege, Blumengöttinnen mit spielenden Kindern lächeln herab von den verdeckten Säulengängen und über dem Schlößchen, von Eosander von Goethe zu Anfang des Jahrhunderts erbaut und ein wenig an Trianon erinnernd, hoch über dem Dach, ist das Zeichen einer Sonne, von Goldblech, eigenthümlich schimmernd in dem mattblauen Mittagshimmel. Langgestreckt, mit nur einem Erdgeschoß, mit Fenstern, die bis an den Boden reichen, mit schmalen Treppenstufen davor, war dieses Schlößchen der Wittwensitz von Friedrichs d. Gr. Mutter, der es König Friedrich I. schon als Kronprinzessin geschenkt hatte. Sie nannte es: „Mon Bijou", nach der Sitte jener Zeit und vielleicht mit einem leisen Anklang an das heimathliche „Mon Brillant" in Hannover. Als Sophie Dorothea, 1757, starb, stand das Schloß leer, bis es, gegen Ende des Jahrhunderts, die Sommerresidenz der Gemahlin Friedrich Wilhelm's II. ward, die es nach den Zeichnungen des Oberbauraths Unger mit seinen Vorhallen und Portiken, am Eingange des Gartens, so herstellen ließ, wie wir es heute noch sehen. Seitdem aber ist es unbewohnt; jetzt befindet sich darin das Hohenzollern-Museum, ihm gegenüber erhebt sich die neuerbaute St. Georgs-Kirche für den englischen Gottesdienst und in eines der ehemaligen Cavalierhäuser hat man die Schloßapotheke verlegt, so daß diese, von einer gütigen Kurfürstin gestiftet, gleichsam noch immer unter dem Schutze von Preußens Königinnen steht.

Unter all' den Reliquien der Hohenzollerndynastie, bis über den Großen Kurfürsten hinaus, hier zu wandeln, durch die lange Reihe von Zimmern, deren Wände mit französischer Cretonne bespannt, deren Plafonds mit schönen Malereien oder Spiegeldecken verziert sind; oder durch die Galerie, wenn das Mittagslicht, vom Grün des Gartens gedämpft, zu den tiefen Fenstern hereinfällt: das ist wirklich wie ein Gang durch entfernte Jahrhunderte. Der kleine Park, nach der Stadtseite hin dem Publicum und namentlich den Kindern geöffnet, die hier ihre Spielplätze haben, ist nach der Wasserseite hin still und abgeschieden; nur selten vernimmt man die schattigen Gänge herauf den vereinzelten Schritt eines Spaziergängers. Ein Rasenplatz ist hier mit einen Bassin und einer Fontäne. Aber auch die Fontäne rauscht nicht mehr. Es ist Alles wie eingeschlafen, bis auf das Wehen des Laubes und das Zirpen der Vögel; und einschläfernd kommt, in der Mittagsluft, selbst der süße Geruch des Rothdorns herüber, den dort am Wasser der große Friedrich gepflanzt, als er noch ein Kind war und unter seiner Mutter Augen hier spielte. Plötzlich aber ein dumpfes Poltern und

Sausen — es ist die Stadtbahn, die hier auf zwei Bögen quer über den Garten und die Spree geführt ist. Ich trete an die Balustrade und blicke aufs Wasser und die überhängenden Weiden, letzte Schwestern jener längst verschwundenen, welche dem Weidendamm den Namen gegeben haben und einst vor hundert Jahren von Bernardin de St. Pierre so sehr bewundert worden sind „sur les bords de la Sprée, aux environs de Berlin“ [1]).

Schwäne rudern auf dem Wasser und in einem unter mir ankernden Spreekahn verzehrt ein Schiffer sein Mittagsbrot. Groß und herrlich ist von hier aus der Blick auf Berlin; auf die Säulenhalle gegenüber, welche die Nationalgalerie umgibt, und links, wo der Strom sich erweitert, auf die Friedrichsbrücke, mit ihrer rastlos hin und her sich schiebenden Kette von Wagen und Menschen; auf die Börse, die von Sonne strahlenden Dächer der Burgstraße und die beiden Thürme der Nicolaikirche. Ganz fern, vom Lichte des Mittags umflossen, aber so deutlich, daß man den ehernen Reiter das Roß unter sich zügeln sieht, erscheint das Standbild dessen, in dem wir den Schöpfer des preußischen Staates dankbar verehren; und ihm gegenüber, auch auf einer Brücke, das Bild eines Andern, den wir nicht minder lieben und verehren. Ist es Vision, ist es Wirklichkeit? Es hat etwas Geisterhaftes, sich das Alles vorzustellen in diesem Garten, der wie vom Mittagstraum befangen ist. Aber ich vernehme sie schon, die wuchtigen Rammen, niederfallend auf die Pfähle im Wasser, welche die Kaiser-Wilhelmbrücke tragen werden; und das Reiterbild, welches den großen Ahnen auf der Kurfürstenbrücke grüßt, ist das Kaiser Wilhelm's.

---

[1]) Man vergl. den schönen Aufsatz von Ernst Friedel: „Die alten Weiden von Berlin“, in Lindau's „Neuem Berlin“, Nr. 4, S. 80.

Der Panama-Canal.

Von
Hellmuth Polakowsky.

Columbus beabsichtigte durch seine Fahrten gen Westen einen neuen directen Seeweg nach Asien, nach China (Catai) und Japan (Cipango), nach den Molukken und den übrigen, die Specereien liefernden Inseln zu entdecken. Er hielt Cuba für einen Theil des asiatischen Festlandes und schrieb in dem Berichte, welchen er (am 7. Juli 1503, von Jamaika aus) an „seine Koenige", Ferdinand und Isabella, über das Resultat seiner vierten Reise sandte: „Und von hier (d. h. von der Küste von Veragua, welches zwischen Costa-Rica und Panama gelegen) ist der Ganges zehn Tagereisen entfernt." Aehnliche ganz bestimmte Angaben finden sich in vielen Briefen und Berichten des großen Seefahrers, und ist derselbe in dem Glauben gestorben, daß er die Ostküste Asiens, die Inseln von Japan und einen Theil von Indien (Ostindien) entdeckt habe. Deshalb nannte er die neuentdeckten Länder „las Indias", deren Bewohner „Indier", und ließ sich selber den Rang eines „Admirals von Indien" verleihen.

Die vierte Reise trat Columbus allein zu dem Zwecke an, zwischen den bisher entdeckten Ländermassen eine directe Durchfahrt nach den bekannten Häfen von China und Ostindien und nach den Gewürz-Inseln aufzusuchen. Er hoffte, südwestlich von Cuba einen Weg nach der Mündung des Ganges zu finden. Als er an der Chiriqui-Lagune, zwischen Costa-Rica und Columbia landete, erhielt er von einem Indianer die Kunde, daß sich neun Tagereisen nach Westen ein anderes Meer befände. Dies war die erste Kunde von der Nähe des Stillen Oceans. Columbus glaubte nun eine Halbinsel vor sich zu haben und setzte seine Fahrt zur Umschiffung derselben noch eine weite Strecke fort. Sehr interessant ist, daß — wie der große Historiker Antonio de Herrera erzählt — Columbus an Ferdinand und Isabella schrieb: auf dem heutigen Isthmus von Panama hoffe er die Durchfahrt nach Westen zu finden, das „Geheimniß der Landenge" zu entschleiern. Und wunderbarer Weise bezeichnete der prophetische Geist des großen Genuesen ziemlich genau dieselbe Stelle, wo heute der Canal wirklich erbaut wird!

Als Nunnez de Balboa, Ende September 1513, am Golfe S. Michael die Südsee, den Stillen Ocean, entdeckte und von demselben und allen seinen Küstenländern für die spanische Krone Besitz ergriffen hatte, kam er bald auf die Idee, mit Hilfe der Ströme Dariens (Rio Savanna, Chukunaque und Tuyra) eine Verbindung zwischen den beiden Oceanen herzustellen. Bald erkannte aber auch Balboa den größeren Werth der Panama-Route und empfahl diese öfter und dringend dem Kaiser Karl V. — Gil Gonzales Davila, der Entdecker des Sees von Nicaragua, erkannte — als er von der Existenz eines Abflusses dieses „süßen Meeres" nach der Nordsee (dem atlantischen Oceane) hörte — sofort den Werth dieser Route und empfahl dieselbe zur Anlegung eines interoceanischen Canales.

Erst als man durch zahlreiche mißlungene Versuche zu der Ueberzeugung gelangt war, daß auf dem amerikanischen Isthmus keine natürliche Wasserstraße vorhanden sei, welche die beiden Oceane verbindet, kamen auch die spanischen Staatsmänner auf die Idee, die an sich geringe und an vielen Stellen noch durch Einschnitte verminderte Breite des Isthmus, sowie die zahlreichen, beiden Meeren zugehenden Flüsse zur Schaffung einer künstlichen Wasserstraße, oder wenigstens zur Erbauung eines Transitweges, welcher theils Wasser-, theils Landstraße sein konnte, zu benutzen. Es ist interessant, daß auch jetzt wieder in erster Linie der Isthmus von Panama empfohlen wurde. Es war der berühmte Historiker Fernando Oviedo, welcher die Panama-Route mit Eifer und Energie als den geeignetsten Transitweg zur Erreichung der Specereiländer rühmte, und gleich bei seinem ersten Besuche dieser Gegend (1513) auf den Werth des schiffbaren Chagres-Flusses für diesen Transitweg hinwies. Bald tauchten mehrere Projecte zur Erbauung einer künstlichen Wasserstraße zwischen beiden Oceanen auf und bereits im Jahre 1553 bezeichnete der Historiker Gomara vier Routen, von denen die beiden ersten, die über den Isthmus von Panama und die durch den See von Nicaragua noch heute als die besten, ja einzig möglichen, d. h. rentabeln gelten. Die beiden andern Wege, der über die Landenge von Tehuantepek und der vom Golfe von Uraba (Darien) nach dem Golfe von S. Miguel, sind erst in allerneuester Zeit, nachdem dieselben oftmals untersucht sind und viel über dieselben debattirt worden ist, als werthlos erkannt.

Schon im Jahre 1527 wurde eine gegen 40 Kilometer lange Straße von Panama bis zum Dorfe Cruces am Chagres-Flusse angelegt und begann man an die Verbesserung und Vertiefung des Bettes dieses Flusses zu gehen. Leider wurden diese Arbeiten nicht mit Energie betrieben, trotz der wiederholten Befehle Kaiser Karl's V., welcher sich lebhaft für die Herstellung eines guten Transitweges über den Isthmus von Panama interessirte. Im Jahre 1534 befahl Karl V. dem Statthalter von Panama, durch Sachverständige das Terrain zwischen dem Chagres und der Südsee behufs Anlage eines Canales untersuchen zu lassen und ihm über den Erfolg der Untersuchung, die Schwierigkeiten, welche der Ausführung des Werkes im Wege stehen, wie z. B. die Gebirgszüge, die Differenz der Höhe beider Meere während der Ebbe und Fluth, genauen Bericht zu erstatten. Auch fordert er Angaben über den voraussichtlichen Betrag der Baukosten und über die Zeit, welche die Ausführung des Unternehmens erfordern würde. Der damalige Statthalter, Pascual de Andagoya, schrieb zurück, daß

nur ein Mann von geringen Fähigkeiten und der mit dem Lande sehr unbekannt sei, ein solches Project angerathen haben könne, weil kein Fürst der Welt, und wäre er der mächtigste und fehlte ihm auch nicht die Unterstützung der Landesbewohner, die Verbindung beider Meere zu Stande bringen und die Kosten der Unternehmung erschwingen würde. — Ein vorzügliches Verständniß für die Widerstandskraft der verschiedenen Rassen beweist aber Andagoya durch die Bemerkung, daß zur Arbeit an dem betreffenden Canale, oder an einer Landstraße, nur Neger fähig seien. Und Neger aus Westindien, besonders Jamaika, arbeiten heute fast ausschließlich am Panama-Canal. Es hat sich gezeigt, daß nur die Negerrasse und ihre nächsten Mischlinge den erschlaffenden Wirkungen des Isthmus-Klimas zu widerstehen vermögen und auch viel weniger als die Eingebornen und Europäer durch die herrschenden Fieber leiden.

In Folge dieses Berichtes ließ Kaiser Karl seine Pläne fallen. Wie ganz anders hatte Gomara die Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche die Ausführung eines seiner vier Projecte bieten konnte, beurtheilt! Er erkannte mit klarem Blicke die Bedeutung des neuen Seeweges und schrieb voller Begeisterung: „Berge gibt es, aber auch Menschenhände; gebt mir Jemanden, der das Werk unternehmen will, so wird er es ausführen können; mangelt nur nicht der Muth, so wird auch das Geld nicht fehlen: Indien (d. h. Amerika), wo das Werk zur Ausführung kommen soll, wird das Geld dazu liefern; für den Spezereihandel, Indiens Reichthümer, und für einen König von Castilien bedeutet eine solche Unternehmung nur wenig.“ Hoffen wir, daß dieser Ausspruch sich heute, nach mehr als drei Jahrhunderten, bewahrheitet!

Der Transitweg über den Isthmus von Panama war von Mitte des 16. bis Ende des 18. Jahrhunderts in jämmerlichem Zustande. Mit Philipp III. (1598) begann bereits der Verfall der spanischen Macht, so daß die Regierung — und sicherlich nicht ohne Grund — fürchtete, durch die Herstellung einer guten Straße werde man die Raubzüge der Flibustier nach den pacifischen Küsten erleichtern. Zur Erbauung eines Canals fehlte es außerdem stets an Geld. Spanien wollte möglichst viel Gold aus seinen Colonien beziehen, nicht aber große Summen für die Erschließung dieser Länder opfern.

Dichte Urwälder bedecken den größten Theil des amerikanischen Isthmus und erschweren noch heute ganz ungemein die genaue Erforschung einiger Routen. Die beste Charakteristik derselben, wie die der meisten Urwälder des tropischen Amerika überhaupt ist die: man sieht in ihnen weder Himmel noch Erde. Dies constatirte zuerst der gelehrte Jesuit Acosta, einer der ältesten spanischen Historiker und Geographen, welchem wir werthvolle Angaben über die Landenge von Panama verdanken. Er schreibt, daß sein Bruder vierzehn Tage in den Urwäldern zwischen Panama und der Limon-Bai umhergeirrt sei, „ohne die Sonne gesehen oder den nackten Boden berührt zu haben“.

Als die spanischen Colonien vom Mutterlande abfielen (1820), sank der Verkehr auf dem Transitwege von Panama, der „Weg“ verschwand fast völlig. Erst durch die Entdeckung der Goldfelder in Californien (1848) und die Besitzergreifung dieser Länder seitens der Vereinigten Staaten, durch die Erschließung verschiedener Häfen China's und Japans für den europäischen Handel und die

wachsende commercielle Bedeutung der Staaten der amerikanischen Westküste wurde die Herstellung eines guten Transitweges über den amerikanischen Isthmus zu einer brennenden Frage für den Weltverkehr. Alle Nationen, besonders aber die Nordamerikaner, interessirten sich für die Lösung derselben.

In neuester Zeit war es besonders der berühmte deutsche Geograph und Entdeckungsreisende, der noch lebende Professor Moritz Wagner, welcher nach genauer Durchforschung des ganzen Isthmus von Darien bis Chiriqui (in den Jahren 1857 und 1858) erklärte: „Die günstigste Stelle zur Erbauung eines Canals zwischen beiden Oceanen bleibt noch immer das Thal der Flüsse Chagres, Obispo und Rio Grande", d. h. die Route, wo bald darauf die Panamabahn erbaut wurde und wo jetzt der Canal angelegt wird. M. Wagner untersuchte zuerst mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Höhe, Richtung, Lage und geologische Beschaffenheit der auf dem Isthmus belegenen Gebirge und constatirte, daß die Cordillere in der Nähe der Quellen des Rio Chagres plötzlich aufhört, eine ununterbrochene Kette zu bilden und sich, so zu sagen, in kleine runde Berge zersplittert, namentlich in der Gegend zwischen Panama und Colon (Aspinwall). Hier verschwindet auch der Granit und wird durch Porphyr, Dolerit und Trachyt ersetzt.

Die Anforderungen, welche der stets wachsende Weltverkehr an einen interoceanischen Canal stellt, sind kurz folgende. Der Canal muß geschützte und große Häfen an beiden Enden haben, muß den größten Schiffen die Durchfahrt gestatten und möglichst große Garantie für eine ununterbrochene Benutzung bieten. Ein Schleusen-Canal bietet diese Garantie nicht; hier werden häufig Reparaturen nothwendig sein, durch welche der Verkehr auf Wochen verhindert wird. Bei einem Niveau-Canal sind derartige Reparaturen sehr unwahrscheinlich. Ein Niveau-Canal, selbst mit Tunnel, ist stets einem Schleusen-Canale, und sei dieser auch nur halb so kostspielig als ersterer, vorzuziehen. Es ist notorisch, daß die Seeleute eine Antipathie gegen die Schleusen-Canäle haben, welche besonders für große Segelschiffe schwer zu passiren sind.

Es ist das unbestreitbare Verdienst der Nordamerikaner und Franzosen, die Canalfrage in den letzten zehn bis zwanzig Jahren in einer so energischen Weise behandelt und die Lösung derselben in einer Weise gefördert zu haben, wie dies früher in Jahrhunderten nicht geschehen ist. Auch die Wissenschaft nahm sich jetzt mit Eifer dieses Problemes an. Auf dem geographischen Congresse zu Antwerpen (1871) wurde viel über ein werthloses Project des Herrn M. Gogorza, eines der berüchtigsten Projectenmacher in der Canalfrage, debattirt. Auch der zweite Congreß zu Paris (1875) nahm Herrn Gogorza leider noch ernsthaft; Herr von Lesseps trat aber bereits hier energisch für einen Canal ohne Schleusen ein. Dieser Congreß faßte eine Resolution, durch welche die Regierungen aller seefahrenden Nationen zur eingehenden Prüfung aller Canalprojecte und zur definitiven Auswahl des besten der bekannten aufgefordert wurden. Am 24. März 1876 trat in Paris ein Comité zur Lösung dieser Aufgabe zusammen, an dessen Spitze Herr v. Lesseps trat. Fast zur selben Zeit bildete sich in Paris die Société internationale du Canal interocéanique, deren Präsident General Türr wurde. Diese schickte in den Jahren 1876—78 zwei Expeditionen, deren Leiter

die Schiffslieutenants Lucien N. B. Wyse und Armand Reclus waren, zur Erforschung des noch wenig bekannten südlichen Theiles von Darien aus. Auch Wyse und Reclus kamen zu der Erkenntniß: die beste Route ist die von Panama. — Auf Grund dieser Untersuchungen debattirte der handelsgeographische Congreß in Paris, 1878, lebhaft und eingehend über die Canalfrage, und fühlte man allgemein, daß die Zeit der endlichen Lösung derselben herannahe. Die geographische und die handelsgeographische Gesellschaft in Paris beriefen, im Verein mit dem „Comité für den internationalen Canal" zum Mai 1879 einen internationalen Congreß zur Prüfung und endgültigen Entscheidung der Frage nach dem „Wo?" und „Wie?" des Canals durch den amerikanischen Isthmus.

Von den zahlreichen Canal-Projecten verdienen heute, nach mehr oder weniger genauer Untersuchung des ganzen Gebietes zwischen der Landenge von Tehuantepek in Mexiko und dem Rio Atrato mit seinen westlichen Zuflüssen (im Staate Cauca in Columbien) und nach der eingehenden Prüfung, welche alle Projecte auf diesem Congresse in Paris vom Mai 1879 erfuhren, nur folgende vier als brauchbar bezeichnet zu werden.

1) Die Nicaragua-Route. Als das beste der möglichen Nicaragua-Projecte ist das auf dem Congresse eingehend discutirte, von den Amerikanern Lull und Menocal empfohlene zu betrachten. Dasselbe erfordert 21 oder mindestens 14 Schleusen und berechnete der Congreß die Gesammtkosten dieses Canals auf 900 Millionen Francs. Dieser Canal folgt vom Nicaragua-See (170 Kilometer lang, 56 Kilometer breit, bis 40 Meter tief, Wasserspiegel 32,6 Meter über dem mittleren Niveaustande beider Oceane belegen), der in seinem südöstlichen Theile durch Bagger vertieft werden müßte, dem Rio San Juan bis zur Mündung des Rio San Carlos (102 Kilom.); hier wird er durch einen Damm vom unteren Theile des San Juan-Stromes getrennt und am nördlichen Ufer desselben in gerader Linie (70 Kilometer) nach Greytown (San Juan del Norte) gegraben. Dieser Hafen soll durch Ausbaggerung vertieft und die ganze Wassermasse des San Juan durch den südlichsten Arm seines Mündungsdeltas, den Rio Colorado, der schon heute circa 4/5 derselben aufnimmt, dem Oceane zugeführt werden. Die Verbindung zwischen dem Nicaragua-See und dem stillen Ocean wird mit Benutzung der kleinen Flüsse Rio Medio und Rio Grande hergestellt und endet der Canal im Hafen von Brito. Das zu durchstechende Terrain erhebt sich nur 13—15 Meter über dem Nicaragua-See. Die Länge des ganzen Canals beträgt 290 Kilometer, wovon aber 190 durch den See und die benutzbare Strecke des San Juan fast vollständig fertig sind.

2) Das San Blas-Project. Diese Route ist die kürzeste, die Entfernung zwischen dem Golf von San Blas und der Mündung des Rio Bayano (stiller Ocean) beträgt noch nicht 50 Kilometer. Der Canal würde nur 53 Kilometer lang sein. Die Häfen an beiden Enden sind vorzüglich. Die Cordillere, welche nahe an der atlantischen Küste verläuft, ist aber sehr hoch, der tiefste Punkt der Wasserscheide liegt in 348 Meter Höhe. Zu einem Niveau-Canale würde, wenn man die offenen Einschnitte bis zur Höhe von 58 Meter über der Oberfläche des Canals durchführte, noch immer ein 16 Kilometer langer Tunnel nothwendig

sein. Die Kosten dieses Canales würden sich auf mindestens zwei Milliarden Francs belaufen.

3) Das Atrato-Napipi-Project. Diese Route benutzt den Atrato-Strom, welcher in den Golf von Darien fällt und überaus werthvoll für die Schifffahrt ist, bis ca. 250 Kilometer von seiner Mündung. Auf dieser ganzen Strecke ist der Strom 450—750 Meter breit und nie unter 8,25 Meter tief. Es brauchte also nur die Sandbarre, welche die Mündung zum Theil versperrt, beseitigt zu werden, was mit leichter Mühe geschehen kann. Der Canal verläßt den Atrato bei der Mündung des Napipi und wendet sich direct nach Westen, nach der Chirichiri-Bai. Diese Strecke ist nur 45 Kilometer lang. Auf derselben müssen aber mehrere Schleusen und ein 3 Kilometer langer Tunnel angelegt werden. Die Gesammtlänge dieses Canales würde 290 Kilometer, die Kosten über 1500 Millionen betragen. Dabei ist der Hafen an der pacifischen Seite sehr schlecht, das zu durchstechende Terrain sumpfig, völlig unbewohnt, mit überaus dichter Vegetation bedeckt und sehr ungesund.

4) Die Panama-Route. Die Anzahl der Projecte zur Erbauung eines interoceanischen Canals zwischen der Limon-Bay und der Panamabucht ist groß. Ich werde hier nur das in der Ausführung begriffene besprechen, zunächst aber die Vortheile hervorheben, welche diese Route auszeichnen und den internationalen Congreß vom Jahre 1879 bestimmten, einen Niveau-Canal an dieser Stelle zu empfehlen. Für diese Route spricht in erster Linie die Nähe der fertigen Eisenbahn. Dieselbe ist seit 1856 im Betriebe, ist 47 engl. Meilen lang und überschreitet die Wasserscheide in 80 Meter Höhe. Die Kosten derselben belaufen sich auf 7½ Millionen Dollars. Auch die Panamabahn geht durch die Thäler des Chagres- und Obispo-Flusses und des Rio Grande, bleibt also stets in geringer Entfernung des in der Ausführung begriffenen Canals. Sie erleichtert nicht nur den Transport von Materialien aller Art, sondern hat auch das ganze Land an dieser Stelle relativ erschlossen, gelichtet und ist — was von besonderem Werthe — das geognostische Profil dieser Gegend durch den Bahnbau aufgeschlossen worden. In zweiter Linie bestimmte zur Annahme dieser Panama-Route der sehr vortheilhafte Contract, welchen Herr Wyse mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Columbien abgeschlossen hatte und welchen Congreß und Präsident (Jul. Trujillo) dieser Republik unter dem 18. Mai 1878 genehmigten und als Gesetz publicirten. Dieser Contract gibt der von Herrn Wyse vertretenen obengenannten Gesellschaft, an deren Stelle seit 1880 die Compagnie universelle du Canal interocéanique de Panama getreten ist, das Privilegium, den Canal 99 Jahre nach Vollendung desselben auszunutzen und überläßt derselben außerdem gratis 500,000 Hectaren Staatsländereien mit den darauf befindlichen Minen, Wäldern 2c. Die Canal-Gesellschaft ist von allen Abgaben während der ganzen Zeit der Erbauung und Benutzung des Canals befreit. Nach Ablauf der 99 Jahre geht der Canal in den Besitz der Regierung von Columbien über.

Weitere Vortheile der Panama-Route sind: Beide Endhäfen sind vorzüglich und stehen in regem Verkehre mit der ganzen Welt; Panama ist eine bedeutende, alle Vortheile der Civilisation bietende Stadt; über die ganze Route

sind kleine, meist von Negern und Mulatten bewohnte Dörfer verbreitet; die in der Nähe beider Küsten herrschenden Winde und Meeresströmungen gestatten auch Segelschiffen die Benutzung des Canals, was bekanntlich bei dem von Suez nicht der Fall ist; die Länge des Canals beträgt nur 74 Kilometer; Schleusen brauchen nicht angelegt zu werden. Nur eine Fluthschleuse bei Panama dürfte nothwendig sein, da die Schwankungen (Ebbe und Fluth) des Stillen Oceans viel stärker als die des Atlantischen Oceans sind und dadurch störende Strömungen im Canale entstehen würden. Endlich ist es unbestreitbar, daß sowohl ein Niveau- als auch ein Schleusen-Canal an keiner anderen Stelle des amerikanischen Isthmus leichter und billiger als hier, zwischen der Limon-Bai und Panama, angelegt werden kann.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf diese, seit 1881 in der Ausführung begriffene Canalroute. Der Canal beginnt gegenüber der kleinen Insel Manzanillo in der Limon-Bai an der Mündung des kleinen Fox-River. Diese Insel wurde im Jahre 1852 von der columbianischen Regierung an die amerikanische Gesellschaft der interoceanischen Eisenbahn abgetreten und dient als Endpunkt der Panamabahn. Der Eisenbahndamm verbindet die Insel mit dem Festlande. Den Namen „isla de Manzanillo“ verdankt sie den zahlreichen Exemplaren des gefürchteten und besonders durch die Schlußscene von Meyerbeer's „Afrikanerin“ allgemein bekannt gewordenen Manzanillobaumes. Dieser furchtbare Giftbaum, dessen Ausdünstungen bei trockenem Wetter in der That sehr gefährlich sind, bildete früher auf dieser Insel und den benachbarten Küsten ganze Wälder.

Der Canal durchschneidet zunächst die Sümpfe von Mindi und erreicht zwischen Kilometer 8 und 9 (von der Limon-Bai an gerechnet), bei dem Dorfe Gatun, in dessen Nähe heute die Arbeiterstadt „Cité de Lesseps“ errichtet ist, den Chagres-Fluß. Er verläuft dann bis Kilometer 45 im Thale dieses Flusses, welchen er mehrmals durchschneidet. An dieser Stelle, bei Matachin, nimmt der Chagres den Obispo-Fluß auf und wendet sich dann plötzlich nach N.N.O. Bis zu dieser Stelle hat der Canal drei große Curven gemacht. Die erste, zwischen Kilometer 0 und 25, wendet sich nach Westen, die zweite, zwischen Kilometer 25 und 31, nach Osten und die dritte, zwischen Kilometer 31 und 39, weicht wieder nach Westen ab. Von Kilometer 39 bis 74, bis in die Nähe der in der Bucht von Panama belegenen Inseln Naos, Flamenco und Perico, macht der Canal nur unbedeutende, flache Krümmungen und verläuft in der Richtung von Nordwest nach Südost. Von Matachin geht der Canal im Thale des Obispo-Flusses bis Kilometer 55 und von dort folgt er dem Laufe des in den Stillen Ocean fallenden Rio Grande, welchen er oft durchschneidet und dessen Bett an vielen Stellen für den Canal benutzt werden soll. Da nun die Regenmenge auf dem Isthmus bedeutend ist und die drei genannten Flüsse, Chagres, Obispo und Rio Grande mit ihren zahlreichen Nebenflüssen die ganze Wassermasse aufnehmen müssen, so schwellen dieselben in der Regenzeit oft, plötzlich und ganz enorm stark an. Sie reißen dann große Massen von Erde, viele Bäume und selbst Felsstücke mit sich fort und müssen sie, aus allen diesen Gründen, auf alle Fälle vom Canale fern gehalten werden, d. h. es müssen neue Betten für dieselben geschaffen, zu beiden Seiten des eigentlichen Canals breite Gräben zu ihrer und

ihrer Zuflüsse Aufnahme angelegt werden. Dies ist der wunde Punkt des Panama-Projects, wodurch die Kosten so bedeutend gesteigert werden. Ich komme noch später auf die Art der Ableitung dieser Flüsse zu sprechen.

Die auszuhebenden Erdmassen bestehen auf der Strecke von Kilometer 0 bis 33 (immer von der atlantischen Küste aus gerechnet) fast ausschließlich aus Sand, Lehm, Thon, Humus und Schlamm, können also durch Bagger und Erdscharrer leicht entfernt werden. Dasselbe gilt für die Strecke von Kilometer 59 bis 63. Von dort bis zum Endpunkte wird der Canal in der Bucht von Panama ausgebaggert. Von nennenswerthen Erhebungen, welche auf diesen zwei Strecken zu durchstechen sind, verdient nur der 50 Meter hohe Cerro (Hügel) bei Bohio Soldado (bei Kilometer 25) angeführt zu werden. Derselbe besteht aus halbhartem Gesteine, aus trachytischen Conglomeraten und Tuffsteinen. Auf der Strecke zwischen dem 35. und 59. Kilometer durchschneidet der Canal einen durch viele Thäler zerrissenen Gebirgszug. Der höchste Punkt auf der Route des Canals liegt bei ca. 100 Meter. Von ganz besonderer Bedeutung für die leichtere, schnellere und billigere Ausführung der Arbeiten ist die Thatsache, daß die Erd- und Humusschicht, welche die auf dieser Canalstrecke zu durchbrechenden Gesteinsmassen bedeckt, viel bedeutender ist, als man zuerst angenommen hatte. Werden auch die zu bewegenden Erdmassen hierdurch größer, wächst die Summe der Kubikmeter von 80 bis auf 120 Millionen, da die Abdachungen der Seitenwände bei erdigem Terrain weniger steil sein müssen, um Erdrutsche zu vermeiden, als bei feststehenden Felsen, so werden doch die Kosten verringert, da die Erde leicht durch Maschinen ausgehoben werden kann. Die oberen Partien des Cerro de Culebra werden ganz abgetragen, so daß die größte Höhe der Seitenwände des Canals nur 80 Meter (auf einer Strecke von 480 Meter) betragen wird. Auf einer 2 Kilometer langen Strecke werden die Einschnitte 70 Meter tief sein und 7 Kilometer weit werden sie noch immer 50 Meter Tiefe zeigen. Von den 120 Millionen Kubikmeter fortzuräumender Erd- und Gesteinmassen kommen 80 Millionen auf hartes und halbhartes Gestein, der Rest auf Erde, Sand, Schlamm &c. Größere Wände sehr harten Gesteins (Trachyt und Dolerit) sind nur bei Bas Obispo (Kilometer 45), Emperador (Kilometer 50) und in der Section von Paraiso (zwischen Kilometer 55 und 60) zu durchbrechen.

Was die Dimensionen des Canals betrifft, so soll die Grundfläche desselben 9 Meter unter dem mittleren Niveau des Oceans liegen und soll die Breite dieser Grundfläche 22 Meter betragen. Die Breite des Canals an der Wasserfläche wird von Kilometer 0—36 und von Kilometer 59—69, d. h. bis zur Küste des Stillen Oceans, 50 Meter betragen, von Kilometer 36—59 aber nur 30 Meter. Ungefähr in der Mitte wird der Canal auf einer 5 Kilometer langen Strecke doppelt breit angelegt werden, um das Ausweichen der Schiffe, welche immer zu größeren Geschwadern vereinigt den Canal passiren sollen, zu ermöglichen.

Gegen Ende des Jahres 1882 begannen die Erdarbeiten und bis heut (Ende August 1886) sind 26 Millionen Kubikmeter ausgehoben worden. Es wäre nun ein ganz falscher Schluß, anzunehmen, daß auch für die restirenden 94 Millionen eine entsprechend gleiche Zeitdauer, also noch achtzehn bis zwanzig Jahre, erforderlich sei. In dem Maße wie die Arbeitsstätten sich vermehren und vervoll-

kommnen, die passenden Maschinen erkannt, construirt und aufgestellt werden, die Arbeiter sich mit diesen Maschinen vertraut machen, wächst auch in ganz unberechenbarer Weise der Ertrag, das Product der Arbeit. Es ist gut, an dieser Stelle — wie bei vielen anderen Schwierigkeiten, welche die Erbauung des Panama-Canals bietet — die Geschichte des Suez-Canals in Erinnerung zu bringen und die dort gemachten Erfahrungen zu berücksichtigen. Beim Suez-Canale mußten 75 Millionen Kubikmeter bewältigt werden. Man gebrauchte acht Jahre, um die ersten 25 Millionen auszuheben und Viele glaubten und schrieben, daß noch sechzehn bis zwanzig Jahre für die Vollendung des Baues nothwendig seien. Aber zur selben Zeit, nach Ablauf der ersten acht Jahre, waren alle Maschinen an den richtigen Stellen in Thätigkeit gesetzt, sie hoben die fehlenden 50 Millionen Kubikmeter in zwei Jahren aus und der Canal wurde an dem lange vorher festgesetzten Tage, am 17. November 1869, dem Verkehre eröffnet.

Am Panama-Canale wurden im Jahre 1882 durchschnittlich pro Monat 12,245 Kubikmeter ausgehoben, im Jahr 1883 215,300, im Jahre 1884 658,708 und in den sechs ersten Monaten des Jahres 1886 1,079,737 Kubikmeter pro Monat. Es ist als sicher anzunehmen, daß die immer zahlreicheren und immer vortheilhafter construirten Maschinen im nächsten Jahre (1887) mindestens 2 Millionen Kubikmeter pro Monat ausheben und es ist durchaus wahrscheinlich, daß dieses Quantum in den folgenden Jahren auf 3 Millionen pro Monat steigen wird. Da nun bis zum 31. December 1885 bereits 18 Millionen Kubikmeter ausgehoben waren, in diesem Jahre, 1886, über 12 Millionen bewältigt werden, so ist — wenn man die obigen durchaus objectiven und vorsichtigen Berechnungen zu Grunde legt — anzunehmen, daß Ende des Jahres 1889 die ganze Arbeit bewältigt ist, wenn es nicht an den nöthigen Geldern mangelt! Es wäre wiederum unrichtig zu glauben, daß die Aushebung der noch zu beseitigenden 94 Millionen Kubikmeter mindestens das Dreifache der schon beseitigten 26 Millionen kosten werde. Auch hier kann wieder der Suez-Canal als Gegenbeweis dienen. 71 pCt. der Gesammtkosten dieses Canals (dieselben betrugen 505 Millionen Francs, von denen die Gesellschaft aber nur 390 Millionen baar erhielt) wurden in den ersten acht Jahren, wo nur 25 Millionen Kubikmeter fortgeschafft wurden, ausgegeben; die 50 Millionen der letzten zwei Jahre erforderten nur 29 pCt. der Gesammtkosten. Die größten Ausgaben verursacht die Einrichtung, die Beschaffung und Aufstellung der Maschinen, der Ankauf und Transport der ganzen Materialien, die Organisation der Krankenpflege &c. Dazu kommen die Zinsen für das Baucapital, Bankgebühren und Verwaltungskosten. Auf die eigentlichen Erdarbeiten entfallen nur der Tagelohn für die Arbeiter und die Kosten für die zur Speisung der Maschinen nothwendigen Steinkohlen.

Der Congreß von 1879 hatte einen Niveau-Canal mit einem 6—7 Kilometer langen Tunnel angenommen und die Kosten auf 1200 Millionen Francs taxirt. Man beschloß aber bald, dem Rathe des Herrn von Lesseps zu folgen und den Canal ohne Tunnel, also ganz offen, zu erbauen, da die Gefahr des Einsturzes des Tunnels, trotz der beabsichtigten Ausmauerung der Decke, droht, und weil das ganz unvermeidliche Steigen des Canals nach starken Regengüssen

die Passage durch den Tunnel, wenigstens für Schiffe mit hohen Masten, erschweren oder versperren könnte.

Es wird gut sein, hier einige Worte über die klimatischen und hygienischen Verhältnisse dieses Theiles des Isthmus einzuschalten. Die trockene Jahreszeit währt vom December bis Ende April. Vom Mai bis August regnet es mäßig, dann treten einige regenlose Wochen ein und darauf folgt die starke Regenzeit bis Ende November. Die größten Regenmassen fallen am Spätabend und in der Nacht. Das Klima kann im Allgemeinen nicht als ungesund bezeichnet werden, nur in den Sümpfen der atlantischen Küste sind gefährliche Fieber endemisch. Auch das gelbe Fieber tritt oft verheerend auf. — Die Angaben über die enormen Opfer, welche der Bau der Panama-Bahn gefordert, gehören in das Gebiet der Fabel. — Die Temperatur schwankt zwischen 24 und 35 ° C.; schon hierdurch ist die Verwendung von Europäern zu den Erdarbeiten am Canale ausgeschlossen. Dieselbe ist aber auch, meines Wissens, nie beabsichtigt worden. Die jährliche Regenmenge beträgt bei Panama 0,9 bis 2,2 Meter, bei Colon 2,8 bis 4,3 Meter.

Die Ingenieure, Maschinenmeister, Aufseher und Handwerker sind fast ausschließlich Europäer und von diesen ca. 4/5 Franzosen. Die Sterblichkeit unter den Europäern, besonders den Ingenieuren, ist leider groß. Unter den Arbeitern selbst ist dieselbe aber geringer als unter den in den französischen Colonien stationirten Marinesoldaten. Es starben von ca. 14,000 Beamten und Arbeitern, welche im letzten Jahre am Canale thätig waren, in den Hospitälern und Feldlazarethen, welche auf der ganzen Canalroute zerstreut liegen und vorzüglich ausgerüstet sind, vom 1. April 1885 bis zum 31. Mai 1886 735 Personen. Wie groß die Anzahl derjenigen Arbeiter ist, welche den Wirkungen des Isthmusklimas bald nach ihrem Ausscheiden aus dem Arbeitsverbande der Gesellschaft erliegen, wird nicht gesagt, dürfte auch unmöglich genau anzugeben sein, ist aber sicherlich nicht gering. Leider befinden sich mehrere der tüchtigsten Ingenieure, welche sich sehr verdient um die Förderung des Baues gemacht haben, unter den Opfern des gelben Fiebers. Die Arbeiter erhalten pro Tag 7 Francs 50 Cent., können aber bei Accordarbeit 10—12 Francs verdienen. Für die Beherbergung derselben sorgt die Compagnie. Wird erst die Arbeit mit voller Energie auf der ganzen Linie betrieben, so werden bis 20,000 Arbeiter erforderlich sein. Von den 12,875 Arbeitern des Jahres 1885 waren 10,350 Neger aus Jamaica und Barbados. Dieselben gewinnen in ihrer Heimath bei den Arbeiten in den Pflanzungen nur 2 Francs pro Tag, gehen also gerne nach dem Isthmus.

Bereits am 6. und 7. August 1879 ließ Herr v. Lesseps die Listen zur Actienzeichnung in Europa und Amerika auslegen. Es sollten 800,000 Actien à 100 Francs ausgegeben werden. Dieser übereilte Gründungsversuch mißlang in Folge der feindseligen Haltung des größten Theiles der amerikanischen Presse, welche für den Nicaragua-Canal eintrat, und vieler amerikanischer Politiker, welche drohend die Monroe-Doctrin, die mit diesem Unternehmen gar nichts zu thun hat, hervorhoben. Da kündigte Herr von Lesseps an, daß er selbst nach Nord-Amerika gehen werde, um die Gegner des Panama-Canals zu beruhigen und die Vortheile dieser Route öffentlich zu beweisen und zu vertheidigen. In

Begleitung seiner Familie und einer großen Anzahl tüchtiger Ingenieure traf er am 20. December 1879 auf der Landenge von Panama ein, verblieb daselbst bis zum 18. Februar 1880, kam am 24. Februar in New-York an und besuchte nun alle größeren Städte der Union. Ueberall hielt er Vorträge über sein großes Project. Am 15. April war er wieder in Paris. Die Ingenieure, welche auf dem Isthmus zurückgeblieben waren, hatten inzwischen die Route genauer untersucht und Bohrversuche angestellt.

Am 7., 8. und 9. December 1880 wurden zum zweiten Male und mit besserem Erfolge die Listen zur Zeichnung auf die Panama-Actien ausgelegt. Es sollten 600,000 Actien à 500 Francs ausgegeben werden. Die Actien werden während der Bauzeit mit 5 pCt. verzinst. Es wurde weit über die doppelte Anzahl von Actien gezeichnet und mußte also eine Reduction stattfinden. Die constituirende Versammlung der Gesellschaft fand am 3. März 1881 statt. Das erste Viertel des Actiencapitals wurde sofort, das zweite am 1. Januar 1882, das dritte Viertel im Februar 1886 eingezogen. Im Januar 1881 wurde eine aus vierzehn ausgezeichneten Ingenieuren und Fachmännern gebildete Oberaufsichts-Commission ernannt und später nach dem Isthmus geschickt. Diese stellte durch Bericht vom 29. November 1881 die definitive Trace von Kilometer 0—9 und 41—62 fest und wurde nun zunächst mit der Abholzung der Route in einer Breite von 270 Metern begonnen. Dies nahm, da auch die Baumstümpfe und Wurzeln, welche die Anwendung der Bagger und Erdscharrer verhindern, möglichst entfernt werden mußten, längere Zeit in Anspruch. Zugleich wurden die Bohrungen zur Untersuchung des Terrains fortgesetzt, die zahlreichen Flüsse untersucht, die Strömungen und Fluthen an beiden Küsten beobachtet. Im Jahre 1882 begann man mit der Errichtung von Gebäuden aller Art. Die einzelnen Arbeitsplätze (Stationen) wurden durch Schienenstränge verbunden und zugleich begann der Transport der Maschinen und Materialien für die Erdarbeiten. Dieselben nahmen ihren Anfang im folgenden Jahre und wurden an verschiedene Unternehmer in Entreprise gegeben. Seit 1885 sind Contracte mit sechs großen Gesellschaften, fünf französischen und einer amerikanischen, abgeschlossen, durch welche sich dieselben verpflichten, bis zum 1. Juli 1889 zusammen 100 Millionen Kubikmeter auszuheben. Die Unternehmer erhalten 2,5 bis 37,5 Francs pro Kubikmeter je nach der Beschaffenheit des auszuhebenden Bodens und nach den vorgeschriebenen Transportweiten.

Ueber die Ableitung der Flüsse wäre noch etwa Folgendes zu sagen. Wo die Betten des Chagres, des Obispo und des Rio Grande mit dem Canale in Berührung kommen, werden dieselben zugeschüttet und neue von dem Canale möglichst entfernte Betten (Gräben von 40 Meter Breite und 3 Meter Tiefe) gegraben. Die Länge dieser Nebencanäle, welche die zahlreichen Windungen des Chagres und Rio Grande verbinden, beträgt circa 70 Kilometer. Der obere Theil des Chagres wird durch einen 30 Meter hohen Damm, welcher an seiner Basis 300 und an seiner Oberfläche circa 800 Meter lang ist, aufgestaut. Dieser Damm wird zwischen dem Cerro Santa Cruz und dem Cerro Gamboa errichtet und so ein ungeheures Reservoir geschaffen, welches bis zu 1 Milliarde Kubikmeter Wasser aufnehmen kann und dessen Abfluß in den neu geschaffenen unteren

Theil des Chagresbettes so geregelt wird, daß ein dem Canal gefährdendes Uebersteigen unmöglich wird.

Wir kommen nun zu der wichtigsten Frage, zu der nach der Rentabilität des Canales. Um diese zu beantworten, muß man die Anzahl der Schiffe, resp. Registertons, welche den Canal im Minimum vom ersten Jahre an passiren werden und die Kosten, welche die Erbauung desselben verursachen wird, kennen. Was die Anzahl der Tonnen betrifft, welche im Jahre 1890, wo der Canal höchst wahrscheinlich dem Verkehr übergeben wird, denselben benutzen werden, so kann man dieselben auf mindestens 6 Millionen taxiren. Zahlreiche Autoritäten ersten Ranges und der verschiedensten Nationen sind nach den objectivsten Berechnungen zu dieser Annahme gelangt. Wahrscheinlich ist aber, daß bereits im genannten Jahre mehr als 7 Millionen Tonnen durch den Canal gehen werden, falls derselbe vollständig fertig ist, d. h. 9 Meter Tiefe zeigt und also Schiffen jeder Größe die Durchfahrt gestattet. Daß der Verkehr des Panama-Canals viel größer als der des Suezcanals sein und rapide von Jahr zu Jahr wachsen wird, geben alle Statistiker, Seeleute und Kaufleute, welche sich mit dieser Frage beschäftigt haben, zu. Für den Suez-Canal hatte man den zu erwartenden Transit auf 3 Millionen Tons taxirt. Im Jahre 1871 passirten denselben nur 761,467 Tons, im Jahre 1876 bereits über 3 Millionen und im Jahre 1885 8,985,411 Tons. Der geringe Verkehr der ersten Jahre erklärt sich hier dadurch, daß Segelschiffe diesen Canal nicht benutzen können und dieselben erst allmälig durch Dampfer ersetzt werden konnten.

Es ist schwer zu sagen, wie viel der Panama-Canal kosten wird. Eine sehr große Anzahl von Berechnungen und Schätzungen ist bereits von mehr oder weniger competenten Personen gemacht worden, welche sämmtlich zu sehr verschiedenen Resultaten gelangt sind. Die Zahlen schwanken zwischen 600 Millionen und 3 Milliarden Francs. Die Wahrheit liegt auch hier, wie so oft in der Mitte, d. h. der Canal wird sicher nicht unter 1½ Milliarden Francs kosten. Herr v. Lesseps hoffte noch bis in die neueste Zeit, mit den 1200 Millionen, welche der internationale Congreß von 1879 für einen Canal mit Tunnel auf dieser Route für nothwendig hielt, den Canal ganz ohne Tunnel erbauen zu können. Heute, d. h. in der letzten Generalversammlung der Actionäre des Panama-Canals vom 29. Juli 1886, versichert er nur noch, daß er mit diesen 1200 Millionen auf alle Fälle den Canal im Jahre 1889 eröffnen, die Passage zwischen beiden Oceanen herstellen werde. An anderer Stelle deutet er an, daß der Canal mit einer Tiefe von 6 Metern, wie s. Z. der Suez-Canal, eröffnet und die Einnahmen zur Fertigstellung, d. h. Vertiefung desselben, benutzt werden könnten. Wird der Canal mit dieser ungenügenden Tiefe dem Verkehre übergeben, so wird er auch zunächst nur von einer geringeren Anzahl von Schiffen benutzt werden. Zur Verzinsung und Amortisirung (zusammen 6pCt.) von 900 Millionen Francs (d. h. 1200 Millionen Gesammtkosten weniger 300 Millionen Actien, welche keine Zinsen erhalten) sind aber pro Jahr 54 Millionen nothwendig, wozu 6 Millionen für Verwaltung und Erhaltung des Canals zu rechnen sind. Die Passagegebühren sollen 15 Francs pro Tonne betragen. Mindestens 4 Millionen Tons müssen also den Canal im ersten Jahre passiren,

soll der finanzielle Ruin der Gesellschaft vermieden werden. Es ist aber ziemlich sicher, daß schon im ersten Jahre die Frequenz des Canals eine stärkere sein wird. 6 Millionen Tons würden eine jährliche Einnahme von 90 Millionen Francs ergeben, welche Summe zur Verzinsung von 1350 Millionen mit 6 pCt. hinreicht.

Wenige Zahlen genügen, um die Vortheile zu zeigen, welche der Schiffahrt aus dem Panama-Canale erwachsen werden. Es wird abgekürzt: der Weg von London oder Liverpool nach San Francisco um 3500 französische Seemeilen (25 auf 1 Grad), der von Havre nach San Francisco um 3300, der von London oder Havre nach Sydney um 2200, von Bordeaux oder Havre nach Valparaiso um 1400, von London nach den Sandwichs-Inseln um 2800, von New-York nach Callao um 3300 und von New-York nach San Francisco um 4700 französische Seemeilen.

Betrachten wir nun kurz die neuesten Erlebnisse der Canal-Gesellschaft. Am 17. Juni legte der Minister der öffentlichen Arbeiten der französischen Deputirtenkammer einen Gesetzentwurf vor, welcher die Panama-Gesellschaft zur Ausgabe von Lotterie-Obligationen bis zur Summe von 600 Millionen Francs autorisirt. Ehe die französische Regierung sich zur Empfehlung dieses Gesetzentwurfs entschloß, hatte sie im Januar 1886 einen ausgezeichneten Ingenieur, den früheren Unter-Staatssecretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Herrn Rousseau, nach dem Isthmus gesandt, um sich von demselben einen genauen Bericht über den Stand der Canalarbeiten geben zu lassen. Am 8. April 1886 erklärte die erste Petitions-Commission der Kammer, welche die Petitionen der Actionäre und Obligationsbesitzer des Panama-Canals geprüft hatte: „Sie hält das Unternehmen für gut, nützlich, gewinnbringend. Sie sieht, daß dasselbe in ehrenhafter Weise geleitet wird.“ Die Commission schlägt deshalb vor, die Ausgabe von 600 Millionen Francs in Lotterie-Obligationen zu gestatten. Inzwischen erhielt die Regierung den Bericht des Herrn Rousseau; derselbe ist im Allgemeinen günstig, räth aber der Regierung an, noch nähere Angaben über die Art und Weise der geplanten Ausführung der Arbeiten von der technischen Oberaufsichts-Commission zu erbitten.

Das Gutachten dieser Commission spricht die Ueberzeugung aus, daß die durch die geplante Anleihe beschafften 600 Millionen unzweifelhaft genügen werden, um das Unternehmen bis zu einem Punkte zu fördern, welcher keinen Zweifel an dem Enderfolge aufkommen läßt, und daß dieser Enderfolg durch eine letzte, mäßige Anstrengung (d. h. Ausgabe) mit Sicherheit erreicht werden wird. Die Oberaufsichts-Commission sagt mit anderen Worten: 1200 Millionen Francs werden genügen, um den Canal zwischen beiden Oceanen in unfertigem Zustande und einer Tiefe von 6 Metern zu eröffnen; zur Fertigstellung desselben, zur Durchführung des ganzen Planes, gehören aber 1500—1800 Millionen Francs. — Dieses Gutachten bestimmte die französische Regierung zur Vorlegung des Gesetzentwurfes. In den Motiven zu demselben wird aber ganz speciell hervorgehoben, daß die Regierung durch diesen Schritt keinerlei Verantwortung oder Garantie für das Unternehmen übernimmt.

Am 24. Juni 1886 wurde von der Deputirtenkammer eine Commission zur

Prüfung dieser Vorlage gewählt. Diese Commission hielt sechs große Sitzungen und hörte in denselben die Erklärungen der Minister, der Herren Rousseau und von Lesseps und vieler der bedeutendsten Ingenieure, welche am Canale gearbeitet haben. Die Commission kam zu keinem Entschlusse und verschob mit 6 Stimmen gegen 4 die Berichterstattung bis nach den Ferien des Parlamentes, d. h. bis October oder November 1886. Jetzt schrieb Herr von Lesseps an Herrn von Freycinet, daß er sein Gesuch zurückziehe. Am selben Tage richtete er einen offenen Brief an die Actionäre und Correspondenten der Gesellschaft, in welchem er erklärt, daß er, resp. die Gesellschaft, nicht vier Monate warten, diese kostbare Zeit nicht verlieren wolle, und daß die fehlenden Gelder durch Ausgabe neuer Obligationen beschafft werden sollen. Es sind zunächst am 3 August 500,000 „Neue Obligationen" zu 450 Francs, welche mit 30 Francs pro Jahr verzinst werden, ausgegeben worden. Von diesen „Neuen Obligationen" wird alle zwei Monate eine bestimmte, von Jahr zu Jahr wachsende Anzahl ausgelost und mit 1000 Francs zurückgezahlt werden. Im ersten Jahre werden bei jeder Ziehung 1000 Obligationen getilgt, in 42 Jahren sollen sie alle eingelöst sein. Es handelt sich hier also um 10 pCt., welche die Gesellschaft bei dieser Anleihe für Zinsen und Amortisation zahlen muß. Gelingt es nicht, die weiteren Capitalien unter günstigeren Bedingungen zu beschaffen, so dürfte die Rentabilität des Unternehmens, wenigstens für die ersten zwanzig bis dreißig Jahre, sehr fraglich werden.

Die letzte General-Versammlung der Actionäre fand am 29. Juli 1886 statt. Herr von Lesseps begann seinen Bericht mit einem Appell an die Ausdauer und das Vertrauen der Actionäre, indem er an die Geschichte des Suez-Canals erinnerte, und bat: den Angriffen und Verleumdungen der principiellen Gegner des Panama-Canales keine Beachtung zu schenken. Er gibt dann eine Schilderung der finanziellen Lage des Canals. Bis zum 30. Juni 1884 waren für Verwaltung und Einrichtung, Bauzinsen, Materialien, ausgeführte Arbeiten 2c. in Summa 354,009,199 Francs ausgegeben; hierzu kommen für die Zeit vom 1. Juli 1884 bis zum 30. Juni 1885 = 141,852,877 Francs, was eine Gesammtausgabe von 471,132,816 Francs ergibt. Von dieser Summe kommen aber über 93¾ Millionen auf den Ankauf der Actien der Panamabahn und fast 96⅕ Million auf Gebäude und Grundbesitz, Möbel und Bureaux-Einrichtungen, Materialien aller Art, Maschinen, Lebensmittel 2c. Diese Ausgaben kommen also dem Unternehmen während der ganzen Zeit des Baues und auch später zu Gute und ſbetragen die reinen Ausgaben für die Bauarbeiten, Verwaltung, Bauzinsen und Amortisation 2c. bis zum 30. Juni 1885 nur circa 305¾ Millionen. Am selben Termine konnte die Gesellschaft noch über weitere 241,975,522 Francs zur Fortsetzung des Baues disponiren. Von dieser Summe waren circa 81¼ Million baar vorhanden, circa 13¼ Million noch von den Obligationen und 147½ Million von den Actien einzuziehen.

Der Canal ist von Kilometer 4,5—7 auf die volle Breite und in einer zwischen 3 und 7 Metern wechselnden Tiefe ausgehoben. Große Bagger vollenden hier die Arbeit. Von den Hügeln von Mindi (Kilom. 4,5–7) bis zum Chagres (bei Gatun, Kilom. 9) ist der Canal in voller Breite und mit einer Tiefe von 6 Metern fertig. Die Erdhügel von Mindi werden in diesen Monaten be-

seitigt werden, und so die ersten 9 Kilometer des Canales noch in diesem Jahre vollendet sein. Mit Eifer wird fast an allen Stellen der Route und ganz besonders in den felsigen Partien gearbeitet. — Als besonders wichtig sei noch aus diesem Generalberichte hervorgehoben, daß Herr von Lesseps selbst die großen, ungeahnten Schwierigkeiten und Opfer, welche die Beschaffung der nothwendigen Baugelder verursacht, zugesteht und beklagt. Der internationale Congreß von 1879, Herr von Lesseps und die Leiter der Compagnie hatten geglaubt, daß es nicht schwer sein würde, durch eine Reihe von Anleihen und unter normalen Bedingungen die nöthigen Summen zu beschaffen. Herr von Lesseps und seine Anhänger glaubten sicher, daß durch den glänzenden Erfolg des Suez-Canals all' jene ungerechten und meist nur zu Börsenmanövern erfundenen und verbreiteten Anklagen, Verdächtigungen und völlig falschen alarmirenden Nachrichten unterdrückt oder wenigstens auf ein geringeres Maß beschränkt werden würden. Man hat sich leider getäuscht. Die zahlreichen Angriffe haben dem Credite der Gesellschaft geschadet und sie muß daher jetzt viel größere Opfer zur Beschaffung der nothwendigen Capitalien bringen, als vorausgesehen war.

Trotzdem ist an dem schließlichen Gelingen nicht zu zweifeln. Der Canal zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean wird auf dem Isthmus von Panama ohne Schleusen und ohne Tunnel erbaut und dem Verkehre im Jahre 1890 übergeben werden. Er wird einem großen Theile der Schiffahrt dienen, wird wahrscheinlich vom Tage der Eröffnung an die zur Verzinsung nothwendigen Summen einbringen und sicher in absehbarer Zeit vorzüglich rentiren. In den ersten Monaten dieses Jahres 1886 besuchte Herr von Lesseps mit einigen Vertretern französischer Handelskammern, einem der deutschen Gesandtschaft in Paris attachirten Ingenieur (Herrn Peschek) und einem Vertreter der New-Yorker Handelskammer, Herrn Bigelow, den Isthmus, um die Arbeiten zu inspiciren. Alle diese Berichte haben mir vorgelegen. Die der französischen Commissäre und der des Herrn Peschek sind sehr günstig; Herr Bigelow ist etwas vorsichtig in seinem Urtheile und spricht sich an einigen Stellen seines Berichtes mehr oder weniger pessimistisch über den Stand des Unternehmens und die Zukunft desselben aus. Aber auch er kommt zu dem Schlusse: „Daß der Canalbau ohne ernstliche Unterbrechung bis zu seiner Vollendung fortgesetzt werden wird, darf man wohl annehmen, denn es ist bereits ein zu großer Betrag seiner Kosten aufgewendet worden, als daß ein Aufgeben der Sache eine so gute Politik sein könnte, als ihre Weiterführung."

Perikles.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Leopold von Ranke, Weltgeschichte. Bd. I. Abtheilung I. Leipzig, Duncker und Humblot. 1881.

Max Duncker, Geschichte des Alterthums. Bd. VIII und IX. Leipzig, Duncker und Humblot. 1884. 1886.

I.

Nicht leicht sind Stellung und Aufgabe eines Staates in verhältnißmäßig kurzer Zeit so von Grund aus umgeändert worden, wie die von Athen infolge des persischen Krieges. Vor dem Jahr 500 war Athen im Großen und Ganzen eben auch ein festländisches Gemeinwesen mit nur unbedeutender Seemacht; die Kämpfe um seine Freiheit von dem Tyrannenjoch, die sich mit den nachbarlichen Gegensätzen verquickten, hatten es kaum erst dahin gebracht, daß es auf Euboia übergriff und sich weiterhin mit Aigina im Zweikampfe maß. Die Perser hatten in diesen Kämpfen, ihrem in Asien selbst befolgten Grundsatze treu, die monarchische Sache ergriffen und sich dem neuen Freistaate unfreundlich gegenüber gestellt; was war da natürlicher, als daß Athen die jonischen Blutsverwandten in ihrem Kampfe gegen den Großkönig unterstützte und es, wenn wir ein bekanntes Wort in veränderter Form wiederholen dürfen, unternahm, den Ilissos am Paktolos zu vertheidigen. Das hatte nach Besiegung der Joner dann Angriffe der Perser zur Folge, und Themistokles war es, der in dieser Lage die Bedeutung der „hölzernen Mauern" für die Stadt erkannte. Nur große politische Nöthigungen, nur Daseinsgefahren bringen es zu Wege, daß die Staaten ihr Wehrwesen von Grund aus verändern; erst die Niederlage von Jena, die Aufgabe, das halb vernichtete Gemeinwesen vor dem korsischen Sieger zu beschirmen, hat in Preußen dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht allmälig zum Siege verholfen.

Wie lange hat nicht die um Aristides gescharte conservative Partei dem genialen Feldherrn und Staatsmann der Zukunft widerstrebt und sich dagegen gewehrt, daß „die standhaften Hopliten von Marathon zu Schiffahrern und Seeleuten gemacht wurden," wie Platon die Umwandlung bezeichnet hat. Zum Glück für Athen, für Hellas, für die Cultur siegte Themistokles ob; die Mehr-

heit der verständigen und klarsehenden Bürgerversammlung pflichtete ihm bei, und als Xerxes mit seiner Armada herankam, konnte ihm trotz aller Tüchtigkeit seiner Seeleute eine schwere Niederlage bereitet werden. Der Anprall ward abgewiesen; die hellenischen Inseln im Aigaiischen Meer und die hellenischen Seestädte wenigstens in Europa wurden von dem Joch der Perser befreit, und da die ganze Einrichtung des spartanischen Staates es demselben verbot überseeische Politik zu treiben, so wurde Athen berufen in die Lücke zu treten. Aus einem Festlandstaat ward es eine Seemacht; aus einem in fast insularer Abgeschlossenheit verharrenden Gemeinwesen wurde es fast auf einen Schlag der führende Staat für eine über fünf Breitegrade sich ausdehnende Masse von Inseln und Seestädten.

Mit dieser politischen Entwicklung war aber auch eine sociale Umänderung verbunden; ja durch diese war jene im gewissen Sinne erst ermöglicht worden. Solon hatte noch die höheren politischen Rechte an den Besitz von Grund und Boden geknüpft; wer in der vierten Vermögensklasse, der der Theten, war, hatte nur das active Wahlrecht, das Stimmrecht in der Volksversammlung und Antheil am Gericht; aber von der Bekleidung der Aemter war er ausgeschlossen; er vermochte weder in den Rath der Vierhundert, noch gar ins Archontencollegium zu gelangen, das sich nur den Angehörigen der ersten Klasse erschloß. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, daß diese Bestimmungen nicht sowohl thatsächliche Verhältnisse schaffen sollten, als vielmehr aus solchen hervorgingen; die Mehrzahl der Bürger, welche berücksichtigt werden mußte, besaß so viel Grund und Boden, daß sie in die drei obersten Klassen aufgenommen war. Aber Attika's Boden ist leicht und unergiebig; er vermochte die anwachsende Bevölkerung nicht mehr zu nähren, und das Ausschwärmen der Colonisten war durch die schon erfolgte Besiedlung der besten Küstenstrecken und die Unterwerfung Kleinasiens unter Persien zwar nicht unmöglich, aber doch erheblich schwieriger geworden. So trieb schon die Noth auf die Aufsuchung anderer Erwerbsquellen hin; Handel und Seefahrt, seit lange schon vorhanden, wie Solon's eigenes Beispiel zeigt, wurden für immer größere Volkskreise die Grundlage ihrer wirthschaftlichen Existenz, und aus ihnen entnahm dann auch der Staat, als er eine Flotte zu gründen hatte, das dazu nothwendige Menschenmaterial. Diese Kreise halfen in erster Linie das bedrohte Vaterland erretten; wenn die attischen Hopliten trotz aller Tapferkeit nicht einmal den Versuch hatten wagen können, den zahllosen Heeresmassen des Xerxes zu stehen, so hatten die Flottenmannschaften die Entwürfe des Großkönigs zum Scheitern gebracht. Es war nur billig und gerecht, und also auch nothwendig, daß man die politischen Schranken zwischen denen niederriß, welche Schulter an Schulter gegen das Aufgebot Asiens gefochten hatten. Es wird gerade dem Führer der Conservativen, dem Aristeides, der Gesetzesantrag zugeschrieben, welcher allen Bürgern der vier Klassen ohne Unterschied den Zutritt zu den Staatsämtern freigab.

In dieser Lage traf Perikles, der zweite Sohn des Xanthippos, des Siegers von Mykale, den heimischen Staat. Er war nach außen die führende Nationalmacht zur See geworden; im Innern hatte er sich mehr und mehr demokratisirt.

Von da aus waren nun freilich zwei verschiedene Wege möglich. Man

konnte auf der einen Seite den Grundsatz aufstellen, daß die Entfremdung von Sparta nicht weiter gehen dürfe als dies die Ereignisse schon mit sich gebracht hätten; daß es vielmehr geboten sei, sich soweit als möglich an die nationalen Ueberlieferungen der Jahre 480 und 479 zu halten und ein Zusammengehen der beiden mächtigsten Staaten in Griechenland zu erstreben, wobei Athen den Kampf gegen Persien nach wie vor als seine Hauptaufgabe anzusehen habe. Damit stand dann im engsten Zusammenhang, daß man in der inneren Politik sich dem weiteren Anwachsen der demokratischen Strömung widersetzte und an den gegebenen Grundlagen der Verfassung festhielt. Andererseits konnte man darnach streben, das ganz zu erwerben, was man vorerst nur halb besaß: Die Führung der Hellenen. Zur See stand Athen an der Spitze der Nation; zu Lande überwog noch Sparta; man konnte darauf ausgehen, es niederzuwerfen und in den athenischen Machtbereich einzubeziehen. Da Sparta's ganze Staatsordnung auf aristokratischen Grundsätzen ruhte, so ergab es sich von selbst, daß die Gegner dieses Staates in allen inneren Fragen auf Seiten der fortschrittlichen, demokratischen Partei stehen mußten; es gab keine demokratischen Lakonerfreunde; beide Dinge schlossen sich aus.

Die Leitung der einen Partei übernahm des Miltiades Sohn Kimon, die der andern des Xanthippos Sohn Perikles. Die Väter beider Staatsmänner, so schroff sie sich persönlich entgegengestanden waren, hatten im Kampfe wider die Barbaren ihren Ruhm gesucht; mit dem Namen des einen ist die Abwehr der Perser, mit dem des andern die Befreiung der Inseln verbunden: aber wie weit gingen die Bahnen der Söhne auseinander!

Kimon war seinem ganzen Wesen und Auftreten nach ein echter Ritter, ein hoch gewachsener Mann, von untadeligem Wuchs, das Haupt mit reichen krausen Locken bedeckt: so schildert ihn der Dichter Jon. Er war ein ganzer Mann, und wofür er sich einmal entschieden, dafür trat er offen ein bis zum Aeußersten. Als Themistokles das Volk ermahnte, daß es vor den sich heranwälzenden Heersäulen des Xerxes weichen und sich auf die Schiffe zurückziehen solle, da war es Kimon, welcher die Zagenden mit fortreißen half; man sah ihn über den Töpfermarkt nach der Burg schreiten, den Zügel seines Rosses in der Hand, um es der Göttin zu weihen und darzuthun, daß nicht Reitermuth, sondern nur Seemannsmuth jetzt Athen retten könne. Diesen bewies er dann in der Schlacht; man urtheilte, daß sein Verhalten des Siegers von Marathon nicht unwürdig sei. Den Hellenen fiel es auf, — und wie bezeichnend ist dies für sie — daß der tapfere Mann auch so weichen Gemüths war, daß er der Frauenliebe sehr bedurfte; eine Asteria aus Salamis, eine Mnestra hatten seine Gunst genossen; seine rechtmäßige Gattin, Isodike, die Enkelin des Megakles, liebte er so leidenschaftlich, daß er über ihren Tod sich nicht wollte trösten lassen. Sein Benehmen war nach dem Zeugniß des Thasiers Stesimbrotos mehr das eines Peloponnesiers als eines Atheners; er hatte die feine musische Bildung nicht genossen, welche sonst die Söhne vornehmer attischer Familien empfingen; im Augenblick, da dies hätte geschehen sollen, war sein Vater Miltiades eingekerkert worden, weil er das Bußgeld von fünfzig Talenten (225,000 Mark) nicht erlegen konnte; Kimon und seine ebenfalls noch junge Schwester Elpinike hatten

für sich selbst sorgen müssen; als Kallias sich erbot, die fünfzig Talente an die Staatskasse zu zahlen, reichte ihm Elpinike dafür ihre Hand. Die attische Geschwätzigkeit und Redefertigkeit fehlte Kimon; er war „schlicht, schmucklos, doch zum Höchsten tüchtig.“ Aristeides half ihm, dem Sohne eines im Kerker Gestorbenen, zum politischen Emporkommen, um dem Themistokles ein Gegengewicht zu schaffen; durch einige glückliche Feldzüge wurde Kimon dann reich; er hat selbst dem Dichter Jon behaglich beim Becher erzählt, daß er in Sestos und Byzantion so viele vornehme Perser gefangen genommen habe, daß von den Lösegeldern die Flotte einige Monate unterhalten und doch noch eine stattliche Summe an die Schatzkammer abgeliefert ward. Seinen Reichthum verwandte Kimon in freigebigster Weise; was er durch die Hilfe der Mitbürger erworben hatte, sollten diese auch mit genießen. Er ließ die Zäune von seinen Gärten wegnehmen, damit wer Lust habe, sich ohne Scheu Früchte holen könne; in seinem Hause stand täglich für die Armen unter seinen Gaugenossen, den Lakiaden, ein einfaches Mahl bereit; wenn er ausging, begleiteten ihn stets einige gut gekleidete Sklaven, welche, wo ihnen Greise in dürftiger Gewandung begegneten, mit ihnen die Kleider zu tauschen hatten oder in aller Stille aus vollen Beuteln Geld an ehrbare Arme auf dem Markt austheilten. Natürlich kam dies seiner politischen Stellung zu Gute; aber Habgier und schmutzige Selbstsucht waren ihm fremd. Als ein flüchtiger Perser, Rhoisakes, mit großen Schätzen nach Athen kam, sich an Kimon wandte und vor der Thüre seines Vorgemachs zwei Schalen mit goldenen und silbernen Dareiken aufstellen ließ, belehrte ihn Kimon gutmüthig, daß er sein Freund, aber nicht sein Miethling sein wolle und von seinem Gelde als Freund dann Gebrauch machen werde, wenn er dessen bedürfe. Vor Allem bewunderte man an ihm den kühnen Feldherrn, den gewaltigen Schlachtensieger; keine Veste hielt ihm Stand, kein Heer, keine Flotte; vom Seesieg am Eurymedon her führt er die erschöpften und erhitzten Soldaten ans Land und bricht nach schwerer Blutarbeit auch die Kraft des persischen Landheeres; ehe die achtzig phoinikischen Schiffe, auf deren Eintreffen der Admiral Tithraustes noch hatte warten wollen, die böse Botschaft vernahmen, saß ihnen Kimon schon auf dem Nacken und nahm die Mehrzahl von ihnen weg; drei Siege hatte er binnen ein paar Tagen erstritten. Wo Gefahr war, da wuchs er, wie Ludwig XIV. von Villars gesagt hat, aus dem Boden und faßte überall den Stier bei den Hörnern. Die Stadt Athen dankt ihm manche Verschönerung; aus den Beutegeldern wurden nicht bloß die langen Mauern erbaut, für welche im Kies- und Moorgrund oftmals erst eine sichere Unterlage zu beschaffen war, sondern auch der Marktplatz mit Platanen bepflanzt, die wasserarme dürre Akademie in einen wohlbewässerten Hain mit schattigen Spaziergängen und rein gehaltenen Rennwegen verwandelt; neue Bauten entstanden auf der Akropolis; Polygnotos schmückte des Peisianax Halle mit Gemälden, welche die nationalen Großthaten verherrlichen sollten; er stellte Ilions Fall und die Marathonschlacht dar und verglich vermöge dieser Zusammenstellung Miltiades dem Agamemnon, die Athener den sieghaften Danaern.

Die Epoche, deren Gedächtniß an Kimon's Namen geknüpft ist, war großartig und reich an Erfolgen im Frieden und Krieg. Es hat etwas Tragisches,

daß der Mann, welcher nach Plutarchos' Ausdruck an einem einzigen Tag durch einen doppelten Sieg die Tage von Salamis und von Plataiai verdunkelte, gerade auf dem Gebiete Schiffbruch erlitt, wo er sich von seinem panhellenischen Gefühl, von den Erinnerungen des nationalen Freiheitskampfes leiten ließ. Der, dem Heer und Flotte des Großkönigs erlagen, kam zu Fall durch seine ehrliche, aber kurzsichtige innerhellenische Politik. Als es sich herausstellte, daß die Spartaner seine hochherzigen Empfindungen nicht erwiderten, daß sie Athen gegenüber nur Mißtrauen und Uebelwollen empfanden, da brach die schwache Unterlage zusammen, auf welcher Kimon sein ganzes System aufgebaut hatte. Die näheren Umstände des Ereignisses verschärften den Eindruck desselben. In einem Augenblick der höchsten Gefahr für Sparta, da die Stadt — es war im Herbst 464 — durch ein Erdbeben bis auf fünf Häuser gänzlich zerstört worden, da die messenischen Heloten und viele Perioiken sich erhoben und dreihundert erlesene Spartaner unter Alimnestos auf dem Gefilde von Stenyklaros erschlagen hatten: in einem solchen Augenblicke setzte Kimon mittelst seines mächtigen Einflusses es durch, daß Athen dem alten, jetzt aber entfremdeten Bundesgenossen, der noch jüngst den Abfall von Thasos moralisch unterstützt hatte, mit viertausend Hopliten zu Hilfe kam. Kimon selbst führte dieses Heer an, und die Athener wurden von den Spartanern, nachdem sie mit dieser Verstärkung die Aufrührer auf die Höhe des Ithomegebirgs zurückgeworfen hatten und die Gefahr als beschworen gelten konnte, in beleidigender Weise nach Hause geschickt; man bedürfe ihrer nicht mehr, das war die einzige Erklärung, welche die Ephoren dem auffallenden Beschlusse beifügten; die anderen Bundesgenossen aber behielt man im Lager, damit sie, die den Erfolg mit erstritten hatten, auch die Freude des Sieges mit genössen. Wie gewaltig der Eindruck dieses rücksichtslosen Vorgehens war, entnimmt man aus der Schnelligkeit, mit welcher sich nun in Athen die Wandlung vollzog. Die erste Wucht des Gegenstoßes traf Kimon selbst; ihm verdankte man die erlittene Schmach, von ihm wandte sich das Volk ab; mit Mühe entging er zunächst der Verurtheilung auf eine Anklage hin, daß er sich zum Schaden des Staats habe vom Makedonerkönig Alexandros bestechen lassen; als er sich dann den demokratischen Anträgen auf Reform der Verfassung widersetzte, wurde er im April 459 als „des Volkes Feind und der Lakonen Freund" durch das Scherbengericht verbannt. Er fiel auf der Bresche; nach seiner Austreibung gingen die Anträge durch, durch welche im Wesentlichen die volle Demokratie aufgerichtet wurde. Seither hatte neben dem jährlich erneuerten Rath der Fünfhundert der aus lebenslänglichen Mitgliedern gebildete Areopag gestanden; Athen hatte, modern ausgedrückt, das Zweikammersystem gehabt, und das seiner Natur nach conservative „Oberhaus" hatte außer der uralten Befugniß über Leben und Tod der wegen Mords Angeklagten zu richten eine Reihe politischer Rechte ausgeübt; namentlich hatte es die Jugenderziehung und das sittliche und häusliche Verhalten der Bürger beaufsichtigt und ein Einspruchsrecht besessen gegen Amtshandlungen der Beamten, sowie gegen Raths- und Volksbeschlüsse, welche der Religion zuwiderzulaufen oder dem Staate schädlich zu sein schienen. Alle diese politischen Rechte wurden nunmehr dem Areopag entzogen; er wurde wieder ausschließlich, was er anfänglich allein gewesen war, oberste Instanz über

Leben und Tod, hörte aber auf eine politische Körperschaft zu sein. An die Stelle des Zweikammersystems trat das Einkammersystem, und die Frage über die Verfassungsmäßigkeit neuer Gesetze, welche seither das Oberhaus geprüft hatte, wurde der Heliaia, dem Geschwornengericht, mit andern Worten doch dem Volke selbst überwiesen.

Es war schon die Meinung der Alten, daß diese Anträge, welche Ephialtes formulirt und eingebracht hatte, in Wahrheit von Perikles herrührten und Ephialtes nur sein Werkzeug gewesen sei. Die Lakonerfreunde und die Conservativen waren mit einander geschlagen; Perikles und sein Anhang hatten die Mehrheit erlangt, und es verstand sich von selbst, daß nun eine Politik begann, welche die Ausbildung der Demokratie und den Gegensatz zu Sparta zu ihren Zielpunkten nahm. Sie erlitt noch einmal eine Unterbrechung, als die Athener bei ihrer Einmischung in Aegypten auf der Nilinsel Prosopitis im Juli 454 durch die Streitkräfte des Königs Artaxerxes eine entsetzliche Niederlage erlitten; Kimon wurde zurückgerufen, ein fünfjähriger Stillstand mit den Peloponnesiern abgeschlossen und nochmals die Waffen gegen Osten getragen; als Rächer der Niederlage am Nil ist Kimon im Jahr 449 auf Kypros aus dem Leben geschieden. Er hatte keinen ihm ebenbürtigen Nachfolger; zwei Jahrzehnte lang ist von nun ab Perikles der leitende Staatsmann in Athen gewesen.

II.

Perikles war etwa im Jahr 493 geboren. Von seinem Vater Xanthippos ist schon gesprochen; seine Mutter war Agariste, aus dem Geschlecht der Alkmaioniden, eine Nichte des Kleisthenes, der, wie Plutarch sagt, die Peisistratiden vertrieben, ihre Gewaltherrschaft mit kühnem Muthe gestürzt, Gesetze entworfen und eine maßvolle Verfassung zur Erhaltung der Eintracht und des öffentlichen Wohls gegründet hatte. Offenbar floß das Blut des Ahnherrn auch in den Adern des Perikles; mit der Muttermilch sog er eine fortschrittliche und doch gemäßigte Politik ein. Agariste hatte geträumt, sie gebäre einen Löwen; wenige Tage hernach gab sie dem Perikles das Leben, einen wohlgebildeten Knaben, der nur einen allzulangen und unförmlichen („asymmetrischen“) Kopf hatte; die Komiker haben ihn oft genug deshalb als den Zwiebelkopf, den Köpfeversammler verhöhnt und sich über sein „elfschläfriges Haupt“ lustig gemacht. Wenn Kimon's Bildung mangelhaft gewesen war, so genoß Perikles den Unterricht vortrefflicher Lehrer, so des Musikers Damon, des eleatischen Philosophen Zenon, des Anaxagoras aus Klazomenai, welcher das lösende Wort aussprach: der Geist sei es, der das Weltall geordnet habe und der abergläubischen Deutung von Naturereignissen, z. B. Sonnenfinsternissen, widersprach. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Bildungsart auf das äußere Wesen des Perikles mächtig einwirkte. Der Vollender der attischen Demokratie war persönlich ein Aristokrat, jedes seiner Worte gewählt; gemeine und muthwillige Witze vermied er; er soll zu den Göttern gebetet haben, daß ihm nie ein unpassendes Wort entschlüpfen möge. Man sah ihn selten lachen; bis auf den gemessenen Gang, den sorgfältigen Faltenwurf des Gewandes, den ruhigen Klang der Stimme erstreckte sich die Würde seines Auftretens. Nie verlor er die Selbstbeherrschung, und die Höflichkeit setzte er

auch Feinden gegenüber nicht außer Augen. Wie Friedrich der Große befahl, daß man Pasquille gegen ihn tiefer hängen solle, so gebot Perikles, daß einen Menschen, der ihn auf dem Markt den ganzen Tag mit Schmähworten überhäuft hatte und ihm Abends bis an die Hausthüre nachlief, einer seiner Diener mit einem Licht bis nach Hause geleiten solle. Seinen Feinden erschien das Ernste und Würdevolle seines Wesens als Ausdruck anmaßender und hochfahrender Gesinnung; der Dichter Jon, der die Ehre mit Kimon gespeist zu haben offenbar tief empfunden hat, lobte sich dessen feines, leutseliges und höfliches Benehmen im Gegensatz zur geringschätzigen Art des Perikles. Zenon aber war der Meinung, daß die, welche seinen Schüler wegen seines „gezierten" Wesens tadelten, selber gut thun würden, ihm in diesem Stück nachzuahmen, weil auch die bloße äußere Annahme des Schönen unvermerkt Liebe und Angewöhnung des Schönen hervorbringe. Viele wollten wissen, daß Perikles' Wesen lebhaft an den Tyrannen Peisistratos erinnere, dem auch eine angenehme Stimme und eine im Gespräch geläufige und schnelle Zunge eigen gewesen sei. Alle diese Aeußerlichkeiten flossen aber doch im letzten Grunde aus dem innersten Wesen des Perikles her. Er war eine echt hellenische Natur, wie es in höherem Grade eine zweite nicht gegeben hat; das richtige Maß, die vollständige Harmonie war der Grundton seiner Seele. Der kluge und patriotische Mann, welcher den Perikles noch gesehen hat und dessen Zeugniß über ihn trotz aller Angriffe sich unzerstörbar bewähren wird, Thukydides hat dies in jener monumentalen Charakteristik (II, 65) so ausgedrückt: „Wenn er wahrnahm, daß die Athener unzeitgemäßer Weise im Uebermuth sich trotzig überhoben, dann schlug er diese Stimmung durch seine Worte nieder, so daß sie sich wieder fürchteten; und wenn sie unvernünftiger Weise Angst hatten, verstand er es, ihren Muth wieder aufzurichten." So war er der geborene Staatsmann, weil er der geborene Seelenbeherrscher war; er wagte es auch dann dem Volk die Wahrheit zu sagen, wenn er dadurch dessen Zorn erregte. Das berufene *χαρίζεσθαι τῷ δήμῳ*, dem Volk nach dem Munde reden, in welchem später Demosthenes die Wurzel alles politischen Elendes erblickte, war nicht seine Art; er verstand es „das Volk in freiem Gehorsam zu erhalten", wie wieder Thukydides ihm nachrühmt.

Dieser zum Lenker des Staats berufene Mann hielt sich trotzdem lange vom politischen Leben fern. Die Erfahrungen, welche Andere auf diesem Gebiet gemacht hatten, schreckten ihn ab, um so mehr, als seine hochadelige Abstammung leicht gerade zur gefährlichen Klippe für ihn werden konnte. Wohl hatte die attische Fortschrittspartei von Solon an immer Führer aus den aristokratischen Geschlechtern gehabt; aber dieselben waren auch des öftern populärer Opposition zum Opfer gefallen. Perikles wurde reichlich dreißig Jahre alt, ehe er anläßlich des Sturmlaufs gegen den Areopag zum ersten Male politisch hervortrat. Mit diesem Entschluß änderte er auch seine Lebensweise; Plutarchos versichert, daß man ihn in der Stadt nur den einen Weg wandeln sah, der zum Markt und auf das Rathhaus führte; er schlug jede gastliche Einladung ab und entsagte aller Theilnahme an der Geselligkeit. Während seiner ganzen dreißigjährigen politischen Thätigkeit ging er nie bei einem Freunde zu Tisch und man bemerkte es als etwas Außerordentliches, daß er bei der Hochzeit seines Vetters Eury-

ptolemos zugegen war; als aber die Spende dargebracht wurde, welche bei den Hellenen das Ende der Mahlzeit und den Beginn des Trinkgelages bezeichnete, stand er auf und begab sich nach Hause. Seine politische Wirksamkeit sollte nichts an sich haben, was der Herrschaft einer Clique ähnlich sah; für Alles, was er that, wollte er selbst aufkommen. Allerdings nur bei wichtigen Gelegenheiten nahm er selbst das Wort, so daß ihn Kritolaos dem Staatsschiff Salaminia verglich, das nur bei Aufträgen von großer Wichtigkeit auslief; für geringe Aufgaben ließ er seine Parteigenossen sich einsetzen. Das Volk sollte sich daran gewöhnen, daß, wenn Perikles sprach, es der Mühe werth war, ihn zu hören und ihm zu folgen; dann zeigte er sich in der vollen Wucht seiner Persönlichkeit; weshalb ihn seine Zeitgenossen den Olympier nannten. Er donnere, sagten die oppositionellen Journalisten der Zeit, die Komiker, und blitze von der Rednerbühne herab; er führe einen schrecklichen Donnerkeil im Munde; sein Gegner Thukydides, des Melesias Sohn, klagte, daß Perikles, selbst wenn er von ihm aus dem Felde geschlagen worden sei, den sehenden Athenern die Meinung vom Gegentheil beizubringen wisse. Es fehlte ihm nicht an treffenden Vergleichungen; als er die Athener zur Niederwerfung Aigina's antrieb, hat er ihnen zugerufen, sie sollten die Augenbutter des Peiraieus entfernen.

III.

Das Zeitalter des Perikles ist oft und viel beschrieben worden: neuerdings wieder von Leopold v. Ranke im ersten Theil seiner Weltgeschichte (erste Abtheilung, 1881, S. 280—304) und von Max Duncker im achten, vornehmlich aber im neunten Bande seiner Geschichte des Alterthums (1884—1886).

Ranke's Darstellung ist, dem Plane seines colossalen Werkes gemäß, kurz und gedrungen, auf die Hauptpunkte energisch losgehend, mit erläuternden, zutreffenden Einzelheiten an den passenden Stellen versetzt; es ist ein großartiges Frescogemälde. Duncker dagegen hat seine Erzählung breit und ausführlich angelegt; es ist ihm offenbar nicht mehr sowohl darauf angekommen, die Geschichte des Alterthums ganz zum Abschlusse zu führen, was dem Vierundsiebzigjährigen nur ein besonders gütiges Geschick hätte verleihen mögen, als darauf, die Theile, welche fertig zu stellen ihm noch vergönnt war, nach Kräften so zu gestalten, daß in ihnen unsere ganze Ueberlieferung und das Verhältniß der heutigen Wissenschaft zu ihr dargelegt sei. Es hat neulich Jemand in der „Deutschen Literaturzeitung" aus Anlaß der Besprechung eines andern Werkes tadelnd von Duncker gesagt, er habe die Manier, Alles wissen zu wollen, und daran ist etwas Wahres. An zahlreichen Stellen seines Werkes lebt fast die Sitte der alten griechischen und römischen Historiker wieder auf, ihre Erzählungen durch erfundene Reden der Handelnden zu unterbrechen, welche sich bestenfalls so eng als möglich an das hielten, was etwa in Wahrheit gesprochen wurde; ähnlich läßt Duncker oft genug die Hauptpersonen in indirecter Rede das entwickeln, was sie etwa für ihren Standpunkt vorzubringen haben mochten, auch wenn uns Sicheres darüber nicht überliefert ist. Aber was Duncker seinen Helden in den Mund legt, das ist Alles reiflich überlegt und klar und verständig und verräth den geschulten Politiker, sowie den die Sachlage vollkommen beherrschenden Historiker; man hört ihm im Ganzen mit

Genuß und oft mit Nutzen zu; auch wo man des im Hintergrund lauernden Zweifels nicht los wird.

Es sei uns gestattet, im Folgenden an Ranke's und Duncker's Darlegungen einige Betrachtungen zu knüpfen, welche sich mit den allgemeinen Verhältnissen des perikleischen Zeitalters beschäftigen.

IV.

Die allgemeine Lage Athens beim Tode des Kimon war nicht ohne ernste Gefahren. Zwar waren die Perser auf Kypros zu Wasser und zu Lande besiegt und im Nildelta behauptete sich der Freund der Athener, der „Sumpfkönig“ Amyrtaios; aber die Kraft des delischen Seebundes war aufs Aeußerste angespannt worden und bereits mahnten einzelne aufrührerische Bewegungen in ionischen Städten, daß man den Bogen nicht überspannen dürfe. Ein durchschlagender Erfolg war noch nicht erzielt, König Artaxerxes noch nicht so mürbe gemacht, daß er an Frieden hätte denken müssen. Gleichzeitig war bereits fast die Hälfte des fünfjährigen Stillstandes verstrichen, welchen Kimon im Herbst 451 mit Sparta und dem peloponnesischen Bunde abgeschlossen hatte; der Fall war denkbar, daß Athen vom Großkönig und von Sparta gleichzeitig bekriegt und zwischen zwei Feuer gebracht wurde. Aus dieser Sachlage erwuchs dem Perikles der Entschluß, den seine ganze Parteistellung ihm nahelegte: sich mit Persien wo möglich zu verständigen und die gesammte Kraft des Staates bereit zu halten gegen Sparta. Es ist eine zweifellose Thatsache, daß eine attische Gesandtschaft, an deren Spitze der reichste Mann der Stadt, der Daduch Kallias, stand, im Herbst des Jahres 449 nach Susa gegangen ist; aber sie kehrte im Jahre 448 unverrichteter Dinge wieder heim. Bekanntlich erzählten die Redner des vierten Jahrhunderts viel von dem „kimonischen“ Frieden, der damals vereinbart worden sein soll und laut dessen sich die Athener verpflichtet hätten, das Land des Königs nicht anzugreifen, d. h. die Hände von Kypros und Aigypten zu lassen, während Artaxerxes sich anheischig machte, seine Landtruppen drei Tagemärsche von der Küste fern zu halten und mit seinen Schiffen diesseits von Phaselis und den chelidonischen Inseln im Süden, von den kyaneischen Eilanden am Bosporus im Norden zu bleiben. Man hat neuerdings diesen Frieden und zwar deshalb bezweifelt, weil Thukydides in seinem kurzen Bericht über die Ereignisse von 479—435 desselben nicht gedenkt; man war aber vielfach der Ansicht, daß, wenn auch kein förmlicher Friede zu Stande gekommen sei, doch thatsächlich die angeblichen Bedingungen desselben beobachtet worden seien, und zwar in Folge einer Art von „Verständniß“, wie Ranke (I, 256) die Sache ausdrückt, „das die allgemeine Ruhe gewährleistete“. Allein selbst diese abgeschwächte Auffassung wird von Duncker (IX, 44—45) verworfen, und wie wir glauben, mit Recht. Nach ihm sind die oben genannten Bedingungen des Friedens in Wahrheit der Anweisung entnommen, welche der attischen Gesandtschaft durch Volksbeschluß ertheilt wurde: Kallias sollte versuchen, den Großkönig zur Annahme dieser Vorschläge zu bestimmen; aber er erhielt eine abschlägige Antwort, und reiche Geschenke, so eine goldene Schale und Pfauen, welche man in Athen noch nicht gesehen hatte, waren das Einzige, was die Gesandten mit nach

Hause brachten. Für diese Auffassung spricht nicht bloß das schon erwähnte argumentum ex silentio, das Schweigen des Thukydides, sondern auch die nicht wegzuräumende Thatsache, daß von 449 bis zum Eingreifen Persiens in den peloponnesischen Krieg, also bis zum Jahr 412, eine Reihe von feindseligen Kundgebungen und wirklichen Feindseligkeiten seitens Persiens gegen die Athener stattgefunden hat. Diese gehen allerdings in der Hauptsache nur von den Statthaltern des Königs in den westlichen Reichstheilen aus; aber der Zusammenhalt des Reichs war damals doch noch nicht so gelockert, daß irgend ein Satrap es hätte wagen dürfen, auf eigene Faust mit einer auswärtigen Macht von der trotz Allem imposanten Stellung Athens leichtfertig anzubinden. Thatsächlich hat Athen seine Angriffe gegen Persien eingestellt, und dieses Reich hat es vermöge seiner „sinkenden Energie" auch seinerseits zu keinem ernsteren Vorgehen gegen Athen gebracht; aber vereinbart worden ist lediglich nichts, weder schriftlich noch mündlich, und es hing bloß vom Belieben und den Interessen der beiden Mächte ab, ob sie einander in Ruhe lassen oder einander Hindernisse in den Weg werfen wollten.

Immerhin schied vorläufig Persien aus der Reihe der Gegner Athens wenigstens thatsächlich aus, und die Stadt hatte die Hände frei, als Sparta im Frühjahr 448 den fünfjährigen Stillstand brach und den Delphiern gegen die Phokier, Athens Bundesgenossen, beistand. Treffend bemerkt hierzu Ranke (S. 280): „Wie später bei der großen hierarchischen Gewalt des Abendlandes, so war auch bei dem delphischen Orakel die völlige Unabhängigkeit des Heiligthums unter seinen Priestern von jeder fremden territorialen Gewalt eine Grundbedingung des religiös-politischen Lebens; denn das Orakel sollte eben ohne Rücksicht auf einen dominirenden Staat ausgesprochen werden, um eine höhere Autorität zu bilden. Aber die Athener meinten, daß die Priesterschaft, der doch immer wieder etwas Menschliches anhaftete, mehr zu der Partei von Sparta hinneige: sie hatten nichts dagegen, daß die Phokier sich der Oberherrschaft über das heilige Land bemächtigten. Eben hierüber aber erwachte die Sympathie der Lakedaimonier für das Heiligthum." Aus diesen phokisch-delphischen Wirren entwickelte sich nun ein allgemeiner Kampf, den Duncker als den „zweiten Krieg der Athener und Peloponnesier" bezeichnet, den man noch kürzer den zweiten peloponnesischen Krieg nennen könnte: der erste hatte von 458 bis 451 gedauert, der zweite währte von 448 bis 445. Er nahm dadurch eine verhängnißvolle Wendung, daß die von Athen aus ihren Gemeinden vertriebenen boiotischen Aristokraten, verstärkt durch die Miliz von Theben, euboiische Flüchtlinge und die opuntischen Lokrer, dem athenischen Heer unter Tolmides im Herbst 447 eine vernichtende Niederlage bei Koroneia beibrachten, wobei ein beträchtlicher Theil der auserlesenen tausend attischen Hopliten in Gefangenschaft gerieth. Obwohl Athen sofort sich in die damit geschaffene Lage fand und die Führerschaft Thebens in Boiotien anerkannte, so erhoben sich doch alsbald, 446, die Euboieer und Megareer, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß sie nicht lange allein im Felde stehen würden; und in der That stieß sofort ein spartanisches Heer unter König Pleistoanax bis nach Eleusis vor, ohne aber etwas Wesentliches auszurichten, namentlich ohne sich irgend einer attischen Festung bemächtigen zu können. Perikles unterwarf

jetzt selbst an der Spitze von fünfzig Trieren und fünftausend Mann Euboia, dessen Bevölkerung zum Theil den Krieg mit solcher Erbitterung geführt hat, daß sie die Gefangenen im Meer ertränkte: dann aber veranlaßte er, 445, einen Stillstand auf dreißig Jahre mit Sparta, durch welchen Athen alle Punkte, welche es im Peloponnes oder an dessen Pforten besessen hatte, abtrat: Pagai und Nisaia im Gebiet von Megara, ferner Troizen an der Ost- und Achaia an der Nordküste der Halbinsel. Außerdem wurde den Aigineten die Selbstverwaltung zugestanden und ihre Verpflichtungen gegen Athen auf die Zahlung von dreißig Talenten jährlichen Tributs (also von 135,000 Mark) beschränkt; endlich gewährte Athen allen Bündnern Sparta's freien Verkehr auf seinem Gebiet und in seinen Häfen, wie umgekehrt auch Sparta that.

Duncker ist nun sehr ungehalten, sowohl über die Politik und Kriegführung, durch welche Athen dahin gedrängt wurde, daß es einen solchen Vertrag annahm, als über diesen Vertrag selbst. Er ist der Ansicht, daß es möglich gewesen wäre, dem Tolmides rechtzeitig ein zweites Heer zu Hilfe zu senden, ehe er bei Koroneia erdrückt wurde, und daß es, nachdem die Niederlage erfolgt war, oberste Pflicht Athens, will sagen des Perikles, gewesen wäre, Boiotien wieder ebenso zurückzuerobern, wie dies 458/57 nach der Niederlage bei Tanagra geschehen war. An anderer Stelle[1]) habe ich diese Frage und andere ähnlicher Art ausführlicher erörtert; hier muß nur soviel gesagt werden, daß uns alle und jede Mittel fehlen, um zu beurtheilen, ob in der That etwas versäumt worden ist, im Besonderen, ob nicht der Blitzstrahl bei Koroneia niederfuhr, ehe man in Athen etwas für Tolmides thun konnte, und ob denn die gesammte Lage Athens es erlaubte, 447 das zu wiederholen, was 457 möglich gewesen. Damals war Sparta durch den noch ungebrochenen Widerstand der Messenier auf dem Ithome immerhin noch einigermaßen behindert gewesen; jetzt stand zu erwarten, daß ein attisches Heer, das Boiotien wieder bezwingen wollte, bald von einem spartanischen Heer im Rücken gefaßt wurde — von demselben Heer, das 446 König Pleistoanax befehligte. Es gibt Schläge, gegen welche nicht mehr aufzukommen ist, von welchen das Wort gilt: zu retten, was zu retten ist; und nach diesem Wort hat offenbar Perikles gehandelt. Und gerettet wurde, was doch vor Allem wichtig war: die Grundlage der attischen Großmachtstellung, der delische Seebund, der bei Fortdauer des Kampfes sich vielleicht jetzt schon ebenso aufgelöst hätte, wie dies unter dem Einfluß der sicilischen Niederlage später geschah. Dieser Seebund nicht verloren, war noch nichts verloren; man konnte sich in Muße rüsten auf den doch unausbleiblichen entscheidenden Zusammenstoß mit Sparta, auf den Kampf des Walfischs mit dem Bären. Und vielleicht hat Ranke nicht Unrecht, wenn er (S. 283) einer von Duncker nur nebenbei erwähnten Bestimmung des Vertrags eine weiter tragende Bedeutung zuschreibt: „der empfindliche Verlust für Athens Macht auf dem griechischen Continent wurde durch ein Zugeständniß aufgewogen, welches noch mehr zu bedeuten hatte: die Anerkennung des delischen Seebundes. Den in keinem von beiden Bündnissen begriffenen

---

[1]) Analekten zur Geschichte, von Professor Dr. Gottlob Egelhaaf. Stuttgart, Kohlhammer. 1886. Erstes Stück: Die kriegerischen Leistungen des Perikles. S. 1—31; bes. S. 9—13.

Staaten und Städten wurde freigestellt, sich nach ihrem Belieben dem einen oder dem andern anzuschließen."

V.

Der Waffenstillstand, der im Jahre 445 zu Stande gekommen war, verschaffte Athen eine Friedenspause von etwa zwölf Jahren, von 445—433. Nicht in dem Sinne freilich, daß es in diesem Zeitraum gar niemals nöthig gewesen wäre, das Schwert zu ziehen; im Jahr 440 fiel die Insel Samos ab, die mächtigste Bundesgenossin Athens, und es bedurfte aller Umsicht und aller Energie des den Oberbefehl übernehmenden Perikles[1]), um die Stadt wieder zum Bunde herbei zu bringen, welcher der persische Satrap Pissuthnes in Sardes — zum deutlichen Beweis, daß zwischen Athen und Persien ein Friede nicht bestand — Hilfe geleistet hatte. Am Ende des erwähnten Zeitraums traten dann die Verwicklungen mit Korinth ein, aus denen der dritte peloponnesische Krieg, der weitaus schwerste und langwierigste von allen, hervorwuchs; aber im Großen und Ganzen genoß der Staat doch immer, im Vergleiche mit den vorausgegangenen Zeiten, tiefer Ruhe, und die Möglichkeit war gegeben, sich fast ungestört friedlicher Arbeit zuzuwenden.

Wie hat nun Perikles, welcher durch die Verbannung seines Gegners Thukydides im Jahr 442 zu vollständiger Herrschaft gelangte und als Vorsitzender des Collegiums der zehn Strategen diese Herrschaft wahrnahm: wie hat er diese Zeit ausgenützt?

In politisch-militärischer Hinsicht hat er keinen Augenblick die unbedingte Nothwendigkeit eines letzten, entscheidenden Waffengangs mit Sparta und der dafür erforderlichen Vorbereitungen verkannt. Er vermied es, den Conflict mit Persien wieder aufleben zu lassen, worauf manche in Athen hindrängten, und als der „Sumpfkönig" Amyrtaios im Frühjahr 444 die Athener durch ein Geschenk von 30,000 Scheffeln aegyptischen Weizens zu einer neuen Expedition an den Nil zu bestimmen suchte, vereitelte Perikles diesen Schachzug, indem er eine Fahrt in den Pontos unternahm, den dortigen durch Skythen, Odrysen und Persern bedrängten hellenischen Colonien Hilfe leistete und so Athens panhellenische Bedeutung der Mitwelt klar vor Augen führte, ohne doch Persien direct herauszufordern und dem Amyrtaios durch mehr als eine Diversion zu helfen. Perikles knüpfte ferner die Bündner enger als je an Athen, ja er schuf den Bundesstaat nahezu zum Einheitsstaat um (Duncker S. 146), indem der Bundesrath des delischen Bundes völlig beseitigt, fast alle Rechtsfälle an die athenische Heliaia verwiesen und von allen Bundesgenossen die Ablieferung des Getreidezehntens an die Göttinnen von Eleusis gefordert wurde: eine Abgabe, zu welcher, der betreffenden Inschrift nach, auch das gesammte attische Land verpflichtet war. Es galt, den Menschen ins Gedächtniß zu rufen, daß sie von Attika aus Demeters segensreiche Gabe, das Korn, empfangen hätten und dafür zunächst der Göttin und mittelbar auch dem attischen Lande als dem Mutterschoß der an den Ackerbau geknüpften Cultur Dank schuldig seien. Perikles hat selbst die Ausdehnung

---

[1]) S. darüber Analekten S. 13—19.

dieses Ehrenzolls auf alle Hellenen versucht, wenn auch ohne wesentlichen Erfolg. Jedes Jahr sollte, der großen Kosten von über dreihundert Talenten ungeachtet, eine Uebungsflotte von sechzig Trieren acht Monate lang kreuzen, um den Bürgern Gelegenheit zur Erlangung der Fertigkeit im Rudern zu gewähren und die Bündner zu überwachen. Die Flotte wurde durch einen nach heftigen Kämpfen erfolgten Volksbeschluß vom Frühjahr 442 auf vierhundert Trieren erhöht und der Mannschaft Sold bewilligt. Der Peiraieus wurde so umgebaut, daß er auch die Masse der Handelsschiffe aufzunehmen vermochte, und dann wurde er, da so der Hafen von Phaleron entbehrlich geworden war, durch eine directe, dritte Mauer mit dem System der städtischen Befestigungen in Verbindung gesetzt. Man ersparte so die Erbauung einer Mauerstrecke von Phaleron bis hinüber zum Peiraieus, welche wenigstens eine Stunde lang gewesen sein würde, und behielt, da auch die Besatzung für diese Strecke wegfiel, eine größere Freiheit zu ausgiebigeren Flottenaussendungen. Der Ueberschuß der attischen Bevölkerung wurde durch das System der Kleruchieen theils an Orte abgeleitet, welche der Strafe verfallen waren, wie Naxos und Histiaia auf Euboia, theils wurden Ansiedlungen im Barbarenlande versucht, so im thrakischen Chersones, in Sinope, auf dem Boden des alten Sybaris. Alle diese Ansiedlungen, besonders die auf Lemnos und Imbros an den Pforten des Hellespontos, waren als attische Vorposten gedacht; auch das England der Hellenen besaß sein Malta, sein Gibraltar, sein Helgoland. Man wußte am Eurotas den letzten Sinn und Endzweck dieser emsigen Thätigkeit wohl zu durchschauen; als Perikles im Jahr 444 jene berühmte Einladung an alle Hellenen erließ, einen National-Congreß in Athen zu beschicken, welcher „über die Herstellung der verbrannten Heiligthümer, über Sicherheit der Meerfahrt und Aufrechterhaltung des Friedens" berathen sollte, da wirkte Sparta unter der Hand entgegen und die Peloponnesier lehnten kühl die Theilnahme ab: man wollte nicht dazu helfen, daß Athen als Brennpunkt der hellenischen Cultur, als nationaler Mittelpunkt erscheine.

Solchergestalt war die auswärtige Politik des Perikles. Sie war nach den Niederlagen der Jahre 447—445 eine Politik der Sammlung, der Vorbereitung auf den Tag der großen Entscheidung. Bei allen diplomatischen Schachzügen, bei allen militärischen Maßnahmen hatte er im letzten Grunde das eine Ziel im Auge: Athen sollte gerüstet sein, wenn es galt; es sollte das Vertrauen zu sich selbst haben dürfen, daß es den Wogen stehen werde, wenn sie anfangen würden vom Peloponnes und von Boiotien heran zu rollen.

Zu dieser inneren Festigkeit gehörte aber natürlich noch mehr. Der Staat mußte so organisirt sein, daß die Masse seiner Bürger Wohlthaten von ihm empfing, daß sie entschlossen war, für ihn zu leben und zu sterben.

Die Gegner des Perikles waren rasch mit einer Erklärung dafür bei der Hand, daß der verschlossene und würdevolle Mann „gegen seine eigentliche Natur (*παρὰ τὴν ἑαυτοῦ φύσιν* Plut. Pericl. c. 7) die Sache der Vielen und Armen im Gegensatz zu den Reichen und Wenigen gewählt habe." Anders denn als Anwalt der unteren Schichten konnte er ihrer Ansicht nach nicht emporkommen; und da Kimon die Masse durch eine ungemeine Freigebigkeit aus seinen persönlichen Mitteln für sich und die Conservativen gewonnen hatte, so griff Perikles,

der mit Glücksgütern weit weniger gesegnet war als Kimon, dazu, aus öffentlichen Mitteln die Volksmasse zu bezahlen und führte für die Richter, die Rathsherren und die Besucher der Volksversammlung jene Besoldungen ein, welche den überlieferten Grundsatz von den unbesoldeten Ehrenämtern und Leistungen für den Staat in der radicalsten Weise durchbrachen. Die Rathsherren erhielten täglich für ihre Mühewaltung eine Drachme oder sechs Obolen (79 Pf.), die Geschworenen zwei Obolen (26⅓ Pf.) und die Besucher der Volksversammlung einen Obolen (13⅙ Pf.); mit letzterem Geldstück konnte man nach dem damaligen Stand der Preise sich nothdürftig auf einen Tag verköstigen. Die Festesfreuden wurden wesentlich vermehrt; man erhöhte die Zahl der Wettkämpfe bei den großen Opfern, den Pomp der Festzüge, stattete die Darbringungen für die Götter reichlicher aus und bemaß die Preise der Sieger in den Wettkämpfen freigebiger (Duncker S. 153). Den Panathenäen wurden Wettkämpfe der Cither- und Flötenspieler, Wettgesänge zu Ehren der Schutzgöttin Athens und Wettrudern von Trieren hinzugefügt; die Kosten des Festes stiegen dadurch allein für den Staat auf sechs Talente (27,000 Mark). Damit aber jeder Athener an diesen geistigen Genüssen Antheil nehmen und seine sittliche Bildung dadurch fördern könne; „damit gerade die ärmere Bürgerschaft, welche der Erhebung des Geistes und Herzens am meisten bedurfte, den vom Staate abgehaltenen Schauspielen, diesen Acten des Cultus, nicht fern bleiben mußte“: deshalb führte Perikles auch die Verabreichung des Schaugeldes oder Theorikon aus öffentlichen Mitteln ein. Im Sinne des Perikles war es „eine kleine Erleichterung für den Unterhalt des armen Mannes an den Festtagen“, wenn man ihm je einen Obolen für jeden Tag der Dionysien und Panathenäen gewährte; nur so wurde es ihm möglich, nicht etwa bloß einen Tag auszuhalten, sondern den ganzen Genuß der Feste sich zu gestatten. Ein Ersatz für das Eintrittsgeld wurde überhaupt erst später erhoben, als die Mittel des Staats knapp geworden waren, nach der Katastrophe des Jahres 404, und da allerdings wurde es den Aermeren ersetzt und das Theorikon deshalb auf zwei Obolen erhöht.

Nach Aristoteles folgte Perikles bei diesen Austheilungen aus Staatsmitteln dem Rathe des Damonidas von Oa; es ist nicht ersichtlich, ob es auch die Meinung des großen Philosophen und Geschichtsforschers war, daß die Absichten des Perikles dabei demagogischer Natur waren. Gewiß aber wäre diese Art der Betrachtung oberflächlich und ungerecht. Es hing nicht von dem freien Belieben des Perikles ab, weder wo er selbst im Staate seine Stellung nehmen wollte, noch in welcher Gestalt die innere Entwicklung Athens sich weiter vollziehen sollte. Er fand von Kleisthenes her eine feste politische Ueberlieferung in seiner Familie vor, welcher er sich naturgemäß anschloß; auch in Athen gab es Geschlechter, die von den Vätern her gelernt hatten, Whigs, andere, die es überkommen hatten, Tories zu sein. Die Whigs hatten gesiegt, und von da aus bildete sich die Demokratie folgerichtig mehr und mehr aus. *In diesen Proceß greift Perikles mit fester, zielbewußter Hand ein.* Der politische Gehalt seiner Zeit, die Summe seines Wirkens liegt darin, daß er zum ersten und vielleicht letzten Male in der Geschichte den bewußten Versuch machte, *eine unaufhaltsame demokratische Entwicklung von der fast un-*

vermeidlichen Einmündung in die Kloake der Ochlokratie zurückzuhalten, die Demokratie unter eine feste, dem Wesen nach monarchische, der Form nach verhüllte Führung zu stellen und sie so zur Ausreifung einer idealen Cultur zu befähigen. Die Aufgabe war die: den demokratischen Gedanken, den Gedanken der Gleichheit der Bürger, der Volksherrschaft, als die unverrückbare Grundlage der athenischen Politik entschlossen anzunehmen und zu versuchen, ob nicht auf dieser Grundlage ein machtvoller Culturstaat sich errichten, die Ordnung mit der Freiheit sich vermählen lasse. Diese Aufgabe hat Perikles gelöst; er schuf sich damit die persönliche Stellung, deren er bedurfte, aber er gab auch seinem Wirken eine Bedeutung für alle Zeit.

Sehr schön weiß Duncker (S. 156) den socialen Grundgedanken des perikleischen Systems darzulegen. „Perikles gab den Grundsätzen der Demokratie die weiteste Ausdehnung. Der Staat der Gleichheit aller Freien hat diese Freien einander gleich zu stellen; der Staat hat die Unterschiede des Vermögens aufzuheben, d. h. die Begüterten haben nicht nur für den Staat zu leisten, sondern auch für die unbegüterten Mitbürger insoweit Lasten zu übernehmen, daß die Unterschiede der socialen Stellung hinfällig werden und die Unbegüterten in Ausübung der politischen Rechte wie in Erlangung individueller Ausbildung sich den Begüterten gleich zu halten vermögen. So sollte das Schaugeld der geistigen Erziehung der ärmeren Klassen zu Hilfe kommen, für deren gymnische Uebung neben der Vermehrung der Wettkämpfe die Gymnasien und Palästren, welche Solon den Bürgern und Bauern geöffnet hatte, vermehrt und erweitert, für deren körperliches Wohl und Behagen öffentliche Bäder auf Staatskosten erbaut werden. Was bisher nur der besser gestellten Klasse zu Gute gekommen, sollte auch den Aermeren zu Theil werden."

Wem kommen nicht bei der Betrachtung dieser Dinge die Erinnerung an die socialen Kämpfe und Arbeiten unserer Tage? Wenn aber in unserer Zeit der Glaube an die sociale Aufgabe der Staatsordnung erst wieder sozusagen ausgegraben und belebt werden mußte, so gehörte er bei den Alten zu den selbstverständlichen Dingen; ein Staat, welcher nicht seinen Bürgern, die freilich stets nur ein Bruchtheil der im Staat vorhandenen Menschenmasse waren, das Wohlergehen verbürgt hätte, würde nach Aller Urtheil seiner eigentlichen Aufgabe nicht genügt haben. Der antike Staat ist nicht von der Idee des abstracten Rechts beherrscht, sondern von der Idee des Glücks der „Bürger", der herrschenden Kaste. Da in Athen die Demokratie gesiegt hatte, so verstand es sich von selbst, daß alle Volksgenossen, wie Ranke (S. 293) es ausdrückt, „zu leben haben sollten." Aber diese Absicht wurde doch auf streng sittlichem Wege erreicht. Wieder sagt Ranke sehr treffend: „Niemand sollte frieren, Niemand saumselig sein": in der That, alle jene so viel angegriffenen Besoldungen waren doch nur die Gegenleistung für wirkliche Leistungen: für das Sitzen in Rath und Gericht, für die Antheilnahme an den Verhandlungen des Demos. Der Unterschied der Aristokratien von den Demokratien liegt ja immer darin, daß dort nur wenige, hier alle Bürger an der Staatsverwaltung mitwirken; deshalb ist die Diätenlosigkeit stets ein Kennzeichen aristokratischer Staatsordnung, und der Umschwung der Zeiten, der Uebergang von der conservativen Republik zur demokratischen,

von Kimon zu Perikles ist allerdings dadurch bezeichnet, daß die Bürger nun Lohn dafür vom Staat erhalten, daß sie ihm dienen.

Auch die herrlichen Bauten, welche Perikles in den Friedensjahren mit überraschender Schnelligkeit aufführen ließ, verfolgten nebenher den Zweck, Geld unter die Leute zu bringen, namentlich dem Handwerkerstand lohnende Arbeit zu verschaffen. Die colossalen Summen, welche diese Bauten, namentlich der Parthenontempel und die Propyläen, kosteten, wurden aus den laufenden Einnahmen des Staats, vor Allem den Abgaben der Bundesgenossen, bestritten; aber es erstanden damit auch Werke von unvergänglicher Bedeutung, und mit den Baumeistern wetteiferten die Bildhauer: Iktinos, Kallistratos und Mnesikles, Pheidias und seine Schüler haben damals gewirkt. „In der perikleischen Zeit," sagt Ranke (S. 289), „scheint die bildende Kunst das Trefflichste geleistet zu haben, was ihr überhaupt gelungen ist. Wer kennt nicht die Schicksale des Parthenon, welches Perikles aufrichtet, und an dem sich dann die Wogen der Ereignisse die späteren Jahrhunderte bis in die neueste Zeit gebrochen haben; selbst die Wegführung der noch erhaltenen Reste hängt mit dem Verhältniß des Orients zu dem Occident zusammen . . . Die Propyläen sind bis in die späteste Zeit, sobald die Kunst sich regte, zum Vorbild geworden . . . In der unteren Stadt errichtete Perikles Uebungsplätze für die heranwachsende Jugend im alten Lyceum, sowie in den Gärten der Akademien, welche, durch die Gewässer des Ilissus belebt, wieder ein ländliches Ansehen gewannen. Man braucht nur die Bezeichnungen zu nennen: Gymnasium, Lyceum, Akademie, um inne zu werden, wie viel diese Institute, die für die körperliche und die geistige Ausbildung zugleich bestimmt waren, der Nachwelt werth gewesen sind. Sie sind gleichsam typisch für die Cultur. Man mag die Politik des Perikles bewundern oder nicht, aber durch die geistige Energie, mit welcher er seine mit treffendem Sinn entworfenen Schöpfungen ins Leben rief, hat er sich ein Denkmal für die Menschheit errichtet."

Im Mittelpunkt dieses reichen und glänzenden Lebens stand Perikles selbst; und wenn er das Vertrauen des Volkes erwog, das ihn Jahr für Jahr zum Strategen erwählte; wenn er auf die dreihundert Städte der Bündner und die vierhundert schwimmenden Festungen blickte, welche diese Städte im Zaum hielten; wenn er die köstlichen Werke der Kunst betrachtete, mit welchen sich Athen Jahr um Jahr mehr schmückte: dann durfte sein Herz wohl schwellen von Stolz und Befriedigung. Man kann die Meinung des Polybios auf sich beruhen lassen, nach welchem Athen unter des Themistokles' Führung am stärksten gewesen ist, und ebenso die Duncker's, welcher dies von Kimon's Zeit annimmt: was Athen zu Athen gemacht hat und für alle Zeiten dazu macht, das dankt es dem Perikles.

Auch in dieser Zeit des Glanzes blieb Perikles' Hauswesen einfach und schlicht. Er hatte einen trefflichen Verwalter, einen Sklaven Euangelos, welcher ihm Alles in Ordnung hielt und den „vom Vater ererbten gerechten Reichthum" ihm treulich bewahrte; dadurch geschah es auch, daß Perikles niemals nöthig hatte, sich durch unlautere Mittel Geld zu erwerben; er war nicht käuflich. Seinen erwachsenen Söhnen und den Frauen behagte seine sparsame Wirthschaft freilich nicht; alle Jahreserträge seiner Güter wurden stets auf einmal verkauft

und was dann für den Hausbrauch nöthig war, einzeln auf dem Markte eingehandelt; die Verwaltung stellte sich bei diesem Verfahren en gros zu verkaufen und en détail zu kaufen besser.

Perikles war anfänglich mit einer Frau aus seiner Verwandtschaft vermählt, welche vorher das Weib des reichen Hipponikos gewesen war, dem ergiebige Kuxen in den laurischen Silberbergwerken gehörten; dem Perikles gebar sie zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Um 450, als Vierzigjähriger, löste er diese Ehe und lebte von da mit des Axiochos Tochter, Aspasia aus Milet, ohne aber sich mit ihr zu vermählen. Die Komiker durften deshalb mit jener für unsere Nerven geradezu abstoßenden Freiheit der Rede noch in späten Tagen dem Sohne des Perikles und der Aspasia „das Schandmal seiner Mutter" vorhalten, obschon derselbe durch seinen Vater gesetzlich legitimirt war. Perikles liebte die Aspasia zärtlich; es fiel den Hellenen auf, daß er, wenn er ging und wenn er kam, sie mit einem Kusse grüßte; als sie später wegen Gottlosigkeit verklagt wurde, erbat er ihre Freisprechung unter heißen Thränen und mit Erfolg. Sie verstand, nach dem Zeugniß des Sokrates, der in Perikles' Hause Zutritt hatte, das Hauswesen gut zu verwalten und besaß verständiges Urtheil; „sie theilte," sagt Duncker (S. 25) „des Perikles Interessen auf dem Gebiete des Staates, wie in den Bereichen der geistigen Bildung; gewandt im Ausdrucke und von wirksamer Rede, lebhaft ergriffen von den neuen Ausblicken, welche die Philosophie den Hellenen eben aufzuthun eifrigst bestrebt war, scharf und vorschauend in ihrem Denken, galt ihre Ansicht und ihr Urtheil in der Umgebung des Perikles."

Ein freigeistiger Hauch ging durch dies Haus; Anaxagoras vor Allem stand in den nächsten Beziehungen zu Perikles. Vortrefflich macht Ranke darauf aufmerksam, daß des Perikles Ahnen, die Alkmaioniden, einst, als Kylon nach der Tyrannis griff, eine Blutschuld gegen die Asylgötter auf sich geladen hatten; es galt diesen Makel zu tilgen, dessen sich bekanntlich die Spartaner dann doch noch 431 gegen Perikles bedienten. Deshalb also betrieb Perikles den Bau des Tempels der jungfräulichen Athene, um die Schuld der Ahnen zu sühnen; deshalb begünstigte er die Philosophen, besonders Anaxagoras, „dessen Lehre ein rationelles Princip in sich schloß, welches Anklagen dieser Art nicht aufkommen ließ."

VI.

Mit dem Beginn des Jahres 433 wurde Athen vor eine verhängnißvolle Wahl gestellt. Zwischen Korinth und Kerkyra war ein Zwiespalt ausgebrochen, in welchem die genannte Insel, bedroht von feindlicher Uebermacht, sich an Athen mit einem Gesuch um Hilfe wandte. Perikles entschied sich dafür, demselben Statt zu geben, weil ihm die Frage sich so darstellte: ob man Korinth verstatten solle, die Herrschaft in den westlichen Gewässern an sich zu reißen, oder ob Athen sich die Bahn dahin und damit die Entwicklung seines Handels nach dem Westen frei halten wolle. Er bejahte die zweite Frage und war um so mehr für die Unterstützung von Kerkyra, als Athen gerade jetzt, es war im Jahre 434 gewesen, den Stützpunkt in Italien verloren hatte, den Perikles neun Jahre vorher geschaffen hatte: in der 443 auf dem Boden von Sybaris gegründeten Colonie Thurioi hatte die nicht athenische Bevölkerung die Oberhand über die

athenischen Bestandtheile gewonnen und in Delphi einen Orakelspruch erwirkt, daß der Gott selbst — nicht aber die Stadt Athen — als Gründer der Colonie zu erachten sei: auf Grund dieses Beschlusses löste Thurioi seine Verbindung mit Athen auf; „der Liebe Mühe," sagt Duncker (S. 302), „war umsonst gewesen; Athen hatte nichts mehr von Thurioi zu fordern, nichts mehr zu erwarten." Kerkyra schien einen geeigneten Ersatz für diesen unerwarteten Verlust zu bieten, und Perikles hoffte augenscheinlich eine Zeit lang, einen offenen Conflict Athens mit Korinth dadurch zu vermeiden, daß er bloß ein Schutzbündniß, eine Epimachie, nicht aber ein Schutz- und Trutzbündniß, eine Symmachie, mit der Insel abschloß. Allein diese Hoffnung erfüllte sich nicht; als die Korinther sich durch Athen Halt geboten sahen, beantragten sie auf der Tagsatzung des peloponnesischen Bundes zu Sparta Krieg gegen die „Tyrannenstadt" Athen. Der Antrag ging schließlich durch, und Perikles war von vornherein entschlossen, den Handschuh aufzunehmen; ein Krieg auf Leben und Tod mit Sparta war seiner Ansicht nach doch unvermeidlich, und alle Nachgiebigkeit hätte ihn nicht verhindert, vielmehr die Spartaner nur zu vermehrten Forderungen angetrieben.

Er hatte seinen Kriegsplan fertig, und als König Archidamos im Sommer 431 mit 60,000 peloponnesischen und boiotischen Hopliten, denen nach griechischer Sitte eben so viele bewaffnete Knechte folgten, in Attika einbrach, setzte er diesen Plan mit rücksichtsloser Energie ins Werk. Von einer Schlacht gegen den weit überlegenen Feind war nichts zu hoffen; Athen verfügte einschließlich der Garnisonen nur über 29,000 Hopliten; für den Felddienst blieben nicht mehr als 13,000 Hopliten mit 1200 Reitern und 1600 Bogenschützen zu Fuß und 200 zu Pferd übrig, also nicht mehr als zusammen 29,000 Mann an Schwerbewaffneten, Knechten, Reitern und Schützen: gegen je vier Mann des Archidamos hätten die Athener je einen im Felde gehabt. Aus diesen unanfechtbaren Zahlverhältnissen ergibt sich auch, wie undurchführbar die Vertheidigungsart gewesen wäre, welche Duncker (S. 420) als die durch die Verhältnisse gebotene, von Perikles aber aus übergroßer Zaghaftigkeit unterlassene ansieht. Nach Duncker hätte er sofort Megara einschließen, die Päße des Geraneiagebirges besetzen und durch Befestigungen sperren sollen; dadurch würde er die Feinde von Attika fern gehalten haben. Man braucht nur die Karte anzusehen, um zu erkennen, wie gewagt eine solche Heeresleitung gewesen wäre. Die nicht ganz 30,000 Athener in den Geraneiapässen hätten von drei Seiten gefaßt und umzingelt werden können: von etwa 100,000 Peloponnesiern von Westen, von etwa 20,000 Boiotern von Norden, von den nach Herodot (IX. 28) etwa 6000 Mann starken Megareern von Osten her; sie hätten sich selbst in eine Falle begeben, aus der sie wahrscheinlich keinen Ausgang mehr gefunden hätten. Nein! Perikles begriff, was allein für einen Staat möglich war, welcher vor fünfzig Jahren sich dafür entschieden hatte, von der Ausbildung der Landmacht zu der Entwicklung der Seemacht überzugehen. Seitdem Athen eine Flotte von vierhundert Trieren hielt, welche mindestens 40,000 Krieger als Bemannung erforderten, auf welchen aber auch seine Großmachtstellung beruhte, *hatte es auf die Möglichkeit verzichten müssen, einen Landkrieg im großen Stil zu führen.* Perikles' Strategie unterlag der Wucht der ganzen historischen Entwicklung, welche Athen seit 480 genommen hatte;

sie war ihre naturgemäße Frucht, nicht aber das zufällige Ergebniß der subjectiven Charakter- und Naturanlage des Perikles. Er bestimmte daher, daß die ganze Bevölkerung Athens vom Lande in den gewaltigen Mauerkreis der Stadt und des Peiraieus sich flüchte, daß man dem Feind das platte Land preisgebe, ihn aber bei einem etwaigen Sturm auf Athen gebührender Maßen empfange. So werde der Feind am Ende unverrichteter Sache weichen müssen, und für die Unbilden, welche Attika durch ihn erlitten, werde die Flotte die weitgestreckten Küsten des Peloponnes durch Plünderungszüge heimsuchen. Bei dieser Kriegführung werden die Feinde allmälig erlahmen, ihre Kraft und ihr Kriegseifer früher schwinden als dies bei den Athenern der Fall sei, welche die Verwüstung ihres Landes durch Bezug der Erzeugnisse ihrer überseeischen Besitzungen zu ertragen vermöchten. Der Sieg werde den Athenern bleiben, wenn sie nur nicht die Ausdauer verlören.

Perikles wurde der Rostopschin Attika's, weil er in einem solchen Verfahren den allein möglichen, wenn auch herben Weg zum Siege erblickte. Seine Mitbürger lehnten sich nach dem ersten Kriegsjahr gegen ihn auf, und es kam im Juli 430 zu dem schmählichen Urtheilsspruch, der den unbestechlichsten Mann wegen Empfang von Bestechungen und damit wegen „Benachtheiligung des Staats" zu einer Buße von fünfzig Talenten verdammte. Aber als die Lage sich von allen Seiten her bedrohlicher gestaltete, wurde er im Juni 429 wieder ans Staatsruder zurückgerufen; „die Athener überzeugten sich," sagt Thukydides, „daß er doch der Tüchtigste sei, den Staat zu leiten." Würde der etwa vierundsechzigjährige Mann noch die Frist einiger Jahre gehabt haben, um mit dictatorischer Macht die Staatsangelegenheiten zu führen, so möchte es ihm wohl beschieden gewesen sein, das Gelingen seines Planes zu erleben, wozu vor Allem Zähigkeit, unbeugsame Festigkeit gehörten; aber wenige Monate nach seiner Rückkehr ins Strategenamt raffte ihn jene fürchterliche Seuche hinweg, welche vor Aegypten herschreitend die Welt des Ostens verwüstete und vor Allem in dem mit Menschen überfüllten Athen grausige Verheerungen anrichtete. Zweien seiner Söhne, den aus erster Ehe gebornen, legte er noch, dem letzten mit bitteren Thränen, den Todtenkranz auf das bleiche Haupt; dann, im October 429, ereilte ihn selber der Tod. Während er im Sterben lag, priesen seine Freunde flüsternd den großen Mann und seine reichen Tugenden, seine großen Erfolge: sie meinten, er sei schon entschlafen: da erhob er nochmals seine Stimme und sprach: eins hätten sie zu seiner Verwunderung vergessen, daß um seinetwillen Keiner von den Athenern ein schwarzes Kleid habe anlegen müssen. So war es im Sterben sein Stolz und sein Trost, daß er zeitlebens seine Hände rein gehalten hatte von Bürgerblut.

Es war das letzte Mal, daß ein athenischer Staatsmann so sprechen durfte. Die Zeit der Hetairieen zog herauf; von diesen Blutmenschen bleibt des Perikles Gedächtniß geschieden für alle Zeit.

Weimar in den neunziger Jahren.

Aufzeichnungen aus dem Nachlasse
Garlieb Merkel's.

(Schluß.)

Ueber das Weimar der Jahre 1798 und 1799 liegt noch eine zweite, ausführlichere Aufzeichnung Merkel's vor, die durch eine Schilderung seiner im December 1797 bewerkstelligten Rückreise von Kopenhagen nach Thüringen eingeleitet ist, verschiedene nicht uninteressante Einzelheiten enthält und offenbar mehrere Jahre früher niedergeschrieben ist, als der erste Bericht, von welchem sie rücksichtlich einzelner Urtheile abweicht, die sich in der Folgezeit gemildert hatten. Unter Ausmerzung derjenigen Abschnitte, die sich als bloße Wiederholungen des früher Gesagten kennzeichnen, lassen wir auch diese Darstellung folgen.

„Es war in der Mitte des Decembers (1797), daß wir von Kopenhagen abreisten. Die Witterung wurde bald so kalt, daß alle unsere norwegischen und selbst isländischen Schutzmittel dagegen ziemlich unzureichend wurden. Besonders die Ueberfahrt über die beiden Belte war beschwerlich. Die über den großen Belt dauerte vier Stunden, da wir widrigen Wind hatten. Wir fuhren auch die Nächte durch. In Holstein angelangt, legte ich mir die Fragen vor, was alle diese unsäglichen Beschwerden sollten? Warum wartete ich nicht in Kopenhagen eine bessere Jahreszeit ab? Warum ging ich wieder nach Weimar? Warum nicht nach einer größeren Stadt, Hamburg oder Berlin? Und hierauf konnte ich mir eine Antwort geben: Weimar war die einzige Stadt in Deutschland, in der ich mich schon einigermaßen eingelebt, wo ich viele Bekannte und einige sehr theilnehmende Freunde gefunden hatte. Ich fühlte eine Art Heimweh, es wieder zu sehen. Für die anderen Fragen habe ich nur eine Erklärung, nicht eine Antwort. Mein Geist hatte sich in der langen Einsamkeit meiner Jugendjahre daran gewöhnt, die Gegenstände des Lebens gleichsam aus der Ferne, nur in Umrissen, zu betrachten. Ins Detail, in Berechnungen einzugehen, fiel mir nur auf besondere Veranlassungen ein. Hätte ein Anderer, in meiner Lage, mich um Rath gefragt, ich hätte Alles erwogen und ihm von der Reise abgerathen. Ich selbst machte sie ohne Erwägung.

Endlich war sie indeß zurückgelegt. Ich traf spät am Nachmittag des 31. December (1797) in Weimar ein, wo mir Böttiger schon eine Wohnung besorgt hatte. Nachdem ich ein paar Stunden ausgeruht hatte, sagte man mir, es sei den Abend eine öffentliche Maskerade. Ich ließ mir sogleich einen Domino und eine Larve holen und ging. Ich hatte wenigstens das Vergnügen, meine Bekannte durch meine Erscheinung zu überraschen und von vielen sehr freundschaftlich begrüßt zu werden, aber einer eiligen, Tag und Nacht fortgesetzten Reise vom Sunde her, war der Abend nicht werth.

Weimar erschien mir jetzt im Winter ganz anders, als ich es im August verlassen hatte. Es waren mancherlei Veranstaltungen zu Belustigungen getroffen, und fast jede, die der Hof dazu machte, beschäftigte die ganze gebildete Bevölkerung; denn mit großer Humanität war immer dafür gesorgt, daß sie daran Theil nehmen konnte. So war z. B. das Abonnement zum Theater so gering, daß im Parterre der genußreichste Abend nur drei Groschen kostete, und unter Goethe's Direction hatten die Leistungen der Bühne oft großen Kunstwerth, wenn sie auch nicht so hoch stand, als damals schon im „Journal des Luxus und der Moden“ von ihr gepriesen wurde. Ich erinnere mich nur eines einzigen Mitgliedes derselben, dessen Spiel durchaus unausstehlich war, und das war ein Sänger mit einer schönen Stimme.

Am meisten wurde Weimar im Winter dadurch belebt, daß adlige Familien aus dem Lande, selbst auch aus anstoßenden Ländchen, herzogen, um hier die traurige Jahreszeit froher zu verbringen. Jede bedeutende neue Erscheinung auf der Bühne und jede Lustbarkeit, die merkwürdig schien, führte Viele aus allen anderen benachbarten Städten zusammen. Weimar gewann für mich ein eigenes, neues Interesse dadurch, daß die Weimaraner mich seit meiner Rückkehr aus so großer Ferne als einen Einheimischen behandelten. Ich nahm es mit Dank an, und in der That wurde mir die Stadt bald so lieb, daß ich sie gern zu meinem bleibenden Wohnsitze gewählt haben würde, — hätte es nur in irgend einer Weise zu dem Lebensplane gepaßt, den ich mir endlich mit Bestimmtheit entwerfen mußte.

Mein erster Besuch am Morgen nach meiner Ankunft war bei Böttiger und er bewillkommnete mich fast jubelnd, und bestürmte mich mit Fragen und Nachrichten. Dann ging ich zu Herder. Als ich in die Thüre trat, rief er aus: „Da ist er ja wieder, der Freiheitsvogel! Hab ich's nicht gesagt, er paßt in keinen Amtskäfig.“

Auch seine Gattin begrüßte mich mit fast mütterlicher Freude; aber später im Laufe des Gesprächs schüttelte sie doch den Kopf und sagte: „Sie haben eine schöne Carrière versäumt. Sie hätten fügsamer sein sollen.“ Ich antwortete ganz aufrichtig: „Ich hätt' es selbst gern gemacht; ich konnte es nicht.“ — „So ist's, er konnte nicht anders!“ rief Herder; „er gehört nun einmal zu denen, die, wie die Frauen, nicht durch das gelten, was sie thun, sondern durch das, was sie sind.“ Ich verstand ihn nicht und sah ihn betroffen an. Er bemerkte es, und fuhr fort: „Sie sind aus Ihrer Einsamkeit mit ganz fertigem Geist und Charakter hervorgetreten. Es ist, als wenn Sie als Erwachsener geboren wären. Sie sind in sich abgeschlossen. Sie können Fortschritte machen, aber

nie werden Sie sich verändern. Sie können eine Laufbahn verfolgen, aber die wird immer eine eigenthümliche sein und Sie werden immer allein stehen. Sich Anderen anschließen, ein fremdes, Ihnen übertragenes Geschäft, nach fremden Ansichten behandeln, werden Sie nie können, auch wenn Sie es wollen. Aber ich glaube, Sie werden nicht einmal vermögen, es zu wollen; wenigstens nicht lange. Sie werden in allen Lagen nur Sie selber sein, Ihre Individualität ausprägen."

Diese Aeußerung war eigentlich weder ein Tadel, noch ein Lob; ich kann sie also ganz unbefangen anführen. Sie war nichts als eine Beurtheilung, die Herder's Menschenkenntniß und Scharfblick beweist. Denn ihre Richtigkeit geht aus meiner ganzen späteren Laufbahn hervor, und — das hat mich oft geschmerzt.

Die so freundliche Theilnahme des Herder'schen Ehepaares war übrigens keine Ehre, die ich ausschließend genoß. Die edlen Menschen schenkten sie Mehreren, die ihnen einmal nahestanden. Man weiß aus gedruckten Briefen, wie die Herdern sich sogar dafür interessirte, daß und wie Jean Paul sich verheirathete; und zwar, nachdem er von ihrer eigenen Tochter, einem trefflichen, gebildeten, aber nicht empfindelnden Mädchen, einen Korb erhalten hatte, — nach dem stillen Wunsche der Eltern.

Unter den neuen Bekanntschaften, die ich jetzt in Weimar machte, war auch die des erwähnten ehemaligen französischen Volksvertreters bemerkenswerth. Herr von Mounier war ein Mann von Kopf und reichen Kenntnissen und von so bestimmtem Blick und Benehmen, daß man ihm einen durchaus unerschütterlichen Charakter zutrauen mußte. Sonderbarer Weise schien sein Lebensgang gerade das Gegentheil darzuthun. Vor der Revolution war er Mitglied eines Parlaments im südlichen Frankreich gewesen, wurde dann Mitglied der Nationalversammlung und wieder des Nationalconvents, in dem er für die Errichtung der Republik gestimmt hatte, ob auch für den Tod des Königs, weiß ich nicht. Er war strenger Republikaner: gleichwohl emigrirte er; gleichwohl siedelte er sich in der Residenz und unter dem Schutz eines deutschen Fürsten an und stiftete er eine Bildungsanstalt für junge Edelleute und Engländer. Wieder im Gegensatze dazu suchte er jetzt die Erlaubniß nach, in die Republik zurückkehren zu können. Selbst in der Art, wie er sich darüber gegen mich äußerte, war ein Widerspruch. Als ich nämlich im folgenden Jahre aus Berlin zurückgekehrt war und er, ich weiß nicht wie, von meiner Bekanntschaft mit Siéyès gehört hatte, kam er zu mir und bat mich, ich möchte diesem seinen Wunsch, nach Frankreich zurückzukehren, mittheilen u. s. w. Ich sagte ihm, daß mein Umgang mit Siéyès nur kurz und flüchtig gewesen, und daß ich in keiner weiteren Verbindung mit ihm stände. „Aber," setzte ich hinzu, „warum wollen Sie nicht geradezu selbst an ihn schreiben? Ich müßte ihn durchaus verkannt haben, wenn er nicht mit Vergnügen darein willigen sollte, der Republik einen Mann wie Sie sind, wieder zu gewinnen." Ach, rief er aus: „C'est un brutal!" und nun erzählte er mir, er habe in einer lebhaften Debatte im Convente Siéyès widersprochen, sei aber beim Hinausgehen zu ihm getreten, um sich mit ihm zu verständigen; Siéyès habe ihn zwar angehört, aber ihn plötzlich verlassen mit den Worten: „Nous ne sommes pas faits pour nous entendre!" Das hatte er sehr übelgenommen und war noch böse darüber,

gleichwohl. — Unter der Consularregierung ging Mounier wirklich wieder nach Frankreich und ich habe seinen Namen, oder den seines Sohnes, der bei ihm in Weimar war, sowohl unter den kaiserlichen Beamten als denen der Restauration gefunden.

Das damalige Weimar hatte Alles, was eine Hauptstadt bietet, aber Alles nach dem kleinsten Maßstabe und fast einzeln. Sein kleines, aber schon viel berühmtes Theater mit einem Orchester, das zugleich Hofcapelle war und seine freilich nur seltenen Hoffêten, zogen den Adel der Nachbarschaft dorthin, d. h. acht oder zehn Familien; seine literarischen Celebritäten, vier oder fünf allgemein anerkannte, und ebenso viel wissenschaftliche Jenensische, seine Bibliothek, seine und Jena's Zeitschriften verbreiteten weithin einen hohen Glanz, aber die celebren Männer — Herdern, der wie ein Einsiedler lebte, ausgenommen — litten im Leben mehr oder weniger an Kleinstädterei oder Kleinhöfelei, die ihren geistigen Werth wie eine Kruste umgab. Die Bibliothek wurde wenig benutzt, die Zeitschriften sammelten ihren Inhalt aus ganz Deutschland, und durch Böttiger aus England und Frankreich, vorzüglich aus dem Tagesleben und der Literatur fremder Städte; von Weimar selbst konnten sie fast nichts berichten, ohne daß es als eine Klatscherei betrachtet wurde, Händel oder Spott veranlaßte. Das Letztere war mit den Lobreden nur zu oft der Fall, durch die Böttiger Hof machen wollte. Las man seine Berichte, so schien Weimars Glanz selbst Engländer und Franzosen fest zu halten: die Engländer bestanden damals aus e i n e m ehemaligen Kaufmann, der aus seinem Handel so viel gerettet hatte, daß er nicht in England, wohl aber in einer kleinen Stadt Deutschlands, mit seiner Familie behaglich leben konnte, und aus e i n e m schottischen Gelehrten, der seinen reichen Vetter als Hofmeister begleitete, mit ihm in Weimar gutes Deutsch und die deutsche Literatur kennen lernen wollte und um Böttiger's willen dort, ich glaube, ein Jahr verweilte. Die Franzosen aber waren ein paar Emigranten in bedrängten Umständen. Weimar hatte nur e i n e n Buchladen, der gewöhnlich mit dem Neuesten sehr spärlich versehen war, und einen buchhändlerischen Speculanten, Bertuch, der aber außer seinen Zeitschriften nur wenig verlegte; e i n e n Maler, der eine Zeichenschule hielt, und einen zweiten, der Goethe's Hausgenosse war und für ihn mehr als gelehrter Kunstkenner schrieb, denn malte; ferner e i n e n Bildhauer, der aber fast nur Thonfiguren verfertigte und brannte, was Böttiger als „Keramisches" Institut verkündigte; e i n e n Confiturier, der zugleich Sardellensalate verfertigte, und Früchte, Austern und Wein verkaufte; nur e i n e n Gastwirth mit e i n e m Stammgaste und zwei Wirthshäuser, in deren einem man auch essen konnte, dessen Tisch aber, wie jener des Gastwirths, nur an solchen Abenden besetzt war, an denen ein neues Stück Jenaer Studenten herüber gelockt hatte.

Trotz des dünnen Gespinnstes alles Glanzes in Weimar (den Jemand einmal mit einem kurzen, zierlichen Frack ohne Unterfutter verglich), war es damals doch der Geltung nach die Hauptstadt Thüringens. Der großsinnige Geist des Herzogs und seine zuweilen bis zum Naiven gehende, durchaus natürliche Humanität; der Ruhm der drei großen Dichter, die dort lebten und des nahen Schiller, endlich Böttiger's polygraphische Thätigkeit, die an zwanzig Orten

anonym über Weimar berichtete, hatten die kleine Stadt zu der fast am meisten, in literarischer Hinsicht, beachteten und besprochenen Stadt in Deutschland gemacht; besonders da Wöllner und Consorten Berlin in dichte Wolken gehüllt und seinen geistigen Fortschritt gehemmt hatten.

Aus dem großen, prachtvollen Kopenhagen zurückgekehrt, fand ich Weimar zwar anfangs sehr beengend; aber ich richtete mich ein und befand mich bald sehr wohl. Im Herbst trat ich meine Reise an, um die Hansestädte kennen zu lernen, brachte den Winter in Lübeck, Hamburg und Bremen zu, ging mit dem Ende des Winters nach Berlin, von dort nach einigen Wochen über Leipzig nach Weimar zurück. Mein voriges Logis in der Stadt war mir aufbehalten worden; schöne Sommertage zu genießen, miethete ich jetzt bei dem Hofgärtner in Tieffurt eine bequemere Wohnung, und — ging nun nach Berlin und sah Weimar erst nach achtzehn Jahren und dann auf einen Tag — nicht lange genug, um andere Veränderungen beobachten zu können, als daß fast Niemand mehr von Denen da war, die mir die kleine Stadt so wichtig und theuer gemacht hatten.

Ich gehe zur Schilderung der literarischen Zeitgenossen meines dortigen Aufenthaltes über.

Herder, Goethe und Wieland.

Unter allen deutschen Schriftstellern, die ich persönlich oder durch ihre Werke kennen lernte, ist Keiner, der so vorleuchtete, als Herder, der Größe des Charakters gezeigt hat in seinem Lebensgang wie in seinen Schriften. Als achtzehnjähriger Jüngling trat er als Gelehrter und Dichter zugleich, in dem „Gesang an Cyrus“, angeblich aus dem Hebräischen, eigentlich aber ein Lob- und Dankhymnus an Peter III. für die Rückberufung Verbannter aus Sibirien, im folgenden Jahre mit einem ebenso erhabenen „Ueber die Asche Königsbergs“ an die Oeffentlichkeit. Dann erschien im zwanzigsten ein philosophisches: „Fragment zweier dunkeler Abendgespräche.“ Mit diesem letzten, nachdem es vorher einzeln gedruckt worden, schmückte Kloß, ohne Vorwissen des Verfassers, das erste Stück seiner „Teutschen Bibliothek“ und sein Ruhm war in Deutschland als Dichter, aber zugleich in Königsberg als Gelehrter und hell denkender Kopf, so verbreitet, daß nicht Kant, sondern sein Ruf, durch Hamann nach Riga berichtet, den Zwanzigjährigen zum Gymnasiallehrer nach Riga empfahl[1]). Hier entfaltete er in gelegentlichen Predigten sein glänzendes Rednertalent mit solchem Erfolge, daß die Handelsstadt, als er einen Ruf nach Petersburg erhielt, eine neue Predigerstelle für ihn stiftete, um ihn zu behalten. Welch ein Zeugniß für den erhabenen Geist und den edelreinen Charakter! Hier verfaßte er auch seine erste prosaische Schrift, die Abhandlung zur Einweihung des neuen Rathhauses: „Haben wir noch ein Publicum, und haben wir das Publicum der Alten?“ voll genialer Geistesblitze und erhabener Gedanken, die (ich fand Beweise in der Bibliothek meines Vaters), selbst

[1]) Hamann, der mehrere Jahre in Riga und Mitau gehofmeistert hatte und auch später noch öfters dorthin zurückkehrte, hatte Herder Adressen mitgegeben, die ihm schnell Bekanntschaften verschafften. Der Dankbarkeit dafür muß wahrscheinlich Herder's Vorliebe für ihn zuzuschreiben sein, die den confusen Kopf endlich berühmt machte.

Greise begeisterten, indeß der Verfasser die Zierde, und durch Geist und feine Sitte der Liebling der gebildeten Cirkel war. Und er stand im einundzwanzigsten Lebensjahre! — Jetzt trat er, auch zu Riga, mit den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“ und den „Kritischen Wäldern“ in das Leben der deutschen Literatur und als er nun — über Frankreich (denn als preußischer Cantonist konnte er nicht den kürzesten Weg nehmen) — nach Deutschland kam, rief selbst der viel ältere Lessing, als er mit ihm zusammentraf, jubelnd aus: „Herder ist da!“

Eine Akademie der Wissenschaften hatte die seltsame Aufgabe gestellt, „den Ursprung der Sprache“ zu erörtern. (Warum nicht auch des Lerchengesanges oder des Brüllens des Löwen?) Er beantwortete sie so, daß er den Preis und doch auch den Beifall philosophisch denkender Köpfe gewann. — Er zuerst machte auf die Eigenthümlichkeiten und das Edle in deutscher Art und Kunst aufmerksam. Möser und Goethe schlossen sich ihm an, und das Thema, das er vor beinahe siebzig Jahren behandelte, ist seitdem in hunderten von Schriften erörtert worden und wirkt noch im Vollenden des Kölner Doms. Er zuerst gewann eine philosophische Ansicht der Bibel und ihrer Theile und stellte sie in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes“ und in den „Briefen“ zweier Brüder Jesu; in „Erläuterungen zum neuen Testament, aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle“ auf. Er gab in seinem „Gott“ die gerechteste Ansicht des Spinozismus —; er zuerst verkündigte in seinen „Liedern der Liebe“ die schönsten und ältesten Dichtungen des Morgenlandes, nebst vierundvierzig alten „Minneliedern“, und in seinen „Volksliedern“ auch die Herrlichkeit der orientalischen, mittelalterlichen und der Volkspoesie. Er stellte das hohe Ziel in genialisch helle Beleuchtung, nach dem man in der Geschichte der Menschheit zu streben habe; er riß Kant und Lessing auf die Bahn nach sich, die er ebnete, und erreichte das Ziel selbst, so wie es für seine Zeit möglich war. Wie ungerecht war er gegen sich selbst, indem er bedauerte, daß keins seiner herrlichen Lieder, voll schönen, zarten, tiefen Gefühls, in den Gassen gesungen würde, indeß er doch den Gelehrten und philosophischen Denkern, den Weisen und den Dichtern Schätze spendete, an denen sie noch jetzt zehren. Man sehe das Verzeichniß seiner Schriften durch und beachte ihre Jahreszahl, und man wird leicht erkennen, daß man noch ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode, oft ohne es zu wissen, an den Goldbarren münzte und prägte, die er mit offenen Händen vertheilte.

Er sah die Menschenwelt und die Wissenschaften gleichsam aus der Vogelperspective an, er durchschaute Verhältnisse derselben, die Andere kaum ahnten, er erkannte den Weg, den die Welt zurückgelegt hatte und eine weite Strecke des Weges, auf dem sie weiter schweben mußte.

Was ihn in seinem Gedankengange so gewaltig machte, sie wie mit einer Adlersschwinge hob, war sein echtes Dichtertalent, dem er aber nicht diente, sondern das ihm nur Werkzeug war. Er war zu hohen Geistes, um seine Kraft auf Fiction, oder auf die Künstlerfeile dessen zu verwenden, was in ungesuchter poetischer Gestaltung aus seiner Seele hervorbrach. Fast keines seiner reizenden lyrischen Gedichte ist von fehlerfreier Form, aber manche seiner Predigten enthält mehr wahre Gedankenpoesie, als ein halbes Dutzend der freundlichen Goethe'-

schen Lieder und Romanzen. Sein Lebensberuf und die Natur seines tiefdenkenden Geistes wiesen ihn darauf hin, seine Dichtertalente vorzugsweise als Redner zu verwenden. Seiner Dichternatur sind die Schwächen seiner Schriftstellerei und seines Geistesganges zuzurechnen. Er dachte immer mit hoher Klarheit, aber indem er seine Gedanken niederschrieb, riß ihn die Lebhaftigkeit seiner Phantasie zuweilen hin, es in so poetischem Schwunge zu thun, daß seine Darstellung dunkel wurde. Ebenso hatte er jene hohe Reizbarkeit, die ein nothwendiger Bestandtheil der Dichternatur ist, — und er beherrschte sie nicht immer, verkannte seine aufrichtigsten Freunde und schalt auf sie in ihrer Abwesenheit, wenn sie ihn durch irgend eine Unterlassung verletzt hatten. Er tadelte mit bitterer Heftigkeit — doch nur mündlich — die Mängel an Werken (z. B. an Schiller'schen), die höchstens ruhige Rügen verdienten, und ließ sich bereden, in jenen Kampf gegen Kant zu treten, der ihm so nachtheilig wurde, nicht dadurch, daß er Unrecht hatte, sondern weil Alles in der Literatur voll von Kantianern war, die es bleiben mußten, wenn sie irgend Etwas sein wollten. Kant hatte ihn aber auch ungereizt auf eine Weise gekränkt, die er nicht verwinden konnte und Böttiger, Falk und Jean Paul Richter, von denen keiner Kant's Lehrsystem verstand, die aber den lächerlichen Unfug der Kantianer sahen, hörten nicht auf, ihn zu reizen, ihm mit dem glänzendsten Erfolg zu schmeicheln. Er mußte glauben, er dürfe auf eine gewichtige Theilnahme rechnen. So gab er dem Zorn und dem Ehrgeiz nach und stieg in die Arena hinab. Sein Gegner stellte sich nicht, wohl aber sah er (H.) sich bald von einem neckenden, schmähenden Haufen literarischer Underlings umgeben, gegen die zu streiten sein Selbstgefühl ihm verbot. Er sah sich nach den Anhängern, den Kampfgenossen, um, auf deren Vertheidigung er gerechnet hatte, und Keiner war da. Sie hatten ihn nur für sich wollen streiten lassen. Er erlag seinem Unmuth darüber.

Goethe verlebte eine ebenso glückliche Kindheit und Knabenzeit, als die Herder's bedrückt und trübe war. Herder sprach nie von der Anerkennung und der stillen Auszeichnung, die er als Knabe durch Fähigkeiten, Fleiß und anständiges Benehmen erwarb; selbst seine Gattin erfuhr es erst durch Andere. Goethe hielt eine Beschreibung seiner Knabenstreiche, seiner kindischen Phantasien und Liebeleien für wichtig genug, um sie dem Publicum gegen tüchtige Bezahlung aufzutischen. Herder hätte dergleichen für große Schätze nicht schreiben mögen, wie er überhaupt gar Vieles, das Goethe drucken ließ, im einsamen Zimmer nicht zu sich selbst gesagt hätte. — Sie wurden Studenten. Ein fremder Monarch (Peter III. von Rußland) läßt die Unglücklichen, die seine Vorgängerin verbannt hatte, aus ihrem Elende zurückkehren und gibt ihnen Stand und Güter wieder. Herder's Gefühl entflammt für die Nichtgekannten, und er strömt es aus in einem Gedicht von solcher Erhabenheit und Innigkeit, daß dieser „Gesang an Cyrus" seine hohe Achtung selbst bei allen Gelehrten entschied. Als wenig später sein ebenso erhabener „Klagegesang über Königsbergs Asche" erschienen war, nahm man kein Bedenken, den zwanzigjährigen Jüngling zu einem ernsten Amte zu empfehlen und zu berufen; und in seinem neuen Zirkel erwarb er schnell Verehrung.

Goethe's erstes gedrucktes Product war ein Spottlied auf einen akademischen

Lehrer, Professor Clodius, sein zweites, eine Art Pasquill auf einen der größesten Dichter deutscher Sprache, Wieland. Beide Producte sind genialisch witzig, aber ... Witz ist ein Talent, das mit einem sehr niedrigen Charakter verbunden sein kann. — Beide traten als prosaische Schriftsteller auf: Herder mit kritischen Werken, die ihm (und damit ist Alles gesagt) Lessing's Bewunderung erwarben; mit einer philosophischen Abhandlung, die von einer Akademie die Krönung erwarb; er schrieb im achtundzwanzigsten Jahre eine kühn-genialische Prüfung der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes", die durch ihre Wirkung späterhin der ganzen theologischen Welt eine neue, lichte Ansicht ihrer Urschriften gab. — Goethe schöpfte aus dem damals durch Peter Miller's Siegwart verbreiteten empfindsamen Schnupfen die Aufgabe, seine eigenen überspannten Gefühle zu dem Bilde eines jungen Thoren zu verarbeiten, der sich von ihnen zur wahnsinnigsten That verleiten ließ; früher schon hatte er aus der Chronik eines mittelalterlichen deutschen Raubritters Stoff zur Nachahmung der Shakespeare'schen historischen Königstragödien geschöpft. Götz und Werther sind voll poetischer Schönheiten und genialer Züge, aber wie niedrig ist die Sphäre derselben!

Wer ferner ein vollständiges Verzeichniß der Herder'schen und Goethe'schen Schriften nebst den Jahreszahlen ihrer Erscheinung vergleichen will, wird vielleicht davon überrascht werden, wie oft Goethe, von der Würdigung altdeutscher Kunst an, der Nachtreter Herder's, nur der Verarbeiter ursprünglich Herder'schen Ideen war[1]). Und ist nicht der west-östliche Divan, den man dem abgeschwächten Greise verzeihen muß, noch eine Nachwirkung dessen, was Herder einst zur Würdigung der orientalischen Poesie gedacht und geschrieben? Bekannt ist ferner,

[1]) Gelegentlich hat Merkel behauptet, daß Goethe das Beste seines Faust Herder verdanke. Einer bezüglichen längeren Publication der „Rig. Zeitg." entnehmen wir darüber das Folgende: „Bekanntlich hat Lessing zuerst den Gedanken gefaßt, Faust als höheren Charakter, als wissensdurstigen Jüngling darzustellen, den sein Hang zum Grübeln auf den Abweg leitet. Alle, die nach ihm diesen Gegenstand behandelten, ahmten Lessing nach, aber keiner hat diesen Charakter so lebendig und kräftig gezeichnet wie Goethe, — es versteht sich in den ersten Scenen des Fragments — so lebendig und wahr, daß es mir immer gewisser wurde, er habe nach einem Lebenden geschildert. Man hat angenommen, er habe sich selbst dabei geschildert, aber das ist offenbar nicht wahr. Goethe war sehr wißbegierig, aber den Drang zum Ergründen und Ergrübeln, den Faust zeigt, hatte er nie gehabt. Am wenigsten sah er in seinen früheren Jahren (da doch Faust bald nach Werther angefangen worden war) alle Wissenschaften aus der Vogelperspective an, indem er zugleich ihre Mängel erblickte. Selbst der bittere Witz, mit dem er diese Mängel rügt, sieht Goethe nicht ähnlich. Er muß — so dachte ich — einen solchen Grübler von hochfliegendem Geiste gekannt und aus dessen Munde aufgesammelt haben. Aber wer war, wie hieß dieser Mann? Namenlos kann ein solcher in der Literatur nicht geblieben sein. Nachdem ich Herder's frühere Schriften, besonders seine „Aelteste Urkunde", dann sein Tagebuch auf der Reise nach Nantes und sodann das gelesen hatte, was Goethe selbst über seinen Umgang mit Herder in Straßburg erzählt, war es mir klar, und als ich den Faust wieder aufschlug ... war ich in dem Augenblick im Klaren: ich erkannte den stürmisch nach allen Seiten hindrängenden Forscher im Faust, den bitter witzigen Verspotter jeder wissenschaftlichen Thorheit in den Sarkasmen, mit denen Mephistopheles den Schüler ausführt. Da Goethe aber bald den Faust zum elenden Lüstling werden läßt, untersagt mir die Pietät gegen das ehrwürdige Original ihn zu nennen." Nach einer Bemerkung darüber, daß Gervinus von dem jungen Herder gesagt, „es habe sich der Geist Faust's in ihm geregt", heißt es dann weiter: „Nicht doch! Gervinus hätte sagen sollen: Herder's Geist ist es, dem Goethe, als er in Straßburg das Tagebuch las, den Faust nachbildete!"

daß Goethe von Herder Shakespeare und die Griechen eigentlich kennen gelernt, und die edlere Richtung des Geistes empfangen hat. Wenn nun aber Goethe prahlt, er könne nicht unterscheiden, was im ersten genialischesten Buche der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" ihm oder Herder gehöre, indeß in allen seinen Schriften keine Spur davon ist, daß er sich je zu hohen Ansichten der Menschheit erheben könne; Herder dagegen nie damit prunkt, wie viel ihm Goethe verdanke; selbst dazu schweigend nur lächelte, daß man es als einen Beweis von Jean Paul's hohem Genie ausrief und dieser selbst es fröhlich dafür anerkannte, daß er die Borromeischen Inseln mit so treuer Schönheit geschildert habe, ungeachtet er sie nie gesehen, — indeß jeder Zug, den er anführt, aus Herder's mündlicher und schriftlicher Mittheilung entlehnt ist: wem fühlt man sich gezwungen, die höhere Geisteshoheit zuzugestehen?

Es gilt, meinen Maßstab geltend zu machen, und so muß ich ihn auch auf den Lebensgang beider Männer anwenden.

Ein tief bekümmerter Fürst sucht einen Mann, der Reife des Geistes und Seelenadel genug besitzt, seinen einzigen Sohn, aus dem Elende hypochondrischer Verkrüppelung des Geistes und Charakters empor zu ziehen. Ein berühmter Menschenkenner, Restwitz, empfiehlt Herder dazu, ob er ihn gleich nur aus seinen Schriften kennt, und man wartet anderthalb Jahr auf die Einwilligung desselben. Er kommt, erwirbt sich schnell die hohe Achtung der Eltern, die liebe- und ehrfurchtsvolle Achtung des Jünglings; aber er sieht, daß er die Hoffnungen nicht werde erfüllen können, und entsagt dem Geschäft und allen Aussichten, die es ihm eröffnete, nimmt aber die zärtliche Ergebenheit des jungen Prinzen und die hohe Achtung der Eltern mit, die ihn vergebens zurückrufen. Ein anderer großer Fürst eines zu kleinen Landes, der einst eine fremde Nation zu Selbstgefühl und politischer Geltung zu beseelen wußte, die jetzt, nach hundert Jahren, ihn noch den „großen Grafen" nennt und zu seinen Anordnungen wieder ihre Zuflucht zu nehmen sucht, — hatte den berühmten jungen talentvollen Gelehrten verloren, der ihm ein feiner würdiger Gesellschafter gewesen. Er beruft Herder, indem er ihm die ehrenvollste amtliche Stellung bietet, die er geben konnte. Herder kommt, erfüllt die Pflichten, auch wo er Beschlüssen des Fürsten entgegen tritt, auf wahrhaft ehrwürdige Weise, erwirbt die höchst achtungsvolle Freundschaft des Landesherrn, sowie die innige Verehrung der edlen frommen Gemahlin desselben; aber ohne Schwanken verläßt er auch diese Lage, um in einen Wirkungskreis zu treten, in welchem er unter hundertfach schwererer Pflichtenlast die Aussicht hatte, auf einen größeren Kreis heilbringend wirken zu können. — Goethe wird als junger Mann einem fürstlichen Jünglinge vorgestellt, der soeben erst seine Regierung angetreten hatte. Der selbst frohsinnige Jüngling wird von dem genialisch-fröhlichen Jüngling entzückt und schlägt ihm vor, bei ihm zu leben. Goethe nimmt es an, bedingt sich aber zugleich eine Stellung aus, die zum Wohle des Landes nur dem geprüften edlen Talent und edlen Charakter zu Theil werden sollte. Er erhielt diese Stellung und bewahrte sie mit steigendem Ansehen bis ins höchste Greisenalter und beutete sie während dieser langen Zeit für seinen literarischen Glanz aus, ohne nennenswerthe Leistungen für das Land.

Treten wir einen Schritt weiter! Werfen wir einen Blick, nur einen, auf ihre Familienverhältnisse. Herder fühlte frühe, daß seine Braut Recht hatte, als sie ihn bat, zurückzutreten, weil sie ihm in seinem Lebensgange hinderlich sein, ihn niederhalten würde in seinem geistigen und Lebensschwunge; aber er fühlte auch, welche Seelengröße in ihrer Bitte lag und blieb seinem Worte treu. Unverdrossen und immer liebevoll treu, erfüllte er seine Pflichten gegen Gattin und Kinder, — er trug lebenslang um ihretwillen drückende Lasten und kränkende Verhältnisse mit Muth und willig, und erst, als er erdrückt, dem Tod entgegensank, entfuhr ihm ein Weheruf um sein „verfehltes Leben". — Von Goethe ist es bekannt, daß erst der Kanonendonner der Jenischen Schlacht den Bangen in die Kirche scheuchte, um die wichtigste Vaterpflicht gegen seinen einzigen, schon zum Jüngling gereiften Sohn, zu erfüllen.

Gehen wir zu einzelnen charakteristischen Aeußerungen über.

Goethe kommt nach Rom, amüsirt sich dort trefflich mit den Kunstwerken, den Künstlern, den Großen, den — Damen, schreibt seine halb witzigen, halb lasciven Elegien und erklärt später: zu den widerlichsten Vorstellungen gehöre ihm der Gedanke, Rom könne je umgewandelt, d. h. eine wohl polizirte, gewerbfleißige Stadt mit reicher, sittlicher Bevölkerung werden. Warum? Sowie es ist, in seiner unwürdigen, sittlichen Zerrüttung vergnügte es ihn und Seinesgleichen am meisten; und dazu ist die Welt ja eigentlich da! — Herder kommt nach Rom mit reiferem Kunstsinn, und mit größerer Sehnsucht nach Kunstgenuß als er: aber sehr bald gesteht er seiner Frau, er fühle sich gedrückt, beängstigt in diesem prunkenden Leichenhause, umringt von verödetem Todtengefilde. Ueberall begleitet ihn die Vorstellung des großen, kräftigen Volkslebens, das hier unterging; sehnsüchtig wünscht er hoffen zu dürfen, daß wenigstens ein achtungswürdiges, sittlich gewordenes, aufgeklärtes Volk hier wieder entstehen könne, möchten auch alle berühmten Ruinen zerfallen und was jetzt glänzte, Ruine werden. Mitten in der ausgezeichneten, ehrerbietigen Aufnahme, die er auch in den höchsten Cirkeln fand, wünschte Herder so, — frei von niedrigem Egoismus.

Ferner an Wieland's — Wieland's!! — Begräbnißtage setzt Goethe dem bekannten Falk seine Vorstellungen von der menschlichen Seele auseinander. Er glaube, jeder lebende Körper sei aus bewußtlosen, lebenden Monaden zusammengesetzt; die stärkste unter ihnen habe allein Bewußtsein und beherrsche die übrigen, laufe aber wohl nach ihrer Trennung vom Körper Gefahr, von einer viel niedrigeren, aber stärkeren Monade ihrerseits überwältigt und so etwa gar bewußtloser Bestandtheil eines Thierkörpers zu werden. Kaum hat er das gesagt, so bellt ein großer Hund auf der Gasse. Goethe springt auf, an das Fenster und ruft hinaus: „Stelle Dich an, wie Du willst, Larve! Mich sollst Du doch nicht unterkriegen." — Falk meint entschuldigend, das sei ein humoristischer Einfall gewesen. Nach dem Gange des Gesprächs war es wohl ein Aufbrausen eines Dichters; aber in jedem Fall, wie niedrig die ganze Vorstellung! — Wie erhaben dagegen diejenige, mit der Herder, freilich auch als Dichter (Ideen Bd. 5, am Ende), den Verstorbenen anredet: „Segne die Erde noch, als die Aue, wo Du als Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule, wo Du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Mit dem Hut der Frei-

heit gekrönt und mit dem Gürtel des Himmels gerüstet, setze fröhlich Deinen Wanderstab weiter!" — „Mit erhabenem Blick und aufgehobenen Händen, steht der Mensch, als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend." —

Ich hoffe, es ist dem Leser deutlich, was ich unter Hoheit des Geistes verstehe und welcher der beiden Hochberühmten der höhere Mensch war; aber zum großen Manne gehören noch ganz andere Eigenschaften. Zunächst Klarheit des Geistes. In dieser scheint zwischen den beiden Genannten mehr Gleichheit gewesen zu sein, nur die Sphären, in denen sie sie besaßen, waren verschiedene. Herder übersah mit Adlerblicken die großen Verhältnisse der Natur, des Menschengeistes, der Wissenschaften, der Künste, und ging dann, mit gleicher Schärfe, ein in das feinste Detail derselben. Von Gefühlen und Leidenschaften erkannte er nur die eigenen klar, und von den ersten zu leicht aufgeregt, verkannte er die Einzelheiten des Tageslebens, fast immer sah er sie im falschen Lichte. Goethe dagegen hatte für diese einen sehr hellen Blick, beurtheilte sie richtig und wußte sie zu benutzen, und ebenso klar waren ihm die Eigenheiten und Gefühle Anderer. In Rücksicht der Wahrnehmung großer Wahrheiten und Verhältnisse hatte er nur Fassungskraft für das ihm Mitgetheilte, und seine Beschäftigungen mit der Natur, mit den Wissenschaften und Künsten waren im Grunde nur Spielereien, so hohen Werth er auf den Intermaxillarknochen der Affen rc. auch legte. Die einzigen Gefühle, die seinen Blick trüben konnten, waren Selbstsucht und Hochmuth.

Kraft des Geistes ist die dritte Eigenschaft zum großen Manne: Goethe besaß eine bewunderungswürdige Kraft, wiewohl nur in der Sphäre, welche ihm sein Grad von Hoheit und Klarheit anwies. Er konnte von sich rühmen, was er seinen Citherspieler sagen läßt:

> Und wo ich bei der Linde
> Das junge Völkchen finde,
> Sogleich erreg' ich sie!
> Die plumpe Dirne dreht sich,
> Der stumpfe Bursche bläht sich
> Nach meiner Melodie.

Wohlverstanden, daß man zum „jungen Völkchen" auch Alles rechne, was in älteren Menschen zeitlebens jung und frivol zu bleiben pflegt. Habe ich doch selbst alte Männer und sehr gesetzte anständige Damen mit frohem Genusse das „Haidenröslein" singen hören, und doch würde die Handlung, die in der sehr artigen Romanze lieblich allegorisirt wird, in der Wirklichkeit mit vollem Rechte — ins Zuchthaus führen, wenn man nicht etwa annimmt, daß es dem Röslein nicht Ernst war mit dem: „Und ich will's nicht leiden!" Wo Goethe ernster nach edleren Zwecken strebt, lassen seine Dichtungen kalt, z. B. die treffliche Iphigenia, Tasso, Eugenie, selbst Hermann und Dorothea. Wo er hingegen die niedrigen Gefühle aufregt, die Schwächen des Menschenherzens spielen läßt, ist er für die großen Massen unwiderstehlich, durch Wahrheit, Lebendigkeit und Reiz. Auch hat er nur einen Rival in der weiten Verbreitung seiner Werke. Von Chinesen sogar, wie Goethe selber rühmt, wurde Werther abgebildet; in Irkutsk und in Australien wurde aber auch „Menschenhaß und Reue" gespielt und der Gouverneur der Philippinen sandte dem Verfasser [illegible]en Sack de[illegible] [illegible]tlichsten Kaffees zum Dankgeschenk. Das bedeutet freilich [illegible]icht viel [illegible] doch mehr, als daß

irgend ein chinesischer Bildercolorist ein Bildchen, das er in einer europäischen Cajüte fand, nachmalte und daß dasselbe dem Janhagel zu Macao gefiel. Ins Chinesische übersetzt und von Chinesen gelesen wurde „Werther's Leiden" doch gewiß nicht. — Es ist unleugbar, Kotzebue hatte so viel und noch mehr Gewalt über besagtes Lindenpublicum als Goethe, so große Verschiedenheit übrigens zwischen Beiden angenommen werden mag. Herder ging schweigend an jenen Gruppen, die ihn auch nicht verstanden hätten, vorüber ins literarische Herrenhaus, zum höher gebildeten und wissenschaftlichen Publicum. Wie gewaltige Kraft er über dieses entwickelte, ist bekannt; aber ein Beispiel glaube ich anführen zu müssen. Als Herder 1773 sich von Bückeburg aus um eine theologische Professur zu Göttingen bewarb, hatten die neuen Ansichten, die er von der Bibel und der Religionslehre aufgestellt, die dortigen Orthodoxen so heftig aufgeregt und erbittert, daß sie bei dem Könige von England den bestimmten und wiederholten Befehl auswirkten, er müsse sich vor der Anstellung einem prüfenden Colloquio mit ihnen unterwerfen. Da Herder die höchste geistliche Würde in seinem Ländchen besaß, weigerte er sich lange; willigte aber doch endlich ein, und sie hatten sich ohne Zweifel aus allen Kräften bereitet, Vorwand zu einer Zurückweisung zu finden, als er ihnen schrieb, er sei soeben zum General-Superintendent nach Weimar berufen. Die Weisheit und Evidenz seiner Lehre wirkte indeß so unwiderstehlich und allgemein selbst auf jene Scharen Orthodoxen, daß er bei seiner Rückkehr aus Italien, also etwa fünfzehn Jahre später, eine dringende Einladung nach Göttingen erhielt, als Professor und Universitäts-Prediger, wobei man ihm völlige Freiheit ließ, selbst die Bedingungen vorzuschreiben. Dieser Sieg über erbitterte Genossen ist doch ein höherer Beweis von Geisteskraft, als in China, vielleicht auf Bestellung von Europäern, gemalte Bildchen, oder ein Kaffeesack aus Manilla.

Die vierte Eigenschaft, die mir zum großen Manne zu gehören scheint, ist Geistesstärke. — Herder ertrug dreißig Jahre hindurch die Lasten eines ihm verhaßten Amtes, das ihm einen geisttödtenden Druck auflegte; und ebenso mannigfache Kränkungen, ohne den Muth und die Spannkraft zu verlieren; ja, als ihm durch die obenerwähnte Einladung ein sicherer Weg aus jenen Mißverhältnissen in eine lebensfrohere Lage geöffnet wurde, war er stark genug diesem Glück zu entsagen, weil er den Herzoginnen von Weimar für ganz neue Beweise ihres achtungsvollen Wohlwollens Dankbarkeit schuldig zu sein glaubte. Er hatte aber bald Ursache zu bereuen, — und bereute es bis an seinen Tod. — Goethe genoß eines im Aeußeren ungetrübten, steigenden Glückes. Ob er stark genug war, dadurch nicht eitel, dünkelhaft und aufgeblasen zu werden, mag der reif denkende Theil des Publicums beantworten, indem er einen Blick auf die vielen nichtssagenden Lapalien wirft, die er des Druckes für werth hielt, bloß weil er sie geschrieben hatte, oder weil sie von ihm geschrieben wurden. Daß Beide in Allem, was sie persönlich betraf, bis zur Schwäche reizbar waren, ist bekannt. — In Rücksicht der Talente (wenn wir sie auch hier, wo vom Charakter die Rede ist, in Ausschlag bringen wollen), ist es entschieden und wird von der Nachwelt immer erkannt werden: Goethe besaß für Verse und Prosa eine höchst bewunderungswürdige Gabe des Worts — Herder des Gedankens.

Goethe war unstreitig ein großer Dichter; — Herder ein großer Mann.

Wieland gebührt die nächste Stelle, da ich über Herder und Goethe schon gesprochen. Unter allen deutschen Dichtern kannte, liebte und ehrte ich ihn am meisten, als ich nach Deutschland kam. Musarion und Oberon hatten mich entzückt, seine komischen Erzählungen, selbst sein Amadis, mir reichen Genuß gewährt. Ich legte den kritischen Maßstab an, den ich mir frühe gemodelt, und ich erkannte mit hoher Bewunderung, besonders in den beiden ersten, den vollendeten Meister. Ich nannte sie Paläste aus Rosenguirlanden nach den feinsten architektonischen Regeln gebildet. Ich denke auch jetzt nicht geringer von ihnen.

Trotz meiner hohen Achtung und Bewunderung für Wieland's Meisterwerke suchte ich doch nicht ihn kennen zu lernen, als ich nach Weimar kam. Jene starre Abgeschlossenheit, die mir meine Selbstbildung in tiefer Einsamkeit gegeben, hielt mich zurück und ich gesteh es, auch jener Grundsatz, die Vortrefflichkeit eines Kunstgebildes nicht auf seinen Schöpfer zu übertragen. Als ich indeß eines Nachmittags bei Herder einen alten Mann, mit einem unschönen, aber ausdrucksvollen Gesicht und feiner Bürgerlichkeit im ganzen Aeußeren, am Fenster sitzen fand, und die Herderin ihn, indem sie mich ihm vorstellte, Herrn Hofrath Wieland nannte, fühlte ich eine freudige Erschütterung; aber ich gab ihr keine Worte, machte nur eine tiefe Verbeugung. Ich war selbst sehr unzufrieden mit mir darüber, und prüfte mich über die Ursache meines stumpfen Benehmens. Ich fand sie theils in meiner Blödigkeit bei der Ueberraschung, theils aber auch in dem „Hofrath". Hätte die Herderin gesagt: „Das ist Wieland," ich glaube, ich hätte aufgejauchzt. Aber sie hätte damit einen Verstoß gegen die Etiquette der kleinen Residenz gemacht. In dem Hofcirkel wurde trotz der vorurtheilsfreien Denkungsart der Herzogin-Mutter und der fast burschikosen Genialität des Herzogs, die Etiquette so pünktlich beobachtet, daß ich nie gehört habe, daß Herder und Wieland als Bürgerliche zu den Hoffesten und Assembleen eingeladen wurden. Daß es mit ihren Gattinnen nicht geschah, weiß ich gewiß, und ob es mit Goethe, eh er geadelt worden, anders war, weiß ich nicht; wohl aber, daß er, als es geschah, sich gleichwohl darin nicht zurecht zu finden wußte. Die regierende Herzogin beschwerte sich einmal, daß er dabei steif und stumm sei, was bei der anerkannten Ueberlegenheit seines Geistes unangenehm und lästig sei.

Ich kehre zu Wieland zurück. Mit Beschämung gestehe ich, daß der ehrwürdige berühmte Greis mir vielmehr Beweise der Güte gab, als ich ihm Ausdrücke meiner wirklich tiefen Hochachtung darbrachte. Nach unserem ersten Zusammentreffen gab er mir einen Brief an seinen Schwiegersohn zu Kiel mit, der mir eine gastfreundliche Aufnahme verschaffen sollte, und es wirklich that. Wie freundlich er über meine Erzählung „Rückkehr ins Vaterland" urtheilte! In mehreren seiner Briefe an Böttiger (s. d. „Literarischen Zustände" rc.) forderte er ihn auf, mich zum Besuche bei ihm in Osmannstädt mitzunehmen. Böttiger hat mich nie dazu eingeladen. Ueberhaupt schien es mir, als wenn er und Falk meine Annäherung an Wieland mit einer Art Eifersucht betrachteten. Das hinderte mich nicht, nach Osmannstädt zu wallfahrten, und Wieland nicht, mir manchen Beweis seiner Freundschaft zu geben.

Ich rechne dahin auch folgenden Vorgang: Falk und seine junge, recht

hübsche, wenn auch eben nicht geistreiche Frau äußerten den Wunsch, einmal einen schönen Sommerabend im Freien zu verbringen. Ich lud sie ein bei mir in Tiessfurt zu Abend zu essen. Ich konnte es mit Zuversicht, denn meine Sommerwohnung beim Hofgärtner bestand aus drei ziemlich elegant meublirten Zimmern, eleganter und bequemer als Falk's Wohnung in der Stadt, und meine freundlich zuthuliche Wirthin war eine gute Köchin, wie ich an solchen Tagen öfter erprobt hatte, an denen Regenwetter und Hitze mich abhielten, zum Mittagessen in die Stadt zu gehen. Es war verabredet, daß die Falkin eine Freundin mitbringen sollte und ich hatte ein anderes Ehepaar, einen Kaufmann, dessen Frau eine Rigaerin war, eingeladen. Als Falks aber kamen, war ich sehr überrascht, anstatt des weiblichen Gastes einen Mann zu sehen. Ich eilte ihnen, es war im Park, entgegen und prallte vor Ueberraschung einen Schritt zurück, als ich sie erreicht hatte. Der zweite Mann war Wieland. Er war am Nachmittage zur Stadt gekommen, hatte durch Falk von meiner Abendgesellschaft gehört, und sich entschlossen sie mitzumachen. Ich wußte die Ehre, die mir dadurch widerfuhr, nach Gebühr zu würdigen und die Freude darüber riß mich hin zu einer Unbesonnenheit. Wieland's Gegenwart mochte ich nicht in der Stube genießen. An den Park stieß eine ziemlich große Rosenlaube, die eben in Blüthe stand. Ich fragte den Hofgärtner und in der Voraussetzung, daß die Herzogin Amalie so spät nicht im Garten spazieren würde, willigte er ein, den Tisch in der Laube decken zu lassen, ob sie gleich zu dem eigentlichen Garten der Herzogin gehörte. Kaum hatte die Mahlzeit begonnen, so brachte der Diener die Nachricht, die Herzogin komme mit ihren Hofdamen gerade den Gang zur Laube her; sie war ihr Lieblingssitz. In großer Verlegenheit sprang ich auf und wollte der Fürstin entgegen gehen, um ihre Verzeihung zu erbitten: aber sie war der Gesellschaft gewahr geworden, bog eben lächelnd in einen anderen Gang ein und kehrte zurück in ihr Schlößchen. Dies so schonend nachsichtsvolle Benehmen der edlen Fürstin entsprach dem so geistvoll humanen Charakter, den ihr ganzes Benehmen bezeugte: ein kleiner, aber vielsagender Zug.

Bei einem einsamen Spaziergange fragte ich Wieland einmal, ob es wahr sei, daß Goethe bei einer Lustpartie auf dem Ettersberge eine Eiche erstiegen, Jacobi's Woldemar an den Baum genagelt und so vom Baum herab eine burleske Rede über die Schlechtigkeit des Buches gehalten? „Ja, ja!" antwortete Wieland; „er fand damals oft Vergnügen daran, den Scaramuz zu spielen. Wenn er nur nicht im höheren Alter so etwas vom Pantalone wird!" Mir fiel diese Aeußerung beim „westöstlichen Divan" oft bei, und am lebhaftesten, als ich las, Goethe sei im achtzigsten Jahre oder in dessen Nähe, mit Mühe abgehalten worden, eine junge polnische Gräfin zu heirathen, die er in Karlsbad kennen gelernt, und die ihm wirklich nach Weimar folgte.

Den größten Beweis seines Wohlwollens gab mir Wieland im Herbste 1799. Es lief, ohne mein Wissen, das Gerücht um von einer persönlichen Gefahr, die mir drohe. Ich hatte schon Winke der Art in Kopenhagen und bei meiner Rückkehr von dort, in Lübeck erhalten, wo ich mich einige Tage aufhielt, ohne daß ich es beachtet, oder nur geforscht hätte, worin das geheime Furchtbare bestände, was mir drohe. Erst Kotzebue's Verhaftung an der russischen Grenze gab mir

eine bestimmtere Ahnung. In Weimar forderte Wieland mich auf, zu ihm nach Osmannstädt zu ziehen: in seinem Hause würde man mich nicht antasten. Ich dankte ihm gerührt, fügte aber ruhig hinzu: Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa, hic murus aheneus. Er ergänzte: Esto! und schüttelte den Kopf, doch ohne sich näher zu erklären, ich aber reiste eine Woche früher nach Berlin, als sonst geschehen wäre.

Wieland's Persönlichkeit hatte, wenn er ruhig war, wenig Auszeichnendes. Sein Gesicht war, wenigstens im vierundsechzigsten Jahre, da ich ihn kennen lernte, trotz einer hohen, aber nicht gewölbten Stirn, ein so gewöhnliches, daß man häufig auf Menschen traf, die ihm sehr ähnlich sahen. In Weimar selbst traf ich, kurz nachdem ich ihn zum ersten Mal gesprochen, auch einen Mann, den ich geradezu mit ihm verwechselte. Ich trat auf ihn zu und redete ihn mit seinem Titel an. Gemüthlich lächelnd sagte der Alte: „Ich errathe wohl, für wen Sie mich ansehen. Ich wollte, ich wär's, aber ich bin's nicht. Ich bin u. s. w." Es war ein Oberamtmann aus Ilmenau, glaub' ich. Selbst der bekannte Feßler prahlte damit, Wieland sehr ähnlich zu sehen, und dem war so; doch nur, wenn Beide in schlaffer Ruhe waren. Wurde Wieland lebhaft angeregt, und das geschah leicht, so funkelte sein Auge noch im hohen Alter und sprach gutmüthige, frohe oder trauernde Theilnahme aus. Sein Secretär Lüdkemüller, bekannt durch eine Uebersetzung des Ariost, versicherte, wenn er zu Wieland bei einer dichterischen Arbeit eingetreten, habe in dessen Gesicht eine Art von Verklärung geglänzt und er nachher von der dabei gehörten Mittheilung nichts gewußt. Ich glaub' es wohl, dieser wahre Dichter konnte noch im hohen Alter leicht, und sehr lebhaft aufgeregt werden. Wenn Feßler lebhaft wurde, glänzte sein Auge auch, aber höhnisch und listig. —

Wieland's Aeußeres und gesellschaftliches Benehmen war bürgerlich, mit einer leichten Beimischung vom Höfischen, in manchen Augenblicken auch vom Romantischen. Denn den größten Theil seines Lebens verbrachte er an dem kleinen Hof der Herzogin Amalie, und von der Romantik seines Dichtungskreises ging, ihm wahrscheinlich unbewußt, mancher Zug in sein Benehmen über. So war die Verbeugung, mit der er vornehme Damen begrüßte, immer eine Art Adoration mit einem gebogenen Knie, eine eigentliche Reverenz.

Sein moralischer Charakter war rechtlich und bis zum Edelmuth nachsichtsvoll und liberal. Als ich nach meiner Rückkehr aus Kopenhagen die deutsche Literatur studirte, und also auch Alles, was ich von Wieland's Schriften erhalten konnte, wenigstens durchsah, setzte er mich in Erstaunen, daß ihm von den vier Vorzügen, die nach meiner Ansicht den großen Mann bilden, drei, nämlich Hoheit, Kraft und Stärke des Geistes, nicht nachgerühmt werden konnten. Ich sah bald, aber auch das konnte ich nicht begreifen, wie sich die bewunderungswürdige Klarheit seiner Ansichten, die in vielen seiner Schriften und selbst in seinen Gesprächen oft blitzartig zum Ausdruck kommt, mit den sonderbaren Nebeln, die auf einigen seiner Werke, besonders den früheren ruhen, vereinbaren ließen: die moralische Strenge bis zur Frömmelei, die bis zur Ohnmacht zerfließende Empfindsamkeit, die schriftstellerische Schwerfälligkeit gerade seiner früheren kräftigeren Jahre, mit schlüpfrigem Muthwillen und vorurtheilsfrei-religiösen Ansichten, der

scharfblickenden, psychologisch spöttelnden Zerlegung der feinsten Regungen, endlich mit der reizenden tändelnden Grazie seiner späteren Jahre. Er erschien mir in vieler Rücksicht in der Jugend altersschwach, im Alter jugendlich. Ich wünschte mir, das psychologische Räthsel zu lösen, und machte ausdrücklich dazu eine Reise nach Osmannstädt, an einem Tage, da ich wußte, daß weder Böttiger noch Falk da waren. Den Bericht über diesen Besuch findet man in den Skizzen aus meinem „Erinnerungsbuche“ [1]).

Ich hatte erkannt, was Wieland damals war, aber die Widersprüche dessen mit seinem früheren Charakter wurden mir erst erklärt, als ich seinen Lebensgang genauer erfuhr. Schon im dritten Jahre zeigte er Fassungskraft und Lebhaftigkeit des Geistes und man fing an ihn zu lehren; und jemehr Fähigkeiten er als Knabe und angehender Jüngling zeigte, desto eifriger lehrte, modelte und reizte man ihn, entwickelte die Anlagen seines Geistes, verhudelte (sit venia verbo!) aber den Charakter desselben, indem man ihm gar nicht Zeit und Raum ließ, sich eigenthümlich zu entwickeln. Ich möchte sagen, er lernte am Leitbande tanzen, und das Studium der Alten entnahm ihn diesem nicht, sondern übergab ihn nur anderen Händen. Im siebzehnten Jahre schrieb er ein Heldengedicht „Arminius“, das die strengen Schweizerischen Kritiker mit lebhaftem Beifall aufnahmen; in den zwei oder drei folgenden Jahren, weil er sich verliebt hatte, ein philosophisches Lehrgedicht, gegen Lucrez, und ein moralisches, den Antiovid; dann empfindsame Erzählungen, dann poetische Erzählungen. Alles voll von Beweisen glänzenden Talents. Im fünfundzwanzigsten kündigte er zuerst in „Araspes und Panthea“ an, was er durch sich selbst einst werden würde; im achtundzwanzigsten schon erschien „Diana und Endymion“; im „Sylvio Rosalva“ kündigt das Flügelschlagen seines Genius an, daß er sich glücklich und ganz aus dem Gespinst der Schwärmerei losgerissen habe. Nun folgten im einunddreißigsten Jahre „Agathon“, im zweiunddreißigsten die ersten komischen Erzählungen, im fünfunddreißigsten (1768) „Musarion“, die den großen Dichter vollendet zeigt, — und weil Wieland so spät zur Selbständigkeit reifte, eben deshalb konnte er im siebenundfünfzigsten Jahre, 1780, die deutsche Literatur mit der schönsten und vollkommensten Dichtung beschenken, die sie besitzt, dem „Oberon“. In der That scheint mir dieser den höchsten Rang unter allen Dichterwerken einzunehmen, sowohl durch den Reichthum der freundlich schaffenden Phantasie und die ohne Ueberspannung zart ausgedrückten Gefühle, als durch die hohe Kunst des Planes und seiner Ausführung, und selbst der Versification.

Was Wieland's prosaische Schriften betrifft, sie sind reich an glücklichen, hellen, oft tiefen Gedanken und richtig gehaltenem Charakter, aber sie haben mir mehr als die eines anderen Schriftstellers deutlich gemacht, wie sehr die Gabe des dichterischen Wortes von der des rednerischen, prosaischen, verschieden ist. Besonders ist das in seinen größeren prosaischen Schriften der Fall, wo er philosophirt und psychologische Entwicklungen aufstellt. Selbst seinen Aristipp hat mir das Schachtelwerk seines Stils an vielen Stellen verleidet. In seinen kürzeren Erzählungen vom Diogenes von Sinope bis zu Krates und Hipparchia

[1]) Riga, bei Meinhausen, 1812.

hin, ist das weniger der Fall, sie scheinen mehr die flüchtige Ausführung eines glücklichen Gedankens, mit dem der Verfasser es nicht so ernst nimmt. Jene Rüge trifft übrigens nur den Stil.

Was Wieland bei vielen der neusten Kritikern in Schatten stellte, ist die Meinung, er selbst habe sich Goethe tief untergeordnet. Das war nicht der Fall. Er erkannte Goethe's Genie an mit voller Gerechtigkeit, aber über mehrere von dessen Schriften und Handlungen schüttelte er ernsthaft den Kopf, sagte wohl auch einmal halblaut wie vor sich hin. „Solch' Zeug sollte ich wagen, es würde mir schlecht bekommen. Seiner anmaßenden Keckheit geht Alles hin." Einen öffentlichen oder auch nur lauten gesellschaftlichen Tadel auszusprechen, war er zu rücksichtsvoller Hofmann, und scheute ihn auch wohl als Gegner. Im Ganzen aber dachte Goethe viel höher von Wieland, als dieser von ihm. Man höre!

In einem Gespräche mit Goethe warf Falk die Frage auf: Was Wieland's Seele jetzt wohl vornehmen möge? Goethe antwortete: „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Es ist Etwas um ein achtzig Jahr lang durchaus würdig und rühmlich geführtes Leben; es ist Etwas um die Erlangung so zarter Gesinnungen, wie sie in Wieland's Seele so angenehm vorherrschten; es ist Etwas um diesen Fleiß, um diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle mit einander übertraf." Weiterhin, als von der Fortbildung der Monaden der Seele die Rede war, sagte er sogar: „Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe, nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelhafte Wesen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu erfassen, das wäre wohl für die Monade unseres Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen."

Diese Anerkennung von Wieland's hohem Werthe ist schön und wahr. Sie stimmt mit den Ermahnungen überein, die Goethe seinen alles Andre ankläffenden Anbetern oft zurief, wenn sie auch Wieland anfielen: „Laßt mir den alten würdigen Herrn in Ruhe!" Ich will sie damit erwidern, daß ich keines der sehr bitteren Urtheile anführen will, die Wieland unter vier Augen zuweilen entfielen. Es sei dem Leser überlassen, zu unterscheiden, welcher von den Lobsprüchen, die Goethe hier aussprach, ihm selber und seinem Lebensgange gebühre.

Von Wieland's Familienleben weiß ich wenig zu berichten. Seine Gattin war, als ich sie kennen lernte, ein schon veraltetes kleines Hausmütterchen, das ohne geistige Ansprüche, für Haus und Gatten sinnig und angelegentlich sorgte, und von Letzterem aufrichtig geliebt zu werden schien. Ihre Töchter schien sie zu guten Wirthinnen zu erziehen und ihre Söhne sollten auf dem gewöhnlichen Wege werden, was das Schicksal wollte. Der Älteste war ein geistreicher Kopf und ist als Schriftsteller bemerkenswerth aufgetreten, aber er schien zu Jena in die Schlegel'sche Genossenschaft gerathen zu sein, wenigstens trug er in Urtheil und Benehmen das Gepräge derselben.

Ein jüngerer Sohn hatte sich, glaub' ich, zum Landwirthe bestimmt. Wieland selbst schien sich nicht in ihren Bildungsgang zu mischen, und that vielleicht recht daran.

Folgende Familienscene, welche mir Falk 1799 nach Berlin schrieb, und die ich mit seinen Worten erzählen will, amüsirt und charakterisirt: „Der alte Vater hat neulich einen argen Schrecken gehabt. Denken Sie! Da ist ein kleiner Großsohn ein Junge wie ein Tatar, der barfuß und im Eise oft schon frühmorgens die ganze Gegend durchstreift; dieser findet die geladene Flinte des Jägers im Hause, zieht den Hahn auf und schießt unten im Hause die Gangthüre durch und durch. Wieland, der gerade über seinem Agathodämon am Schreibepult brütet, springt erschrocken auf. Keiner wagt hinunter zu gehen. Der kleine Nimrod hat sich unterdessen aus dem Staube gemacht. Endlich fassen die Weiber ein Herz. Sie finden das Loch in der Thüre; die Flinte; der Junge fehlte. Wieland's rege Phantasie setzte sich sogleich das Fürchterlichste zusammen: endlich wird das Kind aus seinem Winkel herbeigezogen. Wieland ist außer sich: „Der Junge sei kein Christenkind, er sei ein Tatar, ein Baschkire, ein Mameluck. Er, Wieland, wolle es noch erleben, daß er ihn eines Tages, wie einen tollen Hund, an seinem Pulte vor den Kopf schieße." — Sie kennen die liebenswürdigen Launen des Alten, der selbst in der heftigsten Aufregung noch humoristisch bleibt: ich darf Ihnen die Scene also nicht weiter ausmalen."

Eine Erscheinung bedaure ich im Wieland'schen Hause versäumt zu haben. Im fünfundsechzigsten Jahre erhielt er einen mehrtägigen Besuch von seiner noch älteren ersten Geliebten, der bekannten Schriftstellerin Sophie von Laroche, einer ziemlich hohen Gestalt mit breiten Schultern und Hüften und anspruchsvollem affectirtem Wesen. Ich möchte sie wohl neben der verständigen Frau gesehen haben, die ihres ehemaligen Liebhabers Leben glücklich machte; und Wieland's Verlegenheit zwischen Beiden. Sie mag sich oft sehr naiv geäußert haben. So sagte man, in der Dämmerung auf dem Sopha neben Wieland sitzend, ergriff die veraltete Geliebte seine Hand und rief mit empfindsamem Tone: „Ist mir doch ganz, als wie wir in — — neben einander saßen. Ihnen nicht auch?" „Ja," antwortete er trübselig; „ehe die Lichter gebracht werden." So erzählte man und ich traue es der Naivetät zu, die ihn besonders bei mißmüthigen Stimmungen überraschte. — Mein Urtheil über Wieland zusammenzufassen: Er hatte noch weniger vom großen Manne als Goethe, aber nur weil an ihm von der frühesten Kindheit an so viel gebildet wurde. Seine eminenten Talente wurden so schnell und üppig ausgebildet, daß die eminenten Anlagen seines Charakters sich nicht ganz entwickelten. Ich möchte ihn eine Zwergpalme nennen, der die Kunst nicht erlaubte, die vollkommene Höhe zu erreichen, zu der die Natur sie berief, die aber dafür die herrlichsten Früchte trug.

Das Erdbeben in Neu-Seeland.

Im Norden der Insel Neu-Seeland, über hundert englische Meilen von der Stadt Auckland entfernt, ist eine vulcanische Gegend, deren seltene Schönheit Dr. Ferdinand von Hochstetter in seinem Werke über die entlegene Insel im stillen Ocean vortrefflich geschildert hat. Dort, in einem Halbkreise, der sich von Südosten nach Nordwesten erstreckt und dann dem Nordosten zuwendet, liegen die Seen Rotomahana, Tarawera, Rotokakahi, Jititapu, Roturua, Rotoiti, Rotochu, Rotoma und viele kleinere in einer Höhe von 700 bis 961′ über dem Meeresspiegel. Mehr oder weniger isolirte Hügelreihen, theils mit Urwald bedeckt, theils kahle, vulcanische Felsmassen, an deren Abhängen hier und dort das gelbliche, neu-seeländische Gras wuchert, ziehen sich an den Gestaden dieser Seen hin. Einzelne Berggipfel wie der Tarawera und Ruawahia ragen unter ihnen hervor. Im Süden liegt in beträchtlicher Entfernung der größere See Taupo und nicht weit davon erblickt man die Vulcane Tongariro und Ruapchu.

Die Schönheit der rothen und weißen Terrassen (Pink and White Terraces), welche sich an den Gestaden der Seen Tarawera und Rotamahana erheben, sowie die unzähligen heißen Quellen, die in dieser seltsamen Gegend hervorsprudeln und als Heilquellen berühmt sind, veranlaßten in den letzten Jahrzehnten viele Reisende, dort einen längeren Aufenthalt zu machen. Auch mir war es vergönnt, im Sommer 1881—1882 meine Weihnachtsferien im Norden Neu-Seelands zuzubringen, und ehe ich es versuche, den großartigen vulcanischen Ausbruch zu schildern, der dort am 10. und 11. Juni d. J. einen der lieblichsten Flecken des Erdbodens verheerte, entnehme ich meinem Tagebuche einige Aufzeichnungen, um den Schauplatz zu beschreiben:

Ohinemutu am See Roturua.
December 29. 1881.

Am 27. December langte ich in Auckland an. Gegen acht Uhr Abends begab ich mich an Bord des Dampfschiffes „Glenelg“. Ein tropischer Regen fiel in Strömen. Dichter Nebel bedeckte die Küste, und wir fuhren langsam aus dem Hafen. Das Nebelsignal ertönte von allen Seiten. Die Küste ist sehr gefährlich. Es war mir oft ängstlich zu Muth und an Schlaf nicht zu denken. . . . . . Als wir uns am nächsten Morgen der Küste von Tamanga näherten, sahen wir White Island mit dem Vulkan Puhia-i-wakati in weiter Ferne liegen. Die weißen Schwefeldünste konnten wir deutlich unterscheiden. . . . . . Um zehn Uhr landeten wir in dem freundlichen Städtchen Tamanga. Ein altmodisches aber solides Fahrzeug mit einem Gespann von vier guten, kräftigen Pferden stand am Landungsplatze. Es war der Postwagen, der wöchentlich drei Mal nach Ohinemutu führt. Außer mir hatte Niemand einen Platz belegt; aber der schlichte Mann aus dem Volke, der die Zügel hielt, hatte ein so ehrliches Gesicht, daß ich sonder Furcht die Reise durch den Urwald antrat. Ein Stallknecht hob mein Gepäck in den Wagen, der eine Menge von Körben, Säcken und kleinen Päckchen enthielt; der Kutscher bat mich, den Platz neben ihm einzunehmen, und fort ging's im schnellen Trab.

Das Städtchen Tamanga lag bald hinter uns, und wir fuhren hinaus in eine fruchtbare Gegend mit anmuthigen Hügeln und dunkeln Waldungen. In den Gärten und Pflanzungen sah ich die herrliche Norfolktanne[1]) in voller Entfaltung. . . . . . . Gegen ein Uhr langten wir am Rande des Urwaldes an. Die Landstraße, die durch denselben führt, ist eine sogenannte Corduroystraße, — d. h. dünne Baumzweige, quer darüber gelegt; diese sind mit einer Schicht von Sand und Erde bedeckt; durch anhaltenden Regen verkittet sich das Holz mit der Erde und gibt dem Boden Festigkeit. Während einer langen Dürre lockert sich aber der Boden, die Holzstämme biegen sich an beiden Seiten aufwärts, und die Straße wird holprig; an manchen Stellen bleibt sie so, selbst wenn Regenwetter kommt, es sei denn, daß eine neue Schicht Erde über dieselbe geworfen werde.

Die Schönheit des neu-seeländischen Urwaldes läßt sich nicht beschreiben, obgleich demselben die Farbenpracht der tropischen Urwälder fehlt. Hier sind keine Orchideen und Schlingpflanzen mit großen prangenden Blüthen, keine buntgefiederten Vögel, die durch das Laub schwirren, keine Schmetterlinge, die sich im Sonnenduft baden. Im neu-seeländischen Urwalde laben uns dagegen das frische, duftende Grün und die würzige Luft. Riesengroße Bäume bilden mit ihrem dunkeln Laub ein kühles Dach; Schlingpflanzen mannigfacher Art mit gelblichgrünen Blüthen umranken die hohen Stämme und winden sich von Baum zu Baum. Hier und dort prangen die purpurrothen Blüthen des Ratabaumes und die blendend weißen der Clematis. Das Untergesträuch ist dunkelgrün, und fast sämmtliche Bäume und Sträucher der neu-seeländischen Wälder sind hier vertreten. Aus dem dunkeln Gebüsch ragen unzählige Farrenbäume mit ihren hellgrünen, schön gefiederten Blätterkronen hervor und geben dem Walde dieses Landes das ihm so eigenthümliche Gepräge. Die lieblichsten Farrenkräuter bedecken den Erdboden in üppiger Fülle; jeder Stein, jeder alte Baumstamm am Wege, jede Felsgruppe ist mit diesem zarten Grün, welches dem bemoosten Boden entsproßt, bedeckt, und reizende Naturbilder bietet diese Pflanzenwelt auf jedem Schritte dar.

Eine steile Felsschlucht, durch die wir kamen, erinnerte mich an die Schweiz. Der ganze Weg durch den Wald ist von einer großartigen Erhabenheit. Die Stille, die dort herrscht, wirkt wohlthuend aufs Gemüth. Nur das Gezirpe des kleinen neu-seeländischen Rothkehlchens und der Ruf der Waldtaube unterbrechen die feierliche Stille. In der Mitte des Waldes ist ein Hüttchen aus unbehauenen Stämmen zusammengefügt. Hier rasteten wir, um die Pferde zu wechseln. Mein Kutscher zündete ein Feuer an und lud mich zu einer Tasse Thee ein, die ich dankbar annahm. . . . . . Am Ausgange des Waldes schimmerte schon der See Rotuma von Ferne herüber. Der weiße Dampf der Geyser ward an den dunkeln Bergesrändern sichtbar. Bald zeigte sich Hinemoa's Insel, die im See liegt, und als wir uns dem Dorfe Ohinemutu näherten, sahen wir eine Menge von Geysern. Der Schwefeldampf war unverkennbar. Hier und dort riefen uns die Eingeborenen, die vor ihren Hütten saßen, ein freundliches „Jenakö" (d. h. „Sei gegrüßt!") zu. Die Gegend, in die wir gelangten, ist unbebaut. Farrenkräuter wuchern dort, und die wilde europäische Rose wächst in großen Gebüschen neben den einheimischen Manukasträuchern mit ihren lieblichen weißen Blüthen. Um neun Uhr Abends langten wir in Ohinemutu an. . . . . . .

December 31. 1881.

Ich machte heute Morgen einen Spaziergang in dem Maoridorfe. Bei jedem Schritt und Tritt muß man hier vorsichtig sein, damit man den Fuß nicht auf den glühend heißen Boden oder auf einen zischenden Quell setzt. Im ganzen Dorfe sah ich nur zwei Hütten, die eine schornsteinähnliche Oeffnung im Dache haben. Die Maoris kochen alle ihre Speisen in dem siedenden Wasser der Geyser oder in der heißen Erde, auf der ihr Häuschen, Wharé genannt, steht. Kartoffeln und andere Gemüse, Fleisch, Fische und Muscheln werden sauber zubereitet in kleine, aus neusee-

[1]) Diese Tanne ist auf der Insel Norfolk im stillen Ocean einheimisch.

ländischem Flachs (Phennium tenax) geflochtene Körbe gelegt. Diese werden an einer Stange befestigt und in einen kleinen Teich, in dem das Wasser kocht, getaucht; dort bleiben sie hängen, bis das einfache Mahl fertig ist. Ich betrachte das tägliche Leben der Eingeborenen von meinem Fenster. Das Dorf liegt niedriger als der Gasthof, in dem ich weile, und ich übersehe etwa zwanzig Häuschen mit den daranstoßenden kleinen Gärtchen. Der hier lebende Stamm der Maoris ist den Europäern („Pakehas" nennen sie uns) freundlich gesinnt. —

Januar 3. 1882.

Gestern ging ich mit mehreren Badegästen nach Sulphur Point. Dies ist eine dicht am See gelegene Landstrecke, wo es sehr viele Schwefel- und andere Mineralquellen gibt. An einigen Stellen kocht die Erde buchstäblich unter uns. Dann trifft man an anderen Stellen die schönsten, klaren Gewässer an, die siedend aus dem Erdboden sprudeln und kleine Becken bilden. Schwefel und Bimsstein liegen hier zollhoch auf der Erde. Beim Anschauen dieses merkwürdigen Landstriches fiel mir eine Stelle aus Plato's Phaedon ein, in der von dem Pyriphlegeton die Rede ist: „Innerhalb der Erde ringsherum sind größere und kleinere Gewölbe. Wasser strömt in Fülle darin, auch viel Feuer und große Feuerströme, und Ströme von feuchtem Schlamm (theils reinem, theils schmutzigem) wie in Sicilien .... Der Pyriphlegeton ergießt sich in eine weite, mit einem gewaltigen Feuer brennende Gegend, wo er einen See bildet, größer als unser Meer, siedend von Wasser und Schlamm. Von hier aus bewegt er sich im Kreise herum um die Erde, trübe und schlammig[1]". — Ein besseres Bild ließe sich kaum aufs Papier werfen, um diesen Erdstrich am See Roturua zu schildern.

Wairoa am See Tarawera.
Januar 4. 1882.

Nach einer zweistündigen Fahrt von Ohinemutu bin ich heute Nachmittag in Wairoa angelangt. Die Maoris in diesem Dorfe oder Pah gehören dem einst mächtigen Arawastamme an. Der Tarawerasee, an dem Wairoa liegt, ist sieben englische Meilen lang und fünf breit; die Ufer desselben sind wilder und großartiger, als die der andern Seen. Gegen Osten erstreckt sich eine dicht bewaldete Hügelkette mit steilen Abhängen und schroffen Felsgruppen, die sich in den tiefen See senken. Durch das dunkle Grün der Bergesseiten, von einer Felswand zur andern stürzend, rauscht ein Wasserfall, der sich in den Bergstrom Tarawera ergießt. Es sind mehrere Reisende hier, die morgen nach Rotomahara zu gehen wünschen. Die Maoriführerin Sophie wird uns nach den Terrassen begleiten.

Wairoa am See Tarawera.
Januar 5. 1882.

Wir verließen Wairoa in aller Frühe und fuhren in einem großen Waka (Kanoe) von Maori-Frauen und -Mädchen gerudert, den See hinunter, der im Glanze der Morgensonne vor uns lag. Die Maoris stimmten ein lustiges, wildes Lied an, und nach jeder Stanze wiederholten sie den Refrain „Waka-tara Kea-wheta Haka-tu", den sie mit kräftigen Ruderschlägen begleiteten.

Am südlichen Ufer landeten wir und folgten unserer Führerin auf einem kleinen Waldpfade nach dem See Rotomahana, aus dem mehrere kleine Inseln, theils felsig, theils mit frischem Grün bedeckt, hervorragen. Der heiße, dampfende Gischt steigt aus unzähligen Spalten auf, ohne das grüne Laub zu schädigen. Die Führerin zeigte uns das Inselchen Puai (250 Fuß lang und 12 Fuß hoch), auf dem Dr. Ferdinand v. Hochstetter eine Nacht verlebte.

Bald erreichten wir das östliche Ufer des Sees. Dort erhebt sich die schöne weiße Terrasse, Te Tarata, ein Naturwunder, welches durch das Ueberströmen des siedenden Wassers aus einem tiefen Krater gebildet wurde. In tausenden von Cascaden rieselt das tiefblaue Wasser über die krystallenen Becken, die sich terrassenförmig über-

[1]) Phaedon; ed. Ast, p. 603 und 607, Anmerk. p. 808 und 817.

einander erheben, und die im Laufe von Jahrhunderten durch den Silicat-Niederschlag dieses Tarata-Geysers entstanden. Glänzende Stalaktiten hängen am Rande der Terrassen und Becken, die gleich einem prachtvollen Marmorgebilde dastehen und sich bis an das Ufer des Rotomahara-Sees erstrecken. Das Wasser schäumt unaufhörlich von Stufe zu Stufe und rieselt aus einem Becken in das andere. Am Rande der Terrasse sieht man Farrenkräuter und Sträuche, die alle mit einer glänzendweißen Kruste bedeckt sind. Die krystallenen Becken sind an Größe und Tiefe sehr verschieden; in einigen ist das Wasser nur neun Zoll tief, in anderen dagegen neun Fuß. Am Ufer des Sees ist die Terrasse etwa 600 Fuß breit; sie erreicht eine Höhe von 150 Fuß, und der Krater, aus dem das Wasser strömt, hat einen Durchmesser von 60 Fuß. Dr. v. Hochstetter sagt: „Te Tazata ist ein Geyser, dessen Ausströmungen denen des berühmten großen Geysers auf Island gleichen. Der Wasserkrater in Neu-Seeland ist jedoch größer als der in Island, und ungeheuere Wassermassen steigen aus demselben auf. Der Niederschlag des Wassers ist, gleich dem auf Island, silicat- nicht kalkartig. Te Tarata gleicht einem Katarakt, der über ein von der Natur gebildetes Terrassenland stürzt und sich plötzlich in seinem Falle in Stein verwandelt".

Ein englischer Dichter beschreibt die weiße Terrasse in ähnlicher Weise:

„A cataract carved in Parian stone,
Or any purer substance known,
Agate or milk-white chalcedon
Its showering snow cascades appear,
Low ranges bright of stalactite,
And sparry frets and fringes white,
Thick falling plenteous, tier o'er tier,
Its crowding stairs . . . . . ."

Domett, C. 17, p. 269.

In einer Entfernung von etwa zwei englischen Meilen in westlicher Richtung liegt die zweite Terrasse, Tu Kapuarangi, „der Quell des bewölkten Himmels", von den Europäern die „rothe Terrasse" genannt. Sie ist etwas kleiner als die weiße Terrasse, erreicht aber dieselbe Höhe und besteht aus einem zarten, rosenfarbigen Gestein gleich dem schönsten italienischen Marmor. An einigen Stellen, namentlich an den unteren Stufen am Fuß der Terrasse, sieht man hellgelbe und graue Streifen, die aus Schwefel- und Bimssteinniederschlag entstanden. Glänzende Stalaktiten und phantastische Krystallgebilde zieren die Terrasse. Die oberen Stufen sind blendend weiß; allmälig röthen sie sich, und die mit tiefblauem Wasser angefüllten Becken, die sich übereinander erheben, gleichen riesigen Muscheln mit glanzvollen röthlichen Farben, die am Rande ins Silbergraue und Gelbe spielen.

Als die Strahlen der sinkenden Sonne auf diese Terrasse fielen, kam es mir vor, als stände ich in einer Feenwelt . . . . . die Maoriführerin mahnte zur Abfahrt, und als wir am Ufer des Tarawera-Sees anlangten, harrten ihre Gefährtinnen schon auf uns.

In der Nacht des 10. Juni d. J. wurde diese Gegend in der nördlichen Insel Neu-Seelands schwer heimgesucht. Ein vulcanischer Ausbruch gleich dem, der einst Herculanum und Pompeji zerstörte, verbreitete Entsetzen in der ganzen Insel und verheerte eine liebliche Landschaft.

Dieser Ausbruch des Wahanga, Tarawera und Ruawahia kam ganz unerwartet, weil die Gebirgsmasse, aus der diese Berge hervorragen, bisher keine Spur von vulcanischer Thätigkeit zeigte, im Gegensatz zu der nahe daran grenzenden Landstrecke, die auf Schritt und Tritt vulcanische Kräfte im Innern der Erde bekundet. Maori-Legenden deuten auf wichtige Ereignisse der letzten fünfhundert Jahre hin; doch keine berichtet, daß Wahanga, Tarawera und Ruawahia jemals thätige Vulcane waren. Die Eingeborenen erzählen in ihren Mythen, wie der Manukau Harbour bei Amkland

durch vulcanische Thätigkeit gebildet wurde; wie der See Taupo entstand, indem eine große Fläche Landes sich senkte, und wie längst erloschene Vulcane einst feuerspeiende Berge waren. Sie geben mit Bestimmtheit an, daß vor einhundertundzwanzig Jahren das Dorf Ohinemutu plötzlich in den See Roturua versank, und daß viele Menschen dabei ums Leben kamen, während andere sich durch Schwimmen retteten. Am Ufer des Sees sind deutliche Spuren dieser Katastrophe.

Der Berg Tarawera war den Stämmen der Maoris, die in der Nähe der heißen Seen wohnen, seit Menschengedenken eine heilige Stätte. Fünfzehn Generationen trugen ihre Todten auf den Gipfel dieses Berges gleich den Parsen, die in Bombay die Leichen der Verstorbenen auf den berühmten „Thürmen des Schweigens“ bestatten; und tausende von Skeletten lagen noch vor Kurzem auf dieser Bergeshöhe. Jetzt sind sie mit Schlamm und Asche und Lava bedeckt. Nur wenigen Europäern war es je gestattet, den Tarawera zu besteigen. Der Ausspruch „tapu“ („verboten“) hing gleich einem Bann an dem Berge, und kraft desselben wurde die Begräbnißstelle nicht durch die Europäer entheiligt. Die Maoris wähnten, daß die Gegenwart der Letzteren Stürme und Unwetter herbeiführen könnte. Der Berg liegt am südlichen Ende des Sees Tarawera und ist zweitausend Fuß hoch. Die Maorilegenden bezeichnen ihn als den Ort, an dem die riesengroßen urweltlichen Moavögel zuletzt gesehen wurden. Der Name Tarawera bedeutet „ausgebrannte Bergspitzen“. —

Der verhängnißvolle Junitag war kaum angebrochen, als die Einwohner des Dorfes Wairoa, am Fuße des Tarawera, plötzlich durch ein anhaltendes Erdbeben aus dem Schlafe geweckt wurden. Ein Erdstoß folgte dem andern mit furchtbarer Heftigkeit, und diese Erschütterungen verbreiteten sich über die ganze nördliche Insel Neuseelands. Das unterirdische Getöse wurde in Auckland, Gisborne, Napier, Wellington, ja sogar im Norden der südlichen Insel gehört. In dem über hundert englische Meilen entfernten Auckland glaubte man, daß ein Schiff unweit der Küste gestrandet sei und Nothsignale abfeuere, bis die Erde erbebte, und das Getöse sich mit großer Regelmäßigkeit als unterirdischer Donner wiederholte. Sogar Erdrisse zeigten sich in Auckland.

Fast alle Bewohner von Wairoa verließen ihre Häuser und Hütten. Kurz nach Mitternacht sahen sie große Flammen aus den Bergen aufsteigen, und bald wuchsen diese zu Feuersäulen, die sich aus drei neugebildeten Kratern erhoben und von einer Minute zur andern schreckenerregender wurden. Nach und nach verdunkelte sich der Himmel. Eine große, schwarze Wolke hing über den Bergen und in weiter Ferne, in Napier und Gisborne an der Ostküste Neu-Seelands glich sie einem ungeheuren Pilze, unter dem ein grelles Licht sichtbar war. Das unterirdische Getöse und die Erdstöße dauerten fort, große Spalten öffneten sich im Erdboden, gefahrbringende rotatorische Erschütterungen fanden statt, der Spiegel der Seen hob und senkte sich, und ein Entsetzen erregendes vulcanisches Gewitter brach aus. Gegen vier Uhr Morgens legte sich der heftige Sturm, der seit Mitternacht gerast hatte; große Rauchsäulen stiegen aus den Kratern, siedendes Wasser entströmte den Bergspalten, feurige, weitleuchtende Schlamm- und Schlackenauswürfe erhellten die dunkle Nacht, Fumarolen öffneten sich überall an den Ufern der heißen Seen und stießen Schwefeldämpfe aus. Kaum dämmerte der Morgen, als schwere Aschenschauer aus den weit geöffneten Kratern aufstiegen und die ganze Umgegend bis auf eine Strecke von hundert englischen Quadratmeilen mit Aschenstaub bedeckten, während neue Geyser an den nahe liegenden Seen entstanden und siedende Wasser mit erneuerter Gewalt aus den längst vorhandenen emporstiegen. Eine beängstigende Finsterniß verbreitete sich über das Land, und sogar in den über vierzig englische Meilen entfernten Oertern Tamanga und Oxford rüsteten sich die Bewohner zur Flucht. Erst am Abend minderte sich die Heftigkeit des Ausbruches. Die Schlamm- und Aschenschauer traten weniger verheerend auf, obgleich sie dann und wann wieder große Besorgniß erregten.

Noch wochenlang nach jener Schreckensnacht waren die Vulcane thätig. Ueber dem See Rotomahana lag eine ungeheure Dampfwolke. Wairoa, dieses Wunder-

land der Terrassen am See Rotomahana, ist versunken und verschüttet. Die Maori-Dörfer Je Ariki und Morea sind spurlos verschwunden; die Eingebornen mit ihren Häuptlingen Hakarai und Rangihena hatten nicht Zeit, zu entrinnen. Nur ein Maori, Mehaka, und seine Frau, die Tags zuvor Morea verlassen hatten, überlebten ihren Stamm. Auch in Wairoa fanden mehrere Eingeborne und Europäer den Tod. Der Verlust an Menschenleben läßt sich noch nicht genau berechnen; es werden etwa einhundert und fünfzig Maoris und Europäer vermißt. Seit Jahren schon haben die Europäer in Neu-Seeland vergebens darnach getrachtet, in der Nähe der Terrassen und der heißen Quellen große Strecken Landes anzukaufen; aber die Maoris setzten ihnen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß die englischen Colonisten hier keine Stadt gründeten. Hätte eine solche in dieser Gegend gelegen, so würde sie verschüttet worden und Tausende von Menschen mit ihr begraben sein. Die in der ganzen südlichen Hemisphäre berühmten Heilquellen am See Roturua würden eine englische Ansiedlung in wenigen Jahren zu einer blühenden, volkreichen Gegend gemacht haben; weilten doch oft Hunderte von Fremden aus allen Welttheilen in den kleinen Maori-Dörfern, die in der Nähe jener Quellen liegen.

Die neu-seeländische Regierung in Wellington, durch telegraphische Depeschen von dem Ausbruch der Vulcane unterrichtet, sandte wenige Stunden später den Geologen Herrn Dr. Hector mit mehreren wissenschaftlich gebildeten Männern nach dem Norden, um an Ort und Stelle Untersuchungen vorzunehmen und einen ausführlichen Bericht über die Eruption und die Verheerungen abzustatten. Das Dampfboot „Hinemoa" brachte sie nach Tamanga. Als White Island in Sicht kam, schien es, als ob die Schwefeldämpfe der dortigen Geyser in ungewöhnlich großen Massen emporstiegen. Der Capitän des Schiffes bemerkte, er habe während der letzten fünf Monate wiederholt beobachtet, daß Möven und andere Vögel, die sonst in großen Schaaren am Strande der Insel zu sehen waren, von dort verschwunden seien. Die „Hinemoa" fuhr nach der Insel, wo sich jedoch keine Spuren eines neuen Ausbruchs fanden.

Auf dem offenen Meere in beträchtlicher Entfernung von der Küste Neu-Seelands sah Herr Dr. Hector eine große weiße Dampfsäule über der Gegend von Rotomahana aufsteigen. Als die Forscher am folgenden Tage die vulcanische Gegend von einer Hügelkette am See Roturua überblickten, schätzten sie die Höhe dieser Dampfsäule auf 11,000 Fuß, und den Durchmesser auf etwa eine halbe englische Meile. Die Gegend war Allen genau bekannt. Als sie vor ihnen lag, erstaunten sie über die Umwälzungen, welche die Naturkräfte binnen wenigen Stunden hervorgebracht hatten. Der Umriß der Gebirge war gänzlich verändert. Eine große, 800 Fuß hohe und 1200 Fuß weite Kluft zwischen dem Tarawera und Ruawahia war verschwunden und mit Schutt und Schlamm und Felsmassen angefüllt, so daß beide Gipfel durch einen Gebirgskamm verbunden waren, während sich an anderen Stellen große Bergspalten gebildet hatten. Auf dem Ruawahia war ein vierhundert Fuß hoher vulcanischer Kegel entstanden; auf dem Wahanga ein kleinerer. Herrliche Waldungen waren gänzlich zerstört, unter andern der Titokihn-Wald; 150 Fuß hohe Bäume waren aus der Erde gerissen und lagen mit Schlamm und Asche bedeckt auf dem Boden. Rings umher bot die vulcanische Berglandschaft einen grausenvollen, unheilverkündenden Anblick dar.

Die Terrassen Te Tarata und Tu Kapuarangi sind von der Erde verschwunden; aber nach Jahrhunderten wird man sich noch von diesem Wunderland erzählen. Es wird unvergeßlich sein wie eine schöne Sage.

Oldenburg House, Christchurch, New Zealand.

Johanne Lohse.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Der enthusiastische Empfang, welcher unserm Kaiser bei seinem Besuche der Reichslande zu Theil geworden ist, darf um so mehr als ein höchst erfreuliches Symptom bezeichnet werden, als bereits vorher durch die Gemeinderathswahlen in Straßburg und Metz erwiesen worden war, daß sich innerhalb der Bevölkerung Elsaß-Lothringens ein bedeutsamer Umschwung vollzieht, so daß die Germanisirung dieses Landes nur noch als eine Frage der Zeit gelten kann. Das bei aller Versöhnlichkeit zielbewußte Wirken des Statthalters, Fürsten von Hohenlohe, wird sicherlich vor Allem dazu beitragen, durch Wahrung und Förderung der Interessen Elsaß-Lothringens die Eingebornen zu überzeugen, wie reiche Früchte ihre positive Theilnahme an der Selbstverwaltung im Gegensatze zu der früheren unfruchtbaren Protestpolitik zeitigen würde. Kaiser Wilhelm betonte deshalb in seiner an den Gemeinderath von Straßburg gerichteten Ansprache mit vollem Recht, daß das Vertrauen zur deutschen Verwaltung, nachdem dieselbe als eine wohlwollende und gerechte erkannt worden, stetig gewachsen wäre und sich verallgemeinert hätte. Freimüthig wies unser Kaiser zugleich darauf hin, daß damals, als er nach dem Umschwunge der Verhältnisse die Stadt Straßburg zum ersten Male besuchte, das Zutrauen der Bevölkerung noch nicht so fest begründet sein konnte, weil man noch nicht wußte, was die Zukunft bringen würde, so daß auch die Freudigkeit noch nicht wie diesmal zum Ausdruck gelangte. Gerade im Hinblick auf dieses Geständniß erhält der Dank für den ihm jüngst bereiteten herzlichen Empfang seine volle Bedeutung. Insbesondere darf mit voller Genugthuung darauf hingewiesen werden, daß die ländliche Bevölkerung des Elsaß die Gelegenheit nicht vorübergehen ließ, dem ehrwürdigen Monarchen ihre freiwillige Huldigung darzubringen. So gestalteten sich der Festzug der Landleute, der Empfang der ländlichen Deputationen zu Ovationen, durch welche am besten die Behauptung einiger chauvinistischen französischen Blätter widerlegt wird, daß die Eingebornen in Elsaß-Lothringen dem Festjubel fern geblieben seien. Bekundeten die Tausende, welche während der Kaisertage aus allen Gauen des Elsaß nach Straßburg strömten, durch ihre aus dem Herzen dringenden Huldigungen das Wohlgedeihen, dessen sich das Land gegenwärtig erfreut, so legte die Feier in der Kaiser-Wilhelm-Universität vollgültiges Zeugniß dafür ab, welch' hohe Stellung der Wissenschaft von Seiten des deutschen Kaiserhauses beigemessen wird. Während zur Zeit der französischen Herrschaft die Universität Straßburg ebenso wie die übrigen Universitäten der Departements hinter derjenigen von Paris an Bedeutung zurückstehen mußte, ist in Deutschland stets Gewicht darauf gelegt worden, jede Hochschule in Bezug auf ihre Lehrkräfte, sowie auf den gesammten wissenschaftlichen Apparat allen Anforderungen der Zeit gemäß auszustatten. Allerdings ist den deutschen akademischen Lehrern, wie unser Kronprinz in seiner Erwiderung auf die Ansprache des Rectors der Universität hervorhob, noch eine besondere Aufgabe gestellt.

Gilt es doch in der That, nachdem der gewaltige Zeitabschnitt der nationalen Wiedergeburt Deutschlands hinter uns liegt, das erhabene Ziel, die akademische Jugend zu thatkräftigen Stützen des Reiches zu erziehen. Gerade weil der Kronprinz in beredten Worten der Bedeutung der Universitäten für die Entwicklung der nationalen Idee gedachte, verdient auch seine Mahnung in vollem Maße beherzigt zu werden, daß ein Jeder in seinem Berufe bestrebt sein möge, im Sinne der Vorfahren weiter zu wirken, sich dabei jedoch vor Ueberhebung zu hüten. Wie der Kronprinz des Deutschen Reichs vor Jahresfrist beim Besuche der Universität Königsberg vor dem „Chauvinismus" warnte, unterließ er in Straßburg nicht, davor zu warnen, daß es gerade an dieser Stelle und seitdem diese Gauen mit dem Mutterlande wieder verbunden seien, für uns Deutsche gelte, zu zeigen, daß der Sinn für Erhaltung des Friedens und das Streben, uns in Friedfertigkeiten zu bewegen, uns erfüllt. Der Zukunft dürfen wir auch dann, wenn sich am politischen Horizonte zuweilen dunkle Wolken zeigen, um so ruhiger entgegen sehen, als gerade durch die jüngsten Kaisermanöver in den Reichslanden dargethan worden ist, welche Schutzwehr Deutschland in seiner Armee besitzt.

In der Rede, welche der französische Conseilpräsident und Minister des Auswärtigen, de Freycinet, am 28. September in Toulouse hielt, wird auch von französischer Seite die Nothwendigkeit, den Frieden zu erhalten, betont. „Frankreich will, wie wir sehr wohl wissen," äußerte Freycinet, „den Frieden, es will ihn mit aller Entschiedenheit und rückhaltslos, aber es will einen Frieden, der seiner Würde nichts kostet und das Opfer keines einzigen seiner Rechte fordert. Dies ist das Princip, welches wir zum Ausgangspunkte nehmen müssen, um unserer Friedenspolitik die Richtung zu geben: Wahrung unserer Würde, sowie Achtung in Bezug auf alle unsere Rechte." Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß der französische Ministerpräsident vor Allem die ägyptische Angelegenheit ins Auge faßte, als er in Toulouse erklärte, daß Frankreich kein einziges seiner Rechte opfern würde. Drängt sich doch immer mehr die Wahrnehmung auf, daß England, weit entfernt, seine Stellung in Aegypten für eine provisorische zu erachten, vielmehr alle Anstalten trifft, sein „Protectorat" daselbst zu einem dauernden zu gestalten. Hat Frankreich vor einigen Jahren den günstigen Augenblick vorübergehen lassen, seine gleichberechtigte Position neben derjenigen Englands in Aegypten zu behaupten, so verlautet nunmehr in zuverlässiger Weise, daß der französische Botschafter in Constantinopel gemeinsam mit seinem russischen Collegen bei der Pforte dahin zu wirken sucht, daß dieselbe ihre Suzeränetätsrechte geltend macht und die englische Regierung auffordert, Aegypten wieder zu räumen. Eine derartige Aufforderung würde jedoch schwerlich Erfolg haben, zumal da weder Deutschland noch Oesterreich geneigt wäre, sich dem Vorgehen Frankreichs und Rußlands in Constantinopel anzuschließen. Ueberdies sind die inneren Verhältnisse der französischen Republik bisher zu wenig befestigt, als daß dieselbe in nächster Zeit eine Action im großen Stile unternehmen könnte. In dieser Hinsicht erscheint es bezeichnend, wenn der französische Conseilpräsident in seiner Rede in Toulouse hervorhebt, daß die beiden Fractionen der republikanischen Partei die Lösung der Streitfragen, durch welche sie von einander getrennt werden, vertagen müssen, um ihre Bemühungen auf diejenigen Aufgaben zu concentriren, hinsichtlich deren eine volle Einigung möglich ist. Man braucht jedoch nur ultra-radicale Blätter vom Schlage des „Intransigeant" zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß zwischen den gemäßigten Republikanern und den „Unversöhnlichen" der äußersten Linken ein Ausgleich unmöglich ist. Hierin liegt auch die hauptsächliche Gefahr für die Fortentwicklung der republikanischen Einrichtungen, da das politische Programm Clemenceau's oder Henri Rochefort's mit demjenigen Jules Ferry's und seiner opportunistischen Parteigenossen niemals in Einklang gebracht werden kann.

Vielfach wird deshalb angenommen, daß Freycinet mit seinen Reden in Toulouse und Montpellier gewissermaßen bezweckte, seine Candidatur als Nachfolger Jules Grévy's in der Präsidentschaft der französischen Republik zu stellen. Jules Ferry, der seiner Zeit allem Anscheine nach die meisten Aussichten zu haben schien, ist längst

durch den gegenwärtigen Conseilpräsidenten verdunkelt und darf um so weniger hoffen, seine frühere einflußreiche Stellung wiederzuerlangen, als er wegen seiner leitenden Stellung im opportunistischen Feldlager den Radicalen besonders verhaßt ist. Freycinet hat es weit besser verstanden, auch mit der äußersten Linken Fühlung zu behalten, und es ist charakteristisch, wie er während seiner Reise im südlichen Frankreich, insbesondere in seiner Rede zu Montpellier, die Radicalen als die Avantgarde der Republik feierte. „Ich weiß," äußerte er unter Anderm, „daß es bei einer Armee auf dem Marsche kühner Plänkler bedarf, welche das Terrain recognosciren und dem nachfolgenden Heere den Weg bahnen. Die Bevölkerung des Hérault-Departements stellt nun durch ihr Ungestüm, durch den Eifer ihrer politischen Ueberzeugung gerade diese Plänkler dar, hinter denen die Regierung marschirt und welche es ermöglichen, daß Reformen, welche zunächst für Utopien erachtet wurden, einige Jahre später zur Verwirklichung gelangten." Es läßt sich voraussehen, daß die Radicalen trotz der Einschränkungen, welche Freycinet noch in seiner zu Montpellier gehaltenen Rede machte, durch die Anerkennung ihrer Reformbestrebungen einen Freibrief für ihre revolutionäre Agitation erhalten zu haben glauben werden, so daß es begreiflich erscheint, wenn die gemäßigteren republikanischen Organe gerade gegen diesen Theil der Ausführungen des Conseilpräsidenten Front machen. Die innere Politik des gegenwärtigen französischen Ministeriums leidet vor Allem darunter, daß entweder mit den Radicalen oder den Opportunisten offen oder stillschweigend pactirt werden muß, was dann wieder zur unmittelbaren Folge hat, daß diejenige Parteigruppe, welche sich für zurückgesetzt hält, der Regierung Schwierigkeiten bereitet. „On ne peut pas contenter tout le monde et — M. Clémenceau," würde es heißen, falls Freycinet, wie ihm als Absicht zugeschrieben wird, in der That eine Uebereinkunft mit den Opportunisten schließen wollte. Hierzu kommt dann noch, daß die Monarchisten „toujours en vedette" voll Ungeduld den Augenblick erwarten, in welchem sie, wäre es selbst durch ein Bündniß mit den am meisten radicalen Elementen, die republikanische Regierung zu stürzen im Stande sind. Deshalb sind auch die Ausführungen bemerkenswerth, welche der Conseilpräsident an die von Seiten der Monarchisten drohende Gefahr knüpfte, indem er darauf hinwies, daß beinahe ein Drittheil der Franzosen sich der Republik noch nicht angeschlossen habe, so daß nur ein so lebenskräftiges Land wie Frankreich diesen unablässigen Spaltungen Widerstand zu leisten vermöge, während andrerseits die republikanische Partei im Hinblick auf die Bestrebungen der Royalisten und Imperialisten alle Ursache habe, Einigkeit und Geschlossenheit als ihr Ziel zu betrachten.

Mit Rücksicht auf die Vorgänge in Tongking und Annam sowie auf Madagaskar, woselbst die Hovas den Franzosen in jüngster Zeit von neuem Schwierigkeiten bereiteten, konnte man darauf gespannt sein, welche Auffassung der Conseilpräsident in Bezug auf die Colonialpolitik hegte. Will man ihm Glauben schenken, so hätte Frankreich sein Gebiet genügend ausgedehnt, so daß für geraume Zeit an eine Vermehrung desselben nicht gedacht werden dürfe. Als Richtschnur für die französische Colonialpolitik der Zukunft bezeichnete Freycinet den Entschluß, den gegenwärtigen Besitz zu erhalten. Wenn der Nutzen gewisser Erwerbungen bestritten worden ist, so hält Freycinet dafür, daß eine Nation, welche ein von ihr occupirtes Gebiet wieder aufgeben würde, auch eine moralische Einbuße erlitte. Worauf es in Tongking sowie auf Madagaskar jetzt ankommt, das ist die Organisation des eroberten Gebietes, durch welche die dem Mutterlande auferlegten Opfer verringert werden. Allerdings hängt die Verminderung dieser Opfer nicht ausschließlich von dem guten Willen der französischen Regierung ab; vielmehr kann es leicht geschehen, daß das Vordringen der Hovas auf Madagaskar, sowie der „schwarzen Flaggen" in Tongking eine neue militärische Action geboten erscheinen läßt. Jedenfalls empfiehlt es sich für Frankreich, gute Beziehungen zu den Nachbarnationen zu erhalten, zumal wenn es, abgesehen von den Schwierigkeiten der Colonialpolitik, in der ägyptischen Angelegenheit gegenüber England eine entschiedenere Position einnehmen will. Freycinet würde daher nur im Interesse seines Landes handeln, wenn er den neuen Botschafter in Berlin, Herbette,

mit Instructionen in dem Sinne versehen hätte, daß die nicht ohne Verschulden des französischen auswärtigen Amtes einigermaßen unklaren Beziehungen zu Deutschland so freundlich als möglich gestaltet werden.

Nicht minder liegt es der französischen Regierung ob, zu verhindern, daß die republikanische Propaganda Zorilla's fortgesetzt werde, der von Paris aus Verschwörungen in Spanien anzettelte. Der spanische Botschafter wird sicherlich Gelegenheit finden, der französischen Regierung alle erforderlichen Aufschlüsse zu ertheilen. Die Militärrevolte, welche in der Nacht zum 20. September in der spanischen Hauptstadt zum Ausbruche gelangte, ist zwar rasch gedämpft worden; immerhin läßt diese aufständische Bewegung grelle Streiflichter auf die inneren Verhältnisse des von den Republikanern unterwühlten Landes fallen. An bedenklichen Symptomen fehlte es bereits vor dem Madrider Putsche nicht. So fand am 12. September in Vigo ein von etwa zweitausend Personen besuchtes Meeting statt, bei welchem der republikanische Führer Salmeron betonte, daß der Partei das unbestreitbare Recht zur Insurrection zustände, und daß sie davon Gebrauch machen würde, sobald und in der Weise, wie sie es für den endgültigen Sieg der Republik für angemessen erachtete. Die jüngste Revolte in Madrid hatte allerdings einen überwiegenden militärischen Charakter, so daß angenommen werden muß, daß Salmeron den Augenblick noch nicht für günstig erachtete, wenn anders nicht General Villacampa und Genossen, die allem Anscheine nach einem Losungsworte Zorilla's gehorchten, auf eigene Hand und ohne sich mit den republikanischen Führern in den Cortes in Verbindung zu setzen, vorgehen wollten. Das Kriegsgericht zu Madrid hat inzwischen am 2. October den General Villacampa, sowie den Lieutenant Serrano und fünf Unterofficiere zum Tode verurtheilt, während die spanische Regierung, ehe die Königin-Regentin die Todesstrafe in Verbannung und lebenslängliche Einschließung umwandelte, eine Reihe von Maßregeln getroffen hat, die sämmtlich darauf abzielen, die republikanische Bewegung einzudämmen. Andrerseits gab die Begnadigung der zum Tode verurtheilten Verschwörer Anlaß zu einer Ministerkrisis. Für Deutschland hatten die Vorgänge in Madrid um so größeres Interesse, als gerade an dem Tage, an welchem die ersten Nachrichten über die Militärrevolte eintrafen, der Handelsvertrag mit Spanien von dem zu einer außerordentlichen Session einberufenen deutschen Reichstage in dritter Lesung genehmigt wurde. Der Vertrag ist dann auch ratificirt und amtlich verkündet worden, so daß Besorgnisse, die etwa mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Zustände in Spanien gehegt werden konnten, zerstreut wurden. Obgleich die Bedeutung der jüngsten Militärrevolte in Madrid nicht unterschätzt werden darf, hat sich dieselbe doch zunächst minder bedenklich erwiesen, als der von den Gegnern des Fürsten Alexander von Bulgarien am 21. August inscenirte Handstreich, dessen Folgen jetzt erst deutlich in die Erscheinung treten.

Durch die Thronentsagung des Fürsten ist die bulgarische Krisis keineswegs zum Abschlusse gebracht worden; vielmehr knüpfen sich an die Mission des russischen Generals Kaulbars in Sofia mancherlei Befürchtungen, denen durch das an die russischen Consuln in Bulgarien und Ost-Rumelien gerichtete Rundschreiben, sowie durch die seltsame Agitationsweise des Generals im Lande selbst Vorschub geleistet wird. Nach den jüngsten Vorgängen klingt es eigenthümlich genug, wenn in der Einleitung des Rundschreibens versichert wird, der Zar hoffe, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke alle Bulgaren, nachdem sie ihre Parteikämpfe bei Seite gelassen, aufrichtig und freundschaftlich sich Rußland nähern und mit vollstem Vertrauen an den Kaiser, als einzigen Befreier, welcher das Wohl Bulgariens im Auge habe, sich wenden werden. Weiter wird in einer für die bulgarische Nation wenig verbindlichen Weise hervorgehoben, daß die Zeit der „leeren Worte" und Kundgebungen vorüber sei, und daß der Zar Thaten erwarte, durch welche Bulgarien seine Ergebenheit unzweifelhaft beweise, da derselbe dann erst gestatten werde, den Fortschritt des Landes im Inneren, sowie nach Außen zu fördern. Nachdem das russische Interesse in so unverhüllter Form in den Vordergrund gerückt worden ist, kann es, zumal im Hin-

blick auf die persönliche Antipathie des Zaren gegen den Fürsten Alexander, nicht überraschen, wenn in dem Rundschreiben ausdrücklich betont wird, daß weder der „Prinz von Battenberg" noch einer seiner Brüder unter irgend einem Vorwande wieder auf den bulgarischen Thron gelangen könne. Die russische Regierung erhob zugleich eine Reihe positiver Forderungen, indem sie es als unerläßlich bezeichnete und verlangte, daß der Belagerungszustand aufgehoben, die an der Revolution betheiligten Officiere sofort freigelassen und die Wahlen um zwei Monate verschoben würden. Nicht minder kategorisch lautete die Forderung, daß der Zusammentritt der großen Nationalversammlung erst nach den „freien, ohne jeden Druck" vorgenommenen Wahlen stattfinden solle. Freilich kann sich Niemand verhehlen, daß die Vertagung der Wahlen zunächst deshalb verlangt wurde, damit in der Zwischenzeit der russische Apparat mit Hochdruck zu arbeiten vermöchte. Gegen die Freilassung der an der Revolution betheiligten Officiere lassen sich jedenfalls gewichtige Bedenken geltend machen. Die bulgarische Regentschaft erachtete es jedoch für geboten, der russischen Regierung einige Zugeständnisse zu machen, und stimmte den Forderungen in Bezug auf die Aufhebung des Belagerungszustandes sowie auf die Freilassung der wegen des Aufstandes Verhafteten zu. Dagegen wurde die verlangte Verschiebung der Wahlen für die große Nationalversammlung im Hinblick auf das bulgarische Wahlgesetz als unmöglich bezeichnet, während General Kaulbars versicherte, daß diese Wahlen von Rußland als null und nichtig angesehen werden würden. Den Hinweis auf die Verfassung, nach welcher die Wahl des neuen Fürsten einen Monat nach der Erledigung des Thrones erfolgen muß, läßt der russische Agent nicht gelten, indem er betont, daß den außerordentlichen Umständen Rechnung getragen werden müsse, welche in der Verfassung nicht vorgesehen werden konnten. General Kaulbars beruft sich auch darauf, daß neben der bulgarischen Verfassung der Berliner Vertrag volle Berücksichtigung verdiene, in welchem für die Uebertragung der Regierung an einen neuen Fürsten die Zustimmung sämmtlicher Signatarmächte vorgeschrieben werde: eine der europäischen Diplomatie gestellte Aufgabe, welche in der durch die bulgarische Verfassung vorgeschriebenen Frist nicht gelöst werden könne. Es darf nicht in Abrede gestellt werden, daß die bulgarische Regentschaft im Hinblick auf die Machtstellung Rußlands, auf die Beziehungen desselben zu den Controlmächten sowie auf das einer wirklichen Action wenig geneigte Verhalten Englands alle Ursache hat, die Empfindlichkeiten der russischen Regierung innerhalb gewisser Grenzen zu schonen. Mag immerhin die Aufhebung des Belagerungszustandes bei der in Bulgarien seit dem 21. August herrschenden Erregtheit ein gefährliches Experiment sein, mögen ferner die tumultuarischen Vorgänge, die sich bei dem am 3. October in Sofia veranstalteten Meeting in Gegenwart des Generals Kaulbars abspielten, eine rasche Lösung der Krisis unwahrscheinlich machen, mögen endlich der Unabhängigkeit Bulgariens noch schwere Opfer drohen, so wird die Regentschaft doch patriotischer handeln, wenn sie einen modus vivendi mit Rußland zu finden bemüht ist, sobald es etwa gilt, eine Besetzung des Landes zu verhüten. Rußland hat sich viel zu weit vorgewagt, als daß es auf die Gefahr hin, eine moralische Einbuße zu erleiden, in wesentlichen Punkten nachgeben könnte. Allerdings war es wohl ein taktischer Mißgriff, daß die russische Regierung, anstatt nach der Beseitigung des Fürsten Alexander der nationalen Partei in Bulgarien größeres Entgegenkommen zu beweisen, dieselbe einschüchterte und bedrohte. In Petersburg wird man sich nach dem Meeting in Sofia am 3. October, bei welchem General Kaulbars keineswegs eine glänzende Rolle spielte, kaum verhehlen, daß die russischen Sympathien der slawischen Bevölkerung der Balkan-Halbinsel durch solche Vorgänge nicht erhöht werden können.

Andrerseits darf sich die bulgarische Regentschaft nicht etwa durch die Erwägung leiten lassen, Rußland rassele nur so lange mit dem Säbel, als Oesterreich-Ungarn nicht sein Quos ego! vernehmen lasse. Die Rede, in welcher der ungarische Ministerpräsident Tisza am 30. September die an ihn in der bulgarischen Angelegenheit gerichteten Interpellationen beantwortete, beweist keineswegs, daß die österreichische Re-

gierung zu einer bewaffneten Intervention bereit ist. Tisza bezeichnete es zunächst als seine „individuelle Ansicht", wenn er vor einer Reihe von Jahren sich über die orientalische Frage in dem Sinne äußerte, daß im Interesse Ungarns die auf der Balkan-Halbinsel lebenden Völkerschaften ihren Individualitäten gemäß sich zu selbständigen Staaten herausbilden sollten. Der ungarische Ministerpräsident führte allerdings weiter aus: „Im Einklange mit unserem auswärtigen Amte bin ich der Meinung, daß dies auch heute den Interessen der Monarchie am meisten zusagt, und daß die letztere, alle Vergrößerung- oder Eroberungsgelüste von sich weisend, ihr Bestreben mit dem ganzen Einflusse darauf richten müsse: die selbständige Entwicklung jener Staaten zu fördern und zu verhindern, daß eine in den Verträgen nicht enthaltene Festsetzung eines Protectorates oder des dauernden Einflusses einer einzigen fremden Macht Platz greife." Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß Tisza zu leidenschaftlich erregten Ungarn sprach, welche in den Russen gewissermaßen ihre Erbfeinde erblicken. Allerdings unterließ der Ministerpräsident nicht, den Gedanken zu entwickeln, die Regierung halte an der wiederholt ausgesprochenen Ansicht fest, daß nach den bestehenden Verträgen, falls nicht die Türkei ihre Rechte in Anspruch nehmen sollte, keine andere Macht auf der Balkan-Halbinsel zu einem einseitigen bewaffneten Einschreiten berechtigt wäre. Diese Erklärung wurde jedoch sogleich dahin eingeschränkt, daß jede Veränderung in den staatsrechtlichen Verhältnissen der Balkanländer nur mit Einverständniß derjenigen Mächte, welche den Berliner Vertrag unterzeichneten, erfolgen dürfte. Tisza stellte also keineswegs ein vereinzeltes Vorgehen der österreichisch-ungarischen Regierung in Aussicht; vielmehr wies er noch besonders darauf hin, daß er das Ziel im Einvernehmen mit den Mächten, sowie ohne Störung des Friedens zu erreichen hofft, und daß auf dieses Ziel mit der in kritischen Zeiten doppelt nothwendigen Ruhe und Mäßigung, zugleich aber mit allem Ernste und aller Entschiedenheit hingewirkt werden sollte. Wenn die Urheber der verschiedenen Interpellationen im ungarischen Abgeordnetenhause, Horvath, Iranyi, Apponyi und Szilagyi, bedeutsame Aufschlüsse über das „Drei-Kaiser-Bündniß" erwarteten, so sahen sie sich getäuscht. Nur hinsichtlich des Verhältnisses zu Deutschland constatirte Tisza, daß dasselbe noch auf der alten Grundlage feststände. Was die Beziehungen zu den übrigen Mächten betrifft, so erklärte der ungarische Ministerpräsident, daß keine Aenderung erfolgt wäre, so daß jene ebenso geblieben wären, wie sie Graf Kalnoky in den Delegationen dargestellt habe. Da seit dem Staatsstreiche von Philippopel und der Aufhebung des Freihafens von Batum mehrfach behauptet wurde, der Berliner Vertrag wäre durchlöchert, sind die hierauf bezüglichen Ausführungen Tisza's von Interesse. Derselbe betonte, daß die österreichisch-ungarische Regierung den Berliner Friedensvertrag, trotzdem derselbe in einzelnen Fällen, von welchen derjenige in Ost-Rumelien der folgenschwerste war, verletzt wurde, heute noch als in Kraft stehend und als einen Act betrachte, der aufrecht zu erhalten sei, wie denn auch keine der andern Mächte einen entgegengesetzten Standpunkt bekannt habe. Faßt man die Erklärungen des ungarischen Ministerpräsidenten zusammen, so erhellt daraus, daß derselbe an der Friedenspolitik, welche die Grundlage des deutsch-österreichischen Bündnisses bildet, festhält. Die Rede Tisza's ist andrerseits insofern bemerkenswerth, als dieselbe die Annahme entkräftete, daß eine Abgrenzung der Machtsphären Oesterreichs und Rußlands auf der Balkan-Halbinsel stattgefunden habe. Wenn das letztere freie Bahn nach Constantinopel erhielte, so sollte ersteres den Weg nach Saloniki offen finden. Der ungarische Ministerpräsident verwahrte sich gegen diese Annahme mit dem Hinweise, daß zwischen den beiden Regierungen keinerlei Abkommen hinsichtlich eines im westlichen oder östlichen Theile der Balkan-Halbinsel auszuübenden dominirenden Einflusses bestände. Tisza fügte hinzu, daß die der österreichisch-ungarischen Monarchie durch den Berliner Vertrag eingeräumte Stellung bei Aufrechterhaltung der Bestimmungen dieses Vertrages den Interessen des Landes durchaus genüge. Wie der ungarische Ministerpräsident, betonte auch der österreichische, Graf Taaffe, bei der Beantwortung der Interpellation über den Fortbestand des mit Deutschland geschlossenen Bündnisses am 8. October, daß kein

Anlaß vorliege, eine Lockerung oder Trübung der engen und vertrauensvollen Beziehungen befürchten zu lassen.

In England wurde die Rede des ungarischen Ministerpräsidenten mit Genugthuung begrüßt, obgleich es jetzt bereits keinem Zweifel unterliegen kann, daß Oesterreich durchaus nicht gewillt ist, in Bulgarien für die Machtstellung Englands in Indien zu kämpfen. Handelt es sich doch für England in der That um ganz reale Zwecke, wie sehr auch Lord Randolph Churchill in seiner am 3. October zu Dartford gehaltenen Rede allerlei Rücksichten für die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen als Grundlage der Politik seines Landes bezeichnete. Anstatt nun aber die Consequenz zu ziehen, daß England die Freiheit und Unabhängigkeit Bulgariens in mehr als platonischer Weise schützen würde, bezeichnete Lord Randolph Churchill als die Pflicht jeder britischen Regierung, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu allen auswärtigen Mächten zu bewahren, sowie versöhnliche Rathschläge zur friedlichen Lösung bestehender Schwierigkeiten zu ertheilen. Der englische Staatsmann fügte allerdings hinzu, daß, falls die Umstände es erheischen sollten, die Sympathie und selbst die Unterstützung Englands denjenigen Mächten zu Theil werden würde, welche den Frieden Europa's und die Freiheit der Völker erhalten wollen. Die britische Regierung will also die Initiative zum Schutze der Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen anderen Mächten überlassen; ja, die in Aussicht gestellte Unterstützung muß sogar sehr problematisch erscheinen, zumal da Lord Randolph Churchill die Zusage unverzüglich dahin einschränkt, daß die englische Hilfe wahrscheinlich ohne Anwendung von Waffengewalt die Entscheidung zu Gunsten der für ihre Freiheit ringenden Völker herbeiführen würde. In Pest, sowie in Wien werden daher die leeren Verheißungen des englischen Schatzkanzlers keinen Widerhall finden, mag der jugendliche Minister immerhin aus der Rede Tisza's deduciren, daß die Freiheit und die Unabhängigkeit der Nationalitäten und Fürstenthümer der Balkan-Halbinsel der österreichisch-ungarischen Politik als Lebensfrage gelten. Für die, auf Kosten Oesterreichs, kriegerischen Anwandlungen des „Lords Feuerbrand" im Cabinet Salisbury wird man um so weniger Verständniß haben, als Deutschland nicht ermangeln wird, seinen mäßigenden Einfluß geltend zu machen. Wenn aber hier und da der hohe Werth des deutsch-österreichischen Bündnisses bestritten wird, so hat dasselbe gerade in der jüngsten Krisis die Feuerprobe bestanden und sich von Neuem als die beste Bürgschaft für den europäischen Frieden erwiesen.

Literarische Rundschau.

Zur historisch-politischen Literatur.

1. **Das Englische Parlament in tausendjährigen Wandelungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Von R. Gneist. Zweite Auflage. Berlin, Allgem. Verein für Deutsche Literatur. 1886.**

In diesem Bande hat der berühmte Erforscher von Englands Recht und Staat gleichsam die Summe seiner Arbeiten gezogen; um so weniger läßt sich hier auf beschränktem Raum abermals eine Quintessenz aus derselben geben, wir müssen uns mit einigen Bemerkungen begnügen. Englands Beispiel zeigt, wie schon Niebuhr bemerkte, daß die Freiheit eines Volkes weit mehr auf der Verwaltung, als auf der Verfassung ruht; eine Kammer kann wie in Frankreich die weitestgehenden Rechte haben, aber ist wurzellos, wenn sie auf eine bureaukratische und militärische Absolutie gepfropft ist. England dagegen unterwirft die Gesammtheit des freien Besitzes einer gleichmäßig abgestuften Heerpflicht, Gerichtspflicht, Polizeipflicht und Steuerpflicht, und legt durch diese Leistungen den Grund zu der dauerhaftesten Aristokratie in der europäischen Welt, die sich ebenso weit von einer venetianischen Oligarchie, wie von den ephemeren Schöpfungen unserer heutigen ersten Kammern fern hält. Von dieser aristokratisch organisirten Verwaltung geht, seit der Magna Charta, der Kampf gegen die Uebergriffe des Königthums aus; sie baut sich durch die Gesetzgebung der Eduarde aus zum Selfgovernment, über das der zeitweilige Absolutismus der Tudor's wie der Puritaner spurlos vorüber geht, an dem sich aber die Willkür der Stuarts bricht. Das Parlament ist nur das Centralorgan der Selbstverwaltung der Nation für die allgemein nationalen Angelegenheiten. Andererseits ist das Königthum stark genug, um die Bildung geschlossener Grundherrschaften und damit eines „hohen Adels“ zu hindern, welcher auf dem Festland entweder den Staat sprengt, oder doch zu einem Kampfe mit dem Königthum führt, aus dem letzteres als unumschränkte Macht hervorgeht, und wiederum bildet sich kein niederer Adel, der sich social und politisch vom Bürgerthum abschließt. Die Ritterschaft hat keine Vorrechte; gemeinsam tagen die Vertreter von Stadt und Land im Hause der Gemeinen. Endlich hat die englische Kirche, von der angelsächsischen Zeit ab, einen entschieden nationalen Zug. Wilhelm I., der mit Begünstigung des Papstes England erobert, wahrt gegen die Curie seine Rechte ebenso entschieden, wie später die Barone und Heinrich VIII. es thun, bis dann die Reformation zur reinen Staatskirche führt. Der Verfasser hat in seinen früheren großen Werken die Selbstverwaltung und ihr Recht behandelt; in diesem Bande beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Geschichte des Parlaments, welches auf der Grundlage jener Verwaltung erwuchs und eben deshalb trotz seiner Wandlungen eine innere Einheit zeigt, wie wir sie in keinem andern Staate der Neuzeit finden. In neun Abschnitten wird uns diese Entwicklung vorgeführt: 1) die angelsächsischen Landes-

versammlungen; 2) die anglo-normannischen Hoftage und Notabelnversammlungen; 3) die Fortbildung der Reichsstände; 4) die Parlamente der Reformationszeit; 5) die Parlamente der Revolutionszeit; 6) die Parlamente des achtzehnten Jahrhunderts; 7) die Parlamente des neunzehnten Jahrhunderts bis zur ersten Reformbill, 8) bis zur zweiten, 9) bis zur dritten Reformbill. Für die Gegenwart bilden die letzten Abschnitte ein besonderes Interesse. Während im achtzehnten Jahrhundert die Herrschaft des Parlaments fest begründet war und die besten Köpfe des Festlandes die englische Verfassung als unerreichtes Muster priesen, war die rechtliche und sociale Reform so vernachlässigt, daß man in England ebenso aufrichtig den aufgeklärten Absolutismus eines Friedrich's des Großen, Peter's, Leopold's von Toscana u. s. w. bewunderte. Der große Kampf, den England gegen die Revolution führte, ward ein weiterer Grund fortgesetzten inneren Stillstands. Erst langsam kam nach dem Frieden die Reform zum Durchbruch; die Union mit Irland führte zur Aufhebung der ausschließlichen Berechtigung der Hochkirche, die industrielle Entwicklung ließ die Ausschließung der neuen großen Städte von der parlamentarischen Vertretung als ungeheuerlich erscheinen. Unter der Einwirkung der Julirevolution siegte die lang zurückgestaute Reform des Parlamentes, indem, nach fast ununterbrochener vierzigjähriger Herrschaft der Tories, die Whigs wieder an die Spitze traten, und erst mit dem reformirten Parlament konnte die sociale Reform beginnen. Aber die industrielle Entwicklung und die steigende Uebermacht des beweglichen Capitals führte zur Untergrabung der Selbstverwaltung, und an die Stelle von verantwortlichen Organen für rein gesetzmäßige Gemeindeverwaltung traten Ortsparlamente der Steuerzahler, es begann das Regiment besoldeter Beamten. Die persönliche Gemeinschaft im Ortsverband schwindet, das geheime Stimmrecht isolirt die Wähler, und diese Zerbröckelung der Verbände, auf denen das Parlament beruhte, macht sich für dasselbe naturgemäß fühlbar in einem weiteren Herabgleiten zur Demokratie. Lord John Russell hatte 1832 die Reformbill als eine final measure bezeichnet; schon vor Ablauf einer Generation brachte er selbst eine neue Reformbill ein, die nun das Steckenpferd der Parteipolitiker ward, bis 1867 Disraeli die Whigs durch die Einführung des Haushaltswahlrechts in den Städten übertrumpfte, die G l a d s t o n e 1884/85 auf das Land ausdehnte unter Umgestaltung der Wahlbezirke zu Kreisen mit ungefähr gleicher Bevölkerung. Mit Recht sagt der Verfasser: „Die Begeisterung, unter welcher einst die erste Reformbill durchging, war schon bei der zweiten verschwunden, die dritte passirt mit einem Gefühl der Resignation in beiden Lagern, nachdem übrigens beide mit allen Mitteln der Agitation einander den Rang abzulaufen bemüht gewesen sind." England gleitet immer mehr zu festländischen Zuständen herab, ohne ein starkes Königthum wie Preußen und eine feste Beamten-Hierarchie zu haben: der Bestand der Ministerien und der Gang der Regierung ist vom Hause der Gemeinen abhängig geblieben, dieses selbst aber ist ein ganz anderes geworden. Die beiden alten Parteien lösen sich in Fractionen auf, das Maß der Staatsmänner sinkt zusehends. Wird das englische Volk in den Krisen, die unaufhaltsam für das Reich heranziehen, Muth und Kraft haben gegenüber der herrschsüchtigen Demokratie und gewissenlosen Demagogen, welche die Dictatoren spielen, die persönlichen Bürgerpflichten herzustellen? Wird es auf die Dauer die industrielle und maritime Ueberlegenheit, auf der sein Reichthum, wie seine Weltherrschaft begründet sind, sich zu erhalten wissen? Diese Fragen werden, wenn nicht Alles täuscht, schon ehe wir in das zwanzigste Jahrhundert treten, gebieterisch eine Antwort verlangen.

2. **The European Concert in the Eastern** [illegible] **A collec**[illegible]**eaties and other public acts, edited with introduction** [illegible] **by Th.** [illegible]**lland. Oxford, Clarendon Press. 1885.**

Der Verfasser hat mit diesem [illegible] ei[illegible] dienstlich[illegible] liefert; sie bringt uns den Text der in weitsch[illegible] zerstreut[illegible]ke, durch

welche die europäischen Großmächte in die Angelegenheiten des ottomanischen Reiches eingegriffen haben. Dieselben sind je nach ihren Gegenständen in verschiedene Capitel gegliedert und umfassen Griechenland, Samos und Kreta, Aegypten, den Libanon, die Balkan-Halbinsel, die neuesten Verträge Rußlands, Großbritanniens und Oesterreichs mit der Pforte, sowie die Hauptreform-Acte der Türkei; erläuternde Einleitungen und Noten erleichtern das Verständniß und ein Register ermöglicht rasch das Gewünschte zu finden. Das Einzige, was für den allgemeinen Gebrauch zu bedauern, ist, daß alle Actenstücke nur in englischer Uebersetzung gegeben, während die Originale doch meistens französisch sind und es beim Citiren auf den genauen Wortlaut des Textes ankommt.

In der Einleitung bemerkt der Verfasser, es sei jetzt mehr als ein halbes Jahrhundert her, seit die Lage des ottomanischen Reiches als eine Angelegenheit anerkannt worden, welche nicht bloß dessen unmittelbaren Nachbarn Oesterreich und Rußland, sondern Europa im Allgemeinen angehe. Noch auf dem Wiener Congreß sei die orientalische Frage ignorirt, da die Mächte genug mit der Herstellung des Gleichgewichtes im westlichen Europa zu thun gehabt hätten und keineswegs geneigt gewesen wären, eine Bewegung unzufriedener Nationalitäten zu begünstigen. Auch sei der Kaiser Alexander vielleicht besonders wenig günstig für eine Erörterung gestimmt gewesen, welche die lange gehegten Absichten Rußlands auf Konstantinopel hätte kreuzen können.

Dies entspricht jedoch dem geschichtlichen Hergange schwerlich. Zunächst haben England, Frankreich und Preußen schon im vorigen Jahrhundert die Einbrüche der Kaiserin Katharina keineswegs als etwas für sie Gleichgültiges betrachtet, sondern haben sich in diese Angelegenheiten sehr wirksam eingemischt. Vergennes suchte eine Coalition zusammenzubringen, um die Einverleibung der Krim zu verhindern und die Annäherung Preußens an Oesterreich machte erst den Frieden von Sistowo möglich. Sodann spielten im Zeitalter der Revolution die orientalischen Angelegenheiten, namentlich Aegypten und die Donaufürstenthümer, eine große Rolle; die Theilungspläne Rußlands und Frankreichs nach der Begegnung von Tilsit sind bekannt und von Thiers ausführlich erzählt. Was aber den Wiener Congreß betrifft, so ist es wohl richtig, daß nichts Schriftliches über die orientalische Frage auf demselben ausgemacht ist, übergangen aber ward sie darum nicht. „Oesterreich," schrieb Gentz am 5. Febr. 1814, nachdem die Würfel gegen Napoleon gefallen waren [1]), „will nicht eine Gefahr gegen die andre austauschen und nicht das Uebergewicht Frankreichs zerstören, um das Rußlands vorzubereiten und zu begünstigen. Der Fürst Metternich betrachtet, heute mehr als jemals, die Ottomanische Pforte als eines der wesentlichsten Gegengewichte des europäischen Gleichgewichtes. Seine erklärte Absicht ist in diesem Sinne zu handeln: seine Pläne, Vorschläge und Schritte werden unwandelbar auf dies Ziel gerichtet sein. Er wird die Interessen der Pforte wie die unmittelbarsten und kostbarsten Interessen Oesterreichs vertheidigen und weit entfernt, jemals zu leiden, daß Rußland dieselben im Geringsten verletze, wird er, so sehr er auch wünscht, Europa einen langen Frieden zu sichern, nicht fürchten, sich mit dieser Macht zu überwerfen, wenn ein solcher Plan ihr durch üble Rathschläge eingegeben werden könnte. Augenblicklich scheint Alles dafür zu sprechen, daß Rußland davon weit entfernt ist, aber man wird Sorge tragen, ihm klar zu machen, daß dies für die ganze Zukunft die Ansicht des Wiener Cabinets ist und daß kein anderes Interesse dasselbe jemals hindern wird, die ernsteste Aufmerksamkeit Allem zuzuwenden, was das Wohlergehen der Pforte und die ungeschmälerte Erhaltung ihres Besitzstandes betrifft."

Von diesem Standpunkte wünschte auch Metternich mit Napoleon Frieden zu machen und dessen Dynastie auf dem Thron zu erhalten, da er voraussah, daß Frankreich unter den Bourbonen schwach sein, Rußland aber, das nichts mehr von Schweden zu fürchten hatte, sein Uebergewicht brauchen werde, um die Pforte aufs Neue zu bedrohen und dadurch Oesterreich Unruhe schaffen würde. Als Napoleon dies selbst

[1]) Dépêches aux Hospodars, I. p. 55.

unmöglich gemacht, hätte der Staatskanzler wenigstens gern die Garantie des Besitzes der Pforte in die Wiener Congreßacte gebracht; er ließ dieselbe auffordern, dies zu beantragen, da ihr gefährlichster Feind mit sehr erweiterter Macht aus dem Congreß hervorgehen und die Lage dadurch für sie sehr bedrohlich werden würde. Da die Pforte es nicht zweckmäßig fand, selbst einen Vertreter zum Congreß zu senden, so wollte Oesterreich, dem der Kaiser Alexander während des Krieges mehrfach zugesagt, sich der Garantie nicht zu widersetzen, die Frage selbst zur Sprache bringen. Lord Castlereagh unterstützte den Kanzler dabei und der Kaiser Alexander sprach sich zustimmend aus, da er selbst wünsche, noch einige Streitpunkte mit der Pforte beizulegen. Indes die Sache wurde verschleppt, bis Napoleon's Rückkehr von Elba sie vergessen ließ. So wurden in der Wiener Congreßacte die orientalischen Verhältnisse nur durch die Begründung der englischen Schutzherrschaft über die Jonischen Inseln berührt, was der Verfasser gleichfalls übergeht, indem er nur die Beseitigung derselben und die Einverleibung in Griechenland durch die Verträge von 1863 und 1864 darlegt.

Hinsichtlich der die Balkan-Halbinsel betreffenden Verträge hätten die vom 15. Juli 1840 und vom 13. Juli 1841 über die Schließung der Meerengen der Dardanellen und des Bosporus im Text gegeben werden sollen, und bei dem neuesten Donau-Vertrage vom 10. März 1883 wäre wohl zu erwähnen gewesen, daß derselbe zufolge der Weigerung Rumäniens, beizutreten, mit Ausnahme der Bestimmungen über den Kilia-Arm, ein todter Buchstabe geblieben ist.

F. H. Geffcken.

ϱ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Dritter und vierter Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.

Mit den vier bis jetzt erschienenen Bänden, von denen wir die beiden ersten ausführlich in unserem Novemberheft 1885 besprochen haben, liegt der vierte Theil von Meyer's Konversations-Lexikon vor, und indem wir die Präcision bewundern, mit welcher der ungeheure Redactionsapparat arbeitet, müssen wir von seinen Leistungen sagen, daß sie durchaus ersten Ranges sind. Der dritte Band reicht von „Blattkäfer" bis „Chimbote", der vierte von „China" bis „Distanz"; jener enthält 25, dieser 27 Illustrationsbeilagen (Karten, Tafeln und Pläne), dieser 245, jener 208 Abbildungen im Text. Von einer Vollendung ohne Gleichen ist beispielsweise das dem Artikel „Buchdruckerkunst" beigegebene Facsimile eines Blattes der 42zeiligen Gutenbergbibel von 1455, deren hohe Schönheit von späteren Werken der Typographie bekanntlich nicht wieder erreicht worden ist. Was wir in unserer früheren Besprechung besonders hervorhoben, nämlich die weise Oekonomie des Raumes, welche schon weit im Voraus den gesammten Stoff so disponirt, daß das Wichtige niemals auf Kosten des Nebensächlicheren zu kurz kommt, das findet sich auch in den beiden neuesten Bänden consequent durchgeführt, und auf diese Weise ward es möglich, daß z. B. dem Artikel „Deutschland" mit seinen verschiedenen Rubriken 362 Spalten Text gegeben werden konnten, welcher durch 12 Karten und Tafeln und 20 Tabellen illustrirt wird. Dabei fand eine solche Bereicherung des Inhalts überhaupt statt, daß bis zum Worte „Distanz" gegen 19,572 Artikel und Hinweise der dritten Auflage deren 23,841 in der vierten kommen, und den 387 Karten, Tafeln und Abbildungen der gleichen Bändezahl in der einen, deren 921 in der andern gegenüberstehen. — Solche Vorzüge sprechen für sich selber; und wenn wir noch hinzufügen, daß Druck und Papier tadellos, die Einbände geschmackvoll und dauerhaft sind, so haben wir Alles zur Empfehlung eines Werkes gesagt, welches übrigens auch im gesammten Auslande bereits die verdiente Anerkennung gefunden hat.

μ. **Forschungsreisen in der deutschen Colonie Kamerun** von Hugo Zoeller. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. 1886.

In dem vorgenannten Werke wird uns endlich eine zusammenhängende und erschöpfende Darstellung der Colonie Kamerun dargeboten. Hugo Zoeller, durch seine Arbeiten über das Togo-Land und die Sklavenküste neben anderen verdienstlichen Reisebeschreibungen rühmlichst bekannt, bereiste im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" Neben- und Hinterland von Kamerun und stellte die Ergebnisse seiner Forschungen in drei Bänden zusammen, welchen zur Erläuterung viele Illustrationen und Karten beigefügt sind. Wie Stanley der erste Erforscher des Congo-Staates, so ist Zoeller der erste Erforscher Kameruns; er hat, im kleinen Maßstabe freilich, ebenso unerschrocken, ebenso ausdauernd und mit gleicher Begeisterung für die Sache, wie der berühmte Gründer des heutigen Congo-Staates, sein Ziel zu erreichen gestrebt und auch erreicht, nämlich seinen Landsleuten zu Hause ein getreues, auf alle Einzelheiten Bedacht nehmendes Bild von der meistgenannten deutschen Colonie in Afrika zu geben. Nachdem wir ihn auf seinen Kreuz- und Querzügen gefolgt sind, glauben wir ihm gern, was er in seiner Vorrede erzählt, daß er nämlich mit unendlichen Strapazen, mit Entbehrungen und klimatischen Einflüssen aller Art zu kämpfen gehabt hatte. Die Früchte seiner Arbeit wird Zoeller erst dann vollkommen zur Reife gelangen sehen, wenn Kamerun seiner Bestimmung zugeführt sein wird, einestheils der deutschen Industrie ein lohnendes Absatzgebiet zu werden, andererseits uns mit seinen Rohproducten wohlfeiler zu versehen, als dies bei fremden Bezugsländern der Fall ist. Die Karten Zoeller's sind unstreitig das Detaillirteste, was bis jetzt über Kamerun existirt, wie auch seine Beschreibungen der Natur, der Producte, sowie der Bewohner des Landes den Leser vollständig orientiren.

λ. **Hausbackenes.** Von Mathilde Lammers. Bremen, C. W. Roussell. 1886.

In einer kurzen Einleitung erklärt die Verfasserin, weshalb sie in fünf Abschnitten Erlebnisse, Weltansichten, Erziehungskunst, Gesundheitsregeln, Betrachtungen für Frauen oder fürs Haus als „Hausbackenes" zusammenfaßt, und zeigt sich dabei in derselben schlichten aber gesunden, heiteren, lebensfrischen Originalität, wie mit ihrem Humor und ihrer ganzen Behandlung von Leben und Welt. Die meisten der hier gesammelten Aufsätze sind zuerst in der gemeinnützig-unterhaltenden Bremer Wochenschrift „Nordwest" erschienen, welche die Verfasserin zusammen mit ihrem Bruder, August Lammers, herausgibt; und in ihrer Vereinigung belegen sie den Anspruch dieser periodischen Publication auf Beachtung namentlich bei Frauen von lebendigem Gemeinsinn. Nicht, daß nicht auch Männer Geschmack an solchen Auffassungen und Darstellungen finden sollten. Von den weiblichen Eigenheiten, welche etwas eigne Männer abzuschrecken oder zu verstimmen pflegen, ist Frl. Lammers ungewöhnlich frei. Aber ihr eignes Geschlecht wird ihr naturgemäß williger folgen, und der Weg wie das Ziel, zu welchem sie führt, verdienen vor vielen andern aufgesucht zu werden. In unserm öffentlichen und gesellschaftlichen Leben sind die Frauen seit zwei Jahrzehnten in entschiedenem Vorrücken begriffen, ohne daß sie sich selbst immer klar bewußt wären, warum, wie und wohin. Nicht selten suchen sich ihnen auch Wegweiser oder Führerinnen aufzudrängen, denen die nöthige Kunde oder Sicherheit fehlt. Die Verfasserin vorliegenden Buches ist aber nicht bloß Schriftstellerin, sondern durch Stellung, Persönlichkeit und zahlreiche verschiedenartige Beziehungen schon vielen weiblichen Wesen eine gute Führerin auf dem Lebenswege geworden, und was sie schreibt, ist im Kerne ebenso stichhaltig und erprobt, wie seine Schale für jeden unverdorbenen Geschmack anziehend gleich gesunder „hausbackner" Kost.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach der Universität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886. Herausgegeben von Dr. Paul Hintzelmann. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

Altona. — Elias Regenwurm. Eine moralische Geschichte für Große von H. d'Altona. Annaberg, J. v. Groningen.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von Abgar Joannissiany. I. Drei Erzählungen von Raphael Patkanian. Aus dem Armenischen übertragen von Arthur Leist. II. Literarische Skizzen von Arthur Leist. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Benary. — Hans Besenried. Ein Spielmannssang von F. H. Benary. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. Nr. 27/41. Halle a./S., Otto Hendel.

Biese. — Grundzüge moderner Humanitätsbildung. Ideale und Normen. Von Dr. Reinhold Biese. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Bormann. — Das Büchlein von der schwarzen Kunst. Skizzenblätter aus der Welt der Tinte und der Druckerschwärze von Edwin Bormann. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Charpentier. — Entwickelungsgeschichte der Kolonialpolitik des deutschen Reiches. Von Dr. Charpentier. Berlin, Hermann Bahr. 1886.

Christ. — Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln von H. Christ. Basel, Genf und Lyon, H. Georg's Verlag, 1886.

Cohn. — Nationalökonomische Studien von Gustav Cohn. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1886

Dieffenbach. — Der menschliche Wille und seine Grundlagen. Die Freiheit des Willens und die Zurechnung. Von Dr. Ludwig Dieffenbach. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. 1886.

Dieterici. — Mirjam. Orientalischer Roman in drei Bänden von Friedrich Dieterici. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Dostojewskij. — Raskolnikow. Roman von F. M. Dostojewskij. Deutsch von Wilhelm Henckel. 3 Bde. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. Erstes Heft: Allgemeine Sprachwissenschaft und Carl Abel's vergleichende Sprachstudien von Dr. Aug. Friedr. Pott. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrg. Bd. 1/2. Die Versaillerin. Von Ernst Remin. Stuttgart, J. Engelhorn 1886.

Epp. — Vom Dorf und aus der Stadt. Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten von E. Epp. Mannheim, Tobias Löffler. 1886.

Fischer. — Das Drehungsgesetz bei dem Wachsthum der Organismen. Von Dr. Ernst Fischer. Strassburg i/Els., Im eigenen Verlage. 1886.

Fischer. — Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht Karls-Hochschule zu Heidelberg, gehalten in der Heiliggeistkirche den 4. August 1886 von Dr. Kuno Fischer. Heidelberg, F. Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

Friedrich. — Hinter den Coulissen. Humoristische Skizzen und Bilder aus dem Schauspielerleben von Friedrich Friedrich. Neue, durchges. u. verbess. Aufl. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Gerok. — Illusionen und Ideale Ein Vortrag von Karl Gerok. 5. Aufl. Stuttgart, Carl Krabbe. 1886.

Graham. — Neaera, a tale of ancient Rome. By John W. Graham. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1886.

Hartmann. — Zeittafel zu Victor Hugo's Leben und Werken. Von R. A. Martin Hartmann Oppeln, Eugen Franck's Buchhandlung. (Georg Maske). 1886.

Hutzler. — Kleine Menschen. Aus dem Kinderleben von Sarah Hutzler. Mit einer Vorrede von Max Nordau. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1886.

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathen-Vereins. VI. Jahrgang 1886. Hermannstadt, Selbstverlag des Karpathen-Vereins. 1886.

Jensen. — In der Fremde. Roman in zwei Büchern von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Leipzig. B. Elischer. 1887.

Lewes. — Goethe's Leben und Werke. Von G. H. Lewes. Autorisierte Uebersetzung von Dr. Julius Frese. Fünfzehnte Auflage. Durchgesehen von Ludwig Geiger. Stuttgart, Karl Krabbe. 1886.

Liliencron. — Arbeit adelt. Genrebild in zwei Acten von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Liliencron. — Eine Sommerschlacht. Von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Meyer. — Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit. Von M. Wilhelm Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1886.

Nacian. — La Dobroudja. Économique et sociale, son passé, son présent et son avenir. Par J. J. Nacian. Paris, Guillaumin et Cie.

Name. — Antichrist. Drama in fünf Akten von Adam Name. Leipzig, Johannes Lehmann. 1886.

Nohl. — Pädagogik für höhere Lehranstalten. Von Clemens Nohl. II. Theil. I./II. Berlin, Theodor Hofmann. 1886.

Palleske. — Schiller's Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zwölfte Auflage, bearbeitet von Hermann Fischer. Stuttgart, Karl Krabbe. 1886.

Planta. — Die Reconstruction der Familie und des Erbrechts. (Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage.) Von Dr. P. C. von Planta. Chur, Jul. Rich. 1886.

Pratt. — New aspects of life and religion. By Henry Pratt. London, Williams and Norgate. 1886.

Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch für practische Ärzte. Herausgegeben von Professor Dr. Albert Eulenburg. 21/60. Lfg. Wien und Leipzig, Urban & Schwarzenberg. 1886.

Reinhard. — Justinus Kerner und das Kernerhaus zu Weinsberg. Gedenkblätter aus des Dichters Leben von Aimé Reinhard. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen, Osiander'sche Buchhandlung. 1886.

Reinholdt. — Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit von Alexander von Reinholdt. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rembe. — Hieroglyphen von Anatole Rembe. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Rugard. — Verlauf und psychisches Gemälde eines Nervenleidens. Ein Beitrag zur Nervenkunde von M. Rugard. Breslau, Commissionsverlag von S. Schottlaender. 1886.

Sack. — Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Heft 4. Nürnberg, Wörlein & Comp. 1886.

Salamon. — Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft von Franz Salamon. Ins Deutsche übertragen von Gustav Jurany. Leipzig, H. Haessel. 1887.

Sanders. — Fürs deutsche Haus. Blüthenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern, als der Grundlage unserer Volks- und gelehrten Bildung von Daniel Sanders. Berlin, S. Rosenbaum.

Schabinger. — Abälard und Heloise. Eine Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert von Ludwig Schabinger. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1887.

Schafheitlin. — Visionäre. Gedichte von Adolf Schafheitlin. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Schwarzkopf. — Durch scharfe Gläser. Satiren von Gustav Schwarzkopf. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1887.

Stamford-Röth. — Geschichte von Hessen. Vom Tode Landgraf Philipps des Großmütigen an mit Ausschluß der abgetrennten Lande. Unter Zugrundelegung der Geschichte von Hessen von Dr. Christian Röth. Bearbeitet und bis zum Ende des Kurfürstenthums im Jahre 1866 fortgesetzt von Carl von Stamford. Kassel, A. Freyschmidt. 1886.

Stifter. — Adalbert Stifter's ausgewählte Werke. 1. Lfg. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Taubert. — Simson. Novelle von Emil Taubert. Berlin, Theodor Hofmann. 1886.

Thorbecke. — Geschichte der Universität Heidelberg im Auftrage der Universität dargestellt von August Thorbecke. Heidelberg, Gustav Koester. 1886.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Rathsmädelgeschichten[1]).

Von

Helene Böhlau.

Erste Geschichte.

Es geschehen Dinge, über die man sich in unsern Tagen wundern würde.

Das war eine schöne urwüchsige Zeit, in der man zu Weimar lebte. Von allen vier Windseiten ging Frische, die ganz Deutschland durchwehte, auch über das kleine Nest.

Es war kurze Jahre nach Beendigung des Freiheitskrieges, kurze Zeit nach des großen Napoleon's Sturz, und die Befriedigung, etwas erreicht und errungen zu haben, lag wie eine gute gesunde Luft, die Jeder zu seinem Wohl, zur Stärkung seiner Menschenwürde und Kraft einathmen konnte, über den Landen ausgebreitet. Den Gemüthern, die Jahre lang unter Druck und Noth gelitten, die um ihr Hab' und Gut und ihre Sicherheit sich geängstigt hatten, war in dieser Zeit, von der ich rede, auch der Rausch des Befreitseins und der Begeisterung geschwunden und hatte sich in das Gefühl einer allgemeinen Genesung umgewandelt. Und welche Frische, welche Hoffnungskraft erhebt sich in einem Menschen, der nach langer Trübsal, nach schwerem Drucke gesundend aufathmet! und ein ganzes Volk, das zu Leben wieder erwacht, welcher Reichthum, welche Ueberfülle an Freude, an Heiterkeit, an Leichtsinn entfaltet sich da!

Der Ausdruck von Elend, von Aufruhr, der einstimmig aus den Völkern sich erhebt, ist die gewaltige Sprache, die das Menschengeschlecht mit dem Schicksale spricht. Kein Donner der Elemente ist so großartig drohend, wie die einige Stimme des murrenden und in Elend gesunkenen Volkes. Und kein Ausdruck der Freude ist so mächtig, so herzerquickend, wie das Aufleben des zu neuem Behagen erwachenden Volkes.

---

[1]) Unsere Leser erinnern sich wohl noch der Weimarischen „Rathsmädel", welche zuerst im Octoberheft 1884 ihre Aufwartung machten; es sollen hier nun einige weitere Geschichten von ihnen erzählt werden. Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Kein Sonntag gleicht der heiteren lebendigen Ruhe, die nach Angst und Kampf über Dörfern und Städten liegt; das Unbedeutendste ist in solcher Zeit Träger und Verkünder einer großen Errungenschaft.

Jede frohe Scene zeigt uns das Gedeihen von Generationen, zeigt uns, daß die alte bewährte, auf hohe Ziele deutende Kraft des Menschengeschlechtes wieder siegreich durchgedrungen ist.

In der kleinen Stadt Weimar aber hatte diese Kraft gerade in den Jahren der Bedrängniß ihre höchste Offenbarung gegeben; ungestört von den tiefgreifenden Unruhen ihrer Nation lebten in den Mauern des Städtchens die gewaltigen Menschen, die durch ihr Leben und ihr Wirken verkündeten, daß die Sterblichen Schöpfermacht in sich tragen, daß sie dem, was wir göttlich nennen, verwandt sind.

Aber nicht jene Großen sind es, von denen ich erzählen will, sondern denen wende ich mich von Neuem zu, die, während die Gewaltigen für Ewigkeit und Ruhm lebten, unscheinbar sich ihres Daseins freuten; denen neige ich mich zu, die vergessen sind, denen, deren Lieblichkeit, Hoffen und Träumen wie Blüthenregen niedersank, im Niederfallen schon vergehend. Die beiden „Rathsmädel" sind es, die Röse und Marie, mit den dicken Zöpfen, die aus jener vergangenen Zeit auftauchen sollen, die beiden herrlichen Kinder, die in den Kriegsunruhen aufgewachsen sind, die in ihrer Kindheit, in der Wünschengasse, vor ihrem Hause die Franzosen haben campiren sehen, die mit dem Kosacken Lawsmontsky, der bei ihnen im Quartier lag, in seiner Kibitka über die guten, deutschen Felder in Weimar's Umgegend geflogen, gesaust und gerasselt sind, denen die Plünderung des Städtchens zu allerlei merkwürdigen Erlebnissen verhalf — die beiden Mädchen, die in der unruhigen sorgenvollen Zeit eine überschwänglich lustige, freie Kindheit erlebt hatten, die das Glück genossen, weniger, als es in ruhigeren Jahren der Fall gewesen wäre, erzogen, beobachtet und gebildet worden zu sein.

Zu welch' einer fröhlichen gesegneten Generation gehörten meine beiden Rathsmädel, die mit ihren Kameraden und Kameradinnen ein sorgenloses, unbedrücktes Leben führten!

In aller Harmlosigkeit schwänzten sie die Schule, und trieben ihren Schabernack, wie wir wissen, mit Nachbar und Nachbarin. Die tolle Eselsgeschichte gibt Zeugniß von ihrem Treiben auf Straßen und Gassen.

Wie bedrückt und unfrei erscheint die Jugend in unseren Tagen, der das Harmloseste als Vergehen, jeder Freiheitsdrang, der sie einmal von ihrem ehrbaren Weg drängt, als schwer strafbar gekennzeichnet wird.

O, arme Jugend! Ahntest Du, welchen Reichthum „Jugend" im Anfange unseres Jahrhunderts umschloß, welchen Ueberschwall von Leben! Du könntest Dich bitter beklagen, gekränkt und betrogen würdest Du Dir erscheinen, von Anfang an gealtert, in Pflichten eingezwängt! Welchen trübseligen Eindruck würden Deine kärglichen Freiheitsstunden Dir geben, die man klug und berechnend wie eine Medicin, nach Ueberanstrengung Dir zugemessen hat, wenn Du vergleichen könntest! Wenn Du wüßtest, was ich weiß!

Ja, ein unbefangenes menschenfreundliches Auge findet, trotz aller weisen sachgemäßen Widerlegung, daß es Dir, o Jugend, übel in unseren Tagen ergeht!

Doch auf und nieder bewegen sich die Ereignisse auf Erden, und es kommt eine Zeit, wo Jugend wieder aufathmen kann.

So ruhig und bedächtig geht es nicht fort wie jetzt.

Aus Bewegung, aus Kampf, aus Besorgniß der Erwachsenen, der Alten, werden ihr wieder unbeaufsichtigte berückende Freiheitsstunden erstehen. Jetzt aber zu jener vergangenen Epoche, die den jungen Herzen von damals ihre Wünsche, ihre Rechte, ihr Streben nach Wundersamem, Bedeutungsvollem, im reichsten Maße erfüllte.

Röse und Marie waren, wie wir aus dem ersten Theil ihrer Abenteuer und Erlebnisse erfahren haben, noch zur rechten Zeit in die Hände der Jungfer Concordia gekommen, und zu der Freundschaft von deren Neffen, des guten vortrefflichen Budang, ehe alle Aussicht, daß sie etwas lernten und ein paar tüchtige Mädchen wurden, bei ihnen verloren war. Ihr Budang hatte ihnen treulich geholfen, daß sie mit Ach und Krach bis zu einer höheren Classe ihrer Schule gekommen sind. Was für ein guter prächtiger Junge war doch dieser Budang! Seit die beiden Mädchen ihn kennen gelernt hatten, schien für sie gesorgt.

Sie arbeiteten unter seiner Leitung, machten mit ihm und seinen Freunden Streifzüge in der Umgegend. Die Mutter unserer Beiden, die Frau Rath, konnte ruhig ihre Rangen dem ihr als ausgezeichnet bekannten Neffen der Jungfer Concordia überlassen.

Sie hatte damals mit Bedacht Concordia als Lehrerin ihrer Kinder ausgewählt, und freute sich, wie heimisch Röse und Marie in der Gassenmühle, in der, wie wir wissen, Concordia mit ihrem Bruder, dem Müller, und dessen Sohne Budang wohnte, geworden waren.

Ich will jetzt wie folgt beginnen:

Im Winter wurde bei Raths eine einzige Stube geheizt. In der stand der Arbeitstisch des Vaters, in der saßen die Mutter, die Brüder, und die beiden Rathsmädel. — Alle, Geduld mit einander übend, Alle auf den Vater Rücksicht nehmend, Alle so still und besonnen wie möglich.

Die Rathskinder waren an diese stillen, bedachtsamen Winterstunden gewöhnt, die ihre starken Lebensgeister zu dem außerordentlichsten respectvollen Schweigen herabdrückten.

Die Brüder arbeiteten in dieser Zeit. Man hörte das Kritzeln der Federn von Vater und Söhnen. Die Mutter und die Mädchen waren mit Näharbeit beschäftigt.

Ein Flüstern, von dem Marie und Röse einen ausgedehnten Gebrauch machten, war gestattet.

Die Beiden hatten sich unausgesetzt zu erzählen, trotzdem sie Alles und Jedes mit einander erlebten, oder gerade deswegen. Sie hatten jede ihre verschiedenen Auffassungen von den mancherlei Dingen, die sie tagsüber aufstöberten; denn Gott Lob, die würdigen Stunden im Familienzimmer währten nicht lange, der Vater hatte durch sein Bürgermeisteramt viel außer dem Hause zu thun, und eine feste Regel war, um fünf Uhr etwa wurde Schicht gemacht; da drehte er den Schlüssel an seiner Schreibtischklappe um.

Mit diesem Tone strömten die Lebensgeister zurück in die Gemüther.

Die Augen leuchteten, Röse und Marie legten ihre Näharbeit bei Seite, brachten dem Vater übereifrig den Pelz und Hut, denn der Bürgermeister machte jetzt seinen ihm zuträglichen Gang um die Stadt, um dann mit seinem alten Freunde, dem Kupferstecher Müller, im „Elephanten" sein behagliches Stündchen zu verschmauchen.

Kaum aber war er zur Thür hinaus, so langten Röse oder Marie hinter den großen Ofen; da hatten sie einen Stock, an dem ein weißes Tuch wie ein Fähnlein befestigt war, den steckten sie zum Fenster hinaus. Das geschah Abend für Abend, und mochte seinen guten Grund haben.

Denn nicht lange währte es, da hörten die lauschenden Mädchen von ferne einen munteren rythmischen Pfiff, so energisch, so lustig, so voller Leben.

Es war eine liebe, eine charaktervolle Art zu pfeifen, die sie hörten, und immer gleichbleibend, nie mit einem Tone von der gewohnten Art abweichend. Mit diesem Pfiffe kündigte sich Budang an, der treue Kamerad.

Vorsichtig und freundlich steckte Budang, wenn das Signal gegeben war, den blonden Ruschelkopf zur Thür hinein, um sich erst zu überzeugen, ob das Feld auch rein sei, das heißt, ob der Herr Rath auch wirklich nicht mehr an seinem Arbeitstische sitze.

„Nun komm nur," rief ihm dann die Mutter entgegen und die Mädchen standen schon an der Thür. Darauf machte Budang, ehe er noch eintrat, ein Zeichen nach der Treppe zu, und zwei seiner Kameraden, die auf einer der oberen Stufen auf seinen Wink lauerten, traten mit ihm ein.

Der eine war Franz Horny, ein bildschöner Junge von siebzehn Jahren. Er wohnte an der Ecke der Wünschengasse und war von jeher ein guter Freund der Rathsmädel gewesen, bei denen er auch in Achtung stand. Sie hielten Beide viel von seiner Fertigkeit im Zeichnen, hatten darin auch nicht Unrecht, und bewiesen einen guten Geschmack; denn Franz Horny bildete sich in der Folge zu einem Künstler aus, der in Amalfi leider in schönster Jugend starb. Sein Bild hängt sonderbarer Weise dort in einer Capelle und wird als Heiligthum verehrt. Es mag aus Zufall dahin gekommen sein, oder durch irgend ein wunderliches Geschick.

Man erzählt sich, daß der schöne liebenswürdige Künstler in dem Orte, in dem er gestorben, eine abgöttische Verehrung von der Bevölkerung erfahren habe. Er soll ein merkwürdiger und einnehmender Mensch gewesen sein, dessen Schönheit und Talent auffallend waren. Dies habe ich von Friedrich Preller, dem Maler der Odyssee und dem Jugendfreunde Horny's. Zu der Zeit, als er mit seinen Kameraden die Winterabende bei den Rathsmädchen sich vergnügte, war er ein träumerischer sanfter Junge, der von Allen gern gesehen wurde.

Der zweite Gefährte, den Budang mitbrachte, war Schiller's jüngster Sohn Ernst, prächtig, frisch im Aussehen und Wesen, der seine freie Zeit gar zu gern in Rath's behaglichem Familienzimmer verbrachte. Das Erste, nachdem die Begrüßung vorüber, war, daß Budang sich zu seinen Gefährten wendete, die sogleich mit den Mädchen in ein lustiges Plaudern kommen wollten, und sagte: „Erst müssen sie zeigen, daß sie mit ihren Arbeiten fertig geworden sind."

Budang war seiner, von Jungfer Concordia erhaltenen Aufgabe, die Mädchen zu überwachen, treu geblieben. Röse und Marie mußten ihm ihre Arbeiten bringen. Sie thaten es auch, wie etwas, was sich von selbst versteht, mit allem Ernste. Nun setzte er sich, nahm die Hefte vor, und war etwas nach seiner Meinung gar zu unmöglich gerathen, so mußten sich die beiden schönen Dinger daran machen und unter seiner und Ernst von Schiller's Leitung die Sache noch einmal schreiben.

Unangenehm war es für alle Theile, wenn sie ihr Pensum, wie die Arbeiten der Rathsmädel benannt wurden, schlecht gelernt hatten. Da gab es ein äußerst langweiliges Ueberhören ohne Ende, ehe man an die beliebte Abendunterhaltung kam, und die Mädchen wurden von Budang hart angelassen. In einer Ecke mühte sich Ernst von Schiller, abwechselnd mit Budang, an Röse ab, die das Auswendiglernen so schwer zu Stande brachte, daß es ein Scandal war, wie Röse's Freunde sich über diesen Mangel ausdrückten.

Für Marie, deren Gedächtniß etwas vortheilhafter ausgestattet sein mochte, genügte einfache Hilfe. Sie war ein für alle Mal Franz Horny zugewiesen, der sich seinem Amte mit Geduld und Bewunderung für das schöne Geschöpf unterzog.

Die Rathsmädel glichen zwei Knospen, warm von lebensvollster Frische und Kraft. An ihnen mochte nichts Angekränkeltes sein, Nichts, was nicht schön und ebenmäßig sich entfaltet hatte, und Nichts, was nicht auf eine noch viel lieblichere Vollendung hindeutete. Sie schienen mehr, als man gewöhnlich unter jugendfrisch versteht. Sie waren urwüchsig, eigenartig und harmlos, wie es junge von Menschen unbehelligte Thiere sind.

Und unbehelligt waren sie, von aller Welt gern gesehen, die Freude der Wünschengasse; wer blickte ihnen nicht nach, wenn sie mit ihren langen schweren Zöpfen, die in früheren Jahren so manchem Gassenbuben um die Ohren gesaust waren, die Straße hinabgingen? Sie bildeten den Stolz der Untergebenen ihres Vaters, „die Rathsmädel“, denen man allen Respect erzeigen mußte.

Ja, ihr Ruf war bis ins Schloß gedrungen, wie wir wissen. Ueberall aber fühlten sie sich gleich wohl, gleich sicher, ob auf den Gassen, ob im Schloß, ob unter den würdigen Bekannten ihres Vaters, oder unter ihren guten Freunden und steckten bis über den Kopf in Wohlbehagen. Diese urgesunden Geschöpfe! Wer aber hatte auch solche Freunde wie unsere Beiden?

Hatten sie die unumgängliche Abhörungsstunde, den Anfang der schönen Winterabende hinter sich, und blickten Budang's Augen unter den dicken blonden Locken nicht mehr so strenge auf Beantwortung seiner Fragen dringend, die den Beiden oft sauer genug wurden, dann begannen die behaglichen unvergeßlichen Stunden. Was aber thaten, was unternahmen sie an solch' einem Abend? Sie spielten Lotto. Sie saßen eng aneinander gedrängt, die Mutter, die Brüder, die Mädchen, die Freunde und spielten Lotto um Pfeffernüsse vom Conditor Ortelli, den die Franzosen damals ausgeplündert hatten; aber mit welchem Eifer wurde gespielt, mit welchem Feuer! und wie wurde gelacht! Worüber sie wohl lachten? Ueber unschuldige Scherze, über eine Anekdote aus dem Leben der drei braven Jungen, über einen Ausspruch Rösens, die groß war in trocknen, vielsagenden

Bemerkungen; darüber, daß Budang eine Locke über das Auge gefallen war und er gerade durch den Ringel blickte. Dergleichen konnte Röse und Marie außer Rand und Band vor Lachen bringen, so daß die Mutter sie nochmal ermahnte, ja sie aus dem Zimmer steckte, damit sie sich draußen in der Dunkelheit und Kälte einmal erst wieder auf sich selbst besinnen sollten. Sie kamen dann jedes Mal in unverminderter Heiterkeit wieder herein, und immer mit einer guten Idee, die ihnen wahrscheinlich bei der Abkühlung gekommen war.

Sie schlugen eine Verkleidung vor, einen Tanz. Sie kamen mit der Bitte zurück, die Freunde und Brüder sollten sie im Stuhlschlitten fahren.

Durch solch' einen lebensvollen Vorschlag entstanden die schönsten Stunden. Er schien so ganz aus dem Herzen zu kommen, aus dem innersten Verlangen heraus, und wie er von Herzen kam, so ging er zu Herzen, so wurde er ausgeführt, so wurde er auch von der Mutter gestattet, die eine liebevolle Frau war und wohl wissen mochte, wie göttlich, wie unwiederbringlich, wie leichthinschwindend Jugend ist.

So haben die Rathsmädel herrliche Winterfahrten gemacht, bei Sonnenuntergang, bei Mondschein; jede in einem Stuhlschlitten, Bruder und Freunde hinter sich, die sie in Windeseile durch die Straßen der Stadt fuhren. So zog das leichte, lustige, vergängliche Gesindel auch an dem Hause vorüber, in dem der lebte, der für die Ewigkeit schuf.

Sie fuhren über die hellen Lichtscheine, die aus den Fenstern Goethe's auf den Schnee fielen, und dachten sich nichts dabei, wußten wohl kaum, daß sie vorübergefahren.

Was kümmerten sich unsere Rathsmädel um „die großen Leute" in Weimar. Mochten die thun und schreiben was sie wollten, die Rathsmädchen hätten nie und nimmer mit ihnen tauschen mögen! So im Schlitten sitzen, von lieben Freunden geschoben zu werden, daß es ist, als sprühten Funken, und hinaus in den Mondschein unter bereiften Bäumen, auf glatter Schneebahn hinzufliegen, das ist Seligkeit, das ist Schönheit, das ist Glück!

Und welche Streiche spielten sie, über die man jetzt Ach und Weh schreien würde, steckten Budang in Mädchenkleider, und gingen mit ihm spazieren. Weshalb sie das thaten? Gott weiß es! Sie wußten es schwerlich selbst, thaten es grundlos, vergnügten sich herrlich, hatten alle Drei das Bewußtsein eines wunderbaren Geheimnisses, wollten sich über Jeden, der ihnen begegnete, todtlachen, brachten harmlose Spaziergänger durch ihr Gelächter in Verlegenheit, kauften sich bei Ortelli Kuchen, den sie, nachdem Budang zu Hause sich wieder ausgeschält hatte, bei einem Täßchen Kaffee, das ihnen warmgestellt worden, verzehrten, im süßen Bewußtsein, eine Heldenthat ausgeführt zu haben.

In einem alten weimarischen Hause hatten die Rathsmädel zu jeder Zeit Zutritt, konnten dahin mitbringen wen sie mitbringen wollten, und blieben immer willkommen, das war die Apotheke am Markte.

Der Apotheker stand mit Raths in Verwandtschaft. Er war ein gelehrter Herr, mit dem Titel Professor, und zu der weimarischen Apotheke durch seine Heirath gekommen; die Frau war Wittwe des früheren Apothekers, und hatte ihrem zweiten Manne das blühende Geschäft zugebracht.

Zu diesen Leuten gingen die Mädchen mit Vorliebe. Die Vettern und Basen im Hause paßten zu ihnen, und sie konnten immer sicher sein, dort eine wohlgemuthe Gesellschaft zu treffen. Die Frau Professor hatte die Genugthuung, wegen ihrer Kochkunst in der ganzen Bekanntschaft berühmt zu sein; so gab es auch für die beiden Schleckermäuler, die zu Gaste kamen, immer etwas Gutes zu schnabuliren, was ihnen zu jeder Zeit gelegen war; denn bei Raths ging es nicht hoch her.

Und was war diese Apotheke für ein sonderbares Haus! Ein alter reichverzierter Erker schmückte es, den ein verzwicktes Weiblein auf ihrem Nacken zu tragen schien. Das alte Weib war unsern Beiden von jeher räthselhaft und unheimlich erschienen. Ein langgestrecktes Gewölbe diente zum Apothekerladen. Dies Gewölbe war außerordentlich finster. Nur so weit die niedere Glasthür und das einzige Fenster Licht einließen, machte es einen behaglichen, wohlthätigen Eindruck; nur so weit schienen die verschiedentlichen Düfte, die aus ungezählten Büchsen und Büchschen, aus unendlichen Schiebkästen aufstiegen, angenehm und zuträglich zu sein. Die Mädchen hielten es für ausnehmend gesund, in der Apotheke tief Athem zu holen; und wenn einem der Apothekerkinder etwas fehlte, setzte es sich hinunter zu den Gehilfen und athmete fleißig.

Auch Röse und Marie hatten schon öfters solch' eine Cur sich vorgeschrieben; aber sie hielten sich nur da auf, so weit das Tageslicht, unverfälscht durch Dämmerung, die sich weiter nach hinten in dem Raume ausbreitete, eindrang.

Das Gewölbe war an seinem letzten Ende fast dunkel. Bei dem Scheine eines Lämpchens hantirte dort ein fast widerwärtiger Gehilfe, vor dem Röse und Marie, ebenso wie ihre Vettern und Basen, eine große Scheu hegten.

Aus seiner finstern Ecke schienen scharfe Gerüche zu dringen, die durchaus nicht heilkräftig sein mochten. Der Gehilfe rieb, stieß im Mörser und rührte in mächtigen weißen Schalen, die aus der Dämmerung gespenstisch herausleuchteten. Um diesen ältlichen Gesellen, der einen gar sonderbaren Blick hatte, spannen sich allerlei Sagen und Gerüchte. Man erzählte sich heimlich und, wie man sich gegenseitig versicherte, nicht gern, daß dieser unheimliche Bursche in seinem kleinen wackeligen Schreibpult, das im Gewölbe stand, ein Buch bewahre, in dem er den Sterbetag so manchen guten Weimaraners, vierzehn Tage bevor derselbe einträte, sich notire, wie man sich seine Hemden auf den Wäschzettel aufschreibt.

Dieses unheimliche Verfahren des Gesellen hatte ihn mit einem furchterregenden Nimbus umgeben.

Unter den weimarischen geringen Leuten würde sich ein Jeder geweigert haben, das Medicinfläschchen oder Pulver, das er abzuholen kam, aus der Hand des fatalen Gehilfen in Empfang zu nehmen; denn man sagte, daß er es, ehe man hinter seine Schliche gekommen sei, mit einem unheilbringenden Lächeln überreicht habe. Was an dem Treiben des Gehilfen wahr sein mochte, hat wohl schwerlich Jemand erfahren; denn ich weiß nicht, ob das Buch der dem Tode geweihten Weimaraner, das in der Apotheke geführt wurde, je zum Vorschein gekommen ist.

Der Gehilfe hatte jedenfalls ein einsames unbehelligtes Leben. Wohl möglich, daß dies seiner Natur zusagte; es gibt ja sonderbare Käuze genug auf Erden.

Er hatte unbedingt etwas Hämisches, Spöttisches in seinem Wesen, machte den kleineren Apothekerskindern Grimassen, wenn er an ihnen vorüberging und versteckte der ganzen jungen Gesellschaft den Sirup, nach dem sie allerseits großes Verlangen trugen, in die Giftkammer. Das verhinderte die Apothekerskinder durchaus nicht, mit Gästen und ohne Gäste auch dort ihren Sirup aufzuspüren und sich eine Güte daran zu thun. Sie wurden bei ihrem Treiben in der verhängnißvollen Kammer von dem Gehilfen im Stillen beobachtet und die unartige Bande bemerkte das gar wohl, und Jedes dachte für sich: „Da kann er lange warten bis wir uns einmal vergreifen, der Esel." Sie kannten ihren Siruptopf!

Bei all' und jeder Gelegenheit ging es im Apothekerhause festlich zu. War das Geschäft besonders gut und einträglich, das heißt: war das gute Weimar eine hübsche Zeit lang von irgend einer Krankheit gründlich heimgesucht, so lebten sie bei Apothekers besonders reichlich. Dann saß die Familie mit Kind und Kegel vergnügt und hilfreich bei einander, wenn zur Zeit irgend einer Epidemie mehr Hände im Geschäft gebraucht wurden als gewöhnlich, um Papier zu Pulverpäckchen und zu den rothen Flaschenkäppchen zuzuschneiden, und allerlei nach Bedarf zu mörsern und zu reiben. Sie thaten das mit ganz besonderem Behagen, und schwerlich konnte man den braven Leuten nachsagen, sie hätten die guten Bissen mit dem Bewußtsein zu sich genommen, daß sie ihre vorzügliche Nahrung aus dem Verderben ihrer Mitbrüder zögen, wie die Bienen Honig aus den Giftblumen. Sie dachten so wenig über den Grund ihres Wohlstandes nach, wie es Millionen Andere auch nicht thun, die sich durch das Elend und den Tod ihrer Mitgeschöpfe nähren. Wohin sollte unsere Ehrbarkeit, Würde und Vortrefflichkeit gerathen, wenn wir darüber nachdenken wollten. Gott behüte uns davor!

Apothekers verstanden es, festlich zu leben, und wohl den Kindern und Vettern und Basen, denen das Schicksal solch' ein Haus zugänglich gemacht hat! Die können einer muntern Jugend gewiß sein.

Eines Nachmittags in der allerschönsten Zeit, in der das Pfund Kirschen vier Pfennige kostete, war bei den guten Leuten die ganze Gesellschaft versammelt: Röse und Marie mit ihren drei Freunden Budang, Horny und Schiller; ferner die Wirthe mit allen Kindern, der alte Kupferstecher Müller mit drei erwachsenen Sprößlingen, Müller's Lotte, Müller's Ernst und Müller's Heinrich.

Die einstige Gouvernante des Prinzen Konstantin, eines Sohnes Karl August's, war auch zugegen. Die hielt mit der Apothekerin, die früher bei Prinzeß Karoline Kammerfrau gewesen, gute Freundschaft und war eine muntere alte Person, die es sich nicht zweimal sagen ließ, wenn es irgendwo eine Feierlichkeit gab, bei der man sie gebrauchen konnte. Die Dame war ein Fräulein von Knebel und genoß ihr Leben so gut sie konnte.

Sie war bei Hofe und in der ganzen Stadt durch eine artige Geschichte, die man sich allenthalben von ihr erzählte, zu einer gewissen Berühmtheit gelangt.

Eine drollige Geschichte stirbt so schnell nicht aus, und Fräulein von Knebel hatte sich mit guter Manier darin gefunden, die Heldin einer Anekdote zu sein, die man nicht müde wurde zu erzählen.

Ihr Zögling, Prinz Konstantin, war einst in eine solenne Hofgesellschaft aus irgend einer knabenhaften Laune mit einem Purzelbaum zur Thür herein=

gekommen und hatte allgemeines Entsetzen erregt. Seine Erzieherin, die ihm folgte, war von dem etikettelosen Benehmen ihres Zöglings bis ins Innerste erstarrt, und die Herzogin Luise, die Mutter des kleinen Uebelthäters, ging mit einem äußerst ungnädigen Blick auf Fräulein von Knebel zu, richtete ein paar, das Benehmen des Prinzen rügende Worte an sie und erhielt von ihr zur Antwort mit pathetischer, unschuldsreiner Stimme: „Hoheit, von mir hat er das nicht gelernt!"

Man denke sich!

Und wer die tief empfundene Antwort gehört hatte, dachte sich jedenfalls das ehrbare, würdige Fräulein als Vorbild des unartigen Prinzen, daher eine unbezwingliche Heiterkeit und die Langlebigkeit der kleinen Geschichte. So ist Fräulein von Knebel bei Jung und Alt, Hoch und Niedrig bekannt geworden. Sie war überall gern gesehen, konnte einen Spaß vertragen und ging selbst nicht allzuzart und respectvoll mit ihrer eignen wohlgenährten Persönlichkeit um.

An diesem Nachmittage war die Gesellschaft bei Apothekers emsig beschäftigt. Auf dem großen Tische stand ein Korb mit kleinen losen Heften, die von den Anwesenden geklebt und genäht wurden. Die weiblichen Hände befestigten die losen Blätter mit ein paar Stichen ineinander und die männlichen klebten schmale rothe, blaue oder grüne Papierstreifen um den Rücken der kleinen Broschüren.

Was aber enthielten diese Bogen, daß man sie in so heiterer Vereinigung bei Wein und Kirschkuchen vergnüglichst miteinander heftete?

Sie enthielten nichts Geringeres als ein getreues Conterfei in Stahlstich von zwei berüchtigten Spießgesellen, Niclas Sommer und William Becher, nebst deren kurz und bündig gefaßter Lebensbeschreibung, zu Nutz und Frommen für Alle, die diese Heftchen kaufen und lesen würden. Der alte Müller hatte die Porträts selbst in Stahl gestochen, die Lebensbilder selbst verfaßt, Papier- und Druckkosten selbst getragen, und morgen sollten sie auf dem Markte, während über den genannten Deliquenten der Stab auf einem Gerüste, das jetzt schon stand, gebrochen würde, zum Verkauf ausgeboten werden.

Der Kupferstecher war mit seiner Arbeit mit knapper Noth halbwegs bis zum bestimmten Termin fertig geworden und hatte noch, um das Werk zu vollenden, die Hilfe seiner Nachbarn, der Apothekersleute und deren Freunde und Verwandte in Anspruch nehmen müssen.

So saß die Gesellschaft und heftete unter Lachen und in allerbester Stimmung schmausend die Lebensbeschreibung der beiden armen Tröpfe, die ihrem letzten Stündlein entgegensahen. Damals war die gute Zeit, in der man sich über gar viele Dinge weit weniger Scrupel machte als in der unsern; das, was in aller Ordnung vor sich ging, wurde harmlos und unkritisch entgegengenommen. Man glaubte z. B. in der Wünschengasse allgemein, daß aus den Brotkrumen, die in den Honigtopf fielen, Ameisen entständen und hütete sich deshalb natürlich, Brotkrumen hinein fallen zu lassen. Man glaubte tausend solche Dinge und befand sich wohl dabei.

Die beiden schlimmen Kerle waren von dem hochlöblichen Gericht verurtheilt und mußten wohl oder übel den Lohn für ihre Thaten, den Tod erleiden. Dagegen konnte nichts einzuwenden sein, es war eine abgemachte, durchaus erledigte

Sache, die einfach und naturgemäß aussah, so daß hierbei nicht angebracht sein mochte, sich andern Gefühlen hinzugeben, als einem angenehmen Gruseln, das über diesen und jenen bei der munteren Arbeit wohl einmal hinlief. Bedenken über Todesstrafe oder sonstige humane Bestrebungen hatte die Apothekersleute und ihre Gäste wohl schwerlich berührt. Auch der Contrast, der zwischen den beiden machtlosen Tröpfen, die der Tod schon am Wickel hatte, und die ihre kurze Galgenfrist in einem von Gott und der Welt verlassenen Raume, von allem Troste und Verkehr abgesperrt verbrachten, auch der Contrast zwischen den beiden armen Sündern und der lebensfrohen Sicherheit und Behaglichkeit, in der man hier beisammen saß, kam wohl Keinem recht zu Sinnen.

Ernst von Schiller blätterte in dem Büchelchen und war mit des Kupferstechers Darstellung von William Becher's Gefangennahme nicht einverstanden. „Das soll ja eine tolle Geschichte gewesen sein, er muß sich verzweifelt gewehrt haben! Sie haben das ein bischen kurz gehalten und so etwas gefällt gerade."

„Ja, das schreibe Einer!" sagte der alte Müller; „der Becher war ein Prachtskerl, das läßt sich nicht so leicht berichten, dazu gehört Einer!" Sie sprachen schon in der Zeitform, die das Vergangene beherrscht, von den noch für eine Weile, wahrscheinlich bis zum Uebermaß bewußt Lebenden. Aber was gehn eine so allerliebste unschuldige Gesellschaft die letzten Stunden, die Todesfurcht und alles menschliche Weh zweier armen, so gut wie gerichteten Sünder an!

Solche finsteren Leiden dringen nicht leicht bei schönster, hoffnungsvoller Jugend ein.

Man lachte über den Eifer des Fräuleins von Knebel, die mit einer wahren Vehemenz heftete, und einen ganz erklecklichen Haufen der Diebs- und Mordsgeschichte vor sich aufgestapelt hatte, den sie eifersüchtig bewachte, daß nicht etwa eins oder das andere Heft entwendet wurde, um ihr den Ruhm zu nehmen, die größte Zahl gefertigt zu haben.

Fräulein von Knebel war eine Person, die Alles und Jedes mit ganzer Kraft betrieb.

Also hier sitzt die Familie mit ihren Gästen in Wohlsein beisammen, und man denkt mit Behagen an die beiden armen Sünder; die stecken mit einander in dem gar festen Stübchen, zu dem keine menschliche Hilfe mehr dringt.

Es liegt hoch oben in dem düstern Hause, das zu Strafe und Zucht der frechen, unklugen, unglücklichen und infamen menschlichen Creatur, die sich nicht erziehen lassen, nicht begnügen will, erbaut wurde. Jetzt, in unsern Tagen ist das Haus in ein ehrenwerthes Landgericht umgewandelt und statt der Spitzbuben sitzen würdige Männer darin, ehrenwerthe Landräthe und Landrichter, die frei und fröhlich ein- und ausgehen können, die mit Behagen die Sonne, ganz wie die seligen Spitzbuben einst, durch die vergitterten Fenster scheinen fühlen, die leben, athmen ganz wie diese, nur daß sie, durch ihre kluge und würdige Lebensbethätigung, freie angesehene Leute geblieben sind und bewahrt wurden vor straffälligen verpönten, unklugen Sünden und Thorheiten, wie sie nur ein Unsinniger, ein Verzweifelnder fertig bringt.

Die beiden Spitzbuben aber, Becher und Sommer, saßen im Hause, als es noch seine Leute hinter Schloß und Riegel hielt; die Wolken zogen darüber hin,

und zogen auch über den Galgen, der auf zwei baumelnde Gestalten in aller Gemüthsruhe wartete. Die beiden Spitzbuben kannten Weimars Umgegend, kannten den Galgen, sahen sich zappeln, sahen sich baumeln. Das Haar stand ihnen zu Berge, die Knie schlotterten ihnen, die Zunge klebte am Gaumen, das Herz stieß und klopfte. Die Hände waren naß von kaltem Schweiß, und die Apothekergesellschaft dachte ihrer in Behagen bei dem Heften der Bogen, die den Tod, die letzte kommende Qual der armen Burschen schon schilderten; und als unsere Gesellschaft gerade im besten Heften und Kleben sich befand, jeder auch schon bei seinem zweiten und dritten Stück Kirschkuchen angelangt war, bei bestem Appetit, den muntere Arbeit förderte, da öffnete sich die Thür, die von dem Zimmer aus direct auf die Treppe führte, und herein trat vorsichtig, den Kopf zuerst durch die Thürspalte steckend, der unheimliche Geselle, unten aus der Apotheke.

„Diener, meine Herrschaften," sagte er, mit seiner knorrigen Stimme, und grüßte mit der dürren Hand, die aus einem allzu kurzen Aermel sonderbar hervorstand. „Ich wollte nur oben vermelden, daß es diesmal mit den Büchern nichts ist. Sie haben den Einen begnadigt. 'S bleibt nur bei Sommern." Wie aus einem tiefen Traum plötzlich erweckt, starrte die Gesellschaft sprachlos den gefürchteten Todesverkünder an, der heute ausnahmsweise seine Rolle geändert und, wenn man recht gehört hatte, der Verkünder eines erfreulichen Ereignisses geworden war; aber man mochte wohl nicht recht gehört haben, denn es war nach der Botschaft des Gehilfen ein augenscheinlicher ungemüthlicher Druck bei einigen Gliedern der Gesellschaft zu constatiren, und zwar gehörten diese Glieder durchweg der Familie des Kupferstechers an. Die erste, die sich sammelte, war Fräulein von Knebel; die frug den Gehilfen, der noch in der Thür stand: „Nun sag' Er mir, wie ist das denn gekommen, und gerade Bechern?"

Der Gehilfe zuckte, wie es seine Art war, die Achseln und blickte spöttisch auf die Gäste, ohne etwas zu erwidern.

Nach einer Weile sagte er trocken: „Das ist nun so," und wendete der Gesellschaft langsam den Rücken, um aus der Thüre zu gehen.

„Das ist ja aber schrecklich" rief Anne Müller, die Jüngste der Kupferstecherkinder, in enttäuschtem Ton, „da wirds nun nichts."

„Seht mir das blutdürstige kleine Geschöpf an," sagte der Apotheker schmunzelnd. „Na, Anne," und er klopfte ihr auf die Schulter, da drangen dicke Thränen in Anna's Augen und rannen ihr über die rothen runden Wangen.

„Teufel auch, was hat sie denn?" frug der Apotheker und blickte die Glieder der Kupferstecherfamilie der Reihe nach an. „Na, was habt Ihr denn?" frug er noch einmal; denn auch die andern Müllerskinder und selbst der behagliche rundliche Freund Kupferstecher konnte eine gewisse Niedergeschlagenheit nicht verbergen. „Was habt Ihr denn mit Bechern gehabt, daß Euch seine Begnadigung so zu Herzen geht; das ist mir ja etwas ganz Neues, erzählt doch! — Kennt Ihr ihn denn?"

„J. bewahre," sagte der Kupferstecher, „das ist den Kindern ihre Sache; Anne, wollen wir's sagen?" wendete er sich an seine Tochter, deren Thränen noch

immer reichlich flossen; „aber das merke Dir: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Erzähle!“

Anne blickte unter Thränen auf ihre Geschwister, die beide übellaunig und verdrossen dasaßen.

„Der Vater hatte mir's geschenkt,“ begann Anne schluchzend und blieb im Anfange stecken, denn ihre Thränen machten ihr zu schaffen.

„Na,“ ermunterte sie der Vater. Anne war aber jetzt erst recht ins Weinen gekommen und schenkte der Aufforderung, fortzufahren, kein Gehör, so daß der Kupferstecher selbst das Wort nahm und sagte: „Man muß immer auf das junge Volk bedacht sein, das will sich bald so vergnügen, bald so. Ein armer Vater hat seine liebe Noth! Vor ein Wochner sechse verehre ich meiner Anne zu ihrem Geburtstag die beiden kleinen Zeichnungen,“ der Kupferstecher schlug mit der Hand auf eins der Heftchen, „und sagte Anne, was ich damit vorhab', daß sie in Stahl gestochen werden sollen u. s. w., und daß der Erlös, den ich damals dem armen Thierchen im Voraus verehrte, zu einer Partie nach Schwarzburg bestimmt sei. Nun haben wir's gehabt,“ sagte er und schlug sich auf die runden Kniee. „Jetzt können wir den ganzen Schwindel einpacken, und die armen Kinder sind um ihr Sommervergnügen gekommen.“

„Das weiß der liebe Himmel“, sagte die Apothekerin mitleidig und bewegt. „Wenn von oben einmal etwas gethan wird, Gott sei's geklagt, daß es immer am unrechten Platze geschieht!“ Anne heulte unaufhaltsam und die beiden älteren Geschwister versanken in einen unergründlichen Mißmuth.

Der Kupferstecher war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder, hatte die Hände in der Erregung, in der er sich zu befinden schien, über dem Bäuchlein gefaltet und schnippte mit dem Daumen. Fräulein von Knebel hatte sich ganz der christlichen Pflicht, zu trösten, hingegeben und caressirte Annen auf alle Weise, indessen die übrige Gesellschaft nachdenklich auf die Hefte blickte, die mit einem Mal werth- und bedeutungslos vor ihnen lagen.

Der Kupferstecher blieb nach längerem Auf- und Niedergehen stehn, und sagte mit einer komischen und bittersauern Miene: „Ich bleibe dabei, es hätte dem Kerl nichts geschadet, wenn sie ihn morgen mitsammt dem Anderen ins Jenseits spedirt hätten.“ Er schnippte mit der Hand in der Luft. „Da haben wir uns hineingerannt, allein das Papier vier Reichsthaler, Druckkosten und dergleichen gar nicht gerechnet.“

„Ja, ja, ja,“ sagte der Apotheker und schüttete ein Gläschen süßen Weins hinunter.

Die Gesellschaft hatte ein stilles und bedrücktes Aussehen angenommen.

Da klang plötzlich die helle frische Stimme unseres guten Rathsmädels, der Röse. „Ich wüßte schon, wie man es machen könnte,“ sagte sie ruhig.

„Na?“ frug der Apotheker.

„Streicht doch Bechern aus und verkauft nur Sommern, das schadet ja nichts, wenn Becher mit daran hängen bleibt.“

„Teufelsmädchen!“ rief der Kupferstecher überrascht. „Das läßt sich hören! Ja, wenn man Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat!“

„Hoch Röse“, rief der Apotheker und schwang sein Gläschen. Neues Leben fuhr in die Gesellschaft.

Bleistifte wurden geholt, es wurde gestrichen, gestrichen, gestrichen, der Begnadete wurde von dem Verurtheilten, dem Armen geschieden, wie das ja überall auf Erden der Fall ist.

Die Geschwister blickten wieder munter ihrer Sommerpartie entgegen, die ihnen der Tod des armen Burschen, aller Berechnung nach, einbringen sollte. Röse wurde an diesem Abend außerordentlich gefeiert.

„Ein heller Kopf ist etwas werth", sang der Apotheker in allerlei schelmischen Melodien und Variationen ihr zu. Röse war sein ganz besonderer Liebling.

Als am Abend die Gesellschaft nach Hause ging, mußten sie an dem Gerüste vorüber, auf welchem über dem armen Schelme Sommer der Stab am andern Morgen in der Frühe gebrochen werden sollte.

Als die lustigen Leute in der unheimlichen Nähe standen, da wurden sie alle still und bedenklich.

Röse, die am Arme Budang's ging, sagte, indem sie sich fester an ihn hing: „Morgen wird Sommer doch auch, wie damals der Andere, auf einer Kuhhaut nach dem Galgen geschleift?"

„Ja," sagte Budang.

„Ach Budang," fuhr Röse nach einer Weile schauernd fort, „ich will wirklich immer recht gut sein!"

„Ja, das denke ich," sagte Budang lächelnd; „aber Du bist müde," fügte er hinzu, „Du hängst Dich ja ganz schwer an meinen Arm. Paß auf, ich will Dir noch etwas sagen."

„Na?" frug Röse.

„Die Schillers-Mädchen und Ernst, Ihr, Horny und ich, wir sind miteinander zu Sperbers aufs Gut eingeladen. Wir wollen es jetzt noch auf dem Weg bereden."

„So," sagte Röse, „das ist vom alten Sperber vernünftig, daß er endlich sich entschlossen hat. Es war nun Zeit geworden."

„Was hast Du denn zu versäumen?" frug Budang.

„Ich, meinst Du, daß ichs nicht wüßte? Ich kann nur solch' ein Zaudern nicht leiden. Vor vier Wochen läßt er es bei uns durch die Botenfrau sagen, und nichts wird dann wieder von ihm gehört."

„Ernst," rief Budang „wartet einmal." Ernst, Marie und Horny gingen voraus und blieben auf Budang's Ruf stehen.

„Ihr seid wohl auch gerade im Sprechen?" frug Röse. „Wie machen wir es denn mit Sperbers?"

„Wir gehen, natürlich gehen wir," sagte Ernst von Schiller. „Wir wollten es nur oben bei Apothekers nicht bereden. Es paßt doch nicht, daß wir halb Weimar dem alten Sperber auf den Hals bringen, und Müller's wären ruhig mitgegangen, die machen Alles mit. Nein, wir wollen unter uns bleiben. Die Schwestern sind natürlich bereit und lassen Euch sagen, Ihr sollt Eure rothpunktirten, hellen Kleider mitnehmen. Sie machen es auch so."

„Nun, und wann gehen wir?" frug Röse.

„Heut haben wir Freitag," erwiderte Marie, „da dächte ich, wir setzten

Montag fest, da kommen wir um die Kirche, denn Sperber würde uns auf alle Fälle hineinstecken, der hälts nun einmal mit seinem Pfarrer."

„Und wir müssen so schon bei Pastors schlafen," fuhr Röse dazwischen. „Wir wissen es, wie es dort ist, nicht Du?" sagte sie lachend zu Marie.

„Ja schade, daß Ihr nicht bei Sperbers unterkommen könnt," meinte Budang.

So waren sie bis vor Röse's und Marie's Haus gekommen. Großer Abschied, und die Mädchen tappten mit einander die dunklen Treppen hinauf.

Am andern Morgen sah die Mutter mit ihnen die rothpunktirten Kleider durch; Beide bestürmten sie auf das Innigste, Liebenswürdigste und Ueberzeugendste, sie wollten ein neues Band auf ihre großen Hüte und sie bekamen es und waren glücklich.

Mittlerweile war der unglückliche Sommer auf seiner Kuhhaut dem Tode zugeschleift worden, und der Galgen trug seine Zierde zum letzten Mal, denn Sommer war Weimars letzter Gehenkter.

Am Montag himmelfrüh brach von der Wünschengasse die ausgelassenste Gesellschaft auf, die zu denken ist: unsere fünf guten Freunde, die beiden Schiller'schen Töchter und ein kleines mageres Pferdchen, das mit Ernst von Schiller in Beziehung stand, da es von ihm schon zu manchem Spazierritt gemiethet worden war, wenn er einmal Lust bekam, auf Pferdesrücken sich dem Leben und seinen Gefühlen hinzugeben.

Jetzt war es mit Shawls, mit Päckchen und Körben beladen. Die rothpunktirten Kleider von den Rathsmädchen und den Schiller'schen, waren sorgsam dem guten Thiere anvertraut worden, und Ernst bekam von den Schwestern und von Röse und Marie wahrhaft begeisterte Erklärungen, die seine Klugheit, seinen ausgezeichneten Verstand betrafen.

Er hatte nämlich die Gesellschaft mit der Idee und deren Ausführung, das Pferdchen zu engagiren, überrascht. So zogen sie durch die morgenstille Stadt, dem langgestreckten Ettersberge zu, nach dem Gute des alten Sperber.

Welch' schöne Verbindung von erster Jugend, herrlicher Morgenfrische, Aussicht auf ein paar gute Tage, allseitigem Wohlgefallen an einander und Sorglosigkeit gab unsere Gesellschaft ab!

Sie hatten einen tüchtigen Marsch bis zum Gute des Herrn Sperber vor sich, und ein gut Stück mußten sie über Felder, über schattenlose Wege gehen; aber ein frischer Wind wehte den ganzen Tag. Das Korn stand in Blüthe und duftete, und die Sonne ließ die Wangen höher glühen; sie ließ die Züge der schönen Mädchen noch weicher, lebensvoller, als sonst erscheinen.

Budang, ein großer Botaniker, war bemüht, die Gesellschaft auf allerlei Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen, und es dauerte nicht lange, so hatte das Pferdchen eine kleine Naturaliensammlung auf dem Rücken, und die Mädchen rothe Mohnkränze auf den Köpfen.

Die Wege auf dem Ettersberg gaben dem Sammler reiche Ausbeute an allerlei Versteinerungen, und die Mädchen wußten es schon, es gab für Alle zu schleppen, wenn sie mit Budang dort lustwandelten.

Gegen Abend erst gelangten sie zu ihrem Ziele, denn der Weg war durch allerliebste Aufenthalte, kleine Mahlzeiten so viel als möglich verlängert worden.

Vor dem Gutsthore kam ihnen eine wohlbekannte Gestalt entgegen. Das war die Gutsbesitzerin selbst, die lustige kleine Alte mit der großen rosa Schürze, dem Schlüsselbunde, den nickenden Bändern an der Haube. Ein Windzug bewegte ihr die weite Schürze, und ließ sie, bestrahlt von der Abendsonne, flattern und in unerhört Rosa-Farben-Tönen leuchten.

Die wartende Gestalt mochte auf die ankommenden Gäste einen verheißungsvollen Eindruck machen; denn mit Jubel und Winken und heitern Lauten, mit noch durch die Entfernung unverständlichen Zurufen näherte man sich ihr.

Und ebenso schien sie erfreut zu sein, als die mit rothem Mohn bekränzten Mädchen, das Pferdchen, die drei Kameraden herankamen, denn sie schlug einmal über das andere Mal die Hände zusammen, man sah sie schon von Weitem lachen, und als die Gäste so nahe waren, daß man wagen konnte, die Begrüßungsformeln etwas detaillirter und augenscheinlicher machen zu können, schwenkte die kleine runde Frau ihr Schlüsselbund in der Luft, und ließ es klingen, und that dies mit außerordentlicher Geschicklichkeit, bog sich dabei mit dem Oberkörper hin und her, im Takte, je nachdem sie mit dem Schlüsselbunde, das sie wie eine Castagnette handhabte, klirrte und klapperte.

Die Gäste kamen schließlich laufend auf ihre Wirthin zu, und auch das Pferdchen wurde dazu veranlaßt, einen gelinden Trab anzuschlagen. Nun allerausführlichste Begrüßung, Umarmung, Jedes bekam seinen festen Kuß von der Frau Gutsbesitzerin.

„Nun, mein Alter wird Augen machen, wenn er Euch in den Kränzen sieht," sagte sie und betrachtete die Mädchen. „Seht nur Einer, Klatschrosen! Ja die Jugend! Die liebe Jugend! Die verdammten Klatschrosen! Und hier machen sie sich, ja Alles hat seinen Zweck auf Erden!"

Sie klopfte Röse auf die Wangen. „Aber habt Ihr denn gesehn," sie wies auf Rösens Kranz, „was das Zeugs dies Jahr gediehen ist? Da stecken ja die Felder voll davon zum Erbarmen. Na, der Alte wird Augen machen", schloß sie wieder. „Wo habt Ihr denn den Klepper her?" begann sie aufs Neue und klopfte dem Pferdchen auf die Schenkel, „der soll sich wundern, wie es ihm diese Tage gehen wird. Du alter Häckselsack", und wieder bekam das magere Viehchen einen freundlichen Klapps von seiner Wirthin, der gleichbedeutend war mit einer Anweisung auf ein paar tüchtige Metzen Hafer. Jetzt traten sie in den Gutshof ein.

Das war ein Gutshof! Jeder Mensch, dem Gott wohl will, sollte in schönen Jugendtagen einmal auf solch' einem Gutshof ein paar Tage, ein paar Wochen gewesen sein, damit er wenigstens weiß, was Behagen, was Fülle, was Sauberkeit, Nützlichkeit, was gesunder, kräftiger Geruch, was schönes Vieh in gut gepflegten Ställen, was Wohlhabenheit und Stattlichkeit ist; damit er erst begreifen lernt, welche Harmonie zwischen dem schön geschichteten Misthaufen, und der hohen, breiten Linde auf solch' einem Hofe besteht, wie sie beide miteinander ein Ganzes bilden, einen einzigen Eindruck.

„Da kommt er ja, mein Alter," rief die muntere Herrin des schönen Hofes, und richtig, aus dem Laubengang, der um das Wohnhaus führte, trat der alte Sperber, der wunderlich gut zu seinem Frauchen paßte.

Auch er war eine kurze, rundliche Gestalt, wie es schien behende, denn

auch er bewillkommnete die Gäste schon von Weitem mit den lebhaftesten Bewegungen, und wie die Frau das Schlüsselbund, so schwenkte er die große Tabakspfeife. Sein Gesicht hatte eine stark röthliche Färbung und leuchtete vor Behagen.

„Da kommt ja die Gesellschaft!“ rief der alte Sperber, als er schon unter der Bande stand. „Ihr habt's gut gemacht, daß Ihr Euch Zeit genommen, unser Jochen Henner hat Euch ja vor so ein sieben Stündchen in Lützendorf getroffen, danach erwarteten wir Euch um Ein, Zwei herum.“

Der behagliche Alte zog seine dicke Uhr und hielt sie Budang unter die Nase. „Und was zeigt's jetzt? Jetzt geht's stark auf Achte. Ihr mußtet dem Klepper wohl oft zureden, he? oder was habt Ihr denn eigentlich gemacht? Das ist ein miserables Vieh, wie kommt Ihr denn dazu.“

„Das ist Ernst sein Reitpferd,“ sagte Röse, einigermaßen piquirt. Sie fand, daß das Pferdchen gar so übel nicht war, und daß sich Ernst oft sehr stattlich, wenn man den rechten Standpunkt hatte, darauf ausnahm.

„J, der tausend, wohnt bei Euch in der Stadt ein närrisches Volk, wenn man das ein Reitpferd nennt! Meinetwegen!“

Er rief einen Knecht herbei, und befahl ihm, „das Reitpferd“ in den Stall zu führen und abzuladen und ging mit seinen frischen Gästen dem Hause zu.

„Schade, das ganze Gesindel kann nicht bei uns unterkommen, wir haben Euch Beide, da — Euch Beide“ — Er wies auf Röse und Marie. „Ihr müßt eben zum Pfarrer, weil Ihr die Frau kennt; schlimm genug für Euch.“ Das murmelte er in den Bart und paffte blaue Wölkchen aus seinem Pfeifenkopf. „Sapperlotsches Volk, die Pastors,“ brummte er. „Aber jetzt wollen wir erst bei einander sitzen. Uebrigens seid Ihr nur für die Nacht dort untergebracht. Am Tage werde ich mich hüten, Euch drüben zu lassen in dem Gewirre. — Teufel auch, es ist kein Spaß, dort unterkriechen zu müssen.“

„Uns macht es nichts aus, und wenn sie dort noch mehr hätten,“ versicherten die Mädchen. Es handelte sich hier um den großen Kindersegen des Pfarrhauses, das durch diesen Umstand für den Gutsbesitzer Sperber, der über Alles seine Behaglichkeit und Ruhe liebte, etwas Unheimliches hatte.

Er verehrte und liebte den würdigen Pfarrherrn. Er war ihm ein angenehmer Begleiter, um mit ihm über Land zu gehen.

Sie spielten Tarok miteinander; doch bei Allem, was er mit dem Pfarrer vornahm, mußte dieser durchaus von den Seinen isolirt sein. Ja, der alte Sperber vermied es sorgfältig — nur in den dringendsten Fällen machte er eine Ausnahme — sich nach des Pfarrers Frau und Kindern zu erkundigen. Er bestritt auch auf das Heftigste und wiederholt gegen seine eigene Frau, daß er wisse, ob der Pfarrer zehn, dreizehn oder siebzehn Kinder habe, trotzdem er von der kleinen Gutsbesitzerin mit der Anzahl dieser armen Kinder auf das Nachdrücklichste und Eindringlichste, so oft er frug, bekannt gemacht worden war. Er wollte es nicht wissen, und damit basta!

Der Pfarrer hatte nach dem Tode seiner ersten Frau zur Lebensgefährtin eine Lehrerin gewählt, die auch unsere Rathsmädel einmal unter der Fuchtel

gehabt, und die sich jetzt zur Beherbergung ihrer beiden früheren Zöglinge erboten hatte.

Als der Pfarrer dem Gutsbesitzer vor einigen Jahren seine in Aussicht stehende Verbindung mit dieser würdigen Person anzeigte, mit besonderer Hervorhebung eben dieser Eigenschaft, „der Würde“, sah der Gutsbesitzer ihn gleichgültig an, sagte: „Bon“, pfiff ein Stückchen, um vielleicht anzudeuten, daß der gegenwärtige Augenblick ihm von außerordentlicher Gleichgültigkeit sei. Das Gutsbesitzerpaar hatte den einzigen Sohn in der Kriegszeit verloren.

Er war fürs Vaterland gefallen, und die beiden Alten hatten den Verlust tapfer getragen. Das schöne Gut war ohne Erben; aber sie zeigten sich Beide gelassen darüber, hatten ihre Einrichtungen getroffen, Stiftungen bedacht und trugen ihren Kummer nicht zur Schau, hatten sich wohl auch damit auf eine gottergebene Weise abgefunden und lebten in Wohlgefallen miteinander ganz behaglich.

Das Abendessen, das die junge Gesellschaft bei ihren Wirthen erwartete, zeugte von ländlichem Ueberfluß an den Dingen, womit die Leute unten in Weimar sparsam umgehen mußten.

Röse und Marie hatten seit jeher den Eindruck von dem Gute der alten Sperbers gehabt, als wäre in Wahrheit hier das Land, in dem Milch und Honig fließt.

Bis in die Baumblüthe hinein erhielt die Frau Gutsbesitzerin die besten Aepfelsorten noch so frisch und schmackhaft wie um Weihnachten, und konnte ihren Gästen immer Ueberraschendes, Ausgesuchtes vorsetzen. Die alte Sperber hatte ihre ganz besonderen Geheimnisse, hinter die sie Niemanden so leicht kommen ließ. Sie buck berühmt gute Kuchen, und in welchen scheinbar unvertilgbaren Massen! Raths hatten so manche Kiste, vollgepackt mit verlockenden Dingen, zu allerlei Festen und zur Kirmeß von der Frau Pathe, wie die Gutsbesitzerin in der Wünschengasse benannt wurde, geschickt bekommen.

Und das Bild der Frau Pathe stand Marie und Röse vor der Seele, stets umgeben von den verlockendsten Produkten ländlicher Koch- und Gartenbaukunst.

Während des Abendessens war man äußerst heiter, der Abglanz des sonnigen Tages, den die junge Gesellschaft in aller Muße im Freien zugebracht hatte, sorglos im reizendsten Behagen, lag noch über den Gesichtern gebreitet, und die Stimmung Aller schien wie von klarer Sommersonne durchdrungen.

Nachdem sie allen Herrlichkeiten gründlich zugesprochen, spielten sie in der großen Laube vor dem Hause Pfänderspiele; zwei junge Leute, die auf dem Sperber'schen Gute ihre Lehrjahre durchmachten, fanden sich noch zu den Uebrigen, und mitten unter der ausgelassenen Jugend vergnügte sich das Gutsbesitzerpaar auf das Beste.

Die beiden Rathsmädchen befanden sich in einem wahren Taumel von Vergnügen. Der Gutsbesitzer that mit, als gehörte er zu dem jungen Volke und gewann bei den Pfändern so manchen Kuß von den Mädchen.

Röse, der Schelm, war hellsehend genug, ihre Küßchen für etwas außerordentlich Begehrenswerthes zu erkennen.

Bei einer Gelegenheit, wo es zweifelhaft erschien, ob der Wirth solch' einen

artigen Gewinn gemacht hatte oder nicht und man sich darüber stritt, sagte Röse, um die es sich handelte, zu Budang und Franz Horny: „Das nehmen wir bei dem guten Sperberchen nicht so genau, Ihr seid mir die Rechten, so zu streiten,“ damit sprang Röse auf, und fiel dem alten Gutsbesitzer um den Hals und küßte ihn auf das Anmuthigste. „Du Prachtmädchen, Du,“ sagte der gute Sperber und drückte das schöne Geschöpf gerührt an sich. „Ja, so ein Töchterchen zu haben!“ murmelte er und strich Röse über das dichte, blonde Haar. „Ja, meine Alte!“ und er nickte seiner Frau mit feuchten Augen zu.

Als Röse zu Marie und Budang trat, blickte die Schwester sie unzufrieden an: „Siehst Du, Röse,“ sagte sie, „was mußt Du denn den Leuten die Nase lang machen. Ich glaub's wohl, daß sie sich für ihr Gut so ein paar Mädchen wünschen oder auch ein paar Jungen. Nun hast Du den Beiden das Herz schwer gemacht.“

„I, gar. Na, Budang,“ sagte Röse mit schon von Thränen unsicherer Stimme, „nun siehst Du einmal, wie Marie sein kann.“

Damit wendete sich Röse ab und huckte sich neben die Gutsbesitzerin auf ein Fußbänkchen, das dort stand, legte ihren Kopf auf die Kniee der kleinen Frau, und ließ sich wie eine Katze streicheln und im blonden Haar krauen, und knurrte dabei vor Behagen; vielleicht um damit zu beweisen, daß sie sich trotz des Aergers außerordentlich wohl befände.

„So macht sie's,“ sagte Marie zu den drei Kameraden, „da mag zu Hause geschehen, was da will, und wenn sie eine um die Ohren gekriegt hat. Wir kennen das schon.“

Franz Horny frug: „Donnert's lange bei ihr?“

„Bewahre,“ theilte Marie ihm mit, „wenn wir irgend etwas Neues jetzt anfangen, da ist Alles bald vorbei; aber hört nur!“

Wie Marie vorausgesagt hatte, so geschah es; als man mitten in einem neuen Spiele sich vergnügte, war unsere Katze glatt und munter wieder dabei. Nicht gar zu spät trennte man sich, denn die Rathsmädchen durften die Pastorsleute nicht aus den Betten holen. Die Gutsbesitzerin trieb die Beiden an, als es Zeit war, zu gehen, lud ihnen ihre Bündelchen auf und entließ sie, mit der Weisung vernünftig zu sein und dort die Wirthschaft nicht noch zu verschlimmern. Als sie durch den Pfarrgarten gingen, kam ihnen ihre frühere Lehrmeisterin entgegen. Sie schien vor dem Hause etwas zu lustwandeln.

„Da kommt Ihr ja,“ rief sie den Mädchen zu. „Ihr müßt aber mit unten schlafen, hat es Euch die Sperbern schon gesagt?“

„Ja,“ erwiderte Marie.

„Nehmt's, wie es ist,“ fuhr die Pfarrerin trocken fort.

Sie traten miteinander in den Hausflur ein; da drang aus einer halb offenen Thür, aus der ein matter Lichtschein in die Dunkelheit fiel, ein merkwürdiges Summen, Poltern, Kreischen, Quieken, Schimpfen, Rücken, Zischen und Huschen.

„Da schlafen die Kinder,“ theilte die Pfarrerin mit und öffnete die Thür vollends. Welcher Anblick! In einem, durch eine Oellampe, die mitten im Zimmer von der Decke herabhing, dämmerig erleuchteten Raume, bewegte es sich auf eine

überraschende Weise. Ueberall schlüpften rosige, weiße Gestalten. Auf den Betten sprang es, auf der Diele schlüpfte es, und bei dem ersten Schritte in dieses Reich zupfte es schon von allen Seiten den Mädchen an den Röcken.

„Daß Euch doch gleich!" rief die Pfarrerin und schwang in demselben Augenblick einen Stock, den wohl ein guter Geist ihr während ihres Eintrittes in die Hand gespielt haben mußte, denn kurz vordem wußten Marie und Röse, daß sie unbewaffnet gewesen war.

„Wollt Ihr wohl!" rief sie, „Ihr Pack, geht in die Betten!"

Erheitert durch diese kräftige Anrede wurde dem Befehle der Pfarrerin auf schreiende, jubelnde, kreischende Weise Folge geleistet. Sie gingen in die Betten.

Marie und Röse folgten den Bewegungen ihrer früheren Lehrmeisterin, wie diese sich über das eine und andere Bett bog; in jedem lagen zwei bis drei Pastorskinder für die Nacht verpackt. Sie sahen, wie die Herrin dieser Schlafstube Decken energisch feststopfte, bedeutungsvolle Püffe austheilte und auf alle Weise bemerklich zu machen suchte, daß sie Ruhe wünsche.

In unklaren, kurzen Redensarten theilte sie, wie es schien, Befehle aus, wie: „Fort, Du da aus dem Bett, fort da in das Bett! Das Bett bleibt frei!"

„Der haben sie schon übel mitgespielt," bemerkte Röse trocken zu Marie gewendet. „Sieh nur, wie verschlumpt sie ist. Du lieber Gott, sie war zwar unsere Lehrerin, aber leid thut sie mir doch!"

Es brauchte nur ein armer Sterblicher nach Rösens Meinung das Unglück gehabt zu haben, Mariens oder ihr Lehrer gewesen zu sein, so schien er ihnen für eine fühlbare Wiedervergeltung des Jammers, den er ihnen verursacht hatte, reif.

Aber dieses Maß, das über die arme Pfarrerin ausgeschüttet wurde, erschien selbst Rösen überreichlich.

„Ihr müßt schon hier fürlieb nehmen," sagte die Frau außer Athem. „Hier in dem Bette könnt Ihr schlafen." Sie wies auf ein breites Bett, das wahrscheinlich drei Pfarrerskinder, die nun enger zu einander gesteckt waren, den Gästen zu Liebe hatten räumen müssen.

„Macht's Euch bequem." Diesen kühnen Ausspruch in dieser Umgebung that die Pfarrerin auf eine sonderbare, fast spöttische Weise, als wolle sie sagen: „Mache es sich hier Einer bequem!"

„Na, legt Euch nur hin, sie werden es ja gnädig heut' Nacht machen ... Daß Ihr mir die Mädchen nicht stört!" rief die Pfarrerin mit Feldherrnstimme. „Hier den Fritze," sie zeigte nach einem Bette, „den laßt nur ruhig; der hat den Keuchhusten. Er macht es mit sich allein ab, das ist das Beste. Schlafet wohl, ich muß hinauf zu den zwei kleinen Schreihälsen, wenn das nicht wäre, da hätte ich es anders mit Euch eingerichtet."

Die Pfarrerin ging und ließ die beiden Mädchen mit der heimtückischen Gesellschaft allein. Kinder, die mit blinzelnden Augen warten, bis die Mutter glücklich zur Thür hinaus ist, um dann unter den Decken vorzuschlüpfen und einen Hexensabbath nach ihrer Art zu feiern, sind das Schlaueste, Unüberwindlichste, das man sich vorstellen kann.

Noch blieben sie ruhig, und die Mädchen begannen sich auszuschälen, vorsichtig, lautlos, denn es verlangte sie durchaus nicht danach, das Schauspiel von vorhin, als sie eintraten, wiederholt zu sehen.

Sie saßen mit einander in ihren Röckchen auf dem Bettrand und flochten sich die Zopfenden fester; da regte es sich hinter ihnen, zwei Burschen und ein Schwesterlein huckten da, befühlten die Zöpfe der Gäste und der kleinste Bube krabbelte vorsichtig mit dem Fingerchen über Röseus Hals.

„Da sind sie," sagte Marie seufzend, die sich durchaus nicht gern um ihren Schlaf bringen ließ.

Ja, da waren sie. Jetzt noch schweigsam, vorsichtig, etwas scheu; aber schon wichen diese mildernden Umstände. Das Bübchen, das zaghaft über Röseus Hals hingetippt hatte, schlug jetzt, in erwachendem Sicherheitsgefühl, mit der flachen Hand auf ihr weißes Fellchen los.

Die machte kurzen Prozeß, langte sich den kleinen Schelm vor und zog ihm ein paar tüchtige über, denn sie fand es für vortheilhaft, sogleich ein Exempel zu statuiren. Statt der erwarteten Wirkung aber trat eine allgemeine Begeisterung über Röseus Handlungsweise ein.

Sie sprangen wie auf ein gegebenes Zeichen aus den Betten und bestrebten sich, alle sammt und sonders, auf das Lager der armen müden Dinger zu gelangen. Sie überpurzelten sich, die Größeren stießen die Kleinen herab, die Kleinen kniffen und bissen die Größeren in die Beine.

Schon hatten einige der kleinen Gestalten ihre weißen Lümpchen verloren und umkrochen, umpurzelten, über und über rosig, die beiden guten rathlosen Mädchen.

Es schien bei Pfarrers, wie bei den alten Römern Sitte zu sein, in der höchsten Regung der Begeisterung, wenn ein Schauspiel zum vollen Beifall aufforderte, ein Kleidungsstück nach dem andern in die Höhe zu werfen, bis die Begeisterung befriedigt und die Kleider ein Ende erreicht hatten.

Hier war das Ende schnell erreicht. Eins nach dem Andern warf sein Hemdchen den Mädchen an die Köpfe und freute sich seiner Nacktheit ganz augenscheinlich.

Der Lärm wuchs, die Lage der Mädchen wurde wahrhaft bedrohlich, denn es zerrte und riß an ihnen von allen Seiten.

Mit einem Male fing Fritzens Husten an. Der unglückliche Schlingel huckte sich an einem Bettpfosten nieder, und würgte und keuchte zum Erbarmen. Marie machte sich von dem zudringlichen Schwarm los, wickelte den armen Jungen in ein Kittelchen ein, setzte ihn auf eine Bettdecke, daß er doch etwas Behaglichkeit hatte, und ging zurück, Röseu zur Hilfe, die eben einen ungefähr achtjährigen Ruhestörer in der Mache hatte, ihn mit Schlapps und Bengel auf das freigiebigste tractirte. „Schlapps," schien den Pfarrerskindern ein neues, verheißungsvolles Wort zu sein, denn im Chor wurde es freudig wiederholt. „Ihr seid selbst ein Schlapps," rief ein kleiner Dicker, zu den Mädchen gewendet.

„Ja, sie sind Schläppse," rief es von allen Seiten. „Das sind Schläppse!"

„Ihr seid unerhörtes Volk," raisonnirte Röse dazwischen; „das ist ja eine miserable Wirthschaft bei Euch."

„Ja, Schlapps! ja, Schläppse!“ schrie es wieder durcheinander, quiekend, lachend, sprudelnd.

Jetzt schien der Höhepunkt, der diese Nacht unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war, erreicht zu sein. Der arme Fritz hustete, weinte und lamentirte aus vollem Halse, und die von menschlichen Leiden unbehelligten Bälger trieben ihre Ausgelassenheiten und Frechheiten unentwegt weiter, und zum Ueberfluß entwischten noch Zwei, liefen zur Thür hinaus in den monddurchschienenen Garten. Röse ging ganz erschreckt in ihrem Röckchen den beiden Flüchtlingen nach, durch den Mondschein, über den großen Rasen im Garten. Der Thau rann ihr über die bloßen Füße, das Unbehagen, so Nachts im Pfarrgarten zu stehen, trieb sie umzukehren, ohne die Ausreißer mitzubringen, die sie wie Gespensterchen im Mondschein zwischen den Büschen hüpfen und aufschimmern sah. Sie war noch nicht lange wieder eingetreten und hatte kaum auf dem Bette neben Marien Platz genommen, als die Thür aufging und eine mächtige Gestalt eintrat in einem dunklen faltigen Mantel und einer Schirmmütze. Neben dieser Gestalt tauchten in derselben Thür die beiden Ausreißer auf.

„Marsch, in die Betten,“ sagte der Fremde in ruhigem sachgemäßen Tone und auf eine Weise, als wäre es ihm nichts Neues, um diese Stunde hier ein- und auszugehen. „Allons, allons, wird's bald, Ihr boshaftiges Volk!“

„Du, das ist der Nachtwächter,“ sagte Röse, „da hat er ja sein Horn.“

„Herr Jesses ja,“ flüsterte Marie und schlüpfte unter die Decke.

Als Alles in Frieden lag, wendete sich der Nachtwächter, der vollkommen unterrichtet zu sein schien, an Röse und Marie und sagte: „Die Jungfern sind da in etwas Schönes hineingerathen. Ich dachte mir es gleich, daß es heute Nacht eins setzen würde und bin darum schon früher gekommen. Ich sah vorhin die Jungfer auch im Garten stehn und wußte schon wie es hier zuging.“

„Kommt Er denn jede Nacht herein?“ frug Röse.

„Ja, ja,“ sagte der Nachtwächter, „sonst ging's wohl nicht. Ich komme gar oft und sehe nach, Stunde für Stunde; aber nichts für ungut, ich werde mich schon vorsehen, daß die Jungfern jetzt schlafen können.“

So zog der Nachtwächter ab, und die Pfarrerskinder versanken in einen respektvollen Schlaf, den ihnen die würdige Erscheinung der hohen Obrigkeit eingeflößt hatte. Und auch Marie und Röse fanden endlich Ruhe und bemerkten nicht, wie allstündlich, bis die Sonne aufging, der Nachtwächter die Runde durch das große Schlafzimmer machte, die Decken der Pfarrerskinder zurechtrückte, wie er auch vor dem Bette der Rathsmädchen stehen blieb und wohlgefällig auf sie hinblickte. Sie hörten auch nicht, wie er jedes Mal, wenn er aus dem Hause trat, in sein Horn tutete und sein Lied absang. Das war Bestimmung des Pfarrerpaares, das dadurch des Nachtwächters Umschau im Schlafzimmer controliren konnte.

Er tutete aber auch an keiner Stelle des Dorfes mit der Befriedigung und dem schönen Bewußtsein der Pflichterfüllung, wie in dem Garten des Pfarrers.

Als der Nachtwächter nach seinem ersten Rundgange auf die Landstraße trat, stand der Mond in vollster Klarheit am Himmel, schimmerte über die Felder und über das Dörfchen, das in sanfter Ruhe im Silberlichte lag, in

dem jetzt auch das unruhigste Haus, das dem Frieden des guten Dorfes Abbruch gethan, durch den Nachtwächter beruhigt und eingeschüchtert worden war.

Am frühen Morgen schlüpften die beiden Mädchen in die Kleider, als hätten sie gestohlen und machten sich eiligst aus dem Staube, ehe das Haus zu vollstem und ungekünsteltem Leben erwachte. Sie banden sich die Schuhe in ihrer Hast auf der Dorfstraße zu. Als sie in den Gutshof traten, kam ihnen Budang entgegen. „Na, wie habt Ihr denn geschlafen!" rief er.

„Da schlaf' Einer," bekam er von Röse zur Antwort, „das sind ja miserable Geschöpfe dort!" Jetzt kam auch der alte Sperber auf sie zu, schlug die Mädels zum Morgengruß auf die runden Schultern:

„Pastors Kinder und Müllers Vieh
Gedeihen selten, — oder nie."

fügte er belehrend hinzu.

„Das muß wahr sein," brummte Röse.

„Wenn das so bekannt ist, daß man sogar einen Vers darauf gemacht hat, da sollten die Pfarrer doch wahrhaftig lieber keine Kinder haben, wenigstens nicht so viele, wie Deiner drüben."

„Da bin ich ganz Deiner Meinung," nickte der Gutsbesitzer nachdenklich.

„Ja, aber mit dem Vers, Röse, wenn Du wüßtest, wie wenig es nützt, ob auf das Ding ein Vers gemacht ist oder nicht. — Da unten, Eure Gesellschaft, frag' sie nur, was es der Welt nützt, daß sie solche strafbare Massen zusammen schreiben — in dem verruchten Nest! Sie werden selbst sagen, wenn sie noch einen Tropfen gesunden Verstand übrig behalten haben, daß Alles beim Alten bleiben wird. Was schwarz und weiß dasteht, hilft verflucht wenig; nur die Dinge sind die wahren, die aus den Tages- und Nachtstunden wie aus ihrem Erdreich selbst herauswachsen. Das andere Zeugs taugt nichts! Es ist gut, daß wir einmal darauf kommen, ich muß sagen, mir ist's lieb, daß zwischen mir und Eurem verdrehten Weimar der gute, alte Ettersberg liegt. Bei Euch ist mir die Wirthschaft mit der Dichtersbagage nachgerade zu überschwänglich geworden! Das geht ja über Unser eins hinweg, als wären wir bis aufs Letzte im Preise gesunken! Na, mich hat Weimar lange nicht gesehen; fragt einmal, was dazumal, ehe der Schwindel bei Euch losging, der alte Sperber in Weimar galt, fragt einmal, ob er nicht überall der Erste gewesen ist. Ja, das waren damals noch Zeiten! — Du lieber Gott!"

Der Gutsbesitzer ging gedankenversunken zwischen den beiden Mädchen.

„Na," sagte Röse begütigend, „wie die Zeit für den Herrn Pathen bei uns vergangen ist, so vergeht sie auch für die Anderen."

„Nur mit dem Unterschiede," setzte der Gutsbesitzer hinzu, „den alten Sperber haben sie bei Lebzeiten schon vergessen. Mit denen jetzt werden sie's anders halten."

„'S ist auch natürlich, Pathe," meinte Röse. „Die haben auch ihren redlichen Plack gehabt, bis sie so weit gekommen sind. Wir wollen's ihnen gönnen, Du lieber Himmel, und wenn ich dächte, ich sollte mein Lebenlang wie unsere

Weimarschen arbeiten, um schließlich berühmt zu werden. Proste Mahlzeit, ich würde mich bedanken!"

„Hör' einmal Röse," unterbrach Budang sie, „laß Horny so etwas hören, der hat so wie so gesagt, daß wir Dich das nächste Mal nicht mit ins Theater nehmen, weil Du so unartig und unverschämt sprichst, und dann will ich den Jammer nicht sehen."

„Wenn Ihr Röse nicht mitnehmt, geh' ich auch nicht," bekam Budang von Marie zur Antwort, und die Sache war erledigt.

Ein überreichliches Frühstück versammelte die ganze Gesellschaft. Während dem wurde berathen, was man weiter beginnen wollte, und schon im Voraus gab der Tag, da alle Wünsche betreffs der Unternehmungen zusammen fielen, das heiterste und anmuthigste Bild. Es war für den Nachmittag ein Gang auf des Pathen große Wiesen verabredet, auf denen gerade Heuernte gehalten wurde. Sie zogen nach Tisch aus; die Gutsbesitzerin hatte ihnen einen Korb voller verlockender Gegenstände gepackt, die Ernst Schiller's Reitpferd aufgeladen wurden. Das gute Thier mußte seine Bewegung haben.

Dieser fröhlichen Heufahrt, als sie am Nachmittage zur Ausführung kam, gab Röse einen ganz besonderen, interessanten Beigeschmack.

Auf des Pathen Wiese war ein großer Teich, an dessen Ufer die Gesellschaft sich gelagert hatte. Röse war wie besessen vor Vergnügen über das schöne Wasser, mit diesem in alle mögliche Verbindung getreten, hatte sich platt an das Ufer gelegt und die Arme in den Teich gehängt, und diese hübschen, festen Arme „Fisch" spielen lassen. — Zu dieser Vorstellung verlangte sie, daß Alle zusehen müßten. — „Nun seht doch, seht doch!" rief sie. „Wie sie in den Grund fahren, die beiden großen Hechte — da wird wohl etwas für ihren Schnabel stecken! — Da, und nun sind sie wieder oben und plätschern." Und während sie das erklärte, spritzte sie um sich her, daß die hellen Wasserfunken über die Zuschauer hinfuhren. Darauf sprang sie in die Höhe — um sich irgend eine andere Vergnüglichkeit auszudenken. Und nach unendlichem Gaukeln und Tollen platschte Röse von einem Steg, der zum Schöpfen in den Teich hinausgebaut war, wie es kaum anders zu erwarten war, endlich ins Wasser.

Es wurde, während sie noch darin steckte, von Marie statistisch bewiesen, daß es das siebente Mal in Röse's Leben war, daß man sie aus dem Wasser ziehen mußte. Marie litt auch nicht, daß einer der Kameraden sich hineinstürzte, um die Schwester zu retten.

„Wartet nur, ich will es schon sagen, wenn es nöthig ist. Es wäre ja schade um die Anzüge."

„Röse, stehst Du, hast Du denn Grund?"

„Ja," pustete Röse, die tüchtig getaucht war, und der das Wasser bis an das Kinn ging.

„Dann topp vorwärts," commandirte Marie mit aller Kaltblütigkeit. Die Beiden hatten Routine und benahmen sich bei solchen Gelegenheiten tadellos.

„Hier ist verdammter Schlick am Boden! Pfui Kuckuck!" schimpfte Röse.

„Warum bist Du 'reingefallen!“ gab die Schwester zur Antwort. „Vorwärts!“

Budang und Ernst von Schiller zogen den Fisch schließlich zum Ufer hinauf.

„Nehmt Euch in Acht, nehmt einen Stock, daß sie Euch nicht so sehr anfaßt!“ ermahnte Marie bei dieser Procedur fortwährend. „Ihr habt keine Wäsche weiter mit.“

Da stand nun der arme Schelm, die Röse, in der warmen Sonne zwar, aber triefend und tropfend. Um die allerliebste Gestalt lag das dünne Kattunkleidchen wie ein Schleier, aus den Zöpfen rannen Wasserbächlein.

Ernst von Schiller war auf seinem geschmähten Reitpferd davon galoppirt, um ihr vom Gute ihre Kleider zu holen.

Franz Horny, der zukünftige Maler, blickte wie versunken auf Röse hin und sagte so ruhig und träumerisch, wie es seine Art war, zu Budang: „Gibt es etwas Hübscheres als unsere beiden Mädchen?“ Budang nickte ihm zu.

Inzwischen hatten sie Rösen ein Kämmerchen aus duftendem Heu aufgeschichtet, in dem sie aus ihren nassen Kleidern in trockene kriechen konnte, die durch Ernst von Schiller's Bemühen und durch des Pferdchens Anstrengung schnell genug da sein mußten. Und so schnell, wie es sich irgend erwarten ließ, kam er auch angesprengt und schwenkte das punktirte Kleid lustig wie eine Fahne. Als er Marie Alles überreichte, sagte er in der lebendigen Erregung des schnellen Rittes: „Famos ist es, was für Unsinn die Leute sagen, wenn man mit einer unverhofften Nachricht kommt. Die Pathin steht in der Thür und ich rufe: „Röse steckt im Wasser bis über die Ohren! Herr Jeß! schreit die Pathin: Da ist sie gewiß naß? Damit war sie aber schon in vollem Trab ins Haus hinein und nach den Kleidern.“

Marie reichte der Schwester die Sachen in das Heukämmerchen von oben herein. Und es dauerte nicht lange, da bohrte sich Röse's feuchtes Gesicht durch die duftende Wand.

„Ich bin jetzt schon ganz hübsch trocken!“ versicherte sie der Gesellschaft. „Es dauert gar nicht mehr lange; aber es geht so schwer, ich muß mich auf den Knieen anziehen, sonst gucke ich oben übers Heu heraus.“

„Na, mach' nur,“ rief Marie, „und trödle nicht!“

Als Röse nun wieder im Schmucke des punktirten Gewandes, heiter und lustig wie ein Morgenstern, durch ihre Heumauer kroch, stieg die prächtige Laune höher und höher. Sie sprachen dem Aepfelwein der Pathin auf das Lebhafteste zu, verzehrten, was sich von ihrem Vorrath verzehren ließ, Alles bis auf Gläser und Teller, und verabredeten für den andern Tag Abends einen Rettungsball zu Rösens Ehre. Die Volontäre auf dem Gute wollten sie veranlassen, noch einige Freunde und Mädchen aufzufordern, denn die Sache sollte außerordentlich werden.

Und es kam zu diesem Balle. Es kam zu allem Glanze dieses Balles, es kam noch zu den schönsten Stunden.

Die blumengeschmückten hübschen Kinder tanzten bis in die tiefe Nacht mit

ihren lieben Kameraden, schienen die fremden Gäste nur gewünscht zu haben, um desto ungestörter mit den Freunden zusammen sein zu können, und es war ihnen eine Erhöhung des Vergnügens, daß sich außer ihnen noch mehr festliche Gestalten in Garten und Haus bewegten. Durch ihre frohen Gäste bekamen sie wohl unbewußt die Bestätigung, daß das Leben wirklich schön, wirklich überreich sei. Was that es den Rathsmädchen, daß sie aus dem lustigen Treiben am späten Abend in das Schlafzimmer der Pfarrerskinder schlüpfen mußten, daß sie dort Nachts über allerlei Abenteuer durchzumachen hatten, allerlei sonderbares Zeug und viel Geschrei und Gezänk!

Sie hatten sich auch bald in Respect gesetzt durch tüchtige Püffe, die sie am Morgen von ihrem Bette aus, halb im Schlaf, Jedem versetzten, der sich ihnen nähern wollte, und sie blieben unbehelligter.

Tagelang hatten sie schon auf dem Gute die Zeit überdauert, die sie anfangs bleiben wollten; da kam eines Morgens Franz Horny in den Pfarrersgarten gelaufen und pfiff vor dem Fenster des großen Schlafzimmers.

Die Mädchen hörten es und schlüpften eiligst in ihre Kleider und standen bald erwartungsvoll draußen vor der Thür.

„Macht Euch fertig," rief Franz Horny, mit der Miene, als käme er, etwas Herrliches zu verkünden. „Macht Euch fertig, wir gehen heut' Alle miteinander hinunter nach Weimar ins Theater. Wir wollen uns schon hineindrängeln, da seid ohne Sorge. Sie geben den Tasso."

„Wir sind dabei," meinte Marie. „Und wer wollte Röschen erst nicht mitnehmen?"

„Laß sein! Die kommt natürlich mit. Flöten-Lobe wird uns schon wieder einlassen!"

„Flöten-Lobe?" frug Röse gedankenlos.

„Ja doch," antwortete Horny.

Daß es der Leser wisse: Etliche Thüren und Pförtlein im Theater wurden besonders geschlossen und ein junger Musiker hatte die Aufsicht, er hieß Lobe, blies die Flöte, folglich „Flöten-Lobe".

Diesen verband eine warme Freundschaft mit unsern Helden, und diese Freundschaft vermochte ihn, der Casse des Theaters ein Schnippchen zu schlagen, so daß die leichtsinnige Gesellschaft auf Schleichwegen ihre Kunstgenüsse umsonst hatte, was bei einem Kunstgenuß von schöner und bedeutungsvoller Wirkung ist.

Wären die Rathsmädel auf bezahlte Theaterplätze angewiesen geblieben, da hätte es windig damit ausgesehen; aber deshalb, weil sie zwei schlimme Schmeichelkatzen waren und mit aller Welt anbanden, und weil sie so viele gute Freunde hatten, saßen sie im Theater, wann sie Lust spürten, hörten die herrlichsten Dinge, sahen vielberühmte Menschen — und gaben nie einen Heller dafür aus.

Heute also wurde Tasso gegeben. Das war unseren Beiden recht. Besonders wohl, weil er ihnen unbekannt war und sie fürs Leben gern etwas Neues sahen.

So verabschiedete sich die Gesellschaft mit tausend Dank und dem Versprechen, sehr bald zurückzukehren, von ihren Wirthen und zogen mit dem bepackten Pferdchen den Ettersberg hinab, Weimar zu, einem neuen Genusse entgegen.

Frau Rath empfing ihre Kinder auf das Liebevollste und Zärtlichste, ging gern auf ihren Theaterplan ein, hatte dies und das an ihren Fähnchen auszubessern, denn so ein paar übermüthige Tage nehmen den Sommerstaat ausgelassener Mädchen stark mit und Frau Rath wollte, wenn die Kinder auch auf Hintertreppen und Schleichwegen ins Theater gelangten, daß sie ihr, wenn sie glücklich darin säßen, wenigstens keine Schande machten.

Naivität der guten Frau Rath, sei du gepriesen!

Es soll dich Niemand schelten, der sich dünkt klüger und in rechtlichen Dingen correcter zu denken als du!

Budang und Franz holten die Mädchen ab und die Mutter ermahnte noch zur Vorsicht, wegen des Erwischtwerdens.

„Da seien Sie außer Sorge, Frau Rath," sagte Budang, einigermaßen in seiner Ehre gekränkt. „Wenn die Mädchen mit uns sind, geschieht ihnen nichts. Wir haben sie noch jedes Mal durchgebracht."

Und es ging auch diesmal vortrefflich. Flöten-Lobe hatte die Thüren aufgelassen, die zum Einschlüpfen erforderlich waren, und bald standen sie in dem heiligen Raume, zuerst sehr bescheiden in einem Eckchen; aber schon mit dem Vorhaben, sobald es thunlich, ein paar recht gute Plätze zu nehmen.

„Da ist er schon," sagte Franz Horny und blickte nach Goethe's kleiner düstern Loge, unter der herzoglichen. Dort in der Dämmerung saß er.

Der Vorhang ging auf, und höchste Schönheit, höchste Reinheit und höchste Vollendung strömte über die Seelen hin. Weihe umhüllte Alle, andächtiges Schweigen erfüllte den Raum, und die Herzen der Schauenden schlugen in erhöhtem Leben. Die ernste Gestalt in der kleinen dämmerigen Loge verschwand zu Zeiten, war dann wieder gegenwärtig. Welch' ein Abend war dies, und welch' ein Empfinden. Den Schöpfer solcher Größe, solcher Schöne nahe zu wissen! Ueber unsere guten Freunde war alles Große, was sie hörten, erhebend, mächtig gekommen.

Sie waren alle verschönt und gaben ein Bild ab beseligter heiligster Jugend. Sie sprachen kein Wort, aber sie hatten das einige Gefühl, daß sie miteinander genossen und das Vertrauen zu einander, daß Jeder verstand und Jeder entrückt war.

Nach dem Ende der Vorstellung blieben sie an einer Thüre draußen auf dem Platze stehen.

„Ich will ihn heute noch einmal sehen," sagte Franz Horny leise zu den Mädchen. „Wir wollen hier warten." Und sie warteten. Ernst von Schiller hatte sich auch noch zu ihnen gefunden. Bald gingen sie einer mächtigen, schön schreitenden Gestalt nach, die in einen weiten Mantel gehüllt war; Alle schweigend.

Sie gingen durch die Esplanade, die Frauenthorstraße und folgten der Spur des größten Menschen.

Sie sahen ihn die Stufen zu seinem Hause ruhig hinanschreiten. Sie sahen ihn eintreten und blickten hinauf nach den erleuchteten Fenstern.

So standen sie eine Zeit lang.

Marie sagte: „Hört einmal, weil alles jetzt gar so schön war, da wollen wir auch einmal etwas thun: in Wieland's Garten blühen jetzt die Lilien, die ganze Partie um die Kaffeeküche ist voll davon. Von Gris haben sie auch ganze Klumpen in Blüthe — und was man sonst noch findet. Ihr," sie wies auf die Kameraden, „Ihr sollt übersteigen und nehmen, was Ihr bekommen könnt. Wir sagen es einmal, oder sagen es auch nicht, wie es sich macht. Die Blumen binden wir dann in zwei große Büschel an die Kettensteine hier vor der Treppe. Er wird sie morgen schon sehen, aber es müssen tüchtige Büschel sein. Bast zum Binden, daß wir sie an den Steinen festbekommen, das hängt in Wieland's Kaffeeküche, links am Haken, hinter der Thür."

Die Freunde waren einverstanden und machten sich in aller Begeisterung auf, um unschuldsvoll in Wieland's Garten einzubrechen. Ernst Schiller, Budang und Horny kletterten glücklich über, warfen den Mädchen ganze Ladungen der frischesten thauigsten Blumen zu und Zweige und Bandgrasbüschel. Röse und Marie rafften und banden mit brennenden Wangen, was ihnen zufiel, zusammen — und ehe die drei glücklichen Diebe wieder zurückgestiegen waren, standen die Mädchen schon bereit, jede mit einem Riesenwerk von einem sommerlichen Strauß in dem Arme.

„Der tausend, so viel haben wir gelangt!" rief Budang erstaunt. „Nun mag es sein."

So zogen sie nun wieder beladen zurück. Und bald duftete es um die beiden Prellsteine an den breiten Stufen, die zur Hausthür führten, von dem Blumenopfer, das die begeisterten, von Lebensgenuß und Jugendkraft durchdrungenen Diebe gebracht hatten.

Während Röse sich noch an ihrem Strauß etwas zu schaffen machte, sagte sie: „Uebrigens ist es kein Wunder, wenn es ihm," sie zeigte hinauf nach dem Fenster, „so gelingt. Wenn man einmal ein großer Mensch von Natur ist, da braucht man nur zu leben und es macht sich von selbst, gerade so, wie sich bei uns nichts macht. Mir thut Ernsten sein Vater leid, daß er so früh hat sterben müssen."

Ohne daß sie noch ein Wort dazu sprach, steckte sie eine Knospe, die sie aus dem großen Blumenreichthum brach, ihrem guten Freund an die Brust.

Jetzt brachten die drei Kameraden die Mädchen nach Hause, und über die schönen Erlebnisse des Tages, der ganzen Zeit, sanken die Träume.

Joubert's „Gedanken" und Briefwechsel.

Von
Franz Xaver Kraus.

Joubert, wer ist Joubert? frug mich neulich eine geistvolle und hochgebildete Frau, die in der ausländischen Literatur zu den belesensten ihres Geschlechts zählen dürfte. Aber auch gelehrte Männer wissen bei uns meist nicht mehr von ihm, und ich vermuthe stark, daß die Mehrzahl der verehrlichen Leser sich dieselbe Frage stellen wird, mit welcher meine Freundin mir antwortete. Und doch war er Keiner der letzten unter unseren Zeitgenossen, der Mann, dessen „Gedanken" Chateaubriand zusammenlas und als Goldkörner seiner Nation darreichte; der Schriftsteller, auf den der feinste und sinnigste aller modernen Kritiker, Sainte-Beuve, immer und immerfort zurückzukommen liebte. Freilich war Joubert kein Mann der That, und sein Leben verfloß ruhig, fast unbetheiligt und darum unbeachtet inmitten der ungeheueren Ereignisse, welche den Ausgang des vorigen und das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnen. Er selbst gibt die Charakteristik seines Lebens da, wo er sich über das verbreitet, was das beglückende Element in dem Dasein eines Metaphysikers bilden könne. „Ich denke mir," sagt er, „das Glück eines solchen Denkers gleicht dem jenes Karthäusermönches, welcher Angesichts des Todes auf die Frage: welche Freuden er in seinem Leben genossen, mit zufriedener Miene die Antwort gab: cogitavi dies antiquos et annos aeternos in mente habui — ich beschäftigte mich mit der Betrachtung der Vergangenheit und der Ewigkeit."

Joseph Joubert war 1754 zu Montignac im Périgord geboren und um 1778, vierundzwanzig Jahre alt, nach Paris gekommen, um seine Studien zu vollenden. Er lernte dort sehr bald die geistigen Koryphäen der Zeit Ludwig's XV. und XVI. kennen und sah unter Anderen Marmontel, La Harpe, d'Alembert, vorzüglich aber Diderot viel. Die bewegliche und verführerische Art Diderot's hatte einen großen Einfluß auf den jungen Mann, und wenn dieser sich schließlich der von dem „Philosophen" vertretenen Richtung gänzlich zu entziehen wußte, so läßt sich doch der Einfluß des großen Aesthetikers in der feinen und graziösen Ausbildung nicht verkennen, welche der Geist und der Stil des Schülers gewannen. In seiner Ab-

wesenheit von seinen Landsleuten zum „Friedensrichter" gewählt — dies Amt war eben durch die neue Gesetzgebung geschaffen — kehrte Joubert ein Jahr nach dem Ausbruch der Revolution in die Heimath zurück. Er fand bald, daß er nicht an seinem Platze sei, oder daß die Verhältnisse in der damaligen so wirren Zeit ihm nicht gestatteten, nach Wunsch und Ueberzeugung zu wirken: so lehnte er 1792 eine Neuwahl ab und kehrte nach Paris zurück. Bald darauf verehelichte er sich mit Fräulein Moreau de Bussy, einem burgundischen Edelfräulein, das er kurz zuvor zu Villeneuve-sur-Yonne hatte kennen gelernt. Von da ab lebte er abwechselnd in oder bei Villeneuve und in Paris. Nur vorübergehend nahm er eine öffentliche Stellung ein, indem sein Freund, de Fontanes, als Großmeister der napoleonischen Universität ihm die Functionen eines Raths und Generalinspectors der Universität übertrug. Seine Gesundheit gestattete ihm nicht lange, dieses Amtes zu walten, in welchem er, wie es scheint, hervorragende Dienste geleistet hat. Die letzten Jahre seines Lebens füllen beständige körperliche Leiden aus; er steht fast nicht mehr vom Krankenbette auf; der Salon Joubert, der in den glänzenden Tagen des Kaiserreichs die Elite der Geister versammelt, war in das Schlafzimmer des Kranken verlegt, dessen Lager von treuen und geistvollen Freunden und Freundinnen, vorab von Chateaubriand und den Herzoginnen de Duras und de Lévis, fleißig besucht ward. Joubert starb 1824. Viele Jahre nach seinem Hingange stellte Chateaubriand aus seinen Aufzeichnungen, Tagebüchern u. s. f. eine Sammlung von „Pensées" zusammen, welche zunächst für die „Intimen" unter den Bekannten bestimmt waren; es entstand bald große Nachfrage nach dem Bändchen, dessen Erscheinen Sainte-Beuve begrüßt hatte (1838), und darum entschloß sich Joubert's Neffe, Paul de Raynal, zu einer allgemeinen zugänglichen und vollständigen Ausgabe der „Pensées", welche 1842 zuerst und seither öfter erschienen[1]). Der Sohn des dritten Herausgebers, ein jüngerer Paul de Raynal, hat dann kürzlich zuerst im „Correspondant", später in einem selbständigen Bande die Correspondenz Joubert's publicirt, soweit dieselbe, allerdings nur unvollständig sich beibringen ließ[2]). Der Briefwechsel umfaßt den Zeitraum von 1785 bis 1822. Er ist, obgleich vorwaltend intimer Art und nur vorübergehend öffentliche Ereignisse oder wissenschaftliche Gegenstände berührend, gleichwohl ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der ersten Decennien unseres Jahrhunderts, namentlich zur inneren Geschichte der damaligen Menschen, welche über den gewaltigen Thatsachen des äußeren und politischen Lebens nur zu oft in unserer Betrachtung zurücktritt oder zu kurz kommt. Versuchen wir es durch Einblick in diese Correspondenz dem „inneren Menschen" von damals näher zu kommen; es hat seinen eignen Reiz zu sehen, wie das zarte und empfindsame Element unter der blutigen Sonne des ersten Kaiserreichs noch zu gedeihen vermochte.

---

[1]) Eine zweite Ausgabe veranstaltete 1850 Arnauld Joubert, der Bruder unsers „Penseurs" (gest. 1854), die dritte ein anderer Verwandter desselben, Louis de Raynal (1862).

[2]) Les Correspondants de Joubert 1785—1822. Lettres inédites de M. de Fontanes — Mme de Beaumont — M. et Mme de Chateaubriand — M. Molé — Mme de Guitaut — M. Frisell — Melle de Chastenay. Publiées par Paul de Raynal. Avec les portraits de Mesdames de Chateaubriand et de Beaumont. Paris, Calman Lévy, éditeur. 1883.

I.

Der erste unter den Correspondenten Joubert's, zugleich sein ältester und innigster Freund, war Fontanes, der Dichter, nachmaliger Chef der kaiserlichen Universität und Präsident des gesetzgebenden Körpers. Er hatte ihn bald nach seiner Ankunft in Paris kennen gelernt. Der Versuch der beiden jungen Freunde, eine vorzugsweise das Ausland ins Auge fassende neue Revue zu begründen, kam allerdings nicht zur Ausführung, aber er führte Fontanes 1785 nach London und erweiterte seinen Gesichtskreis durch die Bekanntschaft mit England und den Engländern. Es ist interessant, stellenweise auch amüsant zu sehen, wie sich das Land der constitutionellen Freiheit in den Augen des jungen, bisher nur seine akademische Schablone gewohnten Franzosen ausnimmt. Fontanes schrieb häufig an Joubert, den er einmal „den einzigen Menschen" nennt, welchen er ohne „Vorbehalt achte, liebe und ehre"; die Briefe sind eine Art Journal, in welches er seine Eindrücke frisch und unverfälscht eintrug. London ist ihm „die Stadt der Handelsleute, ein großes Comptoir"; „die Paulskirche findet er prächtig und allen unseren Kirchen überlegen" — St. Paul ist bekanntlich eine Nachahmung von St. Peter in Rom. Das Urtheil, ganz im Zusammenhang mit den um dieselbe Zeit in Frankreich durch Cochin und Diderot verbreiteten Kunstvorstellungen, ist bezeichnend genug für die absolute Unkenntniß und Verachtung der Gothik, wie sie damals und noch lange Zeit später in dem Heimathlande des Dichters so gut wie bei uns zu Hause war — trotz des Aufschreis an die Manen Erwin's, den der junge Goethe, selbst fast unbewußt dessen, um was es sich handelte, kurz zuvor in Straßburg hatte ergehen lassen. So wenig wie der fein geschniegelte akademische Franzose die mittelalterliche Baukunst, so wenig konnte er Shakespeare und die englische Gartenkunst goutiren. Ueber den Park von St. James spricht er abfällig. „Hyde-Park taugt etwas mehr." Es fällt ihm schwer sich in ein Land zu schicken, „wo die Polizei so zu sagen null ist". „Die Masse der Nation ist, trotz des bischen Politur aus der Zeit Karl's II. und der Königin Anna, immer barbarisch geblieben." Doch muß er zugeben, daß „dies Volk in Wirklichkeit viel religiöser ist, als das französische", während ihm der englische Geist in wissenschaftlichen Dingen selbständiger als der seiner Landsleute vorkommt. Oft kehrt der Tadel wieder, daß England nur „das Land des Handels und des Goldes ist, nicht das der schönen Künste, der Liebe und des Vergnügens". Ungünstig urtheilt er auch von der eben aufstrebenden englischen Malerschule, die damals durch West und Reynolds glänzend vertreten war; „sie wird," meint er, „nie große Fortschritte machen, das Land und die Sonne Englands und der Geist seiner Bewohner hindern solche." Nicht minder bezeichnend für das Urtheil der Zeit in Dingen der literarischen Kritik wie die angeführten Aeußerungen für die Kunstkritik ist es, wenn Fontanes mit Befriedigung des Engländers Langhen Lieblingswort wiederholt: „wir werden in der Literatur so lange nichts taugen, bis England, in dieser Beziehung, eine Provinz Frankreichs geworden ist." „Ihr Shakespeare," schreibt er ein ander Mal an seinen Freund, „macht mir selten Vergnügen." „Mein Endergebniß," heißt es in demselben Briefe, „ist, daß dies englische Volk in der Nähe besehen weniger werth ist, als es aus der Ferne scheint." Und dem entspricht dann das ziemlich ungünstige Bild, welches sofort

von der geistigen wie körperlichen Physiognomie desselben gegeben wird: keine Grazie, keine Eleganz. „Alle Engländerinnen haben unerträgliche Füße und Waden; sie gehen ganz wie Männer daher und sind mit der sonst ihrem Geschlechte zum Vorwurf gemachten Kunst zu gefallen vollkommen unbekannt." Doch gibt er zu, daß „die Engländer erzogen sind im Respect vor ernsten Dingen, während die Franzosen gewohnt sind, sich über dieselben lustig zu machen."

Fontanes ward eine politische und literarische Größe, seit das Gestirn des Ersten Consul am Himmel Frankreichs aufstieg. Die Veröffentlichungen der letzten Jahre, vorzüglich die Schriften Lanfrey's, die Erinnerungen der Gräfin de Remusat, das Buch Jung's über die Jugend Napoleon's I. haben uns allmälig gewöhnt, das Bild des Kaisers in immer schwärzerem und unvortheilhafterem Lichte zu sehen. Auf die traditionelle Anbetung folgte eine ungemessene Herabsetzung. Man muß spontane Aeußerungen bedeutender und edler Menschen, wie die Joubert's und Fontanes' aus den Jahren 1798—1804 lesen, um sich ein richtiges Urtheil über Bonaparte oder wenigstens über das Licht, in welchem er einem Theil der Besten seiner Zeitgenossen sich darstellte, zu bewahren. Seit Fontanes in einem Schreiben vom 15. August 1797 den glorreichen Führer der italienischen Armee voll Begeisterung apostrophirt hatte, gehörte er ihm mit Leib und Seele an. Man kann sagen, Napoleon hat ihn dafür honorirt. Aber Joubert, der nie etwas vom Kaiser erwartete und verlangte, schreibt schon im Jahre 1800: „... Bonaparte ist ein bewundernswerther Zwischen-König. Das ist kein Emporkömmling, sondern Einer, der an seinen richtigen Platz gekommen ist (cet homme n'est point parvenu; il est arrivé à sa place); ich liebe ihn." Das Wort ist werth, ein historisches zu werden; der geschichtliche Moment, unter welchem Napoleon emporgestiegen, kann nicht glücklicher und richtiger bezeichnet werden. Wir werden sehen, wie Joubert der späteren Entwicklung Napoleon's gegenüber stand; darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß jenes Wort vom Jahre 1800 dem größten Theil der Franzosen aus dem Herzen herausgesprochen war: man begrüßte mit namenlosem Enthusiasmus den Mann, der die Hydra der Revolution gebändigt, die Invasion zurückgetrieben und obendrein der Nation es eben ersparte, zu den verhaßten Bourbonen zurückkehren zu müssen.

An zweiter Stelle tritt uns als Correspondentin Joubert's eine der anziehendsten und zugleich der unglücklichsten Frauen des Revolutionszeitalters entgegen. Frau von **Beaumont** war die Tochter des Grafen Marc de Montmorin-St.-Hérem, der unter Ludwig XVI. Gesandter in Madrid, dann seit Eröffnung der États généraux bis zum Ende der Assemblée constituante Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Kaum achtzehn Jahre hatte sie, 1786, den erst siebzehnjährigen Neffen des Erzbischofs von Paris, den Grafen Christoph François de Beaumont geheirathet. Von ihrem leichtfertigen Gatten nicht verstanden und vernachlässigt, zog sie sich in das väterliche Haus zurück: die Revolution raubte ihr Alles — Verwandte und Vermögen; sie selbst entrann mit genauer Noth dem Fallbeil. Wie ein gehetztes Wild war die edle Frau vor der Verfolgung auf dem platten Lande umhergeirrt, bis einige Bauern in Etigny bei Passy sich ihrer erbarmten. Joubert, der davon erfuhr, nahm sich der Unglücklichen an: Frau von Beaumont fand in seinem Hause eine Zuflucht und

treue Freunde an ihm und seiner Gattin. Sie war, wie er sie selbst nach ihrem Tode schildert, eine Frau von außerordentlicher Intelligenz, die ihre Züge auch noch verschönte, als die Frische der Jugend längst durch Kummer und Noth zerstört und ihre Gesundheit unheilbar angegriffen war. Chateaubriand, der sie erst einige Jahre später kennen lernte, schildert sie in seinen „Mémoires d'outre-tombe" eher häßlich als schön von Gestalt, ihr Antlitz bleich und abgemagert; „ihre mandelförmig geschnittenen Augen hätten," fügt er hinzu, „vielleicht zu starken Glanz ausgestrahlt, wäre ihr Blick nicht durch eine außerordentliche Anmuth gemildert gewesen; so leuchtete ihr Auge sehnsüchtig auf, gebrochen wie ein Lichtstrahl, der das Krystall des Wassers durchschneidet." Joubert verglich ihre Erscheinung „jenen Gestalten der Wandgemälde in Herculanum, die, kaum von einem Körper umflossen, geräuschlos die Lüfte durchschweben". Eine gute Radirung, die dem Bande beigegeben ist, gewährt eine annähernde Vorstellung von dem Aussehen der Gräfin; eine vollkommenere gewähren uns ihre Briefe und die Aufzeichnungen ihrer Freunde, unter denen Joubert und Chateaubriand die vornehmsten waren: aus Beiden spricht das, was Sainte-Beuve „l'âme aërienne de madame de Beaumont" genannt hat. Da sind Züge in der Beurtheilung von Menschen und Dingen, die Pascal's und Labruyère's würdig sind; Notizen in Fülle, die der Culturhistoriker der Zeit nicht übersehen darf [1]).

Die Gräfin war eine Bekannte der Frau von Staël, jener merkwürdigen und so verschieden beurtheilten Frau, deren volles und gesichertes Bild uns hoffentlich bald durch die Feder Lady Blennerhasset's festgestellt wird. Der Briefwechsel enthält Manches, was der Charakteristik der Dichterin durch unsere edle Freundin dienen wird. Im Mai 1796 äußert sie sich über das erste Werk der Baronin und fügt hinzu: „ich war tief gerührt, sie wieder zu sehen nach zwei Jahren der Trennung und Jahrhunderten des Unglücks. Wäre sie auch nicht so bedeutend durch ihren Geist, als sie es in Wirklichkeit ist, sie wäre doch verehrungswürdig ob ihrer Güte, ihres erhabenen, edlen, alles Großen, Edlen und Generösen fähigen Sinnes. Sie ist in Wirklichkeit das, wofür Madame Roland sich hielt, aber sie denkt nicht daran, es sich anzurechnen; sie hält alle Welt für eben so gut und edelmüthig, wie sie es selbst ist. Wie liebenswürdig ist doch diese Einfalt ihres Sinnes, und wie erhöht sie ihr Verdienst, während der Stolz der Frau Roland mich fast ungerecht gegen sie macht; ich muß, um ihr zu verzeihen, mich stets daran erinnern, daß sie unter dem Beil gefallen ist; und trotz ihres Todes bleibt sie mir immer nur „die Vorsehung des 10. August". Frau de Beaumont begegnete damals bei Joubert einer ähnlichen Bewunderung für Frau von Staël. „Von allen Frauen, die in Druck geben, mag ich nur sie und Madame de Sevigné leiden"; so schreibt er um dieselbe Zeit. Als „Corinne" erschienen, wird diese Bewunderung bei ihm herabgemindert; er wirft der Verfasserin vor, daß sie die menschlichen Leidenschaften als das Schönste habe malen wollen, daß sie das Ungeheuerliche für großartig angesehen und so einen difformen Roman zu Stande gebracht habe (Pensées II., 387. Brief an Mme. de Ventimille I. 237). Weit strenger ist das Urtheil beider Freunde über Voltaire. „Er hat," schreibt Joubert einmal, „wie der Affe reizende Bewegungen und scheußliche Züge durch

[1]) Vgl. jetzt Bardoux La Ctesse de Beaumont, Par. 1884.

einander. Immer sieht man an ihm, durch eine geschickte Hand hindurch, ein häßliches Gesicht." Frau von Beaumont verlangt von einer bändereichen Ausgabe Voltaire's, die ihr eine Last ist, befreit zu werden. „Sie Ihnen, nach diesem Geständnisse, anbieten, wäre eben so geistreich als das Benehmen jenes Bauern, der seinem Pfarrer einen Korb Pflaumen brachte und dabei versichert, seine Schweine wollten sie nicht." Frau von Beaumont war in jenen Tagen zu dem Glauben ihrer Kindheit, in dem sie später von dieser Erde schied, noch nicht zurückgekehrt: ihr Geist war noch in voller Gährung, und ihr Herz konnte die Ruhe nicht finden. Ein Zug ihres Wesens, vielleicht auch Familientraditionen, führten sie auf den Weg nach Port-Royal, dessen Einsiedler ihr in hohem Grade imponirten. „Bestände Port-Royal noch, so wäre ich im Stande, da einzutreten.... Mir scheint, ich würde an einem Christen den Verstand jansenistisch und das Herz ein bischen molinistisch wünschen." Sie liest allerlei durch einander, ohne Befriedigung zu finden; einmal beschwört sie der Freund, d'avoir le repos en amour, en estime, en vénération, und lieber, seinem Beispiele folgend, selbst keine Zeitungen mehr zu lesen. Das war leichter zu rathen als zu befolgen. „Ich muß Ihr Mitleiden erregen: ich finde mich in meiner Einsamkeit wieder mit übler Laune, ich beschäftige mich mit Ekel an der Arbeit, ich gehe spazieren ohne Erquickung, ich träume, ohne daß der Traum mich beglückt, und ich bin nicht im Stande, einen trostreichen Gedanken aufzutreiben. Der Zustand kann, ich weiß das wohl, nicht lange dauern; aber damit geht die Jugend vorbei, die Hilfsquellen des Geistes versiechen und es bleiben nur — des regrets." Einige Jahre später hat sich ihre äußere Situation geändert. Längst thatsächlich, seit 1800 auch gesetzlich von ihrem rohen Gatten getrennt, hat sie sich in Paris niedergelassen, und ihr bescheidener Salon wird das Stelldichein der glänzendsten Namen jener Tage. Fontanes und Bonald, die Sainte-Beuve die geistvollsten Männer ihrer Zeit nennt, Pasquier, Molé, Chênedollé, Mussy, die Ventimille, Frau von Krüdner, die Herzoginnen von Duras und Lévis belebten diese Räume, die nur zu bald sich schließen sollten: ihr wahrer König aber, le Dieu du Temple, wie ihn Joubert's Biograph nennt, war Chateaubriand, der 1800 grade von England nach Paris zurückgekehrt war. Von da ab lebt der Dichter der „Atala" mit Joubert, Frau von Beaumont, Fontanes, ein geistiges Familienleben. Das neu aufsteigende Genie offenbarte sich 1801 in der „Atala" und bereitete eben den „Génie du Christianisme" vor, dessen Entstehen die Freunde mit begreiflicher Spannung verfolgten. Das Buch, welches ein so unermeßliches Echo haben sollte und wie wenig andere „öffentliche Meinung" gemacht hat, ist zum größten Theil unter ihren Augen, während Chateaubriand's Aufenthalt unter ihnen, entstanden. Frau von Beaumont gibt zuweilen den Anderen Nachricht von dem „Wilden", dessen großartige Eigenart trotz seiner Fehler das Entzücken des kleinen und edlen Kreises bildet. Joubert sah ganz klar die geschichtliche Rolle, welche Chateaubriand zugefallen war. „Unser Freund soll uns nur gewöhnen, das Christenthum mit einigem Wohlwollen anzusehen, den Weihrauch, den es dem Himmel bietet, mit etwas Vergnügen zu athmen, nicht mit Widerwillen seine Lobgesänge zu hören; gelingt ihm das, so hat er gethan, was zu erreichen war und seine Aufgabe ist vollbracht: der Rest muß das Werk

der Religion selbst sein." Das, aber auch nicht mehr, hat der „Geist des Christenthums" in der That geleistet. Liest man das Werk jetzt, so erstaunt man nicht selten über die Schwäche der Beweisführung und über den Mangel einer ausreichenden und umfassenden Belesenheit; aber nach der ästhetischen, oder wenn man sagen will, poetischen Seite hat Chateaubriand's berühmte Schöpfung das Höchste vollbracht, dessen sich die moderne katholische Romantik zu rühmen hatte. Als der Dichter bald nachher als Attaché der französischen Gesandtschaft nach Rom kam, nahm ihn der Papst, laut seiner eignen Mittheilung an Frau von Beaumont, überaus gütig auf; bei der ersten Audienz ergriff er seine Hand, nannte ihn „son cher Chateaubriand" und lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen. Die Freundin, welcher er diese Vorgänge in begeisterter Stimmung aus Rom meldete, ging unterdessen einem raschen Verfall ihrer Kräfte entgegen. Im August 1803 unternahm sie eine Badereise nach dem Montdore, die sie in anschaulichster Weise schildert; wer ein Bild der damaligen Reisegelegenheiten und Reisebequemlichkeiten gewinnen will, mag ihren Brief vom August und September des betreffenden Jahres (S. 147—163) in unserem Briefwechsel lesen. Es war zu verwundern, daß die Kranke lebend aus diesem Bade entkam; aber kein Wunder, daß sie bald darauf dem Klima Rom's erlag. Frau von Beaumont, von Verlangen nach Italien und von Sehnsucht nach dem Freunde ergriffen, hatte den damals noch so mühsamen Weg über die Alpen genommen. Schon von Mailand aus lauteten ihre Nachrichten schlecht; der letzte Brief, den sie an Joubert richtete, trug so sehr den Stempel der Niedergeschlagenheit und Ermattung, daß ihm die Thränen beim Lesen in die Augen traten (S. 167). Am 4. November 1803 hauchte sie ihre Seele aus. In Saint-Louis-des Français sieht man das Denkmal aus weißem Marmor, welches Chateaubriand ihr setzen ließ. Es stellt die Todte in liegender Gestalt dar und zeigt über ihr Medaillons mit den Bildnissen ihrer während der Schreckenszeit hingerichteten Verwandten. Die melancholische Inschrift, welche der Dichter auf den Stein setzen ließ, lautet: „Quia non sunt." Den ganzen Winter hindurch blieb Chateaubriand „schweigsam und in seinen Schmerz gehüllt"; nie hat er sich ganz über den Hingang dieser jungen Frau getröstet, „die in diesem Leben nur erschienen war, um alle Uebel desselben zu leiden."

Es war ein eignes Verhältniß, die Stellung Joubert's und Chateaubriand's, der beiden Freunde, zu der Gräfin de Beaumont. Beide waren verheirathet, beide in der Ehe glücklich, wenigstens wies Joubert's Ehe nie ein Nachlassen des ersten Glücks auf. Aber beide waren reiche und complicirte Naturen, denen das Haus unmöglich genügen konnte, und denen die Freundschaft eines weiblichen Wesens unentbehrlich schien, in welchem sie ihr eigenes erweitertes Ich wieder fanden. Die französische Gesellschaft und die Welt des napoleonischen und des Restaurations-Zeitalters ist reich an Verbindungen dieser Art gewesen, die nicht immer bei der Reinheit der Beziehungen stehen blieben, wie sie aus Frau von Beaumont's Freundschaft mit den Genannten hervorleuchtet.

Chateaubriand's Bekanntschaft mit Joubert datirte vom Jahre 1800 und war durch Fontanes vermittelt; erst der Tod unterbrach ein Verhältniß, das an Aufrichtigkeit und Herzlichkeit unter den Größen der Literatur seines Gleichen sucht. Leider ist die Correspondenz der beiden Männer beinahe vollständig zu

Grunde gegangen und wahrscheinlich von Chateaubriand selbst aus Versehen verbrannt worden. Was uns davon erhalten ist, bringt eine gute Anzahl schöner und charakteristischer Züge zu dem Gesammtbild des Dichters bei. Wenn er in seinen jungen Jahren von den Versuchungen der Selbstvergötterung und Eitelkeit nicht frei war, welche später den Freund der Madame Récamier mehr als billig befielen, so zeigen seine Ergüsse an Joubert doch durchgängig eine überaus offene, empfindsame Seele, die eher versucht ist mit ihren Schwächen als mit ihren Tugenden zu coquettiren. „Ich hatte," schreibt er auf der Reise nach Italien 1803, „bei der Abreise mich tapfer gestellt; aber kaum war ich allein, so fing ich an zu weinen." Er durchfährt die schönen Wälder hinter Fontainebleau und Melun und es steigen ihm Gedanken wie einem Kinde auf. „In einem drei- bis vierjährigen Bestande sah ich die Aeste unten und innen mit vertrocknetem und geröthetem Laub des vergangenen Jahres besetzt, während die Spitzen der Zweige neue Blätter vom zartesten Grün trugen; ich verglich diese Erscheinung einem Herzen, das so manchen Kummer vergangener Jahre mit sich herumträgt, und das doch neue Hoffnungen hervorzutreiben beginnt. Ein anderer, sehr verschiedenartiger Vergleich stieg mir auf, als ich die Seine trotz heiteren Wetters trüb gefärbt sah: wenn der Ursprung unseres Lebens stürmisch war, so mag der Rest desselben unter dem heitersten Himmel dahinfließen, der Strom bleibt von dem Regen getrübt, und wenn er sechzig Meilen geflossen, läßt sich wie sechzig Jahre nach dem Gewitter der trübe Anfang des Flusses wie unseres Lebens noch erkennen." Der stolze Geist, der vor keinem Kaiser noch König niederkniete, hat Anwandlungen der Sehnsucht nach Abhängigkeit von einem geliebten Wesen. „Wissen Sie," schreibt er in demselben Briefe, „daß ich einmal gern der Sklave eines guten Herrn gewesen wäre?" Auf der Reise sind es bald die Menschen, bald die Natur, die seinem so lange kranken Gemüthe Erquickung bieten: jene, wenn sie ihre Söhne bringen, in denen der „Geist des Christenthums" den alten Glauben von Neuem angefacht und die Hoffnung auf eine geistige Wiedergeburt geweckt hat; diese, wo sich die Wunder der Allgewalt entfalten und die Ahnungen jenseitiger Dinge wachrufen. Auf dem Simplon sieht er gerade das erste Aufleuchten der Morgenröthe, und es stellt sich ihm sofort ein metaphysisches Gleichniß dar: „um aus der Finsterniß herauszugehen, genügt es, sich gen Himmel zu erheben." Italien vollends verjüngte ihn freilich, ohne ihn seiner träumerischen Schwermuth zu entreißen; „denn der Kummer ist sein Element, und er findet sich nur wieder, wenn er unglücklich ist."

Chateaubriand schrieb für Andere und lebte für sich; er war das Gegentheil seiner Frau, welche, namentlich in der zweiten Hälfte ihres Lebens, nur Anderen und dem Dienste der Nächstenliebe gehörte. Céleste de Lavigne war die Tochter eines bretonischen Edelmannes und wohnte, siebzehn Jahre alt, in Saint-Malo bei ihrem Großvater, als Chateaubriand (1792) aus Amerika zurückkehrte und sie kennen lernte. Nach der Ehe waren die Gatten in Folge des Eintrittes des Vicomte in die Armee der Prinzen und seines langjährigen Exils viele Jahre getrennt, und selbst nach seiner Rückkehr nach Paris 1801 begannen sie erst 1804 wieder zusammenzuleben. Frau von Chateaubriand trat bald zu den Joubert in die herzlichsten Beziehungen, von denen eine beträchtliche Anzahl von Briefen Zeugniß gibt. Es spricht aus dieser Correspondenz ein überaus liebenswürdiger,

heiterer, aufgeräumter Geist, der sich sprudelndem Scherz und beißendem Spott nicht selten überläßt, nie aber anders als wohlwollend und hingebend sein kann. Später wandte sich Frau von Chateaubriand ganz Liebeswerken zu, deren Gedeihen sie durch allerlei Unternehmungen zu sichern suchte. Die „Vicomtesse de Chocolat", wie sie sich scherzend oft nannte, scheute keine Mühe, um die von ihr gestiftete „Infirmerie de Marie-Thérèse" finanziell sicher zu stellen und ein Werk der Wohlthätigkeit zu schaffen, welches seine Urheberin überlebt hat, und dem Chateaubriand in seinen Memoiren aus seinem eigenen Leben nichts an die Seite zu stellen weiß. Frau von Chateaubriand starb am 9. Februar 1847, ein Jahr vor ihrem Gemahl, dessen Ruhm sie in den Schatten stellte — sicher mit Unrecht, denn sie muß zu den anziehendsten und trefflichsten Frauen ihrer Zeit gezählt haben, um deren Freundschaft und Correspondenz Joubert von Allen zu beneiden war.

Nur reiche und vielseitige Naturen vermögen auf die Dauer mit ganz verschieden gearteten Menschen geistig zusammenzuleben. Der Freund Chateaubriands war zugleich der älteste und beste Freund eines der nüchternsten, kältesten Staatsmänner, welche das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts aufzuweisen hatte. Molé's Jugend war durch die Hinrichtung seines Vaters (1794) und die Einziehung der Familiengüter verdüstert und bedroht worden; sein Charakter bewahrte für immer einen Zug ernster Strenge und Herbheit. In der Umgebung der Gräfin de Beaumont hatte Joubert den zwanzigjährigen Jüngling kennen gelernt und sofort seine hohe Begabung erkannt und seine Bedeutung vorausgesagt. Molé hatte sich mit allem Ernste philosophischen und politischen Studien hingegeben, die Theorie der Freiheit mit den Principien der Religion und Ethik, wie mit den Erfahrungen einer gesunden Psychologie in Einklang zu bringen gesucht, und verlangte von dem alten Freunde eine ehrliche und eingehende Kritik seines ersten jugendlichen Versuches. In den ideologischen Fragen neigte er sich dem damals von Condillac vertretenen Sensualismus einigermaßen zu; Joubert, enthusiastischer Platoniker, konnte sich mit ihm betreffs des Ursprungs der Ideen nicht verständigen und äußerte Anschauungen, die oft nicht fachmännisch philosophisch klingen, die aber unleugbar eine scharfe Beobachtung und Apprehension der Thatsachen des Bewußtseins aussprechen. Der Ontologismus, der, seit Malebranche fast vergessen, eben in der Speculation des Cardinals Gerdil wieder zu Ehren kam, um später, in gemäßigter Form, in Antonio Rosmini seinen bedeutendsten Vertreter zu finden, war Joubert's eigentliches philosophisches Credo. „Die Ideen, die Ideen", ruft er einmal aus: „sie bestehen vor Allem und gehen in unserm Geiste allem voraus." Es mag ihm nicht gelungen sein, Molé zu seiner Ideologie zu belehren; aber auf die schriftstellerische Entwicklung des künftigen Staatsmanns hat er zweifelsohne einen nachhaltigen und vortheilhaften Einfluß geübt. So war es ein guter und treu befolgter Rath, wenn Joubert dem jungen Manne (1803) schrieb: „Bemühen Sie sich, so zu schreiben, daß ein geistreiches Kind Sie ungefähr verstehen kann und ein tiefer Geist Stoff zum Nachdenken bei Ihnen findet." Beachtenswerth ist auch die Bemerkung über den Unterschied von „ouvrage" und „livre". „Zwischen einem Werk und einem Buch besteht derselbe Unterschied, wie zwischen einer Rede und einem Geplauder (babil). Ein Buch macht man mittelst Tinte, Feder, Gedächtniß und geistiger Unenthalt-

samkeit (intempérence d'esprit). Ein Werk schafft man mittelst einer Idee und eines Sujets, die zu einander passen, mit der Fähigkeit, beide in unzertrennbarer Weise in einander zu verschlingen, was freilich nur ein geübtes Talent und eine ausdauernde Geduld vermag."

Ein merkwürdiges Beispiel von früher Selbständigkeit des Urtheils wie des Charakters gibt Molé in seinem am 10. Juli 1804 datirten Brief, in welchem er Joubert's und Chateaubriand's Berichte über den Tod der Frau von Beaumont bespricht. Molé gibt der Darstellung des Ersteren den Vorzug vor derjenigen Chateaubriand's, welche ihm so geziert scheint, daß er sie nicht natürlich finden kann. „Ich glaube," fügt er hinzu, „man muß von dem Tod und den letzten Pflichten nur mit Einfachheit sprechen; die Art, wie wir unseren Schmerz ausdrücken, soll jede Uebertreibung, ja jede zu große Sorgfalt des Stils (toute recherche dans le style) ausschließen." Gleichwohl unterläßt er nicht zu bemerken, daß auch Joubert's Bericht in Gedanken und Ausdruck gewählt und glücklich war . . . „Ich hätte Sie nicht aussi curieux, aussi amoureux de style geglaubt . . . Ihr Kopf, und vielleicht auch Ihre Papiere enthalten einen ganzen Band, voll der seltensten Gedanken, der geistvollsten und weitausschauenden Ansichten, die alle auf das Glücklichste Ausdruck finden." Joubert selbst urtheilte in diesem Punkte, mit vollem Bewußtsein seines Werthes, aber auch seiner Begrenzung, also: „Ich bin," sagt er einmal, „wie Montaigne, untauglich zu zusammenhängenden Reden . . . ich tauge wohl um auszusäen, nicht aber um zu bauen und zu gründen. — Ich besitze viele Formen der Ideen, aber zu wenig Formen für den Ausdruck (formes de phrases);" und er fügt die Lection hinzu: „sei nachsichtig gegen Alle, nicht aber gegen Dich."

Molé's bestimmte, klare und prompte Art machte ihn bald zu einem der Männer, auf welche Napoleon sein Auge warf und auf welche er für die Zukunft zählte. Der Kaiser ernannte diesen Sprößling eines alten, im Dienste der königlichen Justiz berühmten Hauses sehr bald zum Auditeur erster Klasse im Staatsrath — einer Behörde, welche damals manche bedeutende Männer, wie Pourtalès, Henrion de Ponsey, Trailhard, unter ihren Mitgliedern zählte und welche in ihren Sitzungen nicht selten Gelegenheit hatte, den genialen Blick und die unglaubliche Uebersicht zu bewundern, welche Napoleon als Organisator entwickelte. Um dem jungen Beamten Gelegenheit zu geben, sich auch in der Verwaltung umzusehen, machte der Kaiser im October 1807 Molé zum Präfecten der Côte-d'Or, und diese Stellung brachte ihn in Beziehung zu einer anderen Freundin Joubert's, der geistvollen und liebenswürdigen Gräfin de Guitaut, welche das alte Schloß d'Epoisses bei Saumur bewohnte und zu den Eingesessenen des Molé's Leitung unterstellten Departements gehörte. Joubert kündigt seiner Freundin die bevorstehende Ankunft des neuen Präfecten in einem Briefe voll Humor an und meint zum Schluß: „Jedenfalls haben Sie nichts von ihm zu fürchten. Ich bin gewiß, wenn er genöthigt wird, sein Departement aufzufressen, wird er Sie zuletzt verspeisen und sicher mit großem Bedauern." Molé blieb nur kurze Zeit in der Côte-d'Or und kehrte schon 1808 als Staatsrath und zugleich als Generaldirector der Verkehrsmittel nach Paris zurück. Er blieb dem Kaiser auch während der hundert Tage treu und war nach der Abdankung desselben einer der letzten

Zeugen seiner Vereinsamung und seines Schmerzes. Seine eigentliche politische Rolle begann erst nach der Restauration und erreichte ihren Höhepunkt unter Ludwig Philipp. Er war Ministerpräsident, als ihm eines der ersten Exemplare der Joubert'schen „Pensées“ überreicht wurde, und er beeilte sich, seine Freude über diese Publication auszusprechen und zu erklären, Joubert sei einer der Männer gewesen, die er am meisten geliebt und verehrt habe. Der Staatsstreich von 1851 veranlaßte ihn, sich aus dem politischen Leben zurückzuziehen; er starb 1855. Nie hat ihn die Volksgunst gehoben oder verdorben; nie haben aber auch Ereignisse oder Menschen, nie der Palast oder das Trottoir ihn vermocht, an seinem politischen Glaubensbekenntniß irre zu werden — einem Credo, das Tacitus bereits formulirte, da, wo er von der Kunst spricht, zwei ehedem (leider auch jetzt meist!) unversöhnbare Dinge — res olim dissociabiles — principatum et libertatem, Ordnung und Freiheit mit einander zu versöhnen. Man hat sich gewöhnt, mit Geringschätzung von dem doctrinären Constitutionalismus, oder sagen wir von dem constitutionellen Doctrinarismus der Juliregierung zu sprechen; und doch — wie hoch stand dieser Doctrinarismus in seinen edelsten Vertretern — und als solche betrachte ich Molé neben Royer-Collard — an Geist und Charakter über dem zweiten Empire und der dritten Republik!

Die letzten Briefe, welche diese Correspondenz uns bringt, gehen eben von der Gräfin de Guitaut, ihrem Hausfreunde, dem Engländer Frisell, und Fräulein de Chastenay aus. Es sind keine historisch bedeutende Persönlichkeiten, die uns hier entgegentreten; aber interessante und treffliche Menschen, reizende Individualitäten aus der alten Zeit, die sich über die Schrecken der Revolution, mühsam genug, herübergerettet, um Angesichts der neuen Verhältnisse die traditionellen Vorstellungen der nun todten royalistischen Jahrhunderte in Anstand und Ehren zu begraben. Sie sind der letzte Trost Joubert's und die letzten Zeugen seiner Existenz; es ist wie ein Motto seines Lebens, was Fräulein de Chastenay dem Freunde schreibt: er komme ihr vor wie eine Seele, „die ganz zufällig zu einem Körper gekommen sei, und sich, so gut es eben gehe, mit ihm abfinde — qui s'en tire comme il peut.“ Joubert fand das Wort nicht unpassend. Die Krankheit, welche ihn sein ganzes Leben hindurch plagte und zuletzt zum Gefangenen machte, gestattete ihm nicht, sich dem großen Luftzug des öffentlichen Lebens auszusetzen. Die Abstention war das Gebot seiner kranken Nerven, nicht das seines geistigen Temperamentes: „Blut und Fleisch sind, statt meiner, capriciös,“ schrieb er einst an Molé: „nichts kann sie bändigen, als ein großes, vom Herzen kommendes Motiv.“ Chateaubriand aber, der ihn besser als ein Anderer gekannt, fügt in den „Mémoires d'outre tombe“ dieser Selbstschilderung des Freundes hinzu: „Joubert's ganze Prätension war die Ruhe — und Niemand war unruhiger als er, er überwachte sich sorgfältig, um alle seiner Gesundheit nachtheiligen Emotionen zu meiden oder zu hemmen — und stets störten seine Freunde die von ihm getroffenen Maßregeln. Denn er konnte sich nicht versagen, mit ihnen traurig oder froh zu sein; er war ein Egoist, der nur für Andere lebte.“ Nur solch' ein Egoist der seltensten Art konnte das bescheidene Wort aussprechen, das sich in einer Aeußerung Joubert's an Molé findet: „Das bischen Freude, welches mein Geist hier und da während meines Daseins Anderen

schenkte, wird die einzige Belohnung oder die einzige Entschädigung für all' die Sorge sein, welche ich für seine Ausbildung gehabt: wie es Gott gefällt — comme il plaira à Dieu! das ist mein Motto (mon mot d'habitude) und mein Heilmittel gegen alle Uebel."

„Ein Egoist, der nur für Andere lebt!" O ihr Menschen des neunzehnten Jahrhunderts! Kommt und seht, was ihr nicht glauben könnt — daß es noch Menschen gibt, die nur für Andere, für Euch gelebt, und das mitten unter Euch! Und du, einst so große und edle Nation, der Joubert angehörte, wer gibt sie dir zurück, die „Egoisten, die nur für Andere leben"; die Einzigen, die dich vom Abgrunde zurückzuziehen und dem Leben wiederzugeben vermöchten?

II.

Aber kehren wir noch einmal zu Joubert's Pensées zurück: nicht um sie völlig zu excerpiren oder in ihrer ganzen Ausdehnung dem Leser vorzuführen: wohl aber, um einen Geschmack dessen zu geben, was der Autor selbst am Kopfe desselben als seine „Blüthen und seine Frucht" bezeichnet. „Ich habe meine Blüthen und meine Frucht dahin gegeben; nun bin ich nur noch ein hohler Stamm. Aber, wer immer sich in meinem Schatten niederläßt und auf mich hört, wird weiser werden." Sich selber malt er als einen Schmetterling, der nach dem Lichte fliegt, wenn er sich auch die Flügel daran verbrennt. „Es muß, wenn ich mich entfalten soll, rings um mich schön, mein Geist muß von einer milden Temperatur umflossen sein, von dem Klima gegenseitiger, freundlicher Duldung": er nennt seinen Geist und seinen Charakter „frileux", um Etwas auszudrücken, was schwer zu übersetzen, aber leicht zu verstehen ist. — Die Lebensklugheit liebt Joubert nicht, wenn sie nicht moralisch ist. „Ich habe eine schlechte Meinung von dem Löwen, seit ich weiß, daß er im Zickzack geht." Begegnete sich unser Autor, als er diese Worte schrieb, im Geiste mit Görres, der nach seinem ersten Zusammentreffen mit Buonaparte seinen Coblenzer Freunden rieth, den Suetonius zur Hand zu nehmen: der neue Tiberius sei fertig, er habe ihn an seinem Zickzackgange erkannt? Die alte Meinung, daß man auch dem Schlimmen immer eine gute Seite abzugewinnen streben müsse, drückte Joubert also aus: „Statt mich zu beklagen, daß die Rose Dornen hat, wünsche ich mir Glück, daß die Dornen Rosen tragen und auf der Hecke Blumen wachsen." Er ist kein Freund des Disputs, dessen Vortheile seiner Ansicht nach weit überwogen werden durch das ihm entspringende Unbehagen. „Alles Streiten macht den Geist taub, und wenn die Anderen taub werden, bin ich stumm." Lieber sind ihm diejenigen, „welche das Laster liebenswürdig machen, als die, welche die Tugend degradiren." Zur ausgebildeten Rede (dem discours continu) fühlt er sich gleich Montaigne unfähig; was er zu sagen hat, sind nur „die Träume eines Schattens". Aber gern vergleicht er sich der Pappel, einem Baume, der jung aussieht, auch wenn er alt ist. Dann beklagte er sich, zu viel Gehirn im Kopf zu haben, so daß die Masse in ihrem Etui nicht hinreichend Spielraum habe; das was man idées intermédiaires nenne, fehle ihm ganz, oder langweile ihn. Darum eben drängte es ihn, seine Gedanken, wie man Münzen schlägt, in feste Gestalt zu bringen.

Die Theologie Joubert's ist die eines weiten und noblen Geistes. „Wir glauben immer, Gott gleiche uns selbst; die Nachsichtigen nennen ihn nachsichtig, Menschen von Bitterkeit und Haß predigen einen schrecklichen Gott.“ „Alles, was geistvoll ist, Alles, woran die Seele wahrhaft Antheil nimmt, führt zu Gott, zur Frömmigkeit zurück. Die Seele kann sich nicht bewegen, nicht erwachen, ihr Auge nicht öffnen, ohne Gott wahrzunehmen. Man empfindet Gott mit der Seele, wie man die Luft mit dem Leibe fühlt.“ „Im Jenseits, glaubt er, werden unsere Erinnerungen einen wichtigen Bestandtheil unserer Freuden wie unserer Leiden darstellen.“ „Der Himmel ist für die, die an ihn denken.“ „Ihm, dem Himmel, muß man nachzugeben, Menschen zu widerstehen wissen.“ „Die Religion ist die Poesie des Herzens; sie birgt in sich einen Zauber, der unserer Sittlichkeit zu Gute kommt. Unsere Tugend und unser Glück sind ihr Geschenk.“ Ihren socialen Einfluß erklärt er eben daher, daß Millionen von Menschen, entzückt von ihrer Schönheit, sich durch sie beglückt fühlen. Es scheint ihm, daß man vom Christenthum nicht ohne Liebe, gegen dasselbe nicht ohne Zorn sprechen könne. Bemerkenswerth sind die Aeußerungen über die Physiognomie der historischen Religionen: „Alle Religionen sind fanatisch, bis sie regiert haben. Die alten Religionen gleichen dem alten Wein: er erwärmt das Herz ohne den Kopf heiß zu machen.“ „Die strengen Secten genießen am meisten Ansehen; aber die gemäßigten dauern am längsten.“ Wie milde er über Andere dachte, zeigt die Sentenz: „man darf über die Religion eines Anderen sich betrüben, nie aber darüber lachen“. Die Schönheit und Kindlichkeit seiner Seele sprechen aus Aeußerungen wie dieser: „seien wir Männer mit den Männern, aber vor Gott immer Kinder. Denn in seinen Augen bleiben wir das doch immer und selbst das Greisenalter ist angesichts der Ewigkeit nur der erste Augenblick eines Morgens“. „Wer niemals andächtig war, weiß nicht, was eine zarte Seele ist.“ „Wie das Temperament des Arztes häufig in seiner Medicin mitspielt, wie der Moralist sich in seiner Moral von seinem Charakter beeinflussen läßt, so macht oft der Theologe seine Theologie mit seinem Temperament.“

Wer schreibt uns, möchte ich hier einschalten, einmal die Geschichte des Einflusses, welchen persönliches und nationales Temperament auf die Ausgestaltung unserer Theologie geübt hat?

Es ist hervorgehoben worden, daß Joubert gerne die Schriften der großen Jansenisten las. Er übersah aber durchaus nicht, was an ihrer Richtung einseitig und krankhaft war. „Ihre Theologie ist nur die Hälfte einer Scheibe; ihre Moral sieht Gott nur mit Einem Auge.“ Nicht was sie sagen, ist so schlimm, aber daß sie verschweigen, was sie auch sagen sollten, darin liegt der Schade.

Zu den Menschen übergehend, erklärt Joubert, daß alle Liebe der Körper die Seele von Gott trennt, der das Körperliche nicht lieben kann. Ihm ist schließlich nichts groß — als Gott und die Seelen! „Der Mensch bewohnt eigentlich nur seinen Kopf und sein Herz.“ „Der Körper ist nur eine Baracke, in der unsere Existenz lagert.“ „Nur das Antlitz drückt unser Wesen aus. Der Körper zeigt vielmehr das Geschlecht als die Person, mehr die Gattung, als das Individuum.“ „Unterhalb des Hauptes, der Schultern und der Brust beginnt

das Thier, jener Theil des Körpers, wo die Seele sich nicht gefallen darf." „Man mißt die Geister nach ihrer Größe; man sollte sie lieber nach ihrer Schönheit messen." „Ein bischen Leichtsinn findet sich immer bei ausgezeichneten Naturen; da sie Flügel haben, um sich zu erheben, haben sie deren auch, um sich zu verirren." „Man ist nie mittelmäßig, wenn man viel gesunden Menschenverstand und viel Güte besitzt." „Wer Phantasie ohne gelehrte Bildung besitzt, hat Flügel, aber keine Füße, um darauf zu stehen."

Menschen von Geist, findet Joubert, behandeln die Geschäfte oft wie Unwissende die Bücher, ohne etwas davon zu verstehen; hätte er die Gegenwart erlebt, man würde ihn eines boshaften Seitenblicks auf die Administration unserer modernen Eintags-Staatsmänner angeklagt haben.

Mit besonderer Vorliebe hat unser Denker über psychologische Probleme nachgedacht und die Seele der Menschen zu seciren gesucht. Die Leidenschaften sind ihm die Natur; sich von ihnen nicht durch die „Reue" zurückzuziehen, die Corruption. „Der Gewissensbiß ist die Züchtigung der Natur; die Reue die Sühnung. Jener gehört dem gequälten Gewissen an, diese der gebesserten Seele." „Wer die Vergnügungen liebt, ist aber immer noch mehr werth, als wer sie haßt."

Man hat oft gesagt, daß die Blinden sich durch eine heitere Stimmung auszeichnen. Joubert erklärt diese Erscheinung so: „die Blinden," sagt er, „sind froh, weil ihr Geist durch die Erscheinung von Dingen, welche ihnen gefallen können, nicht abgezogen ist und sie mehr Ideen als wir sinnliche Vorstellungen haben. Das ist eine Entschädigung, welche ihnen der Himmel gewährt." Auch für die Schwermüthigen hat er ein Recept: „alles, was Andere beschäftigt, erfreut; alles, was uns nur mit uns selbst beschäftigt, macht traurig. Daher die Melancholie, die Empfindung des Menschen, der sich mit sich selbst verschließt" — ein Thema, das Adalbert Stifter bekanntlich in einer seiner „Studien" meisterhaft variirt hat. Das Glück besteht eigentlich nur darin, „seine Seele gut zu fühlen" und das kann auch inmitten des größten Schmerzes geschehen. Dazu gehört dann freilich auch, daß unser Temperament uns gestattet, alle Dinge in einem guten Lichte zu sehen. „Wer das nicht kann," fährt Joubert fort, „ist ein schlechter Maler, ein schlechter Freund, ein schlechter Liebhaber: er kann Geist und Herz nicht zur Güte erheben." „Man muß seinen Freunden seine Achtung wie ein Mahl serviren, wo Alles im Ueberfluß ist und die Stücke nicht gewogen und ängstlich zugeschnitten werden." Auch die Freundschaft hat ihre Schwächen; „wer sie nicht kennt, hat auch das nicht, wodurch sie stark ist." Ein guter Menschenkenner spricht aus dem Wort: „ein Mensch, der keinen Fehler verräth, ist entweder ein Einfaltspinsel oder ein Heuchler, vor dem man sich hüten muß. Es gibt Fehler, die so eng mit schönen Eigenschaften zusammenhängen, daß man gut thut, sich nicht von ihnen frei zu machen." Vielleicht auch aus diesem: „die Züchtigung derer, welche die Frauen zu viel geliebt haben, besteht darin, daß sie sie immer lieben müssen." Dem Herzen unseres Autors kann kaum Etwas größere Ehre machen, als Aussprüche wie folgender: „wer immer im Menschen eine Empfindung des Wohlwollens erstickt, tödtet ihn stückweise." Und: „Alles, was unsere Beziehungen von Mensch zum Menschen vervielfältigt, macht uns besser und glücklicher." „Die Mannigfaltigkeit unserer Neigungen

macht das Herz weiter." So spricht sich Joubert auch gegen jene philosophische Liebe aus, welche nur der Gattung gilt, aber kein Individuum mehr begreift; eine Neigung, die keine Anstrengung kostet und unser Vermögen zu lieben zerstört und austrocknet. „Welch ein Glück," ruft er ein andermal aus, „gütig geboren zu sein!" Güte und Mitleiden hängen unlösbar zusammen: man solle darum die Menschen noch mehr lehren, das Unglück Anderer zu beklagen, als es selbst zu ertragen. „Wir sollen sanft und nachsichtig sein gegen Alle, nur nicht gegen uns." „Sich der Menschen und ihrer Hilfe völlig begeben zu wollen, ist nur das Zeichen einer gefühllosen Seele." Von besonderer Feinheit der Analyse erscheinen die Untersuchungen über das Wesen der Scham — ein reizendes „Object", wie er sagt, „das sich immer und immer jeder stilistischen Färbung entzieht und kaum leidet, daß man es mit Namen nennt." — Er vergleicht diese Empfindung einer sich in sich selbst zusammenziehenden Pflanze und wirft dann die Frage auf, welche Bedeutung derselben beizumessen, warum sie uns gegeben ist, wozu sie unserer Seele dient, weshalb sie nothwendig war — alles Probleme anziehendster Art. Sehr interessant sind dann die Ausführungen über die Veränderungen, welche dies Gefühl in uns erfährt. „Die Schamhaftigkeit besteht so lange in uns, als irgend eine noch unbekannte Partikel in uns lebt, die noch ihre volle Entfaltung und Sicherung nicht gewonnen hat; so lange, bis unsere Organe fähig geworden sind, unvergängliche Eindrücke anzunehmen; . . . wenn aber endlich kein Keim des Verderbens sich mehr ohne unseren Willen bei uns festsetzen und uns ohne unser Wissen verletzen kann, dann bedürfen wir dieses Schutzes im selben Maße nicht mehr; der Mensch ist ausgewachsen, der Schleier fällt und das Netz öffnet sich. Aber auch dann läßt die Scham ihre Spuren zurück. Wir verlieren ihren Mechanismus, aber bewahren die Tugend."

Ueber das Verhältniß der Lebensalter finden wir beherzigenswerthe Aperçus. „Achte nur den jungen Mann, welchen die Greise höflich oder wohlerzogen finden." „Ein mißtrauischer Jüngling läuft Gefahr, eines Tages ein Schurke zu werden." „Du hast vielleicht Recht, so zu denken, wie du denkst; aber du hast Unrecht, deine Meinung vor einem Greise zu behaupten." „Schrecklich, aber wahr; die Greise lieben es, Andere zu überleben." Mir fällt dabei die Geschichte des Cardinals Donnet, Erzbischofs von Bordeaux ein, welcher als den schönsten Tag seines Lebens den erklärte, an welchem er den in seinem Alter ihm octroyirten Coadjutor begrub und ihm die Leichenrede hielt.

Unser Leben vergleicht Joubert einem „gewebten Winde": wir gleichen den Priesterinnen der Vesta. „Es liegt uns ob, das heilige Feuer unseres Daseins zu unterhalten, bis Gott selbst es auslöscht." „Wir müssen unser Leben behandeln wie unsere Schriften; Anfang, Mitte und Ende sollen zu einander stimmen und da bedarf es mancher Verbesserung und Ausmerzung."

„In der Dunkelheit geboren werden und als berühmter Mann sterben" hält unser Autor für die beiden Termini eines glücklichen Menschenlebens. Doch will er, was das Sterben anlangt, daß man sich dabei möglichst liebenswürdig benehme: il faut mourir aimablement, si on le peut. Dem Lebenden aber empfiehlt er, zur Gattin nur ein Weib zu nehmen, das er, wäre es ein Mann, zum Freunde wählte; er räth uns die Tugend der Anmuth an, die „eine das ganze

Jahr circulirende Einladungskarte" ist, und gibt uns für den Umgang mit Anderen Verhaltungsmaßregeln, die viel an Labruyère erinnern und doch selbständig gedacht und pikant gesagt sind: wir müßten die „Pensées" ausschreiben, wollten wir im Einzelnen alles Beachtenswerthe notiren.

„Irrthum und Wahrheit" ist eins der schönsten Kapitel des Buches. „Was bei der Lampe wahr ist, ist es nicht immer bei der Sonne." „Unser Geist," meint Joubert, „soll so beschaffen sein, daß die Wahrheit nackt in denselben eintreten kann, um wohlbekleidet und geschmückt aus ihm herauszutreten." „Einfache und aufrichtige Geister täuschen sich immer nur halb." —

Wir haben gesehen, daß Joubert sich jahrelang eingehend mit platonischer und auch mit moderner, speciell der Kantischen Philosophie beschäftigt hatte. Kein Zweifel, daß die neueste „kritische" Schule, welche das, was man seit Aristoteles τὰ μεταφυσικὰ nennt, principiell von der wissenschaftlichen Philosophie ausschließt, ihn nicht als zünftig anerkennen würde. Aber auch die Nichtzünftigen sagen zuweilen beherzigenswerthe Dinge. Seine besonderen Neigungen galten gerade der Metaphysik. Sie ist ihm „eine Art von Poesie; die Andacht ihre Ode". „Wie die Poesie zuweilen philosophischer ist als die Philosophie selbst, so ist die Metaphysik ihrer Natur nach poetischer selbst als die Poesie."

Eine sehr auffallende These, die ich meinerseits zuzugeben entschieden Anstand nehme, ist diese: „das neugierige Verlangen, die Seele zu erkennen, existirt in hervorragendem Grade (avec tenacité) nur in Zeiten und an Orten, wo die Künste gepflegt werden. Merkwürdig! die Metaphysik und die Mechanik blühen zu gleicher Zeit." Hier zeigt sich zunächst eine Verwechslung: die auf der gereiften Reflexion beruhenden mechanischen Künste haben hinsichtlich der Bedingungen ihres Aufblühens gar nichts gemein mit den auf der poetischen Inspiration jugendlicher Nationen beruhenden Schöpfungen der bildenden Kunst. Bei den Alten fiel die Blüthezeit der rechnenden und mechanischen Künste gerade sowie die der historischen und philologischen Kritik in die Aera der Alexandriner, wo der Höhepunkt der bildenden Kunst, aber auch der der metaphysischen Speculation zurücklag. Die Blüthe der mittelalterlichen Kunst im 12. und 13. Jahrhunderte begegnete sich mit derjenigen der mittelalterlichen Volkspoesie und den kühnen Speculationen der Scholastik. Unser Jahrhundert, sagen wir lieber die Gegenwart zeigt die höchste Ausbildung der mechanischen Künste, der exacten Wissenschaften und der historisch-philologischen Kritik — aber daneben kein Schaffungsvermögen auf dem Gebiete der Kunst, keine geniale Initiative auf dem der Metaphysik. Diese Betrachtungen sind wohl geeignet, den inneren Zusammenhang der metaphysischen Speculation mit der Poesie und Kunst, aber auch ihren Gegensatz zu den exacten und mechanischen Disciplinen darzuthun: in wie weit sie geeignet sind, die poetisch und künstlerisch schaffenden Volkskräfte als Barometer der aufsteigenden Entwicklung, der Jugendkraft im Gegensatz zu den kritischen und rechnenden Wissenschaften als Erweis reifen, absteigenden Alters darzuthun — das sei der Untersuchung einem anderen Orte vorbehalten. Es liegt aber da ein Problem, dem unsere moderne Kunstforschung nur zu lange fern geblieben ist.

Folgender Satz kann als eine directe Anspielung auf die an der deutschen Philosophie eingeführte, dem Ohr wie dem Verständniß der Fremden so schwere

Terminologie betrachtet werden: „mißtraue in metaphysischen Werken Wörtern, die sich sonst nicht in der Welt einzubürgern vermochten und eine Sprache für sich darstellen".

„Jedes System," sagt der Autor am Schlusse seiner metaphysischen Betrachtungen, „ist ein künstliches Werk (artifice), eine „fabrique", die mich wenig interessirt; ich untersuche nur, welche natürlichen Reichthümer es in sich schließt und achte nur auf seine Schätze. Andere kümmern sich ausschließlich um den Kasten (le coffre); sie wissen, wie groß und aus welchem Holz er ist. Die Seidenwürmer bedürfen zu ihrem Geschäft allerlei Material, das man ihnen lassen muß; aber nicht auf den Spinnrocken, sondern auf das Gespinnst kommt es an." Ein Körnlein Wahrheit für die „Methodologen".

Auch über Raum und Zeit, Luft und Feld finden sich allerlei bemerkenswerthe Aussprüche. „Der Raum ist die Statur Gottes"; „das Jahr gleicht einem Kranz, der aus Blumen, Dornen, Früchten und trocknen Kräutern zusammengesetzt ist". Das Licht vergleicht Joubert einer „göttlichen Feuchtigkeit"; ein anderes Mal nennt er es den Schatten Gottes, die Klarheit „den Schatten des Lichts"; die Seele des Diamanten ist ihm das Licht. Hochpoetisch sind die Ausführungen über die „Physiognomie des Regens" und seinen Einfluß auf unser Gemüth.

Von den Blumen erscheint ihm die Tulpe seelenlos, wohl aber sind Rose und Lilie gewissermaßen beseelt. Die Monumente sind ihm die Klammern, welche die Generationen aneinander knüpfen: man soll erhalten, worauf der Blick unserer Väter geruht. Die ewig grünen Bäume liebt er nicht; sie haben etwas Düsteres in ihrem Grün, etwas Kaltes in ihrem Schatten, etwas Trockenes und Stechendes in ihrem Laub; da sie nichts verlieren von dem, was sie an sich tragen, kommen sie ihm gefühllos vor und ziehen ihn darum nicht an.

Die Politik definirt Joubert als die Kunst, die Menge zu kennen und zu leiten; ihr Hauptruhm besteht darin, „die Massen zu führen, nicht wo sie hinwollen, sondern wo sie hinsollen". Seiner Ansicht nach ist das größte Bedürfniß eines Volkes das, regiert zu werden; sein größtes Glück besteht darin, gut regiert zu sein. „Wer regieren will, liebt die Republik; wer gut regiert zu werden wünscht, die Monarchie". Die alte Weisheit, daß jede gute Politik eine Serie von Compromissen ist, drückt er so aus: „Alles, was in der Politik neu eingeführt wird, muß auf einer Art Transaction beruhen". „Ahme," setzt er hinzu, „der Zeit nach, sie zerstört Alles nur langsam; sie untergräbt, verbraucht, entwurzelt und löst allmälig ab; sie reißt nichts auf einmal aus". Taine's Geschichte der französischen Revolution mit ihrem berühmten Satz: in Dingen der Politik ist es besser fortzufahren als von Neuem anzufangen, ist nur der Commentar zu diesem Axiom. Die Größe der Menschen scheint Joubert mehr in den Willen als in die Intelligenz zu setzen. „Alle großen Männer glaubten sich mehr oder weniger inspirirt"; „sie sind einfach eigensinniger im Beharren auf derjenigen Sache gewesen, welche zum Triumph bestimmt war".

Joubert schrieb, wie wir gesehen, unter dem nachwirkenden Eindruck der Revolution. Obgleich eine liberale Natur, konnte er darum Sätze äußern wie diese: „wenn die Vorsehung die Welt der menschlichen Freiheit überantwortet,

so läßt sie die größte aller Geißeln auf die Erde niederfallen". „Die Freiheit ist ein von seinen eigenen Launen regierter Tyrann". „Freiheit, Freiheit! gebt in Allem Gerechtigkeit, dann haben wir Freiheit genug".

Demgemäß ist Joubert kein Anbeter des Volkes. „Das Volk ist der Tugend fähig, nie aber der Weisheit. Es versteht nicht zu wählen. Es steckt mehr Wahrheit als man glaubt in dem Epigramm auf den Metzger, der, als er einen Anwalt brauchte, in den Justizpalast ging und sich in dem großen Saale der Advocaten — den Dicksten aussuchte".

Ueber das Verhältniß der Geschlechter äußert sich Joubert also: „in der niedrigen Volksklasse taugen die Frauen mehr als die Männer; in der höhern im Gegentheil sind die Männer den Weibern überlegen. Das kommt daher, daß die Männer mehr durch erworbene, die Frauen mehr durch natürliche Tugenden glänzen".

Auch ein Satz, dem man widersprechen wird, ist dieser: „die Völker, welche Tugend und Weisheit eingebüßt haben, können sie nicht wiedergewinnen. Einige wahrhaft Weise ausgenommen, kehrt Niemand zurück, selbst nicht, um den richtigen Weg zu finden". Ein gutes Recept für die Staatsmänner ist dagegen das: „In Dingen der Politik muß man den Frondeurs immer einen Knochen lassen, den sie abnagen können".

Von seinem eigenen Volke urtheilt Joubert u. A.: „die Franzosen sind, wie Niemand, gemacht um toll zu werden ohne den Verstand zu verlieren. Methode besitzen sie nicht, aber ihr gesunder Menschenverstand geht gerader und rascher als ihre Ueberlegung". Von den Engländern meint er, sie seien „für ihre eigne Rechnung ehrlich, aber gewissenlos zu Gunsten ihres Landes". Im Handel, meint er weiter, könne man die Nationen also charakterisiren: die Spanier seien Juwelenhändler, Goldschmiede, die Engländer Fabrikanten, die Deutschen Papierhändler, die Holländer Victualien-, die Franzosen Modehändler. In der Schifffahrt seien die Ersteren muthig, die Zweiten geschickt, die Dritten gelehrt, die Vierten findig, die Letzteren waghalsig. Einem Schiffe sollte man einen Spanier zum Capitän, einen Engländer zum Steuermann, einen Deutschen zum Hoch-Bootsmann und einen Holländer zum Matrosen geben; der Franzose „ne marche que pour son compte". Eine Bemerkung, welche beweist, wie treffend Joubert die Rolle des Letztern im internationalen Concert aufgefaßt hat. Ebenso richtig beurtheilt er sein Jahrhundert, wenigstens das moderne Frankreich, wenn er behauptet: „wir leben in einer Zeit, wo es Ueberfluß an überflüssigen und Mangel an nothwendigen Ideen gibt" — an den Ideen vor Allem, hätte er seinen Landsleuten sagen dürfen, welche nöthig sind, um einen dauerhaften Staat und eine lebensfähige gesunde Gesellschaft zu constituiren. Auch der Kirche gibt er einen weisen Rath: „die Häresie ist heute weniger zu fürchten als der Unglaube. Die Kirche hat jetzt andere Feinde und andere Gefahren zu bestehen; sie muß ihre Kampfweise ändern und sich um neue Dinge kümmern". Auch das dürfte — leider — nur zu wahr sein: „man fürchtet heutigen Tages bei einem Fürsten viel mehr die Strenge der Sitten und der Grundsätze, als Grausamkeit, Tyrannei und Habgier".

Was die Bücher anlangt, so ist Joubert der Ansicht: der schlimmste Uebelstand an den neuen sei, daß sie uns hindern, die alten zu lesen. „Beurtheilten unsere Vorfahren die Bücher nach dem, was Geschmack, Gewissen und Vernunft darüber sagte, so haben wir uns gewöhnt, nur zu fragen, ob sie uns unterhalten und amüsiren". Die heutige Literatur klagt er an, das Mauerwerk wohl gut, aber die große Architektur nur schlecht zu verstehen.

Das Kapitel über die Erziehung enthält gar Vieles, was der Beherzigung werth erscheint, namentlich in einem Lande, wo die Pädagogik in Theorie und Praxis so erschlafft ist, wie bei unseren westlichen Nachbarn. „Die Kinder bedürfen des Vorbildes mehr als der Kritik". „Sie gehorchen den Eltern nur, wenn sie sehen, daß die Eltern dem Gesetz gehorchen". „Die Erziehung soll zart und streng sein, nicht kalt und weich". „Den Kindern gilt, was, wie Bonald sagt, man den Völkern thun soll: wenig für ihre Vergnügungen, viel für ihre Bedürfnisse, Alles zur Ausbildung ihrer Tugenden". „Die Eltern sollen die Führer, nicht die Kameraden ihrer Kinder sein". „Man muß die Kinder raisonnabel, aber nicht zu raisonneurs machen. Das Erste, was sie zu lernen haben, ist, daß es vernünftig sei, zu gehorchen und nicht vernünftig, eigenwillig zu sein". Sehr schön sind die Ausführungen über die „Pflicht" als das große Bleibende in der gesammten Erziehung und im Leben — ein Thema, das viele Jahre später Lacordaire in einer seiner letzten und schönsten Reden zu Sorèze behandelt hat.

Auch ein Wort, Goldes werth, ist: „everso succurrere saeclo — das sollte die Devise der Universität sein". Ja, nicht Ruinen zu schaffen, sondern aus den Ruinen neues Leben erblühen zu lassen, das sollte die Aufgabe der Wissenschaft und ihrer höchsten Organe sein!

Ich ging einst — es sind gerade sechs Jahre — auf dem Aetna und sah das ungeheure Lavameer, das weithin um den Fuß des Berges Alles wie mit einem großen schwarzen Leichentuche bedeckt hatte. Aber aus den Spalten und Rissen, die diesen Todtenmantel durchfurchten, erblühte überall das köstlichste Leben: eine neue jungfräuliche Flora. Und ich frug mich: wer wird die Macht sein, um solch neues Leben zu erwecken, wenn einst unsere Cultur, das ganze Erbtheil unserer Väter, durch die Ausbrüche unserer modernen Barbarei verschüttet sein wird? Wird die Wissenschaft berufen sein, diese Rolle zu spielen, nachdem sie selbst des Brandstoffes so manchen hinzugetragen hat? — — —

„Die moderne Erziehung," fährt Joubert fort, „charakterisirt sich durch die Sorge für den Körper, das Erlernen der Künste, die Vernachlässigung des innern Geisteslebens und die Unwissenheit in Hinsicht unserer Pflichten."

Auch ein wichtiges Recept: „man lasse in der Erziehung Jedem das Maß seines Geistes, seinen Charakter und sein Temperament. Nichts sitzt dem Geist gut, als sein natürliches Wesen; ihm verdankt er seine Anmuth, sein Behagen, sein Vermögen. Alles was ihn schraubt, verdirbt ihn; will man die Federn zwingen, so bricht man sie. . . . Wer zart geboren ist, soll zart, aber gesund leben; wer robust auf die Welt kam, lebe robust, aber mäßig; wer lebhaften Geistes ist, behalte seine Flügel, die Andern mögen es ebenso mit ihren Füßen machen". Joubert hat hier den wundesten Fleck der französischen Pensionats- und Convictserziehung berührt: den Mechanismus einer Pädagogik, die nicht

erzieht, sondern dressirt, und der wir die charakterlose Zerfahrenheit unserer heutigen Zustände zum besten Theile verdanken.

Sehr gering denkt Joubert über den Werth der exacten Wissenschaften in der Erziehung. „Die Mathematik bildet den Geist in der Richtung der Mathematik, die Literatur nach derjenigen der Moral. Mit jener lernt man allenfalls eine Brücke bauen, mit dieser lernt man leben“. Die Mathematik rechnet er zu den Wissenschaften, welche der Gesellschaft nothwendig, deren Cultivirung für den Einzelnen überflüssig ist. „Das Kind soll zuerst die geistigen und ethischen Ideen aufnehmen; ist der Platz bereits durch die physikalischen Dogmen besetzt, so finden jene keinen Eingang mehr, weil der kindliche Geist zu grobe Nahrung gewohnt ist“.

Den Lehrern endlich gilt der Ausspruch: „man legt zu wenig Gewicht darauf, welchen bildenden oder verbildenden Einfluß auf die Kinder die Sitten und die Stimmung des Lehrers üben, wie sie sich in dessen Physiognomie ausprägen“.

Nicht einverstanden wird die junge Professorenwelt von heute mit unserm Weltweisen sein, wenn er die Abfassung von Lehrbüchern für eine Sache des erfahrenen und emeritirten Lehrers erklärt, überhaupt der Meinung ist, die Professoren sollten den Musen gleichen und mehr inspiriren als schreiben. Lebrun's „inspirez, mais n'écrivez pas“, zielte aber auf die Frauen, und nicht auf die Männer des Katheders.

Joubert's Betrachtungen über die bildende Kunst sind um so bemerkenswerther, als sie aus einer Zeit stammen, in welcher das Kunstleben, das französische insbesondere, seinen tiefsten Niedergang zu verzeichnen hatte. Unser Autor war Zeuge der vergeblichen Bemühungen, welche der eisige Classicismus des ersten Kaiserreichs machte, um das durch die Zopfperiode vergiftete, durch die Revolution völlig zerstörte Kunstempfinden seiner Zeitgenossen neu zu beleben. Alle diese Versuche waren nur künstlich: die Nation hatte es verlernt, die Kunst als Bedürfniß zu empfinden. Joubert berührt diesen kranken Punkt gleich zu Anfang seines Kapitels ‚des beaux arts‘! „Weit entfernt,“ sagt er, „die Künste zu den zwar nützlichen, aber doch überflüssigen Dingen zu zählen, hat man dieselben zu den kostbarsten und wichtigsten Gütern der menschlichen Gesellschaft zu rechnen. Ohne die Künste wäre den erhabensten Geistern unmöglich, uns die Mehrzahl ihrer Ideen mitzutheilen. Ohne sie vermöchte der Vollkommenste und Gerechteste nur einen Bruchtheil des Genusses und des Glückes zu empfinden, zu dem ihn die Natur befähigt hat. Es gibt so zarte Erregungen der Seele (émotions), so reizende Gegenstände, daß nur die Farbe oder der Ton sie auszudrücken im Stande sind. Die Künste müssen als eine Art Sprache für sich, als ein ganz eigenartiges Verkehrsmittel zwischen uns und den Bewohnern einer höhern Sphäre angesehen werden.“

Joubert erblickt das Grundprincip der schönen Künste in der Nachahmung, bez. in der Nachahmung des Ideals, als dessen höchstes Maß der Mensch sich selbst statuirt. Diese Nachahmung besteht nicht in der Wiedergabe des Wirklichen, sondern des Bildes des Wirklichen. Farben und Töne sollen nur Bilder des Wirklichen vorstellen. Dasselbe Gesetz gilt für den Schauspieler. Das Schöne ist die mit den Augen der Seele geschaute Schönheit. Wie die Intelligenz nur sich homogene Wirkungen, d. h. also Empfindungen und

Ideen, hervorbringen soll, so soll auch die Kunst des Seelischen nicht entbehren. „Künstler! wenn du nur Sensationen bewirkest, was thust du mit deiner Kunst anders, als was die Prostituirte mit ihrem Gewerbe, der Henker mit dem seinen, nicht eben so gut leisten könnten?" Das Geheimniß der schönen Künste findet er in der Illusion auf Grund der Realität (l'illusion sur un fond vrai). Sehr auffallend ist nachstehender Satz, der zu einer Zeit, wo man noch gänzlich unter der Herrschaft von Cochin's und Diderot's Kunsturtheil stand, wie eine geniale Anticipation der von Rumohr begründeten Auffassung klingt: „die Jugend der Kunst ist elegant, ihr männliches Alter gewaltig (sa virilité pompeuse), ihr Greisenalter reich, aber überreich an Ornament, das ihren Verfall verdeckt. Man muß einmal ohne Unterlaß darauf ausgehen, die Kunst zu ihrem Mannes-, oder lieber noch, zu ihrem Jünglingsalter zurückzuführen". Sehr energisch spricht er sich gegen die Geschmacksverirrung aus, welche auf den Gräbern grauenvolle und garstige Symbole aufstellt. „Das heißt den Todten in den Augen des Lebenden hassenswerth oder lächerlich machen". Den höchsten Triumph der modernen Kunst findet er in der den Alten unbekannten Verbindung der Mutter mit der Jungfrau, wie sie sich unter den Händen Rafael's gestaltet hat. Auch Rembrandt bewundert er überaus, weil Keiner wie er in solchem Maße über den Lichteffect gebietet, der bei ihm selbst eine triviale Natur zu vergeistigen im Stande war. David ruft er zu: „richte dein Genie — und deine sitzende Andromache auf!" Die Poeten nennt er Kinder mit großer Seele und himmlischer Intelligenz. „Jedes wahrhaft geniale Gedicht, sei es lyrisch, sei es didaktisch, soll in einem Tage gelesen werden können". „Der epische Dichter verfehlt seinen Stoff, wenn er etwas Anderes darstellt, als was das Publicum selbst begierig ist, zu erzählen." „Poesie findet Der nirgends, welcher keine in sich trägt". Sehr verschieden sind ihm die Kunst zu denken und die Kunst zu schreiben. „Viele Leute haben eine Feder, aber keine Tinte! Andere haben beides, aber es fehlt ihnen das Papier, d. h. der Stoff, an welchem sie sich bilden können". Den Schriftstellern gibt er einen weisen Rath mit den Worten: „die Muße ist dem Geiste von Zeit zu Zeit ebenso nöthig wie die Arbeit. Man ruinirt seinen Geist, wenn man zuviel, man rostet ein, wenn man nichts schreibt". „Drei Dinge gehören dazu, um ein gutes Buch zu schreiben: Talent, Kunst und Métier, d. h. Natur, Industrie und Gewohnheit (Mache)". Um verdorbenen Völkern zu gefallen, muß man ihnen Leidenschaften schildern, die ebenso ungeordnet sind wie ihr eigenes Leben; die Seelen solcher Völker schmachten nach Excessen. Das ist die Signatur des gegenwärtigen „Verismus". „Wo Anmuth und Heiterkeit gänzlich fehlen, gibt es keine schönen Künste mehr". „Der Geschmack ist das literarische Gewissen unserer Seele". „Alle geistvollen Menschen taugen mehr als ihre Bücher; die Genie's und vielleicht auch die Gelehrten taugen weniger als ihre Werke, wie die Nachtigall geringern Werth hat als ihr Gesang, der Seidenwurm geringern als seine Seide, das Thier geringern als sein Instinct". Einmal ruft Joubert aus — man gäbe etwas darum, zu wissen, nach welcher Lectüre: „es gibt nichts Schöneres als ein schönes Buch". Doch möchte ich hinzusetzen: „schöner noch ist eine schöne Seele, in die Du hineinblicken darfst".

Aeußerst interessant sind die literarischen Urtheile, welche den Schluß von Joubert's „Pensées" bilden. Ich kann nur Weniges herausheben. Unter den Alten ist Plato sein größter Meister. Cicero ist ihm nur ein Mond, keine Sonne. Plutarch nennt er den Herodot der Philosophie. Tacitus findet er vor Allem als Maler von Dingen und Gedanken unnachahmlich, wirft ihm aber vor, sich des Lesers bis zu einem Grade zu bemächtigen, daß man sagen dürfe, er thue ihm Gewalt an. In Pascal, den er sehr bewundert, sieht er doch den Nachahmer Montaigne's. Nicole ist ihm ein Pascal ohne Stil; nicht was er schreibt, sondern was er denkt, ist erhaben. Voltaire nennt er klar wie Wasser, Bossuet klar wie Wein. Bossuet bewohnt die Höhen, Fénelon die Thäler und sanften Abhänge. In Bezug auf Letztern billigt er de Beausset's Wort: „Fénelon liebte die Menschen mehr als er sie kannte". Den Abbé Fleury nennt er einen halben Fénelon, einen Fénelon rustique. In Bourdaloue vermißt er Präcision und Beweglichkeit. In Massillon's Reden findet er den Plan schlecht, aber die „Basreliefs" superb. Unter den französischen Philosophen behagen ihm Malebranche und Condillac offenbar wenig. Kant, meint er, sei man stets versucht zuzurufen: „dégagez l'inconnue" — man sieht sie nirgends. „St. Martin trägt," sagt er, „den Kopf im Himmel, aber in einem Himmel voll grauem Nebel. Er erhebt sich zum Göttlichen, aber mit den Flügeln einer Fledermaus." Montesquieu nennt er „une belle tête sans prudence". Sehr hart ist, wie wir bereits gesehen haben, sein Urtheil über Voltaire („er verstand einschmeichelnd und verschlagen zu sein wie ein Jesuit") und Rousseau. Voltaire wirft er vor, mit dem sittlichen Gefühl auch die „sévérité de la raison" zerstört und seine frivole Art des Urtheils Freunden wie Feinden mitgetheilt zu haben. In der That: wäre Louis Veuillot ohne Voltaire möglich gewesen? Rousseau's Geist nennt er „wollüstig". Seele und Leib waren stets bei ihm gemischt. Er war sein eigner Pygmalion: „le gueux se chauffant au soleil et méprisant délicieusement le genre humain: tel est J.-J. Rousseau". Hat Jemand den Verfasser der „Bekenntnisse" besser gemalt?

Buffon, dem er Genie für das Ganze und Esprit für das Detail zuschreibt, hat eine geheime „emphase", die ihm mißfällt. Marmontel hat nur soviel Geist als er sich selbst zutheilt. D'Alembert schreibt nur mit geometrischen Figuren. Diderot und seine Schule nahmen ihr Wissen aus dem Kopf und ihre Raisonnements aus ihren Leidenschaften oder Launen, Bernardin de Saint Pierre's System ist ein extatischer Epikuräismus. Bonald ist ihm ein geistreicher und gelehrter Krautjunker, der die Vorurtheile seiner Jugend zu Dogmen macht. Entzückend finde ich Joubert's Meinung über Racine: „Diejenigen, welchen Racine genügt, sind arme Seelen und arme Geister, die Gelbschnäbel und pensionnaires de couvent geblieben sind". Boileau heißt ihm ein großer Dichter, aber in der „demi-poésie". Molière's Komik bewundert er natürlich, aber er wirft ihm vor, im „Tartuffe" die Form der religiösen Empfindungen verhöhnt zu haben. Den reichsten Fonds wahrer Poesie findet Joubert unter allen Franzosen bei La Fontaine. Delille hat nur Töne und Farben im Kopf, bedient sich ihrer aber auf das Herrlichste. Parny hat Herz und Seele eines Eunuchen. Die Pastoralpoesie der Deutschen im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert ist ihm unerträglich;

„Pastorales ist nichts darin als die Worte". Geradezu meisterhaft ist, was über Florian's Uebersetzung des Don Quixote gesagt wird. „Aus dem breiten schönen Strom des Originals, der über einen feinen goldnen Sand dahinfließt, wird bei dem Uebersetzer ein über Kieselsteine stolpernder Bach". Wie Joubert über Frau von Staël dachte, ist bereits oben erwähnt worden.

Endlich sei noch ein Wort über den Roman ausgehoben: „wenn die Fiction nicht schöner ist als das Leben, so hat sie kein Recht zu existiren". Was hätte Joubert gesagt, wäre ihm aufgespart gewesen, die Poesie des Häßlichen in Zola's „Assommoir" oder in Wereschagin's erfrorenen Russen triumphiren zu sehen!

Doch genug der Proben. Chateaubriand nannte sich in der Vorrede der „Atala" im Augenblicke, wo er aufhörte, Beides zu sein, „un solitaire et un homme ignoré". Mit viel größerm Recht konnte sein Freund Joubert Beides von sich sagen. Um jenes dürfen wir ihn beneiden, denn er gehörte zu den Auserwählten, welche das Glück einsamer Meditation verdienen und es auszunützen verstehen. Aber nicht gekannt zu sein, hat er nicht verdient, und ich denke, diese wenigen Blätter zeugen dafür. Als Sainte-Beuve vor einem halben Jahrhundert die „Pensées" zum ersten Male bei dem französischen Publicum einführte, schloß er seinen Aufsatz mit Joubert's eigenem Ausspruch: „ein paar denkwürdige Worte können hinreichen, um einen großen Geist berühmt zu machen". Chateaubriand's wie Sainte-Beuve's Theilnahme haben in der That das in Frankreich erreicht; möge es uns wenigstens geglückt sein, auch diesseits des Rheines dem Einen oder Andern den edlen Franzosen zum Freund und Berather in stillen Stunden gewonnen zu haben.

Californische Skizzen.

Von

C. Reyer.

I. Die hydraulischen Goldwäschen.

Kampf der Farmer gegen die Hydrauliker.

Die älteren primitiven Goldwäschereien kann man noch in den Fußhügeln sehen; in den höheren Lagen der mittleren Sierra hingegen treffen wir die jüngeren, hydraulischen Wäschen, welche wohl zu den originellsten und großartigsten technischen Schöpfungen der letzten Decennien gezählt werden müssen.

Das Grundgebirg (Schiefer und Diorit) stellt im besagten Gebiete ein hügeliges, gegen Ost sanft ansteigendes Plateau dar, welches von altem Goldschutt bedeckt wird; junge Lavaströme und Tuffe überlagern das werthvolle Schwemmland. Die modernen Flüsse haben aber all' diese jungen Gebilde durchschnitten und tiefe Schluchten in das feste Grundgebirge eingegraben. Diese geologischen Geschicke haben die herrschenden Lagerungsverhältnisse, die letzteren aber haben die eigenartige Waschmethode bedingt.

Ich wanderte von den Fußhügeln mit ihren Föhren und rothhäftigen Manzaniten gegen jenen Theil des Mittelgebirges, in welchem die anmuthigen Bergstädte Graß Valley und Nevada City liegen. Flaches, gelbes Hügelland mit dunklen Büschen lag hinter mir und ich schritt durch welliges Parkland, vor mir ausblickend auf den tageweiten Wald, welcher bis zu den fernblauen Schneebergen der Hoch-Sierra reicht. Die Sonne neigte sich, purpurne Wolken leuchteten im goldgrünen Abendhimmel und die Waldberge wurden dunkel. Ich begegnete einem Holzfuhrmann, welcher eben seine letzte Fracht bei einem Schmelzwerk ablud. Er arbeitete mit einer Hand, die andere war verwundet. Ich half ihm, und er erzählte mir seine Geschichte, welche ich wiedergebe, weil sie die Gegend belebt. Als Knabe war er mit seinem Bruder und Schwager von Graß Valley fortgezogen nach Mexico. Sie fanden eine reiche Goldwäsche, in deren Besitz sie durch die Mexicaner gestört wurden. Es kam zum Kampf und seine zwei Leute wurden erschossen. Nun verdingte er sich, sparte zwei Jahre lang, kaufte sich Pferd und Revolver und ritt heim über Arizona. Eines Tages

schlossen sich ihm mehrere Reiter an; unversehens wurde er umringt und mußte Alles hergeben. „Ich habe sie gebeten, mir wenigstens das Pferd und etwas zu essen zu lassen, aber sie nahmen mir Alles — die gottverdammten Mexicaner. In der Wüste ist Einer ohne Pferd und Proviant leicht verloren; aber ich traf andern Tags Leute und schlug mich durch. Dann ging ich wieder in Dienst und sparte. Meiner Schwester hatte ich geschrieben; sie hat mir darauf geantwortet, auch Geld geschickt, aber beides hab' ich nie erhalten. Da dachte ich mir, was soll ich als Bettler heimkommen, und blieb unten in Arizona und Los Angelos zehn Jahre lang. Vor etlichen Jahren bin ich erst zurück gekommen; da war Alles anders, die Leute kannten mich nicht mehr und die Schwester war fort. In der alten Zeit war hier und da drüben noch Alles voll alten Waldes; jetzt ist der Wald weg und Sie sehen nur jungen Nachwuchs und Felder. Damals gab es nur Bergwerk, jetzt sitzen ringsum die Farmer und das Bergwerk stirbt ab."

Unter solchen Gesprächen kamen wir zur Wegscheide, spät Abends erreichte ich die Bergstadt.

Nevada City zieht sich mit seinen anmuthigen Holzhäuschen und Gärten über die Gehänge hin, ein Bach fließt im Thal, zu Füßen der Stadt; das wellige Waldplateau aber erhebt sich 300 bis 500 Meter über sie. Im Thalgrund steht das harte Grundgebirg an, während das Plateau aus von Lava überlagertem Goldschutt besteht. Die Bergstadt hat ihrer Lage entsprechend einen beschränkten Horizont, aber das Bild ist lieblich. Bauart und Straßenleben weichen nicht wesentlich von anderen californischen Landstädten ab. Die breite, sanft ansteigende Hauptstraße ist mit Balken gedielt und Holzsteige begleiten die Hausreihen; zwischen Straßen und Steig aber verläuft eine Allee. Die luftigen Häuser haben durchgehends Veranden, welche der Bevölkerung den Aufenthalt und Verkehr im Freien während der milden Regenzeit erleichtern. Durch die Straßen hinab sieht man auf das sanft ansteigende Plateauland, jenseits dessen die altberühmte Bergstadt Graß Valley liegt. In den höheren Gehängen sieht man hüben und drüben weite öde amphitheatralische Blößen — das sind die hydraulischen Goldwäschen.

Auf der Straße herrscht, besonders des Abends, ein munteres, behagliches Treiben. Zu Dutzenden sitzen die Leute vor den Häusern, oft so dicht, daß sie fast das ganze Veranda-Trottoir einnehmen und die vorbeiziehenden und schlendernden Leute sich drücken müssen. Die Verkaufsbuden und Läden sind Abends erleuchtet; da drängt es sich bei der Bar, drüben beim Tabaksladen, hier sitzen ein paar Gruppen und politisiren, gerade gegenüber pfaucht der fleißige chinesische Wäscher beim Schein der Lampe das Netzwasser über die Wäsche, welche heute noch fertig werden soll. Alle Anderen haben Zeit und genießen behaglich die helle, kühle Abendluft.

Dies größere Maß von Muße ist für Californien charakteristisch. Hier wie in den Südstaaten verliert selbst der Yankee mit der Zeit seine aufreibende Nervosität und erfährt langsam eine tiefgreifende Wandlung des Temperaments in der Lebensführung. Der Brite wurde im Osten zum Yankee; hier aber tritt zum zweiten Male eine Umbildung ein, welche im Laufe von ein oder zwei

Generationen wohl eine eigene Rasse erzeugen wird. So maßgebend wirkt das Klima hüben und trüben auf die Menschen ein. —

Die Bevölkerung der Bergstadt, welche ich im Vorgehenden charakterisirt habe, lebt vorwiegend von bergmännischer Arbeit, insbesondere von den hydraulischen Wäschen. Der District Nevada (Nevada County) besitzt (1880) 44 Quarzpochwerke mit 500 Pochstempeln und nicht weniger als 1300 Kilometer Wasserleitungen, welche den Goldwäschen dienen. Diese Leitungen sind die wichtigsten ökonomischen Objecte der mittleren Sierra. Meist führen zwei bis drei Meter breite und ein bis 1.5 Meter tiefe Gräben oder Holzgerinne die Bäche des Hochgebirges längs der Schluchtgehänge bis zum Goldschutt, welcher die Plateaus des Mittelgebirges bedeckt. Da die Wassermeister die einzelnen Strecken untersuchen und repariren, müssen die Gräben immer zugänglich erhalten werden; man geht entweder auf dem Damm oder auf einer Brettreihe, welche einen Steg längs des Holzgerinnes bildet. Der Gebirgsbewohner benützt diese Stege gewöhnlich nicht, weil die Wege, welche über die Plateaus hinführen, kürzer und bequemer sind; wer aber die Schluchten der Sierra kennen lernen will, kann dies in den meisten Fällen nur auf diesem Wege erreichen.

Der Wassersteig führt, wenn man vom Hochgebirg aus thalwärts wandert, hoch und höher über die Schluchtsohle: neben uns der still strömende Mühlgang, drüber und drunter Gehänge, über und unter uns Bäume, in deren kühlem Schatten wir wandern. Dann folgen Abstürze, längs welchen die mächtige Holzrinne auf leichtes Gerüstwerk gestützt oder an der Wand aufgehängt verläuft; hier übersieht man die ganze mächtige Schlucht, in deren Tiefe der Fluß strömt und tost. Stundenlang, ja ein bis zwei Tage lang wechseln diese wilden und engen Klammbilder; endlich erreicht der Canal die Höhe des Plateaus und mit einem Zauberschlag ändert sich die Landschaft. Der Mühlgang verläßt die Schlucht, das weite Land liegt frei vor unserm Blick, es senkt sich allmälig zu den gelben, öden Fußhügeln und in der Ferne sieht man die weite fruchtbare Ebene. Von diesem Wendepunkt ab führt der Canal durch die herrlichen Wälder und Parks zu den hydraulischen Wäschen im Plateaugebiete.

Schon zu Anfang der fünfziger Jahre brachten die Goldwäscher mittels derartiger Canäle Wasser zu jenen Goldschuttgebieten, welche fern von den natürlichen Wasserläufen und hoch über denselben lagen. Die erste große Pionierunternehmung dieser Art war jene Leitung, welche die Wüsten von Auburn mit Wasser versorgte. Ich entnehme dem „Auburn Herald“ (18. September 1852) die folgende interessante Schilderung:

„Auburn wurde im Sommer 1849 gegründet. Wie bei allen Städten, welche in jener Periode ins Leben traten, wurde auch bei der Anlage dieses Ortes weder auf Regelmäßigkeit, noch auf Geschmack geachtet. In den folgenden Jahren (1850—51) aber hat der Ort seine Erscheinung wesentlich geändert. Die alten Blockcabinen weichen den bequemen, gezimmerten Häusern, das alte Geniste wird in eine hübsche, blühende Stadt verwandelt. Sieben Kutschen kommen und gehen täglich von und zu den Nachbarorten, jedes der drei californischen Expreß-Geschäfte hat ein Office in Auburn. Die wichtigste Lebensader des Ortes aber wurde eröffnet durch die Bear-River-Company, welche das Wasser des Flusses

achtzig Kilometer weit den wasserarmen Wäschen des Gebietes zuführte (1851 bis 1852). Diese Leitung ist zwei Meter breit und ein Meter tief; von Illinois Town ausgehend folgt sie neunundzwanzig Kilometer weit dem Flußthal, dann kreuzt sie die Wasserscheide zwischen Bear und N. Fork mittels eines 600 Meter langen Tunnels, welcher 60,000 Doll. gekostet hat. Dann überschreitet sie mittelst des Mammuth-Aquäductes (welcher 44 Meter hoch ist und 900 Kubikmeter Holzwerk enthält) die Schlucht und erreicht endlich unser Gebiet. 300,000 Doll. (1 bis 2 Mill. Mark) sind schon ausgegeben und dieser Betrag wird sich auf eine halbe Mill. Dollars steigern, bis alle Zweige der Leitung vollendet sein werden." Dieses gewaltige Werk wurde ausgeführt zu einer Zeit, da der Tagelohn 20 bis 30 Mark stand und das Anlagecapital mit 100 Procent verzinst werden mußte.

In den folgenden Jahren wurden mehrere hundert Leitungen gebaut; zu Ende der fünfziger Jahre hatte Californien schon 10,000 Kilometer solcher bergmännischen Canäle. Diese Gesammtlänge hat sich in den folgenden Decennien erhalten (zwischen 8000—10,000 Kilometer). Der Unterschied von Einst zu Jetzt beruht aber darin, daß im Laufe der Zeit an die Stelle der kleinen Werke fast durchgehends mächtige Gräben und Gerinne getreten sind, welche die mehrfache Wassermenge führen.

Denkt man sich all' diese Leitungen vereint, so würden sie einen Canal darstellen, welcher von San Francisco bis New-York, und von da wieder zurück zum pacifischen Ocean reichen würde, oder, um ein europäisches Bild zu wählen: wenn man von Hamburg bis Venedig zehn Canäle neben einander legt, hat man dasselbe geleistet, was die californischen Goldwäscher im Laufe eines Decenniums vollbracht haben. Dieses Bild dürfte hinreichen, um die Bedeutung dieser Werke zu veranschaulichen.

Gering geschätzt haben die Leitungen schon zu Ende der fünfziger Jahre vierzig bis fünfzig Mill. Mark gekostet, und diese Schätzung hat sich seitdem nicht wesentlich geändert, weil Arbeitslohn und Verzinsung so stark gesunken sind, daß die viel ausgiebigeren Canäle unserer Tage doch nicht theurer kommen, als die kleinen Werke der alten Zeit. Mittels dieser Leitungen wurde in den ersten Jahren nach der alten primitiven Weise gewaschen; aber schon im Jahre 1852 wurde die neue hydraulische Methode durch Matteson eingeführt. Sein leitender Gedanke war, statt des fließenden Wassers einen starken Wasserstrahl zu verwenden. Er leitete zunächst das Wasser zu einem zehn Meter über der Wäsche stehenden Faß und von da mittels einer Zeugröhre mit Ansatzrohr auf den Boden der Wäsche. Der Versuch bewährte sich und Matteson legte in der Folge höher am Gehänge ein Reservoir an und verstärkte das Leitungsrohr durch Eisenreife. Bald wurde dieser Apparat durch Röhren aus gewalztem Eisenblech ersetzt, und schließlich arbeitete man mit einem Wasserdruck von hundert Metern und mit arm-, ja schenkeldickem Wasserstrahl.

Die Einführung der Eisenröhren ersparte auch die äußerst kostspieligen Aquäducte, welche nunmehr durch mächtige eiserne Knierohre ersetzt wurden. Derartige Röhren steigen, wo eine Schlucht zu kreuzen ist, vom Gehänge oft hundert, ja dreihundert Meter tief hinab in den Grund, um jenseits wieder

eben so hoch hinaufzusteigen, eine Einrichtung, welche so billig und verläßlich ist, daß sie binnen Kurzem die hölzernen Aquäducte verdrängte.

Um auch während der trockenen Jahreszeit über einen sicheren Wasservorrath zu verfügen, erwarben die Gesellschaften weite Niederschlagsgebiete im Hochgebirg und legten in einem geeigneten Hochthal Sperren mit 20 bis 30 Meter hohen Dämmen an, hinter welchen sich Seen von ein bis zwei Marschstunden Länge ansammelten. So speicherten einzelne Genossenschaften 10,000 bis 30,000 haushohe Wassermassen auf (das kubische Haus von 10 Meter Seite als Einheit — also im Ganzen 10 bis 30 Mill. Kubikmeter).

Ein so großer Damm kostet zwar bis zu 1 Million Mark, er sichert aber auch einen Wasservorrath, welcher während der zwei trockensten Sommermonate vorhält und genügen würde, eine Großstadt während eines ganzen Sommers mit allem nöthigen Nutzwasser zu versehen.

Durch diese riesigen Vorbereitungen ist der hydraulische Wäscher in Stand gesetzt, ganze Höhenzüge armen Goldschuttes zu verwaschen und zu verwerthen in einer Weise, welche ich im Folgenden darlege, indem ich die mächtige Wäsche von Bloomfield schildere. Diese Schuttmassen (Lehm, Sand und Gerölle) beherrschen hier wie anderwärts das Plateau, während an den Gehängen und im Grund des tiefen Thales das feste Grundgebirge ansteht. Das Wasser, welches über das Plateau geleitet wird, würde nur die Randmassen bewältigen können, wollte man es direkt in Anwendung bringen. Will man auch die Schuttmassen im Innern fassen und bewältigen, so muß man vom tiefen Thal aus durch das feste Grundgebirge einen Tunnel gegen die tieferen Theile der Schuttdecke treiben und das zu verwaschende Material durch diesen Stollen in die Flußschlucht abzapfen.

Wir schreiten durch das Felsplateau vor zu dieser Wäsche. Plötzlich stehen wir vor einem Abgrund. Ein wildes, ödes Amphitheater, so mächtig, daß eine ganze Ortschaft darin stehen könnte und so tief, daß der hohe Kirchthurm kaum bis zum Rand des riesigen Hofes hinaufreichen würde, liegt zu unseren Füßen. Ringsum stürzen die rothen und gelbgrauen Lehm- und Sandwände senkrecht ab bis zu den Halden, die von ihnen bis zum Boden der Pinge reichen. Einzelne Schuttpfeiler, welche bisher noch nicht verwaschen wurden, stehen im Grund, Geröllhaufen und Blöcke liegen unten in der tiefen Wüste verstreut; auf weite Strecken aber ist der felsige Untergrund entblößt, in welchem man die Thalrinne des alten Goldflusses gewahrt.

Viele derartige Waschhöfe und Amphitheater reihen sich oft aneinander. Die Wege, welche vordem ruhig über das wellige Hochland und über die Gehänge hin verliefen, halten sich hier und dort noch auf den Goldschutt-Wällen, welche bisher verschont geblieben sind; oft aber bricht der Weg auch an einem solchen Abgrund ab und man muß einen weiten Umweg machen, um zum Ort der Bestimmung oder hinab in den Grund zu gelangen.

Jenseits am Gehänge des künstlichen Kesselthales sieht man die schwarze tonnendicke Eisenröhre herabgeleitet, sie liegt da wie ein Riesenmast und reicht bis zum Boden. Wir steigen hinab und sehen jetzt, wie der Waschmeister das gigantische, kanonenförmige Mundstück (den sog. Monitor) richtet. Jetzt braust der

kopfdicke Wasserstrahl unter 100 Meter Wasserdruck hervor und schwillt dann so dick an wie ein Mast. Der weiße, siedende Wasserschuß fährt hinüber aufs Gehänge und wühlt sich in das Erdreich ein; er trifft die Steine und schlendert kopfgroße Blöcke wie Sandkörner vor sich her. Brodelnd und siedend fließt der schlammige Sturzbach ab und reißt Sand und Gerölle mit sich in den tiefen Canal, welcher in den Felsgrund eingeschnitten ist und allen Schutt und alles Wasser dem Tunnel und durch diesen dem tiefen Flußthal zuführt. Am Boden des Tunnels bleibt das schwere, niedersickernde Gold hinter den Querleisten liegen und wird von Zeit zu Zeit geräumt und zu Barren geschmolzen.

So geht die großartige Arbeit Tag und Nacht fort, Nachts bei Fackelschein oder bei elektrischem Licht — ein furchtbares, magisches Schauspiel.

Ueberblicken wir nun die einzelnen Theile und Zweige eines solchen Werkes. Der Hochgebirgssee, welcher das Wasser für den Sommer aufspeichert, hat eine Million Mark gekostet, die Wasserleitung zur Wäsche ebenso viel; der Tunnel ist in manchen Werken 2—3 Kilometer lang und hat 100,000 bis 2 Millionen Mark gekostet. So muß eine große Wäsche einige Millionen auslegen, bevor das eigentliche Waschen und die Goldproduction beginnt. Die Arbeit geht dann meist rasch und ohne Aufenthalt vor sich, wenn der Goldschutt leicht und locker ist. Fügt es sich aber, daß einzelne Bänke des Schuttes hart verkittet sind oder trifft man viele große Geschiebe und Blöcke, dann wird die Arbeit aufgehalten und vertheuert, ja in einzelnen Fällen sogar vollständig vereitelt.

Bloomfield brauchte für die gemeine Wäscharbeit nur zwei Waschmeister und einige Knechte; aber die vielen Blöcke, welche, nachdem man bis auf den felsigen Grund gelangt war, liegen blieben und oft faßgroß, ja mannshoch waren, hinderten die glatte Arbeit und beschäftigten zeitweise 100 bis 120 Mann, welche sie anbohren und sprengen mußten (die Blockstücke wurden dann natürlich leicht mit dem übrigen Schutt durch den Tunnel hinausgewaschen).

Die harten Bänke, welche die Wascharbeit gleichfalls hemmen, wurden durch kurze Tunnels und Strecken unterminirt, diese Hohlräume wurden dann mit einigen Dutzend Pulverkästen gefüllt und schließlich wird die ganze Masse durch einen Schuß erschüttert und zu Fall gebracht. Zu einer einzigen Ladung werden nicht selten 10—20, ja 30 Tonnen Sprengpulver verwendet und einige Hunderttausend Tonnen gelockerter Schutt wird dann disponibel. Ein stattlicher Gehängebruch geht donnernd nieder und kann ohne Weiteres verwaschen werden.

Es begreift sich, daß unter so erschwerenden Umständen die Selbstkosten beträchtlich steigen. Bloomfield gab monatlich für Arbeitslohn allein 100 000 Mark aus! Eine normale, tüchtige Wäsche (welche eine 50 Meter dicke Goldschutt-Schicht von 1000 Meter Länge und 500 Meter Breite, also eine Masse von 25 Millionen Kubikmeter enthält) liefert, bei einem mittleren Goldgehalt von 40 Pfg. per Kubikmeter, im Lauf einiger Jahre etwa 10 Millionen Mark Goldstaub und ertheilt hiervon unter günstigen Umständen 3—4 Millionen als Reingewinn. Von einer einzigen Tunnelräumung erzielte Bloomfield eine Goldbarre von 250 Kilo im Werthe von 400,000 Mark!

Der Fortschritt dieser Methode gegen die alte Art der Goldwäscherei ist augenfällig. Zu Anfang der fünfziger Jahre gingen die einzelnen Leute fast ohne

Vorauslagen an die Arbeit. Der Mann verwusch täglich ein oder einige Kubikmeter Goldschutt und verwerthete demgemäß natürlich nur die reichsten Partien, welche ihm wenigstens 50 Mark per Tag gaben. Jetzt werden mehrere Millionen ausgelegt, ehe man die Wascharbeit beginnt; ein Mann schießt im Laufe von vierundzwanzig Stunden aus einem Monitor 100 hausgroße Massen Wasser (20 Millionen Gallonen) und verwäscht hiermit fünf hausgroße Massen (5000 Kubikmeter) Schutt, also ein paar Tausend Mal mehr als der Wäscher Anno '50 bewältigen konnte. So ist man jetzt im Stande, mächtige Massen armen Goldschuttes zu verwerthen. Man verlangte einst 50 Mark Gold pro Kubikmeter Erde; jetzt ist man mit 1/2 Mark zufrieden, ja unter günstigen Verhältnissen decken sich die Kosten, wenn der Schutt pro Kubikmeter nur einige Goldstäubchen im Werthe von 20 Pfennigen enthält.

Bis Mitte der fünfziger Jahre hatte das Heer der Goldwäscher mittels der alten Methoden etwa eine Milliarde Mark verarbeitet. Die hydraulischen Werke hielten die Production lange auf der alten Höhe, während die Zahl der beschäftigten Arbeiter stetig abnahm in dem Maße, als sich die Methode vervollkommnete. In der letzten Zeit wurden in Californien jährlich etwa 50,000 hausgroße Massen Goldschutt hydraulisch bewältigt und hieraus jährlich etwa 20—30 Millionen Mark erbeutet. —

Durch nahezu eine Generation haben diese großartigen Arbeiten angehalten, dann kam der Einstellungsbefehl des obersten Gerichtes (1883) und seitdem liegen die Werke brach. Dieser gewaltsame Eingriff, welcher im ganzen Land ein Capital von mindestens 100 Millionen Mark gelähmt hat und die Gewinnung einiger Milliarden Goldstaub hemmt, wurde hervorgerufen durch den ungeheuren Schaden, welchen die geförderten Schuttmassen im Tiefland angerichtet haben. Um dies anschaulich zu machen, wähle ich als Object einen der am schwersten heimgesuchten Districte, die Gegend von Marysville.

Dieses Städtchen, welches am Ausflusse des Yuba in der Ebene liegt, war zu Anfang der fünfziger Jahre ein blühender Ort, um welchen reiche Gefilde und Gärten sich breiteten. Heute liegt die Stadt im Bereiche eines stundenweiten (Breite 5—7 Kilometer) Verwüstungs- und Schuttfeldes, durch gewaltige Dämme gegen die Fluthen des Flusses nothdürftig geschützt. Das ganze Gebiet ist entwerthet; 1855 betrug der besteuerte Besitz des Städtchens noch 14 Millionen Mark (1860 = 15), im Jahre 1880 wurde es nur noch mit 7 Millionen Mark eingeschätzt; während andere Orte der Ebene im gleichen Zeitraum zehnmal werthvoller geworden sind, haben diese und andere geschädigte Landschaften den halben Besitz verloren.

Briggs hatte hier seine herrlichen Obstgärten, welche um die Mitte der fünfziger Jahre etwa 1 Million Mark werth waren; zu Ende der fünfziger Jahre war sein Besitz unter Schutt und Geröll begraben.

Der Schade wird im Bereich der Flüsse, welche aus der Goldregion kommen und sich in den Sacramento ergießen, mindestens auf 10 Millionen Mark veranschlagt und da sind die Schäden des Sacramentothales selbst nicht berücksichtigt.

Vor der Goldära traten alle diese Flüsse während der trockenen Zeit mit klarem Gewässer aus dem Gebirge, jetzt sind sie schwer und schlammig. Damals

waren sie selbst bei normaler Fluth zwischen feste, natürliche Bänke eingeengt; jetzt sind die Betten mit Schutt erfüllt und das Wasser tritt schon bei geringem Niederschlag über die Ufer. Die Anschüttung beträgt bei der Mündung der Flüsse in die Ebene zwei, ja vier Meter und weiter unten im Flachland noch immer 1 und ½ Meter (im Bereiche der Ueberschwemmungs-Streifen). So bedeutend sind diese Ablagerungen, daß sich hinter den flachen Stellen des Unterlaufes bei jeder Ueberschwemmung Hochwasser-Seen anstauen, welche ungleich bedeutender sind als die Sumpf-Seen der alten Zeit; bei Niederwasser aber wird die Schiffahrt durch den Schutt streckenweis gehindert und gefährdet.

Der Mississippi führt bei Hochwasser ½, höchstens 1 pro Mille Schlamm, die Flüsse der Goldregion aber bringen, gleich den schlechtesten Gießbächen der Südalpen und der Apenninen, 2—5 pro Mille, zeitweise sogar über 1 % Trübes und dazu rollen sie auf ihrem Grunde mindestens eben soviel gröberes Material vorwärts. Der Schlamm, welcher im Wasser schwebt, macht allein jährlich etwa 18,000 hausgroße Massen aus und hiervon kommt mehr als ⅞ von den Wäschern und kaum ⅛ stammt von der natürlichen Auswaschung und Zerstörung der Berge.

Seit Beginn der Goldära wurden in der Ebene des Feather und Sacramento nicht weniger als 100,000 hausgroße Massen Schlamm und Sand abgelagert und diese Zahl ist verhältnißmäßig geringfügig, wenn man sie vergleicht mit den enormen Massen von Goldschutt, welche im Laufe dieser Zeit verwaschen wurden. Zuletzt wurden jährlich 50,000 hausgroße Massen Goldschutt in die Bergthäler hinabgeschüttet; etwa die Hälfte hiervon blieb liegen, ¼ rollte am Boden fort und ¼ schwamm als Schlamm mit dem Wasser weiter. Diese leichten Massen wurden zum Theil bis ins Meer befördert, zum Theil kamen sie im Verein mit dem am Fußboden fortrollenden Material in der Ebene zur Ablagerung. Man sieht, die abgesetzten Massen sind unbedeutend im Vergleich mit den jährlich verwaschenen Massen; aber doch stören schon diese geringfügigen Ablagerungen das ganze Flußregiment im Unterlauf und in der Ebene, und sie werden noch viel bedenklichere Abnormitäten bewirken, wenn erst im Laufe der Zeit mehr und mehr von den gröberen Massen, welche vorläufig in den Gebirgsthälern abgelagert sind, nachwandern.

Das ist die Sachlage; und nun eröffnet sich die Frage, was haben die Bewohner der Ebene gegen diese Calamität gethan und wie dürfte sich der großartige ökonomisch-technische Conflict in Zukunft gestalten und lösen?

Bis in die sechziger Jahre waren die Bergleute und Wäscher die herrschende Macht des Landes. Die Farmer im Flachland duldeten die Fluthen und die Versandung als ein Naturereigniß und schützten sich nur so gut als möglich durch Dämme. Im Laufe der Jahre änderten sich aber die Verhältnisse: der Farmer wurde der mächtigste Producent, die Culturen breiteten sich in der Ebene weiter aus, der Schade, welcher durch die Flüsse angerichtet wurde, betraf größere Complexe und wurde schließlich eine Landplage. Trotzdem entschlossen sich die Farmer lange nicht zu entscheidenden Maßregeln. Die Bergleute hatten ja in dieser Weise seit jeher unbehindert gewirthschaftet, überdies kam Schlamm und Sand nicht bloß aus den Wäschen, sondern auch auf natürlichem Wege

mit jedem Regenguß herab ins Thal. Man konnte nicht sagen, wie viel von den Wäschen stammte und vor Allem konnte der einzelne Beschädigte nicht gegen einen einzelnen Beschädiger Klage führen — die Sache schien juristisch nicht anfaßbar.

Trotzdem fühlten die Leute, daß es unrecht sei und einzelne wagten den Proceß. Nach der verheerenden Ueberschwemmung des Jahres 1877/8 wurde die Bewegung allgemein; es bildete sich ein Bund der Farmer, welcher einen Monstreproceß anstrengte. Nachgerade war man sich darüber klar geworden, daß die Agriculturinteressen in Californien wichtiger seien als die bergmännischen und demgemäß erlitt auch das allgemeine Rechtsbewußtsein eine Wandlung. Die Association der Hydrauliker unterlag und wurde (Januar 1884) durch Entscheidung des obersten Gerichtshofes beauftragt, ihre Werke so lange einzustellen, bis sie hinreichende Maßregeln zur Zurückhaltung des Schuttes getroffen hätten.

Oberingenieur Hall schlägt nun vor, die Gesellschaften sollten 3 Mill. Doll. für Thalsperren auslegen, welche im Laufe von 30 Jahren etwa ½ Mill. hausgroße Massen Schutt und Sand zurückhalten würden und Viele sind der Meinung, daß die Frage nur in dieser Weise gelöst werden könne. Ich bin jedoch entschieden gegen diese Maßregel, weil die Erhaltung der Dämme dem Lande für alle Zukunft große Summen kosten wird, während der Gewinn nur ephemär ist; überdies halte ich Thalsperren in so großem Stile an und für sich schon für ein Uebel, weil sie doch nur kurzsichtige Auskunftsmittel in momentanen Verlegenheiten sind. Der Ingenieur, welcher eine solche Sperre anlegt, begeht nach meiner Ansicht denselben Fehler, welcher den reactionären Staatsmann charakterisirt. Beide wollen mit beschränkten Mitteln chronische Naturprocesse aufhalten und unveränderliche Zustände schaffen. Das gelingt natürlich auch in ein und dem anderen Falle für einige Zeit, bedingt aber schließlich eben so natürlich eine gewaltsame Katastrophe, welche das Versäumte mit verhängnißvollem Ungestüm in einem Zuge nachholt. Auf Grund dieser Ueberlegung erkläre ich mich gegen die Thalsperren, schlage dagegen vor, der Ebene und den Wäschen eine Steuer aufzulegen, eine Anleihe aufzunehmen und mittelst dieser Gelder die Flüsse zu reguliren; was früher oder später ohnedies geschehen muß, mag auf diese Weise rasch absolvirt werden. Zweitens muß die Ausbeute der Wäschen so weit beschränkt werden, daß die Flüsse die Schuttmassen fördern und bewältigen können. So wird es möglich, die Milliarden Gold, welche noch im Schutt verborgen sind, zu gewinnen und nebstbei kann man mittelst der geförderten Schlammmassen die Ebene meloriren und die Sümpfe ausfüllen und trocken legen. Man braucht also weder die 100 Mill. Capital, welche in den Wäschen angelegt sind, zu lähmen, noch braucht man die gefahrdrohenden und unökonomischen Thalsperren anzulegen, sondern die Wäschen können unbehindert fortbetrieben werden, ja, ihre Arbeit läßt sich ganz wohl mit dem Gedeihen der Ebene vereinen. Das ist meines Erachtens die einzige Möglichkeit, die widerstreitenden Interessen in ökonomischer Weise zu versöhnen.

II. Die hohe Sierra.

Vulcane; Eiszeit; junge Zerrüttung des Gebirges.

Die Sierra Nevada, wörtlich „das Schneegebirge", stellt ein flach (mit 2 bis 3°) gegen Osten ansteigendes, von tiefen Schluchten quer durchrissenes Gebirgsplateau dar. Granit beherrscht die Höhen der mittleren und südlichen Sierra, während das Mittelgebirge aus steil gestellten Schiefern und eingeschalteten Dioritzügen besteht. Ueber dem Grundgebirge liegt in der mittleren und nördlichen Sierra der alte Goldschutt, von Tuff und Lavadecken umlagert. Diese vulcanischen Gebilde, welche in der mittleren Sierra bescheiden auftauchen, gewinnen im Norden eine große Verbreitung und Mächtigkeit und überdecken schließlich das ganze Grundgebirge. Dort im Norden sind die Hochgipfel vulcanisch, während die schneeigen Hochzüge der mittleren und südlichen Sierra granitisch sind. Drei bis viertausend Meter hoch[1]) erheben sich die Gipfel des Gebirges, von ihnen senken sich die Thäler sanft (mit 5 bis 1°) gegen die westliche Ebene, während das Gebirge gegen die hohe östliche Wüste rasch abfällt.

Das Klima der Fußhügel gleicht jenem der californischen Ebene: kühle, winterliche Regenzeit und mäßig warme, dürre Sommer wechseln ab. In der höheren Sierra ist die Menge der Niederschläge während der kalten Jahreszeit beträchtlich (3 bis 4, ja 6 Meter Schnee); dagegen sind die Sommer herrlich erquickend und so heiter, daß der Wanderer in der guten Zeit sicher dreimal so viel leisten und genießen kann, als in unseren Alpen.

Die Vegetation der Fußhügel erinnert an jene der italischen Gebirge durch ihre Dürftigkeit und durch das Auftreten wintergrüner Gewächse. Immergrüne Eichen, rothhäftige Manzaniten, kleines, trockenes, oft stacheliges Strauchwerk, aromatische Kräuter, dürftiger Graswuchs bedecken die welligen Gelände. Im Mittel- und Hochgebirge herrscht hingegen, wo die Sägwerke noch nicht gewüstet haben, luftiger, lichter Hochwald, welcher auf große Strecken Spuren des Waldbrandes trägt und auf dessen Boden die gefallenen Stämme vermodern. Während im Gebirge des östlichen Amerika's der Laubwald vorwiegt, zeichnet sich die Hoch-Sierra gleich unseren Alpen durch Nadelgehölz aus; nur ist der californische Nadelwald schöner und großartiger, als der unserer Alpen. Während unser Wald meist monoton, dicht und feucht ist, zeichnet sich der californische Hochforst durch Mannigfaltigkeit (28 Arten von Fichten, Föhren und Zedern), durch Trockenheit und durch Mangel an Unterwuchs aus. Fast nie trifft man auf jenen Waldhöhen Quellen, keine freien Waldwiesen, keine Moosteppiche. Während unser Hochgebirge weite Firndecken besitzt, welche als Gletscher in die Thäler hinabreichen, verschwinden im californischen Hochgebirge im trockenen, niederschlagslosen Sommer fast alle Schneemassen. Während bei uns über dem Wald die frischen Alpenwiesen folgen, reicht hier der Forst bis in die hohen Regionen und endet erst im Gebiete der steilen Granitgipfel, welche hell und kahl ins Blaue aufragen.

[1]) In der mittleren Sierra sind die Berge kaum 3000, in der südlichen dagegen über 4000 Meter hoch; die Paßhöhe, welche in der mittleren Sierra nur 2000 Meter beträgt, steigt im südlichen Gebirg über 3000.

Unser Gebirge ist durch Längs- und Querthäler in mächtige Züge und centrale Stöcke gegliedert; die Sierra hingegen ist ein massig und hoch ansteigendes Plateaugebirge, welches nur von Querschluchten durchfurcht ist und über welches sich die Hochgipfel weder so hoch, noch so steil erheben, wie bei den Alpen. Wenige Seen zeichnen die Hochsierra aus, in der mittleren Sierra und in der Zone der Fußhügel fehlen sie durchwegs. Während in den Alpen auf eine granitische Centralzone Kalkzüge und weiterhin milde Vorberge folgen, fehlt hier die Kalkformation; der Goldschutt und die Lavadecken, welche dafür in Californien vortreten, bringen weniger Wechsel und Contrast in die Landschaft.

Das sind die unterscheidenden Merkmale des Reliefs, des Klimas und der Vegetation. Mancher Reiz unseres Hochgebirges fehlt der Sierra; dafür treffen wir aber hier herrliche Plateauwälder, großartig wilde Schluchten und jene Abstürze gegen die östliche Wüste, deren Contraste so eigenartig und überwältigend sind. Unsere Alpen bieten auf kurze Strecken einen reicheren Wechsel der Bilder, dafür aber auch oft eine Monotonie des Regenwetters, welche die heitere Sierra nicht kennt. Kurz, beide Gebirge haben ihre Schattenseiten, beide ihre reichen Vorzüge. Wenn man beide kennt, vergißt man gerne Kritik und Vergleich und freut sich nur, daß die Natur so mannigfaltig, so schön und groß ist.

Ueber ein und das andere Joch der mittleren Sierra ging vor der Eisenbahnzeit ein nicht unbeträchtlicher Verkehr hinab nach der californischen Ebene; jetzt sind die Wege verwahrlost, mit Blöcken überrollt, die Brücken zerfallen und verschwunden und man begegnet während manches Tagmarsches keinem lebenden Wesen. Nur die Schafhirten mit ihren riesigen Heerden kommen im Frühjahr und wandern im Frühherbst wieder hinab ins Tiefland. Die Schafe ziehen grasend über die Gehänge hin und überrollen die Straße mit Steinen. Der Instinct warnt die Thiere nicht immer vor dem giftigen Lorbeer und der weißen Azalee und viele gehen zu Grunde, andere verirren sich oder bleiben erschöpft liegen. Zu Hunderten liegt dann das Aas am Wege und an den Gehängen, daher die verpestete Luft, welche man auf diesen Thalstrecken so oft antrifft. In den sumpfigen Niederungen marschirt man durch Mückenschwärme, welche die Wanderung qualvoll machen; wird ja selbst das weidende Vieh während des Frühsommers oft so gepeinigt, daß es schlaflos herumirrt und abmagert.

Für diese Uebelstände wird man keineswegs durch schöne Thal- und Jochbilder entschädigt. Die Berge sind meist flach, die Formen monoton. Föhren- und Fichtenwald voll gelber Bartflechten bedecken die Gehänge und reichen bis nahe an die Gipfel; der Thalgrund aber wird beherrscht von weißen Pappelauen und magern Wiesen. Desto erquicklicher sind die Hochtouren, deren eine ich hier schildere.

Von Independence-Lake wandern wir gegen das Lola-Joch. Auen und Nadelwald beherrschen das Thalende. Die tieferen Gehänge werden gebildet von großblockigem Syenit, darüber erhebt sich der Vulcan Lola Pik, über dessen Flanken wir ansteigen. Halbzerstörte Lavaströme wechsellagern mit Tuffen, die Gehänge sind spärlich bewaldet. Schneehalden reichen am Nordgehänge herab bis zum Thal (Juli). Die Niederung mit ihren Mückenwolken liegt schon tief unter uns und wir erfreuen uns der erquickenden Hochgebirgsluft.

Der Bau des vulcanischen Berges ist klar. Ueberall sieht man die vom Gipfel abwärts sich neigenden Ströme entblößt, dazwischen mächtige Massen von Tuffen; einige Gänge ragen als Mauern auf, aus ihnen quoll einst die versengende Lava. Im Bereiche des Gipfels verschwinden die festen Gesteine und die Tuffe gelangen zur Alleinherrschaft.

Unten im Mittelgebirge haben wir Reste einer ehemals weitverbreiteten Lavabedeckung angetroffen, streckenweise sahen wir die Gänge, aus welchen die Lava hervorbrach; die Plateaurücken waren überdeckt von Tuffen und Lavaströmen; aber alle diese Gebilde sind nicht bloß tief zerstört durch die Gewässer, sie sind auch so stark zerrüttet, daß man die ursprüngliche Einheit kaum reconstruiren kann. Meist sieht man nur ein Haufwerk von Blöcken, welche bald frei in lehmig zersetztem Schuttboden liegen, bald mit Tuff gemischt und verkittet sind. Hier im Gipfelgebiet dagegen haben wir noch wohlerhaltene Vulcane, welche sich massig und geschlossen über dem granitischen Grundgebirge aufbauen. Der Rundblick von dem vulcanischen Gipfel, den wir eben erstiegen, ist weit und schön. Gegen Ost graugrünes Waldmeer — flache Höhenzüge, welche sich hier einschieben zwischen die Hochgipfel und die östliche Wüste; gegen West ein sanfter, vulcanischer Hochrücken, mildes, bräunliches, schwach übergrüntes Gebirge, dahinter einige hochaufragende, helle, kahle Granitmassivs, dann endloses welliges Waldplateau, welches sich zur fernen californischen Ebene sanft niedersenkt. Gegen Nord und Süd aber folgen unsere Blicke dem Hochgipfelzuge der Sierra. Im Süden continuirliche, mächtig und breit aus dem Waldland ansteigende Granitmassivs, die breiten Gipfel eingehüllt in Schneedecken, welche sich gegen die Flanken allmälig in Flecken und Streifen auflösen; wie gewaltige Inseln ragen diese Berge einsam auf in die dünne eisige Atmosphäre. Nordwärts liegt zwischen Lola und den großen Vulcanen der nördlichen Sierra eine Depression des Gebirges, welche etwa zwei oder drei Tagereisen weit reichen mag — ein mildes, dürftig bewaldetes Bergland — jenseits dieser niederen Züge erhebt sich aber aus graublauem Duft ein einsamer Bergriese. Auch dieser Gipfel leuchtet schneeweiß gleich den südlichen Granitmassivs; seine Gestalt aber zeigt, daß dort eine andere Formation herrscht, als jenseits im Süden. Das sind nicht mehr granitische Gebirge, sondern steile vulcanische Kegelberge. So verräth der Gegensatz des Reliefs den geologischen Contrast.

Nachdem ich den großen Ueberblick genossen, wanderte ich pfadlos, wie ich gekommen war, über die Gehänge des Vulcanes hinab und durch das westliche Hochthal nach dem mächtigen Fordyce-Damm. Das Thal war (im Juli) noch tief verschneit und es folgten ein paar beschwerlicher Marschstunden durch Schneefelder und winterlichen Wald, am Eissee vorbei, hinab nach Fordyce. Hier sperrt ein gewaltiger Steindamm das Thal, dahinter staut sich das Wasser zu einem See. Das Thal war einst bis zum Grunde bewaldet, das aufgestaute Wasser aber hat die Bäume ertränkt. Rings um das Ufer starren die todten Gipfel aus dem Wasser auf, gegen die Mitte des Sees sind Stamm und Krone versunken und ertrunken. Der graue Kranz todter Bäume verleiht dem stillen See eine tiefe Melancholie und die ganze Umgebung stimmt hierzu. Massig und hell erheben sich die Granitberge mit ihren Schneefeldern, die Thäler sind be-

waldet, aber verschneit, die Natur hält hier bis tief in den Sommer hinein den Winterschlaf. Kein menschlicher Laut, kein Vogelsang; nur beim Seedamm in der Hütte trifft man den Dammwächter, welcher hier einsam haust und die Schleußen stellt, wenn ihm das Telephon Befehle aus den Goldwäschen des Tieflandes übermittelt.

Klar sind hier, wie in so vielen anderen Hochthälern, die Spuren der Eiszeit erhalten. Weite Blößen im Thalgrund zeigen den nackten Felsboden, buckelig gerundet und von Striemen und Schliffen durchzogen. Die Sockel der Berge zeigen dieselben Formen, an den Gehängen und auf einsamen Hügeln sitzen mächtige Blöcke fremder Gesteine, welche einst von den Gletschern thalab getragen worden sind. Eine Tagereise weit reichen diese Wegspuren der Gletscher hinab bis ins Mittelgebirge: gebuckelte Felsen mit Schliffen, erratische Blöcke, Randmoränen, zum Schluß hier und dort Reste der sichelförmigen Endmoräne. Wie bei uns in Europa war also auch hier das Gebirge einst weithin von tiefem Firn bedeckt, dessen schwere, träge Ströme durch die Thäler hinauswanderten bis ins warme Tiefland. Die Erscheinungen sind in beiden Continenten dieselben; aber die Schliffe und Striemen der Sierra sind durchgehends, selbst in widerstandsfähigem Gestein, stark verwischt und oft ganz verlöscht, was darauf hindeutet, daß der Umschlag in wärmeres Klima hier früher erfolgte, als in den südeuropäischen Hochgebirgen. Sind schon diese Phänomene im Gebiete von Fordyce anziehend, so wird der Geologe noch intensiver angeregt durch die Beobachtung der Klüftung und Zerrüttung des Gebirges. Wie überall in der mittleren Sierra ist dieses Grundgebirge nicht bloß von den Gewässern vielfach zerstört, sondern auch (strichweise) besonders stark von Rissen und Klüften durchsetzt, im Gegensatz zu den Graniten der südlichen Sierra, welche heute noch so unzerrissen und vollständig sind wie zur Zeit ihrer Bildung.

Im Süden hat das Gebirge also (wenigstens in vielen Gebieten) seit jener Zeit Ruhe gehalten, während hier gewaltige Bewegungen die Gebirgsmassen in Blöcke zerschnitten und aufgelöst haben. Die letztere Erscheinung ist in Gebirgen gemein; auffallend und beachtenswerth ist hingegen, daß diese Bewegungen in der Sierra nachweislich intensiv bis in die jüngste Zeit anhalten. Der Thalboden, welcher, wie wir gesehen haben, von Gletschern geschliffen ist, zeigt, wie die Felsmassen streifenweise in höhere Stufen gerückt oder tiefer herabgesunken sind. Die geschliffene Fläche bricht plötzlich ab, dann muß man eine Stufe hinabsteigen und steht nun auf der versunkenen Fortsetzung der Schlifffläche. Die Kante der Vertiefung ist bald scharf, bald rund geschliffen, was klar beweist, daß die Verwerfungen zum Theil während der Eiszeit, zum Theil aber nach derselben sich vollzogen haben. Begeht man, einmal auf die Erscheinung aufmerksam gemacht, das ganze Thal, so erstaunt man über die Großartigkeit und Frische der Erscheinung. Einzelne Theile der Felsmasse sind gesunken, andere Streifen stehen wie scharf modellirte Bänke empor. Hier sind die Gesteine fest gegeneinander gedrückt, dort klaffen weite Spalten, die Anordnung aller Felstheile ist verzerrt, kein Stück paßt mehr zum andern, ja strichweise ist das ganze Grundgebirge zerrüttet und zu einem Chaos von Blöcken aufgelöst, deren Verwirrung an kyklopische Steinbrüche und Felsstürze erinnert.

Derartige Verschiebungen haben sich natürlich in vielen Gebirgen ereignet, aber meist wird rasch nach einer solchen, von Erdbeben begleiteten Katastrophe jede Unebenheit, Stufe oder Spalte von Erde und Graswuchs ausgefüllt und verhüllt. Im Thale unter Fordyce aber liegen die verworfenen Felsmassen so nackt und grell vor unseren Augen, daß wir keinen Augenblick die gewaltigen Bewegungen des Gebirges vergessen können. Hier kann die Verkleidung und Verhüllung mittels Erde nicht Schritt halten mit der Zerrüttung der Berge, welche zweifellos bis in unsere Tage mit großer Intensität anhält. Auf meine Frage bestätigte der Dammwächter, daß er während seines Dienstes zwei Erdbeben verspürt habe, aber er machte kein Wesen daraus; die Beben waren unbedeutend und hatten weder Damm noch Haus beschädigt. Ich warnte ihn jedoch und bin der Ueberzeugung, daß nicht wenige Gebiete so von Beben gefährdet sind, wie das Thal unterhalb Fordyce.

Bevor ich das Gebiet verließ, bestieg ich den kleinen Berg, welcher isolirt unterhalb des Dammes aufragt und von Gletscherschliffen, Gletscherblöcken und Verwerfungen überschwärmt ist; noch einmal überschaute ich die Gegend, die mir einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Hüben und drüben die kahlen, weißen Granitmassivs mit Schneefeldern und wenigen dunklen Bäumen, ferner im Hochgebirge die erloschenen Vulcane, im Thal hier und dort alter Wald, hinter dem Damm der Hochsee, aus dessen Uferwasser dürre Wipfel ertrunkener Bäume gespenstisch aufragen; rings um mich Gletscherblößen, klaffender Fels, zerrüttetes Gebirge. Durch den Grund des öden, winterlichen Hochthales tost der Bergbach; einst strömte hier der mächtige, Blöcke tragende Gletscher hinab. Seine Zeit ist um, aber kaum ist es wirthlicher geworden: noch immer bricht und klafft das Gebirge, es verbannt den Menschen aus seiner gewaltigen schreckensvollen Einsamkeit. Trotz des nie endenden Winters und trotz des Bebens haben die Menschen eben doch diesen kühnen Damm gebaut und die Gewässer des Wintergebirges gebannt und bewahrt für die Sommerarbeit des Unterlandes.

III. Sierra und Wüste.

Die mittlere Sierra stößt ostwärts an eine hohe, wüste Ebene; gegen Süden erhebt sich das Gebirge immer höher und der Contrast zwischen Hochgebirge und Wüste tritt schärfer hervor.

Dort steht inmitten des dürren trostlosen Landes die improvisirte Holzstadt Hawthorn; die Berge sind kahl und steinig, die Ebene ist sandig und todt, weithin dehnt sich der stille blaue See mit weißsalzigem Gestade und über der Einöde liegt grelles Sonnenlicht. Dort oben hingegen im kuppigen Granitgebirge der Sierra herrscht, auf Tagereisen weit, tief verschneiter, stiller, winterlicher Hochwald. Und in den Schluchten und in den Höhen — 3000 Meter über dem Meer — haben die Bergwerke sich eingenistet. Noch ist Alles unsicher, die reichen Erze sind schwer zugänglich, Wege, Arbeit und Materialien sind theuer; aber die Breschen sind gebrochen und es muß gehen! Fremont war im Jahre 1848 hier durch das blutige Cannon marschirt; zehn Jahre später rüstete Judge Maggie von Bigoak Flat eine Expedition, welche die Landschaft durchforschen sollte: er fand den Baum wieder, in welchem er, als er Fremont begleitet, seinen

Namen eingeschnitten hatte. Die Gold-Wäschen von Mono wurden entdeckt und belegt. 1859 durchstreifte der Arzt Dr. Chase mit seinem Genossen Clayton das Hochthal von Tajoga; er entdeckte einen reichen Gang und ließ eine Weißblech-Pfanne mit Namen und Datum am Ort. Aber er kam nicht zurück. Erst im Jahre 1874 wurde der Gang durch einen Schäfer wieder aufgefunden und 1881 kam der „Schäfer-Gang", wie er von nun an hieß, in die Hände einer reichen Gesellschaft, welche eine Straße durchs Gebirge baut (1882) und einen Tunnel einbringt (1883—1884). In den Wäldern und Gehängen schürfen die Prospecter; hier und dort steht ein Blockhaus und im Sommer wird Alles lebendig. Unten im Homer-District hat der Schürfer Homer die ersten Gänge aufgedeckt; er hoffte für sich und sein junges Weib Glück und Reichthum. Aber das Unglück verfolgte ihn so lange, bis er in tiefer Verzweiflung (zu Weihnachten 1879) seinem Leben ein Ende machte. Das sind Pioniergeschicke; Mancher geht zu Grunde, mancher Posten wird verlassen und wieder belegt, zuletzt aber wird die Wildniß doch erobert und überwältigt.

Seit ein paar Jahren sind die zwei Bergwerke von Millcreek durch schwindelerregende Drahtseil-Aufzüge zugänglich. Da geht es über die nackten Berggehänge 800 Meter in einem Zug hinauf zur Gorilla-Mine, welche 3200 Meter über dem Meer liegt; auf lange Strecken beträgt die Steigung der Seilbahn 45 Grad (local über 50 Grad). Ein und eine halbe Stunde braucht der Fußgänger hinauf; der Aufzug bewältigt die Strecke in 8 Minuten. Kurz bevor ich das Werk besuchte, hatte man die Schnelligkeit gesteigert, bis die ganze Bergfahrt 5, ja nur 4 Minuten währte. Aber der Karren kam hierbei so arg ins Schwingen, daß er einmal entgleiste und die Bremse durchriß. Da ging der schwere Erzwagen mit donnernder Eile hinab über den Berg und der leere Karren fuhr ebenso schnell tanzend und schwirrend hinauf. Unten schlug der Wagen die schwere Brüstung durch und flog hinaus in die Ebene, während der leere Karren, oben angelangt, einen Luftsprung machte, sich vom Drahtseil löste und gleichfalls in die Tiefe hinabpolterte. Seitdem die Schnelligkeit reducirt ist, sind solche Zufälle ausgeschlossen; aber noch immer macht die erste Auffahrt einen peinlichen Eindruck. Wer sich nicht sicher fühlt, setzt sich in den leer auffahrenden Karren; aber die Bergleute stellen sich lieber vorne auf das Drahtseil und halten sich rückwärts an der Karrenbrüstung; sie finden das sicherer, weil man im Nothfall abspringen könne. So fuhr auch ich auf und freute mich der Fahrt, welche in wenigen Minuten alle Genüsse einer Hochtour gewährt.

Mehrere Tage durchwanderte ich diese Höhen und Thäler. Die Schluchten stürzen rasch ab zur wüsten Ebene; die Landschaft erinnert an die ödesten Gebiete der Centralalpen, nur daß sie ärmer an Wald und während des Hochsommers auch ärmer an Schnee ist, als jene. Schroffes Granitgefels oder blutstreifige Quarzite erheben sich zu beiden Seiten, Schuttfelder reichen hinab in den Grund, in dem hier und dort die buckligen Schliffflächen der Eiszeit entblößt sind. Wenn man aufsteigend die Höhe erreicht, ändert sich das Landschaftsbild mit einem Zauberschlag. Dort trifft man keine Abstürze mehr, sondern Tagereisen weit senkt sich das kuppige, waldige Hochplateau sanft gegen Westen. Durch diesen Charakter des Reliefs unterscheidet sich die Sierra so wesentlich von

unseren Alpen; nur unser Erzgebirge zeigt einen ähnlichen Contrast, indem es als Waldplateau von Sachsen aus ansteigt und dann steil gegen Böhmen niederbricht. Man transponire dies Gebirge ins Gigantische und denke sich statt der fruchtbaren nordböhmischen Ebene mit ihren kleinen waldigen Lavakuppen eine Wüste, in der gewaltige kahle Eruptivgebirge aufquellen, so hat man Gleichniß und Contrast in Einem.

Millcreek liegt im Grunde einer dieser gewaltigen Hochschluchten; hier verlebte ich genuß- und eindrucksreiche Tage in Gesellschaft dreier tüchtiger Culturpioniere. Jeder steht frei und einsam in der Welt, jeder hat Energie und Sinn für dieses Leben. Der Doctor war schon im Jahre 1850 nach Californien gekommen, erlebte die erste Entwicklung des Landes, entwarf eine Wasserleitung für die Goldwäschen und betheiligte sich später an der Verbesserung der Pochwerke des Comstock; er füllte Patronen mit comprimirtem Knallgas, welche er dann durch den elektrischen Funken sprengte (wodurch die Verpestung der Bergwerke vermieden wurde), zuletzt untersuchte er das Wasser des Mono-Sees und führte das Salz an Stelle des Karlsbader Salzes in die Praxis ein. An diese und andere Unternehmungen hatte er viel Geld gewendet; aber er besaß nicht das nöthige kaufmännische Geschick und sobald einer seiner Vorschläge und Versuche sich bewährt hatte, bemächtigten sich Andere des Unternehmens. Resignirt erzählte er seine Mißerfolge, fast so ruhig, als wäre das Alles einem fremden Menschen widerfahren. Der Redacteur des Ortes brachte vor etlichen Jahren einen Satz Lettern und eine Presse, die nöthigen Kenntnisse und Energie mit sich in die Berge; er schrieb alle Artikel selbst, setzte, druckte und versandte das Blatt. Alles ruht auf ihm; ist er krank, so bleibt die Zeitung aus. Der dritte im Bunde vertritt das Postgeschäft von Wells-Fargo. Aus einer angesehenen östlichen Familie stammend, hat auch er eine Bildung genossen, die man im primitiven Pionierort nicht sucht. Wechselvoll verlief auch sein Dasein; er sprach davon mit milder, stoischer Heiterkeit und charakterisirte diese Art der Lebensführung treffend: „Bei Ihnen in Europa," sagte er, „können die Leute zufrieden sein, wenn sie an dem Orte sterben, wo sie geboren wurden und wo sie ein kleines, ereignißloses Leben lebten; hier strebt Jeder nach wechselvollen Geschicken und Thaten, nach Einfluß und Reichthum — nicht um den Reichthum zu genießen, sondern weil ihn gerade dies Streben freut, weil er das sichere, aber nüchterne, kleine Bürgerleben nicht erträgt. So vergeht unser Leben bewegt, Fluth und Ebbe wechseln und wir nehmen's, wie es kommt."

Durch solche Gespräche wurden die Mahlzeiten belebt; die Tage verflogen rasch und mit Bedauern schied ich von meinen trefflichen Gastfreunden, deren Wesen nicht wenig dazu beigetragen hatte, mir den Mann des fernen Westens werth zu machen.

Von den Sierra-Schluchten stieg ich hinab zur Wüste und jenseits wieder hinauf zur Bergstadt Bodie. Hier überschaute ich noch einmal das Land und nahm Abschied vom fernen Westen.

Das öde, graue Lavagebirge erhebt sich hoch über die Wüste und gewährt den großartigsten Blick über Tiefen und Höhen. Spärlicher Graswuchs und

Haide (Sagebrush) bedecken den mächtigen Andesit-Erguß von Bodie. Schneefelder liegen noch im Juli nahe bei der Stadt, welche eine flache Hochmulde beherrscht. Die niederen Holzhäuser treten mit Verandas über den Holzsteig vor, die Straßen sind vernachlässigt; hier und dort liegt auf den Wegen und hinter den Häusern wirres Haufwerk von Abfällen, Konservenbüchsen, zerbrochenem Hausrath. Viele Bauplätze sind abgebrochen, die Häuser als altes Holz verkauft und verheizt. Gleich außerhalb der Stadt steigt man über das steinige Gelände an und hier liegen auf einer Strecke von etwa 3 Kilometern zerstreut die braunen hölzernen Berggebäude mit ihren schwarzen Schornsteinröhren; die meisten feiern, wenig Leben ist in der Stadt und im Bergwerk. So schnell verflog das Glück: im Jahre 1877 wurden die reichen Gänge des Höhenzuges entdeckt, dann schwoll der Ort binnen zwei Jahren auf etwa 4—5000 Einwohner und jetzt leben nur noch einige Hundert in der Stadt.

Die obersten Theile des reichen Ganges der Bodiemine gaben von jeder Tonne Quarz viele Tausend Mark Geldes. Wahnsinnig rasch wurde abgebaut und ebenso schnell versank die reiche Herrlichkeit: 1880 gaben die geförderten Massen der zwei reichsten Bergwerke nur noch 140 bez. 280 Mark pro Tonne, 1883 sank der Gehalt auf 60 Mark. Bei uns wäre ein solcher Gang noch ein Schatz; in Bodie aber sind alle Preise so hoch, daß Erze mit diesem Goldgehalt nicht mehr mit Vortheil verwerthet werden können. Die finanzielle Wirthschaft von Bodie war noch zügelloser, als die der anderen Goldbergwerke. Die Schätze wurden mit toller Hast ausgebeutet und sobald Geld zur Hand war, wurde Alles vertheilt. Bodie-Mine hat in einem Monate den dritten Theil all seiner Dividenden im Betrage von 1½ Millionen Mark an die Actionäre ausgezahlt. Im Frühjahr 1878 war Bodie auf der Börse nur 200,000 Mark werth, ein paar Monate später zahlte es in einem Zuge 1½ Millionen Gewinn aus, im Sommer stieg der Werth des Werkes auf der Börse auf 10 Millionen Mark, dann fiel es aber ebenso bald als es emporgeschwollen war; 1883 konnte man alle Actien um 40,000 Mark haben.

So rasch verfliegt das Leben manches reichen Goldbergwerkes in Amerika und nicht genug kann diese Art der Gebahrung bedauert und getadelt werden. Es ist richtig, daß Minen wie Bodie, nachdem sie ausgebeutet sind, immerhin einen beträchtlichen Gewinn abgeworfen haben; aber der Gewinn könnte ungleich größer sein, und auf keinen Fall wiegt er die ökonomischen Schäden auf, welche dies Treiben im Gefolge hat. Ein so reiches Bergwerk lockt durch seine Existenz zahllose unglückliche Concurrenten in die Gegend. Diese arbeiten mit Schaden; die „Mammuth-Dividenden" des glücklichen Nachbars treiben aber die Hoffnungen so fieberhaft in die Höhe, daß es ihnen leicht gelingt, ihre werthlosen Besitztitel auf dem aufgeregten und gierigen Markt in klingende Münze umzusetzen. Actien-Gesellschaften mit ungeheurem Nominalcapital (nicht selten 20 bis 40 Millionen Mark pro Bergwerk) schießen empor, Millionen werden thatsächlich eingezahlt und verbraucht. Ueberdies werden durch die besagten übertriebenen Dividenden großartige technische Unternehmungen ins Leben gerufen, welche mit dem Bergwerk stehen und fallen. In diese Kategorie gehört die Gebirgsbahn von Bodie, welche 600 Meter tief zur Wüste niedersteigt, am

Monosee vorüberführt und jenseits in die waldigen Gehänge wieder 300 Meter hoch aufsteigt. Diese Bahn wurde im Laufe des Jahres 1880 um 2 Millionen Mark gebaut, rentirte ein Jahr lang und theilt jetzt das Geschick des Bergwerkes. Solche Unternehmungen wären unmöglich, würde nicht das Volk durch die maßlosen Dividenden fieberhaft aufgeregt. Das liegt aber eben leider im Interesse der großen Actien-Speculanten. Sie dirigiren das ganze ökonomische Gebahren, lassen durch längere Zeit Zubußen einzahlen und kaufen die in Folge dessen rasch entwertheten Papiere billig auf, dann lassen sie wieder Dividenden vertheilen, die Course fahren in die Höhe und nun schlägt der Börsianer, nachdem er die Dividenden eingestrichen, einen großen Theil der Actien wieder los. Kurz, der Meister bezieht die Hauptmasse der Dividenden und richtet es so ein, daß die kleinen Leute die Hauptmenge der Aufzahlungen leisten. Die wahre Oekonomie des Bergwerkes ist Nebensache. So lange diese Mißwirthschaft geduldet ist, wird natürlich das edle Bergwerk zumeist ein schädliches und demoralisirendes Geschäft bleiben. Die Staaten könnten dem Edelmetall-Bergbau, meines Erachtens, leicht eine solide Richtung geben, indem sie die Vertreibung der Besitzscheine auf der Börse untersagten; aber es ist wohl vergeblich zu hoffen, daß der Amerikaner irgend eine ökonomische Maßregel durchführe, welche die Einschränkung der persönlichen Willkür („Freiheit") voraussetzt.

Wir verlassen gerne dies unfruchtbare Thema, um zur Natur zurückzukehren: Vor unserem Blick liegt der große Zug der mittleren Sierra, ein mächtiges, steil gegen die Wüste sich niedersenkendes Tauern-Gebirge mit todtem Fuß und felsigen schneeigen Gipfeln; zwischen Fuß und Kamm aber zieht sich in halber Höhe ein leichter Waldgürtel hin. Unten folgt die gelbe grelle Sandebene, aus welcher der hellblaue Salzsee mit den kleinen vulcanischen Inseln aufleuchtet. Jenseits dieses Sees erhebt sich ein weißgipfeliger Bergzug im Plateau, ein todtes Bimsstein-Gebirge, aus welchem vor Zeiten in ungeheuren schneeigen Wolken der weiße, glühende vulcanische Staub gen Himmel flog und durch die Winde über die östliche Ebene verweht wurde. Wir selbst stehen auf einer mächtigen Eruptivmasse, welche aber im Gegensatz zu jenen weißen Bimsstein-Bergen nicht mit Explosion und Zerstäubung hervorbrach, sondern still und allmälig aus den Spalten aufquoll und sich aufkuppte.

Der wüste Boden unter uns ist im Sinne des Geologen nichts Anderes als die Fortsetzung der Sierra; zwischen Gebirge und Wüste setzten gewaltige Risse durch die Erdkruste nieder, längs dieser Risse sank das westliche Land, während die Sierra stehen blieb. Und Zug um Zug mit dieser großartigen geologischen Wandlung hat sich das Land hüben und drüben geändert. Dort waldiges, schneeiges Hochland, das die Dünste des Westens fesselt, hier dürre versunkene Wüste, in welcher die auslaugenden Gewässer sich zu todten Meeren sammeln. Dort ruhige Granitkuppen, hier zerrüttetes Grundgebirge, durchbrochen und überkuppt von jungen vulcanischen Massen. Zwischen Hochgebirge und Wüste aber erfolgen noch fort und fort bis in unsere Tage Verschiebungen und Senkungen, welche durch gewaltige Beben sich kundgeben.

Schnee.

Roman
von
Alexander L. Kielland.

Björnstjerne-Björnson
gewidmet
vom
Verfasser.

Erstes Capitel.

Wenn der Schnee nach einem Sturme dicht, schwer und eben fällt, die Vertiefungen ausfüllt und alle Spitzen und Ecken verschwinden läßt, dann ist der Gedanke wunderbar, daß dieser Schnee dasselbe Wasser sei, welches so fröhlich rieseln und springen kann, im Wasserfall schäumt gleich wirbelndem Rauch und in muthigen Strömen den Weg ins offene blaue Meer findet.

Und draußen — wenn die Sommersonne langsam und spät sich hinter den letzten glänzenden Streifen im Westen verbirgt, wo des Meeres Weg sich rund um die Erde zieht, da fällt Dir nicht leicht ein, daß diese frischen, goldumsäumten Wogen, in denen Fische spielen und Leben gedeiht, dasselbe Wasser ist, welches auf den Dächern der Häuser lastet wie schwerer todter Schnee, die Bäume und Zweige beugt und den Menschen den Pfad versperrt.

Dann wird es ganz still in dem großen Walde. Alle Töne werden verkürzt und eingehüllt von der schneeerfüllten Luft, die keiner Schwingungen fähig ist; eine schwere Stille, wie in einem dicken Federbett; der Bäche Getöse unter dem Eise tönt wie der tiefe Klang einer Spieldose unter dem Kopfkissen.

Aber leicht und lautlos, gleich vorsichtigen Gespenstern, senken sich die weißen Flocken hernieder — in der Nähe groß, und je höher, desto kleiner, bis das Auge an einem niedrigen, grauen Himmel Halt macht, der beinahe flach auf den Bäumen liegt.

Oben im Gebirge, wo der Sturm einige Stellen rein gefegt und das hohe Haidekraut zerzaust hatte, breitete der Schnee neue weiße Decken aus, deren Falten über die steilen Halden fielen und sich über den Gebirgswiesen wellten.

Aber weiter unten, nach dem Thale zu, brach der Wald hervor und erhob sich, mit Schnee in den Haaren, still und düster um die Wiesen im Thalgrunde,

wo Alles weiß war bis auf die tückischen schwarzen Stellen im Fluß, die niemals zufroren.

Alles Ebene und Steile bekam eine Kapuze auf und verschwand formlos. Der ganze Pfarrhof war zugeschneit, bis auf die kleinste Leiste am Fensterrahmen; — selbst oben auf dem Knopf der Flaggenstange stapelten die Schneeflocken sich vorsichtig zu einer hohen Mütze auf.

Das alte Wirthschaftsgebäude, vor den Fenstern des Wohnzimmers, war von oben bis unten verhüllt, so daß Niemand sehen konnte, wie baufällig und schlecht es war. Der Kirchweg über die Felder war verschwunden und die Jasmine um die Gartenlaube des Pfarrhofes beugten sich ganz zur Erde nieder.

Alle Wege waren versperrt, und in jedem Hausstand sammelten sich die Hausgenossen am Ofen, um stets dieselben Gesichter zu sehen und ihre Gespräche in den kleinen oft umschrittenen Ring ihrer eignen, von der Welt entfernten Gedanken sich bewegen zu lassen. Aber Alle waren gesund und munter durch die gemüthliche Wärme und den rothen Schein des Feuers und empfanden ein behagliches Gefühl des Gegensatzes zwischen drinnen und draußen, ihrem eignen kleinen Winkel und den kalten öden Strecken, zwischen dem Heimathlichen und dem Fremden — eine stille Selbstzufriedenheit — bescheiden und grau, aber unzerstörbar.

Wenn nun die Lampe angezündet ward, so brachte die Zeitung der Hauptstadt den Widerhall des Weltgetümmels in alle Ofenwinkel des Schneelandes. Und die Zeitung brachte gerade den passenden Widerhall.

Keine verzehrende Sehnsucht nach Sonne und Schönheit, keine weitläufigen Gedanken und Zweifel waren darin, keine leichtsinnige Bewunderung des falschen Glanzes der großen Welt.

Aber da fand sich Geschrei von Blut und Leidenschaft aus der Tiefe der Gesellschaft, da stand von Verderben und Verbrechen — ganz bis zum tiefsten Schmutze herunter, dem zu folgen einem gesunden Gefühl Ekel erregen würde. Im untersten Grunde war Fäulniß und die stieg höher und höher und machte erst an den Füßen des Thrones Halt — da wo noch Throne vorhanden waren, aber sonst überall entfesselte Leidenschaften, Blut und Schmutz.

So war die Zeitung der Hauptstadt.

Wenn dennoch diese Zeitung rund umher im Lande in allen gemüthlichen Ofenwinkeln auf dem Familientische lag, und vom Hausvater an bis auf die Finger der halberwachsenen Mädchen jede Hand sich danach ausstreckte, — so war der Grund hiervon in dem echt christlichen Geist zu suchen, der dieses Blattes Kern und Lebensprincip war. Deshalb folgten die Gedanken ohne Bedenken der Zeitung bis in die schwärzeste Tiefe der Verderbniß der Menschen und ihrer Bosheit. Denn all' diese Abscheulichkeiten, welche die Zeitung brachte, wurden gedämpft und verschwanden in dem christlichen Trost, daß sich Alles so entfernt zutrug; Gottes kleine Herde könne die Welt lärmen lassen, die Wächter ständen auf den Mauern, und der Herr selbst wache mit den Wächtern.

Und wenn ein Gedanke, ermüdet durch den einförmigen Tageslauf — von sich ausgehend, rund um sich selbst und zu sich selbst wieder zurückkehrend — den Versuch machte, darüber hinaus zu gehen in Sehnsucht nach andern Gedanken,

oder in schmerzlicher Theilnahme an den Leiden und Kämpfen der so weit entfernten Millionen, dann erhob die Zeitung der Hauptstadt sich in vollem Ornat und sagte: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt.

Gegen Zehn, wenn weder Amerika's Revolver noch Pariser Liederlichkeit sie noch wach zu halten vermochte, dankten sie ihrem Gott aus aufrichtigem Herzen, daß sie nicht draußen unter den Verworfenen zu leben brauchten, sondern zu den Auserwählten gehörten, in dem glücklichen Lande mit den gemüthlichen Ofenecken.

Inzwischen fiel der Schnee dicht im Dunkeln in der langen Winternacht, und Licht auf Licht erlosch in der schläfrigen todten Kälte. Die letzten Fenster im Thale, die einander da zublinzelten, gerade über dem Fluß, waren die des Predigers und des Vogtes — da saßen sie noch auf, lasen, dachten und wachten für die Andern.

Am Morgen gingen die Bauern mit dem Schneepflug aus, um der Post den Weg zu bahnen — die mußte ja in jedem Fall befördert werden, obgleich sie leider sowohl Gutes als Böses in die Kirchspiele trug. Die Zeitung der Hauptstadt führte Giftstoff mit sich, der ins Land hineinsickerte.

Böse Zeiten und böse Menschen, Unruhe im Gemüth und Aufruhr gegen Gott, die verderblichen Gedanken von dem Verderben draußen — die kamen, — die kamen wie eine Pest durch die Luft.

Aber noch war Frieden in dem kirchlichen Thal; und lange war dort Frieden gewesen.

Die Häuser der Bauern lagen halb begraben im Schnee — schwerfällig, niedrig und einander ganz gleich, mit kleinen vorsichtigen Fenstern, die das Ihre bewachten und thaten, als ob sie nichts sähen. Zwischen den Höfen führten Schleichwege und enge Pfade steil hinauf und wieder herunter, mit großen Steinen und tiefen Löchern, die im Winter zuschneiten, so daß die Leute dann direct über die Felder fuhren.

Hell und getrost lag der Pfarrhof mit einer Laube und einer Flaggenstange offen am Postwege. Mitten auf dem Hofplatz stand die hohe Schaukel, auf der die Jugend sich im Sommer vergnügte; die Balancierstange war halb eingeschneit, zwei Reihen großer Fenster in dem weitläufigen Hause schauten mit Blumen und Gardinen freundlich drein. Bei der Einfahrt lag der Schnee zur Seite aufgeschaufelt, bis hoch an die Stämme der jungen Tannen heran, die als Einfriedigung gepflanzt waren.

Mitten im Thal, wo der Fluß eine Krümmung macht, lag die Kirche, von den Feldern des Pfarrhofes umgeben. Sie war thurmlos und weiß gekalkt, einfach und unansehnlich, aber von starkem Gemäuer. Sie lag da, stumm und verschlossen, und Niemand berührte die Thür, wenn nicht der Prediger den Glöckner mit den Schlüsseln schickte.

Aber rund umher im Thale, auf den Bergrücken und weit ins Gebirge hinein, da wußten's Alle, daß der Pastor heute den Glöckner mit den Schlüsseln sende, heute ist das Haus des Herrn geöffnet und die Gläubigen gehen alle hinein.

Alle Mühseligen und Beladenen, die eingeschneit in sich selbst, in Zweifel oder Sorgen sitzen, in hoffnungslosem Suchen oder mit halb unterdrücktem Ver-

langen, eingeschüchterte Mädchen, von Versuchungen der Jugend befallen und alte Sünder mit Reue im Herzen — kommt Alle hieher, die ihr mühselig und beladen seid: — es wird heute gepredigt.

Bei dem ersten Morgengrauen machten sie sich auf den Weg, spannten Schlittschuhe unter ihre Füße oder das langbeinige Pferd vor den Schlitten. Auf dem Wege überlegte sich ein Jeder, womit er sich gegen Gott versündigt habe.

In der Kirche saßen sie still und warteten, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite; und sie hörten die starke Stimme über ihnen, die eine feine Sprache führte.

Er erklärte die Schrift mit Ernst und ohne besondere Gelehrsamkeit; aber klar und deutlich schilderte er die bösen Zeiten, den Aufruhr und Trotz im Großen wie im Kleinen, und sprach gegen die falschen Propheten, die die Herzen des Volkes verführen. Mit den eignen Worten der Schrift strafte er die Selbstsüchtigen und Widerspenstigen; er predigte Unterwerfung unter des Herrn Zucht und Gesetz, unter die von dem Herrn eingesetzte Obrigkeit. Er sprach von der christlichen Demuth, die sich selbst erniedrigt, von dem geduldigen Christen, der Alles erträgt.

Es war das reine unverfälschte Gotteswort, das wahre Christenthum, ganz wie in der Zeitung der Hauptstadt.

Und die Leute kehrten zurück, beschwert, mit wunderbar leerem Blick, und jeder Einzelne sagte sich: „Das nächste Mal wird Etwas für mich kommen, — das nächste Mal."

Das Meer sandte seine eiskalten Winterwellen gegen die Küste des eingeschneiten Landes, während dieses auf das Frühjahr wartete, welches all' den todten Schnee in kräftig strömenden Fluthen dem Meere zuführen, die Luft mit Laubgeruch und Vogelsang erfüllen und einen frischen Zug in die dumpfigen Ofenecken senden sollte.

Und während es wartete, erhoben die ungeduldigen Brandungen ein Tosen, das weiter und weiter rollte über die ersten Felsen hinweg, dann allmälig sich legte und in der Stille der öden Schneestrecken erstarb.

Aber einen Laut gibt es — das ist ein Laut im Schnee, dem das Ohr in athemloser Stille lauscht — ein munter klingendes Geläute, weit entfernt im Walde.

Wenn aus der Küche gemeldet wird, daß Glockengeläute sich hören läßt, dann stürzen Alle aus dem Zimmer, die Jungen voran und die Alten hinterher. In dichten Haufen stehen sie in der offnen Thür, ohne den Schnee und elf Grad strenger Kälte zu achten, stehen da mit klopfendem Herzen und erwartungsvollem Lächeln — lauschend — lauschend — still — hörtest Du etwas?

Inzwischen traben ermüdete und dampfende Pferde den gemüthlichen Ofenwinkeln rundum im Thale zu; aus den Pelzkragen spähen sehnsuchtsvolle Augen nach einem Licht im Walde, nach bekannten Fenstern mit rothen Gardinen. Das feine Glockenspiel, die großen Schellen am Pferdegeschirr, bis zu den einfachen Glöckchen am Halse des Postpferdes, die läuten und klingen, so lange sie können, versuchen, täuschen, reizen und spannen die kleinen rosenrothen Ohren, die lauschend in der Thür stehen.

Die gemüthlichen Ofenwinkel öffnen sich, so daß das Licht den Schnee goldig

färbt, und schließen sich warm und behaglich um die Neuangekommenen. Draußen fällt der Schnee nach wie vor, das Postpferd trabt im Dunkel langsam heim, der Junge schläft im Schlitten und das Glockengeläute hat keinen Klang mehr, weil Keiner erwartungsvoll darauf horcht.

Und dann bricht er los — ein wahrer Strom von Erzählungen der Neuangekommenen, der alle Fragen wegspült: es ist ein förmliches Wirbeln im Ofenwinkel, welches die Stube mit Lachen und Schwatzen erfüllt bis nach zwölf Uhr.

Sowohl die Neuangekommenen, wie die Erwarteten gleichen gestauten Wassern, die bei dem Wiedersehen sich Bahn brechen. Und in dieser allzeit ansteckenden Lust, zu hören und sich hören zu lassen, werden Alle zu ungewöhnlicher Vertraulichkeit hingerissen, und ein Muth, ein Gefühl von Ueberlegenheit verleitet die Neuangekommenen zu dreisten Gedanken, so daß sie einander mit großen Augen betrachten — die nämlich, welche in der gemüthlichen Ofenecke zu Hause sind.

Aber das gleicht sich Tages darauf wieder aus.

Die ungebundene Lebhaftigkeit des ersten Abends wird bald wieder eingedämmt, nachdem ein Jeder Alles erzählt und Alles gehört hat; und nach und nach bringt das gemeinsame Leben am Tage die Gedanken wieder in den gemeinsamen Gang am Abend, wenn die Männer Tabak rauchen und von dem schwatzen, was sie in der Zeitung der Hauptstadt gelesen.

Und zuletzt bleibt Nichts mehr übrig von dem kühnen Muth des ersten Abends. Die dreisten Gedanken, welche den Ofenwinkel durchwehten, die werden bald hier, bald da gestutzt und nehmen leiseren Flügelschlag an, je näher man einander tritt.

Und sollte noch etwas jugendlicher Uebermuth zurückgeblieben sein, so wird er vorsichtig in die Zeitung der Hauptstadt niedergelegt und da bleibt er. Wenn er aber doch wieder aufkommt, dann muß er aus dem Ring heraus, heraus aus dem Ofenwinkel.

Denn hier gibt es nur ein Entweder — Oder.

Entweder gemüthlich und warm in einem Ring sitzen, oder einsam über die öden Eisstrecken wandern; entweder mit den Andern ruhig und beschützt um sich selbst herumgehen, oder eigene Bahnen im Schnee suchen.

Zweites Capitel.

Das alte, baufällige Wirthschaftsgebäude lag gerade vor den Fenstern des Wohnzimmers und des Comptoirs, und die Einfahrt führte dicht um dessen schiefe Mauern. Es stand überall im Wege und war von keinem Nutzen. Der Pächter setzte Korn und Stroh lieber in Diemen auf, als daß er die Ernte dem alten Hause anvertraute; aber er konnte den Pastor nicht dahin bringen, es repariren zu lassen.

Es gab nur wenige Tage, an denen Daniel Jürges die Augen nicht zur Seite wandte, um den Gedanken zu entgehen, die der Anblick des alten Hauses erweckte. Und wenn auch all' die Aergernisse, welche das Haus ihm verursacht, allmälig in milderem Lichte erschienen, so stand es doch immer gerade vor ihm,

und selbst wenn er es nicht sah, so verlor er es doch nie ganz aus dem Sinn. War er nun gar nicht völlig frisch und beschwerten Gemüthes, so saß er am Comptoir-Fenster und starrte darauf hin.

Als er vor zehn Jahren diese Stelle antrat, kam er aus dem hohen Norden, wo es so eingeengt und kalt gewesen, daß ihm dies breite Thal mit Acker und Wald wie ein fruchtbares Kanaan vorkam, in welchem der Sinn sich erweitern und das Auge sich am Sonnenschein und dem schlanken Wachsthum der Bäume erfreuen konnte nach all' dem verkrüppelten Holz, an das er im Norden gewöhnt war.

Aber das Erste, was ihn stieß, als er vergnügt und eifrig aus dem Wagen sprang, um den Pfarrhof in Besitz zu nehmen, war dies alte Haus — so schief, so verfallen und doch bei aller Baufälligkeit so trotzig!

Pastor Jürges konnte nicht begreifen, daß sein Vorgänger im Amte diesen Rumpelkasten so hatte stehen lassen ohne Reparaturen vorzunehmen. Es war seine erste Frage, als er mit den vornehmsten Bauern des Kirchspiels zusammen kam, wie es doch gekommen sei, daß man ein zum Pfarrhof gehöriges Gebäude so verfallen ließe.

Ja, es wäre zu arg mit diesem Hause, meinte der Eine; er habe oft gesagt, daß Etwas dafür geschehen müsse. — Ja, vor langen Zeiten! sagte ein Anderer. Ein Dritter hatte sich oft genug darüber gewundert, daß es nicht schon umgestürzt sei.

Der Pfarrer wollte gern wissen, wem es eigentlich obliege, die Gebäude zu unterhalten.

Einer der Aeltesten fing an zu erzählen, wie es damit in seines Vaters Jugend gehalten worden sei, — und ein Anderer brachte Etwas vor, was er von seiner Tante gehört, deren Mutter im Pfarrhof gedient, als Propst Basse das Pfarramt bekleidete — der, den sie Stampe-Gunnar nannten, und der einmal am Weihnachtsmorgen von der Kanzel gefallen war — aber das währte dem neuen Pastor zu lange.

Er fürchtete sich nicht vor einigen Kosten; sie könnten sich ja darüber vereinigen, der Pastor und die Gemeinde in aller Eintracht — nicht wahr? Er — der Pastor — wolle gern das Holz fällen lassen, dann könne die Gemeinde es anfahren, war das nicht Landesgebrauch von Alters her? — Sie würden schon einig werden.

Pastor Jürges nickte freundlich und schaute im Kreise umher, von dem Einen zum Andern. Sie sagten weder ja noch nein. Es ging Alles so schwerfällig. Aber sobald der Einzug in Ordnung, sandte der Pastor seine Hausknechte ins Holz, ja, er ging selbst mit ihnen und ließ mit Lust und Liebe fällen, was ihm zur Reparatur passend erschien.

Während sie arbeiteten, kamen zwei Leute angegangen. Der Pastor kannte sie Beide und schritt ihnen vergnügt und herzlich entgegen. Es war ihm etwas ganz Ungewohntes, unter so vielen Bäumen wählen zu dürfen. Das Holz lag dem Pfarrhof eben so nahe wie dem Flecken. Es gab so viele und verwickelte Gerechtsame, die Grenzen waren so weitläufig und unbestimmt — er hatte eine Menge Papiere darüber gelesen, aber es war nicht möglich, sich an Alles genau zu

erinnern. Die Hauptsache war, daß der Wald öffentliches Eigenthum; und Bäume waren genug vorhanden.

„Seht her — meine Freunde!" rief Pastor Jürges und reichte den Beiden seine Hände; „nun wird das alte, schiefe Haus bald einen ordentlichen Schick haben; seht, was für schöne Bäume ich gefunden habe."

Die beiden Bauern sagten erst „guten Tag, Gott segne die Arbeit, schönes Wetter" und viele andere Dinge, wie es nun einmal ihre Art und Weise war, eine Unterhaltung zu beginnen und ließen sich auch nicht durch die raschen Worte aus ihrer Fassung bringen. Pastor Jürges, der die Bauern zur Genüge kannte, achtete nicht weiter auf das, was sie unter sich murmelten, sondern sprach weiter über seine Bäume.

Inzwischen sollten des Pastors Holzhauer gerade wieder einen neuen Baum anhauen; aber sie zögerten, beschäftigten sich mit der Axt und schienen auf Etwas zu warten.

„Nun!" — rief der Pastor — „schlagt zu, Leute! Nehmt die Tanne da bei den Steinen, die ich angewiesen habe; — nicht wahr? — das ist ein guter Baum und von passender Größe?"

Ach ja, daran fehlte es nicht; der Baum wäre gut genug. Es wäre sonst — meinte der eine der beiden Männer — ein Platz weiter östlich im Walde, wo sie das Holz für den Pfarrhof zu schlagen pflegten, wenn der Pastor ihnen vielleicht folgen wollte, so würden sie es ihm zeigen. —

„Weswegen? Ich bin weit davon entfernt, Ihnen so viel Mühe machen zu wollen, ich kann hier schon finden, was ich brauche, und je näher der Pfarrhof, desto bequemer für die Gemeinde, die das Holz anfahren soll. Bäume sind hier ja, Gott sei Dank, genug."

„Ja, das ist ein wahres Wort, Bäume gibt's hier genug;" und gleich darauf sagte der Zweite dasselbe.

Sie standen da, bis des Pastors Knechte auf wiederholten Befehl sich ans Fällen der Tanne begaben; und dann sagte der eine der Beiden:

„So ziehen wir denn wohl wieder ab, wir hier."

„Ja, das wird wohl so werden!" Der Pastor nahm herzlichen Abschied, sandte Grüße an ihre Frauen und rief ihnen schließlich noch nach:

„Sorgt nun, bitte, dafür, daß das Holz angefahren wird, sobald wir genug Schnee haben!"

„Ja, es ist die beste Zeit, das Holz zu fahren, wenn der Schnee noch lose ist," sagte der Eine.

„Das ist denn leichter für Pferde und Leute," sagte der Andere und damit gingen sie fort.

Es kam Schnee, genug und sogar mehr als genug, und jeden Tag erwartete Pastor Jürges vergeblich den langen Zug dampfender Pferde, die das Holz nach dem Hofe bringen sollten. Er wollte gleich damit anfangen, das Haus von innen zu stützen, sobald die Tage etwas länger würden.

Anfangs lachte er über die trägen Bauern, die niemals in Tritt gesetzt werden können. Und wenn der Vogt, der das Kirchspiel genau kannte, die Bauern das Schlimmste schalt, was er sich denken könne, so nahm der Pastor in seiner

Gutmüthigkeit die Partei seiner Pfarrkinder; es währte ja freilich ziemlich lange, aber schließlich käme es in gewisser Weise noch immer zu rechter Zeit.

Als der Winter vorüber und der Vogt um Ostern triumphirend fragte, ob das Holz gekommen, da fand der Pfarrer es doch selbst zu arg; es müsse in allen Dingen Maß gehalten werden! Pastor Jürges zeigte sich zum ersten Male erzürnt in der Gemeinde-Sitzung, indem er sich erhob und, nach manch' strafendem Wort über ihre Schläfrigkeit und Langsamkeit, mit Bestimmtheit verlangte, daß das Holz augenblicklich angefahren werden solle.

Nach längerem Schweigen nahm der Eine das Wort und sagte: „Es ist von alten Zeiten her im Kirchspiel Gebrauch, daß zwei Männer ernannt werden, die da anweisen, wo und welche Bäume gefällt werden dürfen — und deshalb steht es so, daß —"

Der Pastor unterbrach ihn: „Davon ist hier ja nicht die Rede, denn die Bäume sind abgehauen und liegen fertig am Postwege."

„Waren sie denn vielleicht zum Hauen von den dazu ernannten Leuten angewiesen?" fragte eine friedliche Stimme. „Du warest ja wohl dabei und wiesest das Holz an für den Pastor, Hans? Denn Du und Conrad, Ihr seid ja die dazu Ernannten!"

„Ja, wir waren Beide da, gewiß waren wir da," sagte einer der Männer, der mit im Holze gewesen war.

Gleich darauf sagte der Andere: „Freilich waren wir da, alle Beide."

„Dann zeichnetet Ihr wohl die Bäume, welche der Pastor schlagen durfte?" fragte wieder die friedliche Stimme.

Aber der Pastor unterbrach ihn abermals ungeduldig: „Darüber wollen wir jetzt nicht mehr sprechen, die Sache ist abgethan. Bäume sind da genug und ich suchte die kleinen zur Reparatur da aus, von wo der Transport am wenigsten beschwerlich für die Gemeinde war."

„Aber — aber wenn es nun nicht angewiesen wäre?"

„Das ist wohl möglich, ich bin noch nicht in alle Einzelheiten so eingeweiht, aber ich finde es nicht nöthig, solch' ein Aufhebens davon zu machen."

„Aber," begann ein Anderer, „wenn es sich gerade so traf, daß sie auf dem Platze waren — die beiden erwählten Männer, um dem Prediger das Holz anzuweisen, obgleich sie keine Nachricht erhalten hatten —."

„Anweisen! — anweisen?" rief der Pfarrer ärgerlich; „es war Niemand da, der von Anweisen sprach. Ich wechselte ein paar Worte mit Hans und Eiwind, das fällt mir wieder ein; aber sie sagten kein Wort dagegen, daß ich schlagen ließ, wo es mir gut schien."

„Das ist es nun gerade — eh —", fing Hans langsam mit bebender Stimme an, „daß wir zwei Zeugen dafür haben — außer mir und Eiwind."

„Zeugen? — Zeugen? für was?" rief Pfarrer Jürges.

„Zwei gute Zeugen," sagte Eiwind.

Alle saßen sehr gespannt und sahen vor sich nieder. Ob der neue Pfarrer es wohl soweit treiben würde, den Zeugen gegenüber den Thatbestand in Abrede zu stellen?

Hans fuhr fort: „Die Sache ist die, daß sowohl der alte Aslag wie sein

Sohn, die beide das Holz für den Pfarrer fällten, willig sind, einen Eid darauf zu leisten, daß der Pfarrer sich weigerte, uns dahin zu folgen, wo von alten Zeiten her immer für den Pfarrhof geschlagen ist."

„Das that er — das ist sicher und gewiß," sagte Eiwind.

„Aber seid doch vernünftig, Menschen! Ich weiß nicht, ob ich über Euch lachen oder weinen soll. Wollt Ihr deshalb das Holz nicht anfahren? Ich wußte damals ja nicht, als wir das Holz schlugen, daß Hans und Eiwind die dazu verordneten Männer waren; sie sagten auch nicht, daß sie deshalb kämen. Und ihr Geschwätz — ja, ich erinnere mich jetzt, daß sie davon redeten, weiter östlich zu gehen — das nahm ich für einen wohlwollenden Rath; und wenn ich ihn nicht befolgte, so geschah es ausschließlich aus Rücksicht auf die Gemeinde, die das Anfahren hat; mir konnte es ja ganz einerlei sein."

Wer fremd in diesem Kreise war, würde die Blicke nicht verstanden haben, welche die Bauern sich zuwarfen und welche sagen wollten, wie jämmerlich sie alle diese Ausflüchte fanden. Und die friedliche Stimme sagte halblaut, daß man immer besser thäte, sich vorher zu erkundigen, dann käme man nicht so übel an.

„Nun, es ist kein großer Schaden geschehen," sagte der Pfarrer etwas scharf, denn er konnte die friedliche Stimme nicht leiden. „Ein andermal werde ich mit Vergnügen nach Anweisung schlagen; aber da es einmal geschehen ist und das Holz bereit liegt, so müßt Ihr es nun anfahren — und das bald, denn es leidet im Frühling durch die schlechten Wege, und auf Schnee können wir wohl kaum mehr rechnen."

Es trat wieder Stille ein, bis Einer sagte: „Es wird mit der Zeit nicht langen, jetzt noch vor dem Frühjahr zu schlagen."

„Schlagen? Nochmals schlagen? Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich noch einmal schlagen lassen soll?" rief Pfarrer Jürges; als er aber die unbeweglichen Gesichter sah, verlor er die Geduld. „Ihr seid doch wirklich — hm — absonderliche Menschen! — Einen kleinen Formfehler meinerseits benutzt Ihr, um Streit zu erheben und das Anfahren unmöglich zu machen. Ist das recht gehandelt gegen Eueren Pfarrer? — ist das christlich einem Bruder gegenüber? Denkt doch, wenn wir Alle so miteinander ins Gericht gehen wollten — oder wenn der Herr ebenso genau mit Euch rechnen wollte!"

Die Spannung in den Gesichtern ging zu dem gewöhnlichen kirchlichen Ernst über; sie erwarteten eine Predigt und eine Zurechtweisung, und das waren sie gewöhnt.

Sobald der Pfarrer schwieg, kam Bewegung in die Bauern, um fortzugehen; und der Pfarrer, welcher verstand, daß sie sich schämten, fragte ernst, aber vertrauensvoll:

„Nun laßt mich hören, an welchem Tage Ihr das Holz anfahren wollt. Ihr wißt ja Alle, wo es liegt und es ist auch keine schwere Fuhre."

„Ach nein, so schwer ist sie gerade nicht," meinte der Eine.

„Nein, es ist nicht der Rede werth darüber zu sprechen," sagte ein Anderer.

Darauf versicherte ein Dritter, daß er bequem alles Holz an einem Tage mit seinen eigenen Pferden fahren könne, mehr sei nicht da.

„Nun, so sprechen wir nicht weiter über die Sache. Am Montag fangt Ihr mit dem Fahren an und ich denke," sagte der Pfarrer lächelnd, „der Erste, den ich sehe, ist Knud selbst."

Das war der Mann mit der friedlichen Stimme; aber der schaute sich ein wenig um und sagte dann steif und kalt:

„Ich bezweifle, daß es irgend einen Mann im Kirchspiel gibt, der sich an etwas Ungesetzlichem betheiligen will, selbst dann nicht, wenn der Pfarrer sich an die Spitze stellt."

Diesem Ausspruch schlossen sich Alle an, das war deutlich zu sehen. Aber nun ward der Pfarrer ernstlich böse und hielt eine scharfe Strafpredigt; die Versammlung schloß in einem Donnerwetter, aus welchem der Pfarrer in hellem Zorn ohne Versöhnung und Lebewohl davonfuhr.

Der Vogt lachte, als er es hörte; er lachte himmelhoch und rieb sich die Hände, ob dem Pfarrer nun endlich die Augen aufgegangen wären? Sah er nun ein, daß dies Lumpenvolk sich nicht entblödete, den unbedeutendsten Vorwand zu ergreifen, um sich seiner Pflicht zu entziehen? „Nein, nein, Pfarrer Jürges! Die Bauern hier unten sind andere Kerle als die armen Fischer da oben im Norden. Hier sind sie, der Teufel hol' sie, klüger als Pfarrer und Bischof — vom Vogt gar nicht zu sprechen, dem Armseligen!"

In der Gemeinde war große Bewegung entstanden seit dem ersten Kampf mit dem Pfarrer. Das Amt war so groß und gut, daß sie nur solche Pfarrer bekamen, die man nach langen schweren Dienstjahren entschädigen wollte. Es waren erfahrene Leute und gebieterische Herren. Das Kirchspiel war dafür bekannt, kein Glück mit seinen Pfarrern zu haben.

Und dieser Neue hatte einen schlechten Anfang gemacht.

Jedes Kind — jedenfalls jeder Erwachsene, wußte, wie gefährlich ungesetzliches Holzfällen ist, wenn es an den Tag kommt, und wie viele in Ungelegenheit für Geringfügigeres als dieses hier, gerathen waren. Mußte nicht der Pfarrer, der so viel gelernt hatte, und selbst die Bücher besaß, mehr Klarheit über solche Dinge haben? Und wenn er dennoch gegen das Gesetz anging, so mußte er sich wohl, gleich dem Propst Basse, für den Papst halten.

Aber freilich, der Pfarrer hatte gesagt, er fälle das Holz in der Nähe des Pfarrhofes, weil es bequemer für die Gemeinde sei; das allerdings gliche dem Propst Basse nicht, denn der Alte war nicht dumm. Aber es sei dumm, ihnen so etwas einreden zu wollen. Die Pastöre wären zwar verschieden, einige wären schlechter als andere; aber solchen Unsinn könne man doch nicht glauben!

Sie konnten über die eigentliche Gesinnung des Pfarrers nicht einig werden, sie verstanden ihn nicht; aber daß sich etwas darunter verstecke, das verstanden sie ganz gut und deutlich. Deshalb gingen sie am Sichersten, wenn sie sich strikte an den Buchstaben des Gesetzes hielten und in keine Weitläufigkeiten einließen.

Daß der Pfarrer selbst etwas dabei riskiren könne, das fiel ihnen nicht ein

— ein Amtmann, der einen Pfarrer wegen ungesetzlichen Holzfällens unter Anklage stellte, das wäre ja zum Lachen!

Sie hatten oft gesehen, daß das Gesetz blind und schlaff über Personen und Dinge hingeglitten war, die nach ihrem Dafürhalten doch mitten im Wege lagen; zur Vergeltung würde es nun wahrscheinlich seine Krallen einschlagen, wo eigentlich kein Grund vorhanden.

Sie kannten sie auch gut, diese Juristen, die in Haufen ankamen und alle an einem Stricke zogen, wenn sie auch am Vormittage die Comödie mit Gegenparteien, Vertheidiger, Ankläger und dergleichen Faxen mehr spielten. Wenn die sich zusammen thaten, so konnten sie verschwinden lassen, was sie wollten und zur Vergeltung hinter den Worten, oder zwischen den Zeilen, oder aus den Zeugen herausholen wieder, was sie wollten.

Nein, nein, man konnte sich nur sicher fühlen, wenn man sich davor bewahrte, auch nur die äußerste Fingerspitze in irgend etwas Ungesetzliches zu tauchen; und selbst dann war man noch nicht einmal ganz sicher.

Deshalb waren sie alle einig in der unerschütterlichen Ueberzeugung, nicht nachgeben zu dürfen; sie kannten die Beamten und wußten, daß es nichts Schlimmeres geben könne.

Der Vogt sagte dem Pfarrer: „Um Eins möchte ich Sie aber doch dringend bitten: geben Sie nicht nach. Merken sie das geringste Anzeichen von Schwä—“ —

„Sein Sie ganz ruhig, ich werde mich nicht schwach zeigen.“

Er kannte die Bauern und wußte, daß nichts Schlimmeres geschehen könne als nachgeben.

Dieser unglückliche Anfang hatte das Verhältniß zwischen dem Prediger und der Gemeinde festgestellt, wenn auch die Sache selbst in Vergessenheit gerieth.

Der Pfarrer hatte sich selbst und Jedem, der es hören wollte, gelobt, daß das gefällte Holz eher im Walde verrotten und das Haus zusammenfallen solle, als daß er sich ihrem Bauerntrotz fügen und andere Bäume nach Anweisung schlagen wolle.

Und die Gemeinde antwortete ruhig, daß die beiden erwählten Männer zu seinen Diensten ständen, an welchem Tage es ihm beliebe; aber Dienste leisten bei ungesetzlichen Dingen — das thäten sie nicht.

Im Ganzen blieb das Verhältniß äußerlich ganz freundschaftlich. Die Bauern behandelten den Pfarrer und seine Familie mit ausgesuchter Höflichkeit, wie es Brauch war. Sie wußten jetzt, weſſ' Geistes Kind er war und sie waren froh, so lang er sie ihrer Wege gehen ließ.

Drittes Capitel.

Aber Daniel Jürges litt durch diese Kränkung mehr als man glaubte.

Es war ganz und gar gegen seine Natur, immer Häßliches vor Augen zu haben. Er hatte eine ideale Lebensanschauung und die classischen Studien zogen seinen Geist zum Schönen und Guten hin. In seinen Studentenjahren war er der erste Lateiner gewesen und in späteren Jahren ein großer Redner und Poet.

Er war einer der wenigen Theologen, die Vieles mitmachen können, ohne sich zu compromittiren, oder Anderen das Vergnügen zu stören.

Er gehörte einer alten Beamtenfamilie an, die seit Generationen im Lande von einem Amte zum andern umhergezogen war, immer mit der Sehnsucht nach einer Bestallung im Herzen.

Ursprünglich waren sie dänischen oder deutschen Blutes; und obwohl dasselbe vielfach vermischt war, so behielt die Familie doch etwas Fremdartiges an sich, was früher für fein galt. Und da dies unstäte Leben im beständigen Heischen nach größeren Aemtern den heranwachsenden Kindern keine Heimathsliebe gab, so erschien ihnen das Land wie ein großes Departement im Freien, in welchem man mit wenig Mühe und Geduld avancirte.

Bei diesem steten Wechsel des Wohnorts und der Aemter, deren Erledigung und Wiederbesetzung man in der Zeitung der Hauptstadt und im Staatskalender immer studiren mußte, gelangte diese Familie zu einer ganz außerordentlichen Personalkenntniß. Die Juristen mußten auch die Geistlichen und die Mediciner im Auge behalten, denn durch die Heirathen und deren Verbindungen bildeten sie eine Kette bis zum Bischof und Staatsrath hinan, welche die Fäden in Händen hatten. Daher nahm dies Netz von Beamten ihre Gedanken fast gänzlich in Anspruch, so daß sie weniger Verständniß für die Leute hatten, über welche das Netz gesponnen war.

Eine Frage jedoch war bei einem neuen Amte auf dem Lande sehr spannend. Man konnte den angenehmsten Umgang dort finden, sowohl für die Whistpartie, als auch für Gebirgstouren — bisweilen auch gute Partien für die Kinder; aber es gab auch Kirchspiele, in denen man ganz und gar auf sich selbst angewiesen war. Die Bauern waren so ziemlich überall dieselben.

Aber den Bauern kannten sie bis auf den Grund von alten Zeiten her, sowohl seine Verschmitztheit vor Gericht, wie seinen unglaublichen Schmutz von den Krankenbesuchen. Sie kannten ihn in seiner Unwissenheit und seinem Aberglauben und durch Tideman's Gemälde in seinen Sonntagskleidern.

Er bildete eine Gattung für sich, keineswegs aller Interessen baar — es lohnte sich der Mühe, den Bauern zu studieren. Aber das mußte von Denen geschehen, die ihn kannten, die mit ihm zusammen gelebt hatten.

Als nun die Gedanken und der Wissensdurst der Zeit den Weg von den Göttern und erhabenen Menschen zu den kleinen und einfachen fanden und alle Welt sich die Bauernvergötterung angelegen sein ließ, da wurde dies den Beamtenfamilien ein großes Aergerniß — ein Aergerniß, das sich über Söhne, Neffen, Vettern und deren Tanten und Haushälterinnen ausbreitete, über Alles, was Geschmack und Intelligenz besaß — auch über die Zeitung der Hauptstadt.

Aber Daniel Jürges nahm nicht Theil daran. Es war ein unbefangener muthiger Zug in seinem Charakter, der ihn in Opposition gegen die althergebrachten Vorurtheile setzte. Er freute sich der Würdigung des Volkes und hieß als junger Mensch den Bauern in der Literatur und den gesellschaftlichen Bestrebungen willkommen.

Sein Vater war Stiftspropst in Christiania, und Daniel verlebte seine Studienzeit dort nicht als Fremdling, sondern als Kind der Hauptstadt. Als

Sohn eines so hohen Würdenträgers der Kirche standen ihm alle Kreise offen, und wenn er sich verheirathen wollte, so konnte er wählen.

Er erwählte dann auch die Hübschestе, um welche sich die Elite der Gesellschaft im Winter zu sammeln pflegte. Er stand am Eingange einer ehrenvollen und glänzenden Laufbahn. Er brauchte sich nur einen Anfänger-Platz in der Hauptstadt oder deren Nähe auszusuchen, um dann, sobald es sich anständiger Weise thun ließ, zu den guten Stellen emporzusteigen, in denen er nicht nur fand, was der kleine Staat den Begünstigtsten zu bieten vermochte, sondern über welche auch die heilige Weihe etwas von dem Frieden legte, der über allen Wandel des Tages erhebt.

Er war wie geschaffen zum Pfarrer in der Hauptstadt, und das war ihm auch stets gesagt worden. Er hatte ein hübsches Aeußeres und konnte mit der Zeit eine stattliche Erscheinung werden. Seine Stimme war wohlklingend und stark, und in seinem Wesen sprach sich eine vortheilhafte Mischung des gewandten Weltmanns und der unnahbaren Hoheit des Geistlichen aus.

Aber Kandidat Jürges war nicht der Mann, der sein Lebensschifflein im Sonnenschein den Strom abwärts segeln ließ. Es war ihm peinlich, wenn man ihm sagte, daß er ein Pfarrer für feine und gebildete Leute werden müsse. Er wollte gerade zeigen, daß der tiefe Ernst sich mit geselliger Gewandtheit vereinigen ließe. Es drängte ihn, durch sein Leben zu beweisen, wie der Beruf des Geistlichen keinen Unterschied zuläßt, wie gerade ihm, von dem Keiner es erwarten würde, Herz und Verständniß für das Geringe und Verachtete in der Welt eigen wären.

Deshalb führte er seine junge Frau direct aus dem Ballsaal, mit Pelzwerk wohl umhüllt, in eine kleine Pfarre, hoch oben im Norden.

Er lachte, sie lachten alle Beide, wenn sie an das Erstaunen, die Enttäuschung und das Aergerniß dachten, welche sie verursachten. Er war einer der interessantesten jungen Leute im geselligen Leben gewesen und sie hatte die Besten in der Stadt um ihre Musik und ihre fröhliche Liebenswürdigkeit geschaart.

Wenn sie in der ersten Zeit ihres Glückes in ihrem lächerlich unbequemen kleinen Pfarrhause die Briefe zusammen lasen, da schwoll sein Herz in Lust über das, was er gethan. Seine kleine Frau sah dann zu ihm auf, suchte nach Worten, die sie vor überströmender Bewunderung nicht finden konnte, und vermochte nur hervorzubringen: „Wie groß Du bist, Daniel!“ —

Er fing mit Eifer an zu arbeiten und predigte mit Beredsamkeit, und als es ihm nach und nach aufging, daß sie ihn nicht verstanden, weder in dem, was er sagte, noch in dem, was er that, kam er zu der Ueberzeugung, daß er sich geirrt habe — nicht in Betreff seiner Person, sondern in der Pfarre. So hoch im Norden waren die Leute noch nicht über den ersten harten Kampf mit dem Leben hinausgekommen, und der verzehrte ihre ganze Kraft. Selbst die einfachsten religiösen Vorstellungen waren unklar und stumpf, und keinerlei Kenntnisse vorhanden.

Aber Daniel Jürges verlor nicht den Muth. Die drunten in der Hauptstadt sollten nicht Recht behalten, die ihm prophezeit hatten, daß er nicht standhaft bleiben werde. Er wollte ihnen beweisen, daß er fest bleibe.

Und das that er auch — Jahr auf Jahr stark und gesund, vermochte er

die Reisen zu Wasser und zu Lande zurückzulegen und beklagte sich nie, sondern begnügte sich mit der Beschreibung. Sie saßen angstvoll und lauschten — seine Frau und seine heranwachsenden Kinder —, wenn er ihnen von seinen gefahrvollen Bootfahrten und Gebirgswanderungen erzählte; aber er lächelte und sagte: „Ja freilich war es schlimm; aber wie Ihr seht, ich überstand es mit Gottes Hilfe."

Nach und nach gewöhnte er sich in der Einsamkeit daran, sich selbst zu erzählen, was er erlebte. Er stellte sich dann vor, daß einige seiner Freunde mit überlegenem Lächeln vor ihm ständen, das mehr und mehr verschwände, wenn er ihnen sein Leben mit seinen Prüfungen und Entbehrungen schilderte und wie er das alles ertrüge.

Diese fingirte Unterhaltung, die ohne Antwort blieb, ward allmälig fast sein einziger Verkehr mit Freunden und Verwandten. Die tägliche Beschäftigung mit den Kindern, den Dienstboten und dem Betrieb des Hofes ward durch die Predigt am Sonntage, die Armenkommission und die Geschäfte im Comptoir, die er abzukürzen lernte, unterbrochen.

Aber weder all' dies zusammen, noch irgend etwas Einzelnes nahm Daniel Jürges ganz in Anspruch. Sowohl seine Kenntnisse, als sein unternehmender Charakter gaben ihm Lust und Beruf zu seiner Wirksamkeit, die weit über den kleinen Winkel hinaus ging, den er sich bescheidentlich zum Arbeitsfelde ausersehen.

Wie er seine Jugend in ernsten Studien verbracht und lebhaftes Interesse für Alles gezeigt hatte, was den Zeitgeist in Europa bewegte, so sollte man auch jetzt nicht von ihm sagen, daß er sich in der Einsamkeit aufs Faullenzen lege. Es gab auch jetzt in der Gegenwart kein Gebiet, auf dem er nicht zu Hause gewesen und über das er sich ein Urtheil nicht gebildet hätte. Wie weit ab er auch allen Zeitbegebenheiten stand, so hielt er seinen Blick doch stets offen, und oft mußte er über die Verirrungen der Menschen lächeln, lächeln bei dem Gedanken, daß hier oben, zwischen den Felsen, ein einfacher nordischer Pfarrer säße, den Niemand um Rath frage und der vielleicht wie kein Anderer zu antworten verstände.

Er las gleich von Anfang an ausschließlich die Zeitung der Hauptstadt.

Aber indem das große Blatt mit der doppelten Nummer und der Beilage mehr und mehr seine Zeit in Anspruch nahm, erwachte die Lust zu lesen wieder, die im Examen Schiffbruch gelitten. Er betrieb jetzt auf eigene Hand Studien, deren Grundlage die Zeitung bildete. Außer seines Vaters Bibliothek ließ er sich nach und nach von seinem Buchhändler in Christiania das eine oder andere Buch senden, welches er angezeigt gesehen hatte, und dies veranlaßte ihn, eine Controle zu üben, die sein selbständiges Denken im hohen Grade schärfte.

Denn wenn er auch nicht ganz einig mit den ausgezeichneten Leuten war, welche in die Zeitung der Hauptstadt schrieben, so waren sie doch so wohl unterrichtet und so scharfe Denker, daß es für ihn vom höchsten Interesse war, wenn sie bei Resultaten anlangten, die er schon früher gefunden. Diese Uebereinstimmung fiel ihm desto mehr auf, je länger er seine einsamen Studien betrieb.

Es erregte seine Bewunderung, wie diese Leute, die doch in vielen Dingen so verschieden von ihm waren, auf Wegen, die ihm zwar imponirten, aber doch oft wenig zusagten, zu denselben Resultaten wie er gelangen konnten.

Im Laufe der Jahre merkte er zu seiner großen Freude, daß er weit von dem entfernt war, was seine Freunde gewiß voraussetzten, daß nämlich sein Geist die Spannkraft verlieren und der Eifer, mit dem er einen Gedanken ergriff oder eine Anschauung sich aneignete, nachlassen werde.

Er fühlte mit einer gewissen Ueberraschung, wie sehr sein Eifer für Wahrheit und Recht zunahm. Wenn er von den glimmenden Kohlen auf dem Herde der Bosheit und Thorheit las, von dem Häßlichen, welches sich Hand in Hand mit dem Bösen hervordränge, — dann entstand in seinem Herzen Haß, ein so gewaltiger Haß, daß er bisweilen vom Stuhle aufsprang, seine starken Arme drohend gegen die Leiter des Aufruhrs und der Lüge erhebend, bis er sich besann, daß er allein im Comptoir saß — ein stiller Diener des Herrn, dessen Lebensaufgabe war: treu im Kleinen zu sein.

Aber dann kamen auch wieder Stunden, in denen er sich das Recht absprach, so still zu sitzen und zu schweigen, wenn es so laut in ihm rief. In seinem ganzen Leben war er immer auf der Hut vor seiner Eitelkeit gewesen — deshalb hatte er ja auch diesen Platz erwählt; er kannte seine Cardinalsünde, aber man sollte auch sehen, daß er ihr nicht nachgab. Wenn er sprechen wollte, so wußte er, daß er im ganzen Lande gehört und Aller Augen auf ihn gerichtet sein würden. Las er seine eignen Gedanken in der Zeitung der Hauptstadt, so lächelte er resignirt und überließ Andern die Ehre. Und wenn ihm bei einem endlosen Gespräch am Krankenbett einer armen Frau einfiel, wer er eigentlich war, er, der hier so lange in diesem kleinlichen Gedankengange verweilen mußte, — dann ward sein Herz von weicher Stimmung bewegt — wie von Rührung; und mit seiner milden Stimme sprach er dann so einfache, ergreifende Worte, daß er nahe daran war, selbst in Thränen auszubrechen. Zuletzt aber gab er doch einmal nach und schrieb die Kritik eines Buches. Es kam ihm vor, als ob diese Pflicht gebieterisch vor ihm stände. Wenn sein Name auch nicht unter den Ersten genannt ward, so hatte er doch in den Kreisen einen guten Klang, in denen die wahre Poesie in vollendeter Form geschätzt wurde. Wollte er jetzt seine Stimme nicht erheben, so könnten die literarischen Begriffe Vieler, und besonders der Jüngeren, sich ganz verwirren.

Denn das neue Buch — so verfehlt es auch im Ganzen war — hatte doch einen gewissen Schwung. In peinlicher Weise wurde er durch dies Buch daran erinnert, daß auch er der Bauern-Vergötterung gehuldigt habe, als die Ideen zuerst aufkamen. Das vermehrte sein Pflichtgefühl noch. Er schuldete den Leuten Belehrung über das ursprünglich Berechtigte und Gute in dem „Einfachen“ in der Literatur, um dann eindringlich einen Riegel vor das beklagenswerthe Mißverständniß zu schieben, aus dem heraus dies Buch geschrieben war.

Das that er denn auch — recht scharf, aber doch mit einem gutmüthigen Lächeln über den Mißgriff, und sandte dann diese Kritik an die Zeitung der Hauptstadt unter seinem wohlbekannten „D.“

In den Tagen vor dem Erscheinen seines Artikels fühlte er nach langer

Zeit einmal wieder die Freude der Spannung. Er stellte sich lebhaft vor, welches Aufsehen ein Wort von seiner Hand machen werde, selbst wenn es auch nur die Kritik eines Buches sei. Sie würden in der Stadt sehen, daß er mit ihnen fortlebe; es werde sicher über seinen Artikel gesprochen, wenn nicht gar geschrieben werden. Es sei doch sehr spaßhaft zu sehen, wie sein Artikel sich zwischen denen der Andern in der Zeitung der Hauptstadt ausnehmen werde.

Er mußte aber doch über sich selbst lachen und überwand dies unwürdige Gefühl. Als nun die Zeitung kam, in der er sich ganz sicher finden mußte, machte er erst einen langen Spaziergang, um sich selbst davon zu überzeugen, wie wenig Werth er darauf lege.

Langsam setzte er sich in seinen Comptoirstuhl, öffnete die Posttasche, breitete die Zeitungen aus und legte sie der Reihe nach hin. Dann wollte er die Briefe zur Hand nehmen, wie es seine Gewohnheit war, sah aber plötzlich gerade vor sich auf der dritten Spalte der Zeitung das neue Buch genannt. Er fing an zu lesen, aber nicht, weil er sich nicht länger zu beherrschen vermochte, sondern weil die ersten Worte der Kritik ihm fremd waren.

Es war auch nicht sein Artikel; rasch schlug er das Blatt um: „Q." stand da. Es war das bekannte „Q.", dessen Urtheil er hoch schätzte, aber doch —

Sein Artikel mußte zu spät gekommen sein — so hoffte er wenigstens, sonst wäre es doch allzu ärgerlich. Er hatte keine Lust, „Q." erst zu lesen, sondern griff wieder nach den Briefen — der erste war ein Geldbrief.

Aber all' sein Interesse für den Artikel kehrte wieder zurück. Es war ein Dank und das Honorar der Zeitungs-Redaction. Das Manuscript war so spät gekommen, daß der hochgeehrte Herr „Q." nur noch Zeit gehabt habe, einige Gedanken daraus seinem bereits fertigen Artikel einzuflechten; deshalb schickten sie das Honorar. In den schmeichelhaftesten Ausdrücken hofften sie, daß er die erste Gelegenheit wieder zu einem neuen Artikel benutzen werde — eine so ausgezeichnete Feder, das wohlbekannte „D." — u. s. w.

Daniel Jürges fühlte sich trotzdem unangenehm berührt, besonders durch dies Geld, welches ihm unverdient erschien. Aber völlig verstimmte ihn nachstehende Bemerkung in dem Briefe: „Die Redaction erlaubt sich zugleich, darauf aufmerksam zu machen, daß unser hochgeehrter Mitarbeiter „Q." in der gestrigen Nummer der Zeitung, die wir, für sich verpackt, Ihnen senden, zwar in demselben Geist und in derselben Richtung sich ausspricht, aber in einigen wesentlichen Punkten mit viel größerer Schärfe. Es ist eben ganz natürlich, daß Derjenige, welcher die literarischen Ausschreitungen in der Nähe erlebt, härtere Worte findet, als Der, welcher in der Zurückgezogenheit, in seinem stillen Wirkungskreise, der Zeiten Lärm gleichsam durch die Entfernung gedämpft und gemildert vernimmt. Obgleich die Redaction den humanen und liebenswürdigen Geist, der in Ihrer ausgezeichneten Kritik sich ausspricht, im vollsten Maße zu schätzen weiß, und unter andern Verhältnissen ihm unbedingten Beifall spenden würde, so kann sie doch nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß, wie die literarischen Verhältnisse, sowohl die ausländischen wie die heimathlichen, augenblicklich nun einmal sind, es nicht nur übereinstimmender mit dem guten Geschmack, sondern

auch mit den Forderungen der Sittlichkeit und Moral sein würde, diesem eindringenden Unwesen sofort mit scharfem Protest zu begegnen."

Dies traf Daniel Jürges mitten ins Herz. Er war zu weit vom Leben entfernt, um zu hören und zu verstehen! Er wußte nicht genau Bescheid, war nicht auf der Höhe in seinem Urtheil über den Wandel der Zeiten in Bezug auf Literatur — war das eine Möglichkeit?

Jetzt warf er sich sofort über den Artikel des hochgeehrten „Q." und las ihn in fliegender Eile.

Dann sank er ganz unglücklich in seinen Stuhl zurück. Es ward ihm klar, daß „Q.'s" Verwerthung seiner Gedanken nur eine höfliche Redensart der Redaction gewesen — ach, die waren Milch und Wasser dagegen!

Aber war es nun auch wahr, fand sich wirklich so viel Böses und die Gesellschaft Gefährdendes in dieser Erzählung, die ihn nur durch ihren Mangel an Poesie und wahrem Gefühl irritirt hatte?

Er ergriff das unglückliche Buch, das noch auf seinem Comptoir-Tisch lag und schlug Seite 73 auf, welche der hochgeehrte „Q." besonders hervorgehoben hatte. Nachdem er ein wenig gelesen, ward er feuerroth.

Es war richtig. Er erlebte die große Schande, daß er ganz und gar vorbeigeschossen hatte.

Das mußte doch wohl das Leben zwischen diesen gemeinen, groben Menschen verursachen, welche die Luft dick und unklar machten, so daß er die Zeichen der Zeit nicht scharf genug aufzufassen verstand trotz seines Ueberblickes, trotzdem er so wohl in Alles eingeweiht war. Jetzt, nachdem „Q." ihm die Augen geöffnet, sah er ein, daß das, was er überlegen für eine Uebertreibung, für einen Auswuchs eines an und für sich berechtigten Zweiges der Literatur gehalten hatte, nur niederer Haß gegen das Hohe und gegen den Höchsten war.

Und diese Seite 73, die er allerdings mit Mißfallen gelesen, weil er fühlte, in welch' hohem Grade dem Verfasser die Gabe mangle, die ideale Liebe zu schildern, — jetzt gingen ihm die Augen darüber auf, und er schämte sich fast so stark, als ob er selbst auf etwas Anstößigem ertappt worden sei.

Aber als er nun sinnend da saß und fühlte, wie es mit ihm bergab gehe, da erhob sich der Gedanke vor ihm und nahm deutliche Gestalt an, wie er es verantworten wolle, so zurückzugehen.

Denn wenn er in einer Sache wie Literatur, von der er sich, ohne Mißtrauen in seine Eitelkeit zu setzen, sagen durfte, daß er einer der Ersten darin gewesen, so weit das Ziel verfehlt hatte, wie konnte er da wissen, ob er nicht auch in andern Dingen — ja in allen das Gleiche thun würde? Sollte schließlich die Prophezeiung seiner Freunde in Erfüllung gehen, die mit so vielem Bedauern bei seinem Abschiede gesagt hatten, daß er ein vertrockneter Bauernprediger im äußersten Winkel der Erde werden würde?

Sein ganzes Leben würde dann ohne Inhalt sein; er hatte ihnen ja gerade beweisen wollen, daß er sich trotz Einsamkeit und Entfernung auf der Höhe erhalten habe — und jetzt?

Er las „Q." noch einmal, und der Unterschied zwischen diesem Artikel und dem seinigen ward immer größer. Und doch war dieser „Q.", den er übrigens

sehr schätzte, durchaus nicht als besonderes Talent bekannt, das sich irgendwie mit dem seinigen messen könne.

Er hatte also einfach sein Pfund vergraben, und in tiefer Muthlosigkeit erkannte er, daß er aus Furcht vor seiner Cardinalsünde, der Eitelkeit, in eine andere und vielleicht schlimmere gerathen war.

Diese schmerzliche Entdeckung indessen ward ihm in derselben Stunde nicht allein zur Züchtigung, der er sich unterwarf, sondern sie führte ihn nach und nach aus seiner Muthlosigkeit heraus, so daß er seinem Gott fast mit Thränen für diese Kundgebung dankte, so lange es noch Zeit war. Dann nahm er Papier und Feder und schrieb sein Gesuch um die große Pfarre im Süden, die der Bischof als für ihn passend bezeichnet hatte. Nachdem er den Brief versiegelt, erhob er sich als ein Mensch, der einen Sieg über sich selbst errungen.

Dieser Beschluß machte ihm in wunderbarer Weise Vieles klar. Er fragte sich jetzt, ob nicht gerade Eitelkeit die Veranlassung zum hartnäckigen Ausharren auf diesem schlechten Posten gewesen sei, auf dem seine Frau so sehr gelitten, und ihnen so viele Kinder gestorben waren? Als die Frau ihn jetzt mit dankbaren Thränen bat, um ihretwillen auch nicht ein Haar breit von seiner Pflicht abzuweichen, antwortete er ihr ganz offen, daß es nicht allein ihretwegen sei, sondern daß es auch ihn nach dem Süden ziehe.

Die Pfarre erhielt er sogleich und trat sein Amt mit Muth und Arbeitslust an. Aber dann kam der unglückliche Anfang mit dem alten Hause und dem Holzfällen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Jubiläumsausstellung.

Erinnerungsblätter.

Lugano, im September.

Meine Absicht ist nicht, auf den folgenden Seiten einen umfassenden Bericht über die Ausstellung zu geben, sondern, anknüpfend an eine kleine Anzahl von Werken, Gedanken auszuführen, die mir in Erinnerung an sie gekommen sind.

I. Der Antheil der Archäologie.

Der Anblick, der beim ersten Durchschreiten des Ausstellungsgebietes am tiefsten ergreift, ist der des Tempels des Zeus von Olympia. Frisch, als hätte ihn der griechische Architekt eben vollendet, steht er da. Man hat ihm einen fremden Unterbau gegeben, einen barocken Obelisken so vor ihn gestellt, daß die Façade wie in zwei Hälften geschnitten wird, es erheben sich zudem ringsherum die Straßenfronten von Berliner Häusern: all das nimmt dem Anblicke nichts von seiner Wirkung. Unser Auge weiß das Unharmonische solcher Zusammenstellungen zu übersehen. Schinkel sprach nur einen allgemein gültigen Satz aus, wenn er meinte, der moderne Architekt dürfe Bauten verschiedener Stilarten nebeneinandersetzen. Ich spreche in Erinnerung an Alles, was ich kenne, aus, daß mir niemals ein Bauwerk das Gefühl von Erhebung, stiller Größe, feierlicher Schönheit gegeben hat, wie es dieser Tempel mir gibt. Ein reines herrliches Ebenmaß beherrscht seine Formen. Wer jemals daran gezweifelt hätte, daß die Griechen des ersten Jahrtausends vor Christus innerhalb der großen Brüderfamilie der Europa bevölkernden Nationen im Baufache mehr verstanden als ihre nach ihnen mit Werken der Architektur hervortretenden anderen Geschwister: hier wird er Sicherheit gewinnen, daß dem so sei und daß jeder Architekt, möge er später nun Kirchen, Schlösser, Hôtels, Eisenbahnhöfe oder Magazine aufführen wollen, wenn seinen Werken der befriedigende Reiz der Harmonie nicht fehlen soll, dessen kein Bauwerk entbehren sollte, bei den Griechen zu lernen habe. Nicht um Magazine in Form dorischer Tempel zu errichten, sondern um die Augen für Arbeit jeder Art und jeden Stiles vorweg zu üben. Der uralte Satz, daß Architektur versteinerte Musik sei, drängt sich uns vor diesem olympischen Tempel

wie eine ganz moderne Bemerkung auf, die man selber im Momente gefunden zu haben glaubt. Eine beherrschende Melodie, ein feierlicher Marsch etwa, unter dessen Klängen ein Volk von Helden in den Kampf zieht, scheint aus den Säulen dieses Tempels uns entgegenzudröhnen.

Er erhebt sich, wie man ihn hier neu errichtet hat, auf einer Terrasse, zu der, eingeschlossen von vorspringenden Treppenwangen, Stufen breit hinaufführen. An den Seiten dieses Unterbaues und der Treppenwangen erblicken wir bildlichen Schmuck. Ein Theil der berühmten pergamenischen Basreliefs, die unser Museum besitzt, ist in restaurirtem Zustande in Abgüssen dafür verwandt worden. So etwa also haben diese Sculpturen in den Zeiten gewirkt, wo sie noch unversehrt in Pergamon an Ort und Stelle waren. Die Compositionen zeigen sich in vollem Zusammenhange, der ihnen, der vielen Lücken wegen, im Museum abgeht: Episoden des Kampfes zwischen den Göttern und Giganten, der den Inhalt dieses ungeheuren Kunstwerkes bildet. —

Der Tempel des Zeus von Olympia, wie er auf dem Gebiete der Berliner Jubiläumsausstellung aufsteigt, ist ein Ehrendenkmal der Wissenschaft. Wieviel mußte zusammentreffen, damit wir dieses Anblickes theilhaftig würden. Um diesen Tempel so wieder hinzustellen, wie er vor uns aufragt, d. h. um ein unsichtbar gewordenes Bauwerk in ein leibhaftiges, sichtbar zurückzuschaffen, bedurfte es in erster Linie der Kunde und Energie der Archäologen. Aber diese hatten hier nicht allein das zu thun, was ihres Faches war, sondern mußten die Regierung für ihre Pläne gewinnen. Ohne die erwartungsvolle Theilnahme des Publicums zugleich aber, und ohne die Ueberredung derer, die die nöthigen Summen vom Parlamente erlangten, wäre nichts geschehen.

Es bedurfte, um diese Factoren, die Archäologen selbst miteinbegriffen, zu schaffen, eines Doppelten: der Deutschen Gelehrsamkeit, die sich vertraute und der das Publicum vertraute, und des allgemein verbreiteten durchdringenden Gefühles von der Wichtigkeit und Größe der Unternehmung. Als Urheber dieser Gelehrsamkeit und dieser Gesinnung stehen zwei Männer da, denen wir persönlich freilich nicht mehr danken können. Ohne Winckelmann, dessen Seele zuerst der Deutsche Spiegel griechischen Daseins wurde, das er seiner Zeit als ein uns verwandtes und unentbehrliches vor die Blicke brachte; ohne Goethe, der als Commentator der Lehre Winckelmann's den Deutschen erst völlig zeigte, was in ihr enthalten sei; und ohne die Goethe umgebende und seinem Einflusse sich hingebende Generation Deutscher Geschichtsforscher und Philologen, die unsere Schulen mit diesen Anschauungen erfüllten, würde unsere heutige Alterthumskunde ein machtloses Herumwühlen im Gerümpel der Vorwelt sein und die wiedererbauende Kraft niemals erlangt worden sein, als deren Symbol der Tempel von Olympia vor uns steht. Aus dieser Schule gingen Curtius und Brunn hervor, deren Namen ruhmvoll mit Olympia und Pergamon verknüpft sind. Der eine, indem er selbst an Ort und Stelle die Decke wieder aufhob, unter der die zertrümmerte Herrlichkeit begraben lag als ob es für ewige Zeiten sein sollte. Der Andere, indem er für sein Theil nicht weniger that. Sculpturen, deren Wesen man früher nicht zu deuten wußte, erkannte er in Zeiten, als noch Niemand daran dachte, in Pergamon selbst nachzuforschen, als die Denkmäler einer dort heimischen Bild=

hauerschule. Darauf hin erst wurde dann gesucht und gefunden und die ungeheuere Last des marmornen Schatzes nach Berlin in Bewegung gesetzt. —

Zwischen dem Tempel und dem Unterbau aber waltet ein Gegensatz. Jedes Auge muß empfinden, daß diese beiden Theile nicht zusammengehören. Viele Generationen lebten zwischen der Entstehung der die Tempelfront zierenden Sculpturen und der den Unterbau umgebenden. In jenen haben wir Versuche der Bildhauer vor uns, welche arbeiteten ehe Phidias gekommen war; in den pergamenischen Werken dagegen Werke der letzten Ausläufer der von Phidias geschaffenen griechischen Sculptur. Und auch in dieser Disharmonie wohnt ein symbolischer Gedanke. Mahnte uns der herrliche Anblick eben an das, was Deutsche Wissenschaft, von Geschlecht zu Geschlecht für sich selbst fortbauend und zugleich von Geschlecht zu Geschlecht das ganze Volk vom Gefühle des Werthes ihrer Arbeit erfüllend, hervorzubringen vermocht hat, so wird von der Errichtung dieses selben Tempels vielleicht einmal das Abbrechen all dieses Ruhmes datirt werden müssen.

Ich will über Verhältnisse, die ich früher nur angedeutet habe, jetzt ausführlicher sprechen. Von dem Gebiete der Neueren Kunstgeschichte aus ist ein Gegensatz in das der Archäologie hineingetragen worden. Es gibt eine doppelte Art, die Neuere Kunstgeschichte zu behandeln. Die eine ist die des Sammlers. Auf der Liebe zu den einzelnen Werken der Kunst beruht sie. Von Stück zu Stück fortschreitend, vermehrt der Sammler seinen Besitz, im Hinblicke zugleich auf Alles, was anderen Sammlungen neben der seinigen eigen ist. Von jedem möchte er wissen und sich über seine Echtheit, den Zustand seiner Erhaltung, den Weg, den es seit seiner Entstehung zurücklegte, und über die Preise unterrichten, die dafür gezahlt worden sind. Von eigenen und fremden Reichthümern umgeben, trägt er die unendlichen Kenntnisse in sich zusammen, deren der Kenner bedarf, um sich als Kenner zu fühlen, und wo es ihn reizt, die Resultate seiner Erfahrung oder seine Vermuthungen dem Publicum mitzutheilen, werden es einzelne Theile dieser Reichthümer sein, an die seine Betrachtungen anknüpfen. Diese geistige Arbeit wird auch in ihren höchsten Leistungen von bestimmten sichtbar dastehenden Kunstwerken ausgehen. Die glänzendsten Leistungen in dieser Richtung sind Crowe's und Cavalcaselle's Bücher über italienische und niederländische Kunst, in denen, so frei sie die Geschichte der künstlerischen Entwicklung der italienischen und niederländischen Künstler zu geben scheinen, das an Werken heute noch Vorhandene zur Grundlage des historischen Aufbaues gemacht worden ist. In der chronologisch exaktesten Feststellung der Entstehungsdaten, in der Herbeischaffung aller Nachrichten über die Schicksale der Werke, in der Prüfung ihres heutigen Zustandes liegt die Kraft der aufgewandten Arbeit. Wie wenig ist den Blicken dieser Kenner entgangen und unberücksichtigt geblieben!

Was im Gegensatz zu dieser intimen Beschäftigung mit den Werken der Künstler nun doch aber als Kunstgeschichte in höherem Sinne gelten müsse, zeigt sich am klarsten, wenn ich die Bücher aufzähle, die von den heute wirksamen öffentlichen Lehrern der Neueren Kunstgeschichte an den preußischen Universitäten verfaßt worden sind. Justi schrieb sein Buch über Winckelmann, Schmarsow

über Melozzo de Forli, Frey über die Loggia dei Lanzi, Thode über Franz von Assisi, ich selbst über Michelangelo und über Raphael. Diese Arbeiten gehen aus von der geistigen und bürgerlichen Entwicklung der Jahrhunderte. Die Cultur des 18. Jahrhunderts, die Zustände des auslaufenden Quattrocento, die Entwicklung florentinischer öffentlicher Verhältnisse im 13. und 14., das wunderbare Eingreifen des religiösen Umschwunges im 13. Jahrhundert u. s. w. lieferten die Gesichtspunkte. Religiöses, politisches, literarisches Leben nimmt in diesen Darstellungen so großen Raum ein, daß das künstlerische zuweilen mehr als billig zurückzutreten scheint. Wie aber wäre es ohne diesen Zusammenhang richtig zu deuten?

Nun spreche ich Alles aus, was zu wissen nöthig ist, um den jetzt innerhalb der Archäologie ausgebrochenen Zwiespalt verständlich zu machen, wenn ich sage, daß die eben dargestellte doppelte Arbeit auf dem Gebiete der Neueren Kunstgeschichte, auf dem der Alten Kunst bisher nicht vorhanden war, daß die mit Goethe und Winckelmann beginnende Auffassung von der Entwicklung der Kunst als eines nur im Hinblick auf das mitfortschreitende gesammte geistige Leben der Völker verständlichen Elementes bisher der Gesichtspunkt war, von dem hier ausgegangen wurde, und daß heute der Versuch gemacht wird, jene getheilte Thätigkeit der Neueren Kunsthistorie auch in der Archäologie zur Geltung zu bringen. Nicht aber so etwa, daß die Arbeit im Sinne des Sammlers, wie ich sie charakterisirte, künftig neben der Arbeit im Sinne des Historikers nebenherzulaufen habe, sondern indem die letztere für eine gewisse Zeit gänzlich zu unterbrechen sei. Für eine Reihe von Jahren sollen von nun an keine anderen Archäologen als die vom Staate erzogenen, für den Staat thätigen, wissenschaftlichen Beamten arbeiten, die zumeist mit dem Spaten zu thun haben. In einer, ihrer Fassung und der Art ihrer Herausgabe nach offenbar für weitere Kreise berechneten Rede, die Otto Benndorf Anfang dieses Jahres in der Wiener Akademie der Wissenschaften hielt, wird die neue Theorie ausgebreitet[1]).

Winckelmann und Goethe, die Hauptvertreter der, Benndorf zufolge, veralteten Anschauung nahmen Blütheepochen der Kunst an, deren Repräsentanten, die großen Künstler, sich so hoch über die sie umgebenden anderen Künstler erhoben, daß kein gemeinsamer Maßstab für beide Theile möglich schien. Was vor und nach den größten kam, steht so weit unter ihnen, daß es neben ihnen fast unerheblich erscheint. Die Entwicklung der Kunst böte in einem Bilde etwa den Anblick einer mäßigen Erhebung durch Jahrhunderte, aus der dann zu Zeiten Berge sich erheben, deren Gipfel völlig zu erkennen das sie umgebende Gewölk verbietet; weiterhin sinkt die Kunst dann wieder zur alten Tiefe herab. Der neuen Schule zufolge — deren Programme ich diesen Vergleich entnehme — hat man die Tiefe vor und nach der Blüthe bisher viel zu niedrig, die Berge viel zu hoch angenommen. Benndorf nach steigt die Kunst und fällt in natürlichem, nothwendigen Wechsel, wir haben das Bild eines gestreckten Höhenzuges vor Augen, aus dem in verschiedenen Epochen sich gewisse Theile wohl über die

[1]) Ueber die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike. Wien, 1885.

Durchschnittslinie erheben, dem jene unermeßlichen Gipfel aber fehlen, die Goethe annimmt. Die Epoche Goethe's und Winckelmann's, beschränkt auf eine gewisse Armuth an Material, sei nicht im Stande gewesen, zu erkennen, was heute klar vorläge: sie habe nichts von der Thätigkeit der mittleren Talente gewußt, die man neben den größten Meistern nicht gehörig in Anschlag brachte, und die sowohl die mittleren Höhenspitzen um sie her, als auch die verbindenden Höhenzüge zwischen ihnen repräsentirten. Das heute zu constatirende Dasein dieser mittleren Höhen aber gebe die Erkenntniß, die höchsten Spitzen denn doch um einen gewissen Betrag weniger hoch zu denken, und höbe auch dadurch, daß diese Spitzen innerhalb bestimmter Gebirgspartien lägen, das plötzlich Aufsteigende ihrer Erscheinung auf. In Phidias also wäre nicht plötzlich aus dem flachen Sande pyramidenartig ein Gipfel emporgestiegen, sondern lange und allmälig hob sich vor ihm bereits der Boden, so daß seine Arbeit endlich als etwas Natürliches, ja als etwas Gefordertes sogar erscheinen könnte.

Es gibt ähnliche Constructionen der Geschichte der Literatur, des politischen Lebens, auch wohl der Philosophie. Die großen Dichter, Staatsmänner, Philosophen erscheinen ihr zufolge als längst vorbereitet. Die Wege waren ihnen geebnet, ihr Eintreten durfte, man möchte sagen, gefordert werden. Dem entspräche allerdings dann die Sicherheit, mit der Benndorf den zukünftigen Größen die Wege bereiten zu können glaubt. Einstellen werden sie sich gewiß. Wir heute, sagen die Neuen Archäologen, wenn ich Benndorf's Rede recht verstehe, haben auf historische Betrachtung der Kunst im älteren Sinne einstweilen überhaupt zu verzichten; wir arbeiten nur, damit die großen Kunsthistoriker, die zu rechter Zeit sicherlich einst kommen werden, sich beim Zusammenschleppen von Material nicht aufzuhalten brauchen.

Schon der Gedanke freier Selbstbestimmung, der uns alle heute beherrscht, widerspricht der wunderlichen Tyrannei, mit der man zur einstweiligen Verzichtleistung auf eigene constructive Ideen nöthigen möchte. Glaubt Benndorf, wenn endlich einmal der Tag gekommen sein werde, wo alle Schätze des durchwühlten Bodens mit Hilfe der vom Staate erzogenen kunsthistorischen Beamten gewonnen und in Museen untergebracht worden sind, und wo der Staat nun die Erlaubniß geben dürfte, jetzt die große neue Kunstgeschichte in Angriff zu nehmen: glaubt er, es bedürfe dann nur dieser Erlaubniß, um das Werk aus dem Geiste eines von der Vorsehung dann zu liefernden Mannes herauszulocken? Ich fürchte, es werde, vor Allem dann an dem fehlen, was ich die Atmosphäre nenne, in der ein solches Buch gediehe. Es könnten inzwischen dann noch ganz andere Secessionen stattgefunden haben. Während die Neuen Archäologen heute von Winckelmann und Goethe sich abwenden, könnten Andere sich von der Archäologie überhaupt abgewandt haben. Eins unserer in Berlin wöchentlich erscheinenden Blätter hat begonnen, kurze Aussprüche von Männern zu bringen, die mit dem öffentlichen Unterrichte zu thun haben und die der Ansicht sind, es müßten neue Wege gesucht werden wenn die nachwachsende Jugend nicht zu Schaden kommen solle. Unter diesen Autoritäten wendet eine sich gegen die griechische Mythologie. Sie erachtet Venus und ihre Abenteuer als

bedenklich[1]). Man solle, habe ich äußern hören, den Kindern lieber Gestalten der vaterländischen Geschichte ins Gedächtniß bringen.

Meinem Gefühle nach gehen wir was den öffentlichen Unterricht anlangt der Bildung von Parteien entgegen, die es nicht bloß bei gelegentlichen persönlichen Kundgebungen, wie die obige ist, bewenden lassen, sondern Forderungen stellen werden. Sollte, wenn dergleichen erst einmal in den gesetzgebenden Versammlungen weiter zur Sprache kommt, und in einer derartigen Anschauung der griechischen Mythologie unsere nachwachsende Künstlerschaft erzogen wird, unsere jungen Archäologen dagegen von der griechischen Litteratur absehen, Goethe's und Winckelmann's Anschauungen als überwunden betrachten und die Beschwerung des Gedächtnisses mit ihnen als unnöthig unterlassen, in zwanzig bis dreißig Jahren noch das Bedürfniß nach einer „Geschichte der Antiken Kunst" überhaupt empfunden werden?

Diese Lehre, als hätten sich die Neuen Ausgrabungsarchäologen so streng an ihre Aufgabe zu halten, daß die Bearbeitung der neu zu entdeckenden Werke der antiken Kunst mit Hilfe der sprachlichen Denkmäler einstweilen ausgeschlossen bleiben solle, hat den Widerspruch aus dem Schooße der eignen Familie endlich erweckt. Freilich läßt sich die Stimme, die die Rechte der classischen Philologie wahrt, mit einem gewissen Mangel an Accent vernehmen, auch unterzeichnet der Verfasser des Artikels der „Preußischen Jahrbücher", im Februarhefte 1886, „Wandlungen innerhalb der klassischen Archäologie" sich nur mit J. B. Allein dieser fast bittende Ton der Rede hebt die Kraft der vorgebrachten Darlegungen nur um so schärfer hervor. J. B.'s Bestreben ist, zu zeigen, wie die Neue Archäologie, sich lossagend von der bisherigen humanistischen Auffassung der Philologie und verzichtend auf eigne Schöpfung einer Geschichte der antiken Kunst, zufrieden mit der Rolle, deren künftigem Verfasser das Material zu bereiten, sich auf einen künstlichen Standpunkt stelle und ihre Wissenschaft, statt sie zu erhöhen, erniedrige.

Berlin selbst ja liefert das Material, um zu zeigen, mit welcher Ueberschätzung ihrer Erfolge die Archäologen der neuen Schule vorgehen. Denn wie werthvoll unsere pergamenischen Basreliefs auch sein mögen, wie groß sowohl das Staunen und die Bewunderung der vor den daliegenden Steinmassen vorbeipromenirenden Menge, als das Verdienst derer sei, die deren Ueberführung nach Berlin bewirkten: über die Stellung, die diese Basreliefs ihrem künstlerischen Werthe nach einnehmen, kann kein Zweifel herrschen. Sind die am olympischen Tempel sichtbaren, der Höhe wegen allerdings schwer erkennbaren Bildwerke Proben dessen, was man vermochte (oder auch noch nicht vermochte) ehe Phidias

[1]) Jedermann weiß, wie gewisse mythische Personen und Ereignisse, die, aus ihrer eigenthümlichen Atmosphäre in die des bürgerlichen Daseins versetzt und nach den Gesetzen des menschlichen Verkehres abgeschätzt, verwerflich erscheinen würden, gleichwohl als Symbole höchster Art dienen und als solche von allen Generationen im ehrfürchtigen Vertrauen, ihre Bedeutung könne nicht verkannt werden, wiederholt worden sind. Venus, oder Aphrodite, steht als Symbol des griechischen Schönheitsbegriffes so hoch, daß auch Kindern ohne Schaden von ihr erzählt werden kann. Welches Märchen übertrifft an Schönheit und Unschuld die Geschichte Psyche's?

kam, der der griechischen Sculptur erst die Macht verlieh, das Herrlichste zu leisten, so zeigen die pergamenischen Basreliefs, wie tief, was den geistigen Inhalt anlangt, im Laufe der griechischen Kunstentwicklung selbst noch, bei völlig erhaltenem Besitz der äußerlichen Wirkung die Sculptur herabging. Denn innerhalb des gesammten Bestandes der erhaltenen Werke der pergamenischen Künstler, (von deren Arbeiten, neben den Basreliefs des Gigantenkampfes, auch andere einzelne Stücke nach Berlin gelangten) sind unsere Arbeiten zwar die effectreichsten, was den geistigen Gehalt und die künstlerische Arbeit aber anlangt, sehr ungleich. Die von streitenden Göttern und Giganten erfüllten Schlachtepisoden tragen in einzelnen Theilen den Charakter eines Kampfes zwischen höheren und niedrigeren Mächten so wenig, daß von handwerksmäßiger Rohheit gesprochen werden könnte. Andere, in den europäischen Museen längst vorhandene, nur früher nicht als Erzeugnisse ein und derselben Schule erkannte Sculpturen, der „sterbende Fechter" z. B., zeigen die Eigenthümlichkeiten der pergamenischen Schule besser und vortheilhafter. Ich habe den Gelehrten oben genannt, der diese pergamenische Kunst zuerst als solche erkannt, ihre Eigenthümlichkeiten festgestellt und die betreffenden Werke ihr zugetheilt hat. Und als später dann die pergamenischen Basreliefs in Berlin dalagen, wer hat sie zuerst ihrer künstlerischen Bedeutung nach richtig abgeschätzt? — wiederum Brunn, der niemals in Kleinasien die Erde selbst bei Seite schürfte, sondern der mit dem beschränkten Materiale arbeitend, das die Museen ihm darboten, die er kennen lernte, auch heute seine Versuche eines Weiterbaus der antiken Kunstgeschichte im Sinne Winckelmanns still fortführt. Brunn's Vergleichung dieser Arbeiten mit den literarischen Erzeugnissen einer pergamenischen Schriftstellerschule, die bei großen Worten wenig Gedanken producirte, trifft zu. Und so auch wird die Vergleichung der athenischen Sculptur mit der athenischen Dichtkunst, beide zusammen das höchste Phänomen der Schöpferkraft des europäischen Geistes, die griechische Sculptur unter Phidias als eine Erhebung zu Höhen fortbestehen lassen, die der Blick der betrachtenden Gelehrten nur bis zu dem Gewölke verfolgen kann, das dem Auge weiterzudringen verbietet. Welche Ausgrabungen sollen die zerstörten Werke des Phidias jemals wieder ans Licht schaffen? Woher sollen wir den Maßstab für die Größe dieses Mannes heute nehmen, als aus unserem eigenen Gefühle? Ich verweise auf Virchow's Rede in der Berliner Naturforscherversammlung, wie er die bahnbrechenden Geister in der Naturwissenschaft als völlig auf sich beruhende Männer hinstellt. Wie er sich nicht anmaßt, die Kraft zu bestimmen, die sie zu den Lichtblicken führte, mit denen sie die Jahrhunderte in Erstaunen setzten. Nicht anders haben die großen Dichter und bildenden Künstler dagestanden, deren höchste Schöpfungen immer nur aus sich selbst zu erklären sein werden, so weit ihre Erklärung überhaupt möglich ist.

Mögen die Erfolge von Ausgrabungen noch so groß sein: Alles was unsere Zeit und die auf die unsrige folgende an antiken Sculpturen aus der Erde wieder ans Licht bringen könnte, kann doch nur eine Sammlung von Fragmenten eines, wie Goethe sagt, zerstörten Kunstkörpers sein, der als Ganzes für immer verloren bleiben muß. Immer wird man bei der Darstellung der Thätigkeit der großen griechischen Bildhauer und Maler auf das zumeist an=

gewiesen sein, was die begeisterte Anschauung der ganzen Epoche, in der sie wirkten, in unserer Phantasie erstehen läßt. Niemand glaubt heute noch an sogenannte exakte Geschichtsschreibung. Nur von Gewissenhaftigkeit kann die Rede sein. Man vergleiche doch bei den ersten, das entschiedenste Vertrauen erweckenden Historikern unserer Zeit die Capitel, in denen sie sich über dieselben Epochen und Männer aussprechen. Welcher Cäsar ist der richtige, der Mommsen's oder der Ranke's? Alles beruht auf der Potenz dessen, der schreibt. Zwei, drei Sculpturen verrathen dem Kunsthistoriker, der ihre Sprache wirklich versteht, mehr, als ganze Museen einem anderen, dessen Geist sich ihnen gegenüber nur zur Herstellung eines ausgezeichneten Cataloges erheben kann. Das Material, das Goethe und Winckelmann ihrer Zeit benutzten, war sicherlich beschränkter als was wir heute besitzen, der unergründliche Geist beider Männer aber erkannte in dem, was ihnen vor Augen stand, so Viel und trug einen solchen Reichthum von Ideen von allen Seiten in diese Betrachtung mit hinein, daß ihre Gedanken von unermeßlichem Werthe sind. Bekannt ist Brunn's schöner Aufsatz, in dem Goethe's Deutung der Laokoongruppe neu zu Ehren gebracht worden ist. Ich selbst habe ausführen dürfen, wie Goethe, bei all dem geringen Materiale, das ihm zu Gebote stand, die Probleme der Raphaelforschung bereits richtig formulirte, Gedanken, die in den auf seinen Tod folgenden 50 Jahren nicht gekannt worden sind, heute aber wieder ans Licht treten. Es gab Zeiten, wo man gegen Goethe vorbrachte, er habe sich nur als Dilettant in vielen Wissenschaften beschäftigt. Virchow beschränkt sich heute darauf, einfach zu constatiren, Goethe sei kein zünftiger Gelehrter gewesen, was für seine Arbeit gewisse Nachtheile mit sich gebracht habe. Wie hoch aber stellt Virchow diese Arbeit an sich! Meiner Ansicht nach war die ungeheure Ausbreitung des Goethe'schen Geistes nach vielen Seiten eine der Ursachen, warum er in bestimmten Richtungen so wichtige Beobachtungen machte, eben ohne zünftiger Fachgelehrter zu sein. Ein Glück für uns, daß der weltumfassende Geist dieses Mannes so tief in unsere Gedanken eindringt. Wird auf dem Gebiete der Archäologie der Zusammenhang mit Goethe und Winckelmann aufgehoben, so wird sich auch das Bewußtsein verlieren, daß wir heute die humanistische Bewegung der Generationen fortsetzen, die die Anfänge unseres Jahrhunderts mit ihrem Streben erfüllten, und die Fähigkeit, vom höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus eine Geschichte der antiken Kunst zu schreiben, ja schließlich der Wille, sie zu schreiben, wird sich bei den folgenden Generationen nicht mehr finden. Ich würde, wenn die Ideen Benndorf's für Neuorganisirung des „archäologischen Betriebes" (wie J. B. richtig sagt) durchdrängen, darin einen Rückschritt sehen. Als einen großen Erfolg bezeichnet seine Rede die Umgestaltung des Deutschen Institutes in Rom in eine „archäologische Fachakademie". Doch wohl nur ein Wunsch, den er so zu erkennen gibt, und nicht die Mittheilung einer übrigens nicht bekannten Thatsache. Unser Deutsches Institut in Rom, das auf seiner internationalen breiten Grundlage der Erhöhung zu einer historischen Universität ersten Ranges fähig ist und dessen Existenz den Neid der Franzosen und Italiener erregt, kann nicht dieses Ende nehmen. Den Werth tüchtiger Vorbereitung für die vom Staate geleiteten Ausgrabungen wird Niemand in Abrede stellen. Museumsbeamten, wie auch Bibliothekare,

brauchen heute mehr als bloß allgemeine historische oder philologische Vorbildung. Rom ist auch eine gute Stelle, sie zu gewinnen. Rationell aber wird sein, diese technische Instruction nur zu einem Theile des universellen historischen Studiums zu machen, dem das Deutsche Institut in Rom in weitem Umfange dienen soll. Das Deutsche Institut in Rom hat die Mission, eine der Centralstätten für die gesammte Italien betreffende historische Forschung zu werden. —

Nachdem so viele Jahrhunderte hindurch der Festjubel des griechischen Volkes zum Tempel des Zeus aufgetönt, wurde es endlich doch still um ihn. Aufrecht aber noch stand er da. Wer weiß wie lange. Dann regte sich der Boden unter ihm und im Aufbeben der Erde stürzte er zusammen. Länger als ein Jahrtausend schwemmten Flußwellen und Regenströme Erdreich über seine Reste und endlich lag die Ebene wieder da als sei jungfräulicher Boden immer hier gewesen. Dann kamen Deutsche, gruben, sahen, erkannten und fügten wieder zusammen mit unendlichem Eifer und Spürkraft, was zerbrochen und zertrennt war, und heute steht er im fernen Norden neu aufgerichtet da, als hätten die Hände des Baumeisters und seiner Leute eben die letzte Arbeit gethan.

Ich wollte, es käme Jemanden in den Sinn, den Tempel, nicht in bloßer Façade und in Putzwerk, sondern aus würdigem Materiale ganz und völlig, an passender Stelle wieder aufzurichten. Es gehörten nicht einmal übermäßige Summen dazu. Der Deutschen Archäologie, wie Winckelmann und Goethe sie stifteten, könnte mit einer Inschrift darin gedacht werden. Auch derer, die sie heute noch in diesem Sinne bei uns vertreten: Curtius und Brunn.

II. Die Sculpturen.

Die Ausstellung trägt den Namen Jubiläumsausstellung, weil sie ein Jahrhundert preußischer Kunstpflege repräsentiren soll. Dem Publicum wird der Anschein einer historischen Entwicklung dargeboten. Da die Werke so aufgestellt worden sind, daß sie nirgends der systematischen Belehrung, sondern, unter Beigabe von reichlicher Musik und Gelegenheit zu leiblicher Erquickung, ebensosehr dem Vergnügen als dem Studium dienen, so wirkt die Ausstellung nicht ermüdend. Das Publicum, das über das Schulalter doch hinaus ist, wehrt sich gegen Eindrücke, mit deren Empfang eine Art Rückkehr in die verlassene Dienstbarkeit der Jugend verbunden zu sein scheint. Wissenschaftlich geordneten Sammlungen gegenüber, auch wenn es sich ihrer Macht fügt, wird es leicht ablehnend gestimmt. Musik und erfrischendes Getränk dagegen deuten an, daß es der Herr sei, und befördern die unbefangene Entgegennahme auch des geistigen Genusses.

Die „historische Abtheilung" nimmt nur wenige Säle des weit sich ausbreitenden Ausstellungsgebäudes ein. Ihre beiden schönsten Stücke sind trotzdem die schönsten unter allen Sculpturen der gesammten Masse: das Denkmal des Grafen von der Mark von Schadow, um es in historischer Ordnung zuerst zu nennen, und die Colossalbüste der Königin Luise von Rauch. Diese beiden Werke unserer ersten beiden Bildhauer werfen einen Schatten auf alles nachher Entstandene.

Schadow hat das Schicksal gehabt, von Rauch später zur Seite geschoben zu werden. Vor dreißig Jahren noch hätte Niemand Schadow neben Rauch als gleichberechtigt genannt, heute macht man ihm den Platz nicht streitig. Schadow's Ziethen ist fast noch populärer als Rauch's Blücher; das Grabdenkmal des Grafen von der Mark würde Rauch nicht haben liefern können. Schadow hatte sein Talent noch unabhängig von dem gleichzeitig mit ihm emporkommenden Canova entfaltet, dessen Einflusse Rauch unterlag. Schadow kam in den Jahren nach Rom als Goethe dort war; er steckt noch in der letzten Entwicklung der Sculptur, die auf Michelangelo zurückging. Die drei Parzen unseres Grabdenkmals sind in diesem Sinne noch gearbeitet, ein Tropfen des Blutes vom Cinquecento fließt in ihren Adern. Das Ziel, das die Sculptur der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts sich steckte, war Verbindung der althergebrachten italienischen Technik mit Nachahmung der Antike sowohl als der Natur. Goethe's Iphigenie in ihrer in Rom entstandenen abschließenden Gestalt enthält dieselben Elemente: die letzte Entwicklung der Formen der französischen Tragödie ist in ihr sichtbar: die Sprache beherrscht vom Hinblicke auf antike Reinheit und die geistige Bewegung der handelnden Personen dem reinen Naturgefühl entspringend, das die Dichtung damals sogut wie die bildende Kunst belebte. Nach der französischen Revolution war nichts mehr übrig von dieser Zartheit der Empfindung.

Wie schön auf Schadow's Denkmal die Gestalt des Kindes daliegt. Sie läßt sich doppelt deuten. In den ersten Ahnungen zukünftigen Heldenthums, halb wie zum Spielzeuge noch, mit Rüstung und Waffen beschenkt, ist der Knabe eingeschlummert, um nicht wieder aufzuwachen. Das Schwert, das er fest in der Hand gehalten hatte, entfällt nun, da der Schlaf in den Tod übergeht, für immer den sich aufschließenden Fingern. Oder man könnte auch sagen, bereits der Tod sei dargestellt und die Rüstung den jugendlichen Gliedern als Symbol der Erwartungen umgelegt worden, die man hegte, das Schwert neben ihn hingelegt, als solle die Hand niemals nun danach greifen. Vollendet geschmackvoll, warm empfunden ist das Werk, aber den Stempel des vergangenen vorigen Jahrhunderts trägt es.

In gleicher Auffassung hat Schadow die Königin Luise mit ihrer Schwester hingestellt, eine Doppelstatue in fast natürlicher Größe. Das ist der Faltenwurf wieder, in dem wir Goethe's Iphigenie denken. Die Antike ist fast zur natürlichen Gewandung des Tages herangenöthigt worden. Alles was wir unter „liebenswürdig" einbegreifen, liegt in den beiden Gestalten. Noch dichter aber als bei dem Grabdenkmal legt sich ein gewisser Schleier von Vergangenheit über sie. Schadow wäre wohl das Grabdenkmal der Königin Luise zu Theil geworden, hätte Rauch das colossale Bild der hohen Frau nicht von Rom gesandt, das alle Merkmale der neuen Zeit trägt und das, wie es nicht im Abgusse, sondern im Originale dasteht, als Inbegriff dessen gelten kann, was Rauch zu leisten im Stande war. Seine erste, vollendete Jugendarbeit. Er hatte das Modell mit nach Rom genommen, als er aus dem Dienste der Königin dahin geschickt wurde, er hatte Jahre lang dort daran gearbeitet, und als die Aufforderung von Berlin kam, das Werk einzusenden, war noch so viel daran zu thun, daß er die Arbeit kaum bewältigen konnte. Die aus den Zügen der

Königin Luise ihm sich offenbarende Gestaltung eines idealen Antlitzes finden wir in fast allen seinen späteren Figuren wieder: zu solcher Vollendung ist keine aber gebracht worden wie dieses erste Bildniß. Ich hatte die Arbeit früher nicht gesehen, ich staunte sie immer von Neuem an. Der Marmor ist weich, als wäre es lebendiges Fleisch, und die übernatürliche Größe erscheint natürlich und unentbehrlich.

Immer neue Lehren sind es gewesen, die die antike Kunst denen gegeben hat, die sich von ihr leiten ließen. Auch Schadow stand unter dem Einflusse der griechischen Künstler und doch war das, was der junge Canova der Antike absah, etwas so Anderes, daß es als eine Offenbarung neuer Anschauungen wirkte. In der Malerei vollzog sich bei Louis David der gleiche Umschwung. David und Canova drängten ihre Schöpfungen gleichsam in das Alterthum zurück, als seien sie beide in die Geheimnisse der antiken Künstler und des sie umgebenden Lebens eingereiht. Canova wollte den antiken Kunstwerken nicht entnehmen, was für seine Tage etwa brauchbar sei, sondern sein Ehrgeiz erhob sich so hoch, mit den griechischen Künstlern einen Wettstreit einzugehen. Sein Perseus, den er auf das Piedestal des von den Franzosen fortgeführten Apoll von Belvedere stellte, sollte den Apoll als Werk gleicher Art ersetzen, und nach dem Urtheil der Zeitgenossen übertraf er ihn. Und so sehen wir Rauch als jugendlichen Schüler Canova's ein Bildniß der Königin liefern, als ob die Hand eines griechischen Bildhauers sich neu belebt hätte, um den Meißel zu führen. Daher der leichte Anflug erhabener Starrheit, der auf dem Werke liegt. Die Königin blickt gerade aus, ruhevoll, wie die antiken Göttinnen vor sich hinsehen. Die übermenschliche Größe scheint nicht nur die Formen, sondern auch die die Stirn bewohnenden Gedanken vereinfacht zu haben. Diese Gestaltung hat etwas Ewiges. Büsten, wie man sie heute mit Vorliebe arbeitet, vorzügliche Leistungen in ihrer Art, scheinen nur einige Momente höchster Lebendigkeit eines Kopfes wiederzugeben, die der Künstler so glücklich war zu erfassen. Man fühlt, diese Menschen blicken der Welt nicht immer so frisch und aufgeweckt in die Augen, in Stunden der Abspannung sehen sie anders aus; sie bedürfen Schlaf; der unablässige Wechsel des Ausdruckes, der den lebenden Menschen bewegt, ist ihnen nicht erspart. Rauch's Königin Luise ist über solche irdischen Anwandlungen erhaben. Diese Augenlider senken sich nicht mehr, diese ruhige Heiterkeit ist immer die gleiche. Menschliche Gestaltung so aufzufassen, ist nicht jedem Bildhauer gegeben. Keiner von denen, denen es zufiel, Napoleon darzustellen, hat seinen Kopf so erhaben aufgefaßt als Canova. Canova hat einen Typus des Kaisers geschaffen, der ihm allein gehört und der für Napoleon's erste heroische Epoche von historischer Wichtigkeit ist. In Italien findet man Exemplare dieser Büste noch an vielen Stellen. Canova's colossale Bronze-Statue Napoleon's als nackter Imperator mit der Victoria auf der ausgestreckten Hand entspricht den anfänglichen idealeren Herrscherträumen des Mannes. Ohne Canova würde Rauch die ersten Statuen, die er für Berlin geschaffen hat, nicht so monumental einfach gestaltet haben, während er in der späteren Zeit sich mehr naturalistischer, sachgemäßer Auffassung näherte. York und Gneisenau, seine letzten Werke, zur Rechten und Linken Blücher's, wohnt nur wenig von der ursprünglichen Colossalität inne, in der dieser noch völlig gehalten ist. Unsere heutigen Bildhauer haben sich dies Terrain nicht zurückerobert. Ihr Bestreben ist

nicht, sich zu den einfachen Umrissen und Flächen zu erheben, ohne die colossale Werke niemals eine reine Wirkung thun werden. Ich würde fürchten, wenig Anhänger zu finden, wenn ich Thorwaldsen's Schillerstatue für die schönste und ergreifendste von allen erkläre, die in Deutschland aufgestellt worden sind. Thorwaldsen hat das Colossale hier im Sinne Canova's gefaßt. Wie der Dichter mit leise gesenktem Haupte dasteht, als drücke es die Last seines frühen Geschickes nieder, wie er den Lorbeerkranz in der herabhängenden Hand hält, sagt sein Bild Alles, was uns bei Betrachtung seines Lebens und seines vorzeitigen Todes auf der Seele liegt, als trügen wir Nachgeborenen heute noch an einer Art von Schuldbewußtsein mit, da dem Laufe der Dinge nach von einem Verfehlen weder der Nachwelt noch der Mitlebenden gegen Schiller doch keine Rede sein kann. Welches Volk aber ist den Wohlthaten, die der Genius eines Dichters ihm darbot, jemals gerecht geworden? Alle hegten sie in ihrer tiefsten Seele ein Gefühl der Armuth, die Homer, der Sage nach, als Bettler durch die griechischen Länder trieb. In allen anderen Schillerstatuen tritt zu sehr der Privatmann, der Bürger einer kurzen Lebensepoche uns entgegen. Ein Unsterblicher muß in einer Gewandung dastehen, die allen Zeiten verständlich ist. Denn an Unsterblichkeit, an Dauer über gemeine Lebenszeit sollen Statuen doch erinnern. Die Gesammtheit all der Statuen und Büsten der Familie Napoleon's, die aus Canova's Atelier hervorgingen, zeigen, wie sehr die Gedanken an Cäsar und Augustus ihn erfüllten, und erläutern den Titel: König von Rom, den er seinem Sohne beilegte. Keine von den vielen Memoiren, die aus jenen Zeiten erzählen, zeigt das so deutlich wie diese Werke des großen Bildhauers, den der Kaiser für seinen Dienst zu gewinnen und zu begeistern verstand. Wie fürstlich war Napoleon's Verhalten Canova gegenüber, den er als eine Macht behandelte, an deren Allianz ihm gelegen war. In allen Feldherrn-Statuen, die wir heute errichten, tritt der Soldat von Fach, die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Truppentheil zu sehr in den Vordergrund, wodurch der reine Begriff: „Feldherr, Sieger“ beeinträchtigt wird. Man sehe die Colossalstatue Tegethoff's unserer Ausstellung, wie sehr diese in erster Linie nur das auf das Doppelte vergrößerte Bild eines Seeofficiers gibt. Nach unserem siegreichen letzten Kriege sind an vielen Stellen solche Statuen, sowie auch Siegesgöttinnen mit sterbenden oder siegenden Kriegern aufgestellt worden: alle, soviel ich sie kenne, bieten einen unruhigen, unzusammenhängenden Anblick und haben in den Bewegungen etwas Zufälliges, während in einem wahren Kunstwerke jeder Theil sich als nothwendig für das Ganze dem Auge aufdrängen muß. Heute hält man Unruhe der Stellungen für Lebendigkeit, Verwirrung der Grundmotive für reiche Abwechselung, Verzerrung der Gesichtsmuskeln für Ausdruck leidenschaftlicher Kraft. Flatternde Bärte, die wie Feuerflammen dahin und dorthin streben, scheinen Muth, und gedrückte Augenbrauen Entschlossenheit auszudrücken. Der ersten momentanen Begegnung erscheint das als das Rechte, auf die Länge wirken solche Gestalten als versteinerte Schauspieler. Unser Bestreben, in Sculpturwerken nicht die bleibende Ruhe, sondern gleichsam einige sehr bewegte Momente des realen Lebens zu verkörpern wird später einmal als ein Merkmal unserer heutigen Kunst gelten. Wir habe[illegible] abgesehen von dem, was unsere Ausstellung bietet, tref[illegible] Büsten des Ka[illegible] Kronprinzen,

des Fürsten Bismarck, des Grafen Moltke: entweder aber leiden sie an diesem Mangel, oder es sind allzu treue Wiedergaben der Natur. Den Kopf der Statue Friedrich's des Großen von Rauch habe ich nicht im Abgusse gesehen, wohl aber den des großen Kurfürsten auf der Brücke, von Schlüter: an diesem erkennt man, was es besagen solle, wenn ein Bildhauer, dem der volle Umfang der Mittel seiner Kunst geläufig ist, einen Kopf auf die einfachen Verhältnisse reducirt, die colossale Darstellung verlangt. Dieser Kopf und eine Anzahl überlebensgroßer römischer Kaiserköpfe, die im Vaticanischen Museum stehen, zeigen, worauf es ankomme. Wie der Geschichtsschreiber seinen Helden in wenigen inhaltreichen Sätzen so erscheinen läßt, daß wir ihn völlig zu durchschauen vermeinen, hat der Bildhauer mit einer gewissen historischen Kunst die Züge auszuwählen und zu verbinden, die den Typus einer Gestalt bilden.

Unmittelbar packende Wirkung eines Kunstwerkes kann überhaupt nie dadurch hervorgebracht werden, daß man mit der Natur wetteifert, sondern sie entsteht dadurch, daß der Künstler aus einer ihm innewohnenden Kraft heraus seinen Werken die Eigenschaft verleiht, uns gleichsam in die unmittelbare Gegenwart dessen zu versetzen, dessen Abbild sie liefern. Ich habe, wenn ich zufällig Bildhauern beim Modelliren eines Kopfes zusehen durfte, beobachtet, wie bei der ersten Sitzung, nach der anfänglichsten Arbeit der ersten halben Stunde, der nasse Thon das Urbild mit solcher Lebendigkeit darstellte, daß man hätte sagen mögen: halt! besser kann die Aehnlichkeit nicht zum Ausdrucke kommen. Der Künstler hatte diejenigen Züge des Urbildes zuerst dem Thone aufgeprägt, die ihm als die entscheidenden zuerst ins Auge fielen. Alles Nebensächliche blieb noch unberücksichtigt, alle Einzelnheiten fehlten, nur das Allgemeine, die eigentlichen Elemente des Kopfes waren hervorgehoben, so sprechend aber, als bedürfe es nun keiner weiteren Ausführung mehr. In diesem frühesten Zustande wird die Büste stets den Anschein haben, als strebte sie in den Maaßen etwas über das Natürliche heraus. Beim Fortschritte der Arbeit geht diese erste Formulirung des Kopfes dann wieder verloren[1]). Den Kopf des Fürsten Bismarck zu der

[1]) Die Natur selber deutet zuweilen an, wie einem Antlitze historische Auffassung zu verleihen sei, sowie worin diese Reduktion auf das Nothwendige bestehe. Ich habe ein Phänomen nach dem Tode von Menschen beobachtet. In den ersten Augenblicken nach ihrem letzten Athemzuge verändern sich ihre Züge in dieser gleichsam historischen Weise. Alle gemeinen, auf das Getriebe der Welt gerichteten Gedanken sind davongeflogen. Nur Unsterbliches allein scheint auf kurze Zeit noch ihre Hülle gleichsam zu bewohnen. Die Linien und Flächen des Antlitzes scheinen größer zu werden. Es bietet in wunderbarer Vereinfachung ein symbolisches Abbild des Besten und Edelsten, was in diesem Menschen beschlossen lag. —

Noch dies sei hier gesagt. Nichts ist der Sculptur in ihrer höheren Wirkung mehr zuwider als die natürliche Färbung, die man Statuen, besonders auch Büsten heute zu geben versucht. Die letzte Consequenz dieser Malerei würde sein, Abgüsse über die Natur genau so zu färben wie das lebende Original. In italienischen Terracotten hatte man vorzügliche Leistungen dieser Art lange vor Augen: man wird sehen, daß die besten Sachen der della Robbia's doch nur weiße Glasur mit hier und da angebrachter Färbung zeigen. Sich zu berufen auf die Sculpturmalerei der Griechen, ist bei dem geringen Stande unserer Bekanntschaft damit nicht erlaubt. Es scheint, daß man in gewissen Epochen des griechischen Lebens diejenigen Sculpturen, die in enger Verbindung mit bemalter Architectur zu stehen hatten, in einzelnen Theilen ebenso grell färbte wie die sie umgebenden Architecturtheile, daß niemals aber bei dieser Bemalung weder an eine Nachahmung der natür-

Einfachheit der Form zu erheben, wie Rauch bei der ausgestellten Büste der Königin Luise gethan, ist von keinem unserer Bildhauer versucht worden. Ich glaube nicht, daß einem der späteren Geschichtsschreiber eine der heute entstandenen bildlichen Darstellungen der Männer, die unsere Geschicke verwalten, als historisches Material in dem Sinne einmal als wichtig erscheinen werde, wie uns Schlüter's großer Kurfürst. Allen Arbeiten dieser Art, die die Jubiläumsausstellung bietet, sind zuviel vergängliche Züge mit aufgeprägt worden, die kommenden Generationen theils unverständlich, theils überflüssig erscheinen werden.

III. Die Gemälde.

Die Hauptmasse der ausgestellten Kunstwerke besteht aus Gemälden. Die Ausstellung bietet in der Anfangs verwirrenden Reihe ihrer Räumlichkeiten so viel Bilder, daß selbst der erfahrene Betrachter einige Tage braucht, um sie zu übersehen. Ein Durcheinander von Eindrücken entsteht, das viel verwirrender ist als das, welches Museen hervorbringen: denn der Umstand, daß die Gemälde der Ausstellung meist frisch aus der Werkstätte an das Licht des neuesten Tages gebracht worden sind, verleiht ihnen gleichsam schärfere geistige Adhäsionskraft. Man geht nicht so rasch von einem zum andern, man fühlt sich festgehalten, macht sich los. Es sind wie lauter Stücke gleichsam, deren erster Aufführung man beiwohnt. Auch das Publicum der Ausstellung ist ein anderes als das der Museen. Es will nicht schweigend studieren, sondern starke Eindrücke empfangen und sich sogleich darüber aussprechen.

In Betracht kommt, wenn wir die Ausstellung als Element unseres öffentlichen Lebens ansehen, das, was man ihren Erfolg nennt. Ueber eine Million Menschen haben sie besucht. So und so viel Hundert Gemälde sind vom Staate, von Privaten, sowie zur Verloosung angekauft worden. In Betracht kommt ferner die Fähigkeit unserer Generation, so viel Gemälde herzustellen und hier zu versammeln. Die Ausstellung zeigt, ein wie großer Betrag an faktischer Arbeitskraft dem Hervorbringen von Gemälden zugewandt werde. Dies lenkt den Blick auf die sichtlich beförderte Frequenz der die Erziehung von Künstlern, besonders Malern, bezweckenden öffentlichen Anstalten. Die Zeitungen berichten nicht selten über Belohnungen und andere Zeichen der Anerkennung, welche ausgezeichnete Leistungen der Malerei und Sculptur ihren Hervorbringern eintragen. Auf keinem anderen Gebiete gewerblicher, ja selbst geistiger Arbeit, sehen wir

---

lichen Carnation, noch an ein ideales Anhauchen mit gebrochenen eleganten Tönen zu denken ist, wie man es heute bei manchen Büsten, sowie auch bei den Figuren im Tympanon des olympischen Zeustempels versucht hat. Sämmtliche auf unserer Ausstellung gegebenen Sculpturbemalungen oder -abtönungen sind verfehlt. Niemand, der gesunde Sinne hat, wird bei einer Statue von schönem Marmor Bemalung vermissen, Niemand bei einer Bronzebüste die Frage thun, ob das Original denn braune, oder, bei Oxydation, ob es grüne Hautfarbe gehabt habe. Die Kunst gibt nie die Dinge selbst, sondern das Kunstwerk erweckt in der Seele des Betrachtenden nur das lebhafte Gefühl von der Gegenwart dessen, den es darstellt. Dies ist der Grund, um es zu wiederholen, weshalb Skizzen oft ſein zauberhaftes Leben innewohnt, warum Rembrandt mit wenigen in die Kreuz und Quer geschmierten Federstrichen Dinge uns offenbart, die aus völlig vollendeten Gemälden uns inhaltreicher, wahrer, lebendiger nicht ansprech-

das Geleistete so sorgfältig geprüft und so gern auch den nur mittleren Erfolg belohnt. Bei einigermaßen hervorragender Begabung ist man als Maler oder Bildhauer heute sicher, sich Anerkennung zu erwerben. Leistungen werden hier prämiirt, die, wenn das gleiche Talent, oder sogar größeres, sich in einem Buche ausgesprochen hätte, unbeachtet blieben. Es würde interessant sein, diese Verhältnisse einmal mit statistischen Zahlen belegt zu sehen. Folgende Fragen stehen damit in Verbindung. Aus welchen Gründen entspricht es heute dem Wunsche der Regierungen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Italien und Rußland (von England weiß man nichts), daß die Production an Kunstwerken und die Zahl der Producenten sich steigere? Ist die Theilnahme derer, welche sich an ihnen erfreuen, oder zu erfreuen scheinen, der hierfür aufgewandten Mittel werth? Worin besteht der Genuß des Publicums? Ist er als geistig fördernd anzusehen? Dies sind Fragen, die dem Kunsthistoriker sich aufdrängen.

Ich will sie hier nicht beantworten, gebe aber eine Reihe von Beobachtungen, welche bei ihrer Beantwortung in Betracht zu ziehen wären.

Die technische Güte der ausgestellten Werke wird vom Publicum genau geprüft. Vornehmste Rücksicht bei der Herstellung der Gemälde scheint heute die Verkäuflichkeit derselben zu sein: auf die Zahl der verkauften Stücke und die dafür erzielte Gesammtsumme wird als Haupterfolg der Ausstellung hingewiesen, indem sie auch als ein gewerbliches Unternehmen aufgefaßt wird. Ein seinem inneren Gehalte nach unbedeutendes, das Publicum aber anziehendes und zum Ankauf reizendes Gemälde würde demzufolge über einem anderen, geistig bedeutenderen stehen, dem die leichte Verkäuflichkeit mangelte. Die in dieser Auffassung liegende, auch an den in der Erziehung begriffenen Künstler sich richtende Aufforderung, an erster Stelle verkäufliche Arbeiten zu produciren, habe ich nirgends als bedenklich hervorgehoben gefunden. Ferner, die Ansicht scheint verbreitet zu sein, daß ein Gemälde einen überraschenden, wenn auch noch so geringfügigen besonderen Effect irgendwelcher Art aufweisen müsse. Das Bedürfniß, ein Gemälde interessant zu machen, geht so weit, daß man kein Bedenken tragen würde, sogar irgend etwas das Gefühl Beleidigendes hineinzubringen, nur um diesen Effect zu erzielen. Für Ueberraschungen coloristischer Art scheinen Publicum und Künstler am meisten Sinn zu haben. In Verlegenheit dagegen setzt Künstler wie Publicum etwas, das Niemand recht erklären kann, Niemand aber auch leugnet: das von beiden Theilen scharf empfundene, unbefriedigte Verlangen nach geistigem Inhalte. Das Publicum vermißt ihn, ohne recht sagen zu können, was es eigentlich verlange, und der Künstler weiß nicht, woher er etwas nehmen solle, dessen Mangel er seinerseits vielleicht noch deutlicher fühlt, ohne ihn ebenfalls näher bezeichnen zu können. Hier liegt ein Gewissensbiß bei dem ungemeinen Erfolge. Hier ist man auch am empfindlichsten. Man weiß nicht, was oder wen man für diesen Mangel verantwortlich machen solle. Manche haben sich damit zu helfen gesucht, daß sie die Forderung an höhere Bedeutung des Inhaltes für übertrieben erklären; eine ganz geringe, aber energische Minorität stellt ihn sogar als überflüssig ganz in Abrede. Im Allgemeinen aber muß man zugeben, was denn doch zu Tage tritt.

Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ist von dieser Verlegenheit nicht

viel zu merken gewesen. In allen Zeiten bis dahin hat jeder Künstler genau gewußt, was man in Betreff des Inhaltes von ihm verlangte. Zuerst lieferte die heilige Geschichte ihn fast allein, aber auch vom 17. Jahrhundert an, wo Weltliches jeder Art daneben eintrat, herrschte nie Zweifel darüber, was das Publicum erwarte und was ihm gefalle. Die Kunstwerke jener Zeit haben nie das Unbehagliche so vieler heute entstandener Arbeiten. Klar gedacht und sorgfältig ausgeführt lassen sie sogar das Gleichgültige auch uns heute noch als liebenswürdig erscheinen: das Gefühl, daß der Künstler seine Abnehmer verstanden habe und befriedigte, spricht uns an und erfreut uns, auch wenn das Werk uns nicht überwältigt. Und selbst als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dieser gemüthlichen Unterthänigkeit der Künstler ein Ende gemacht und die Herrschaft der Genies vorbereitet wurde, die sich nur an den auserwähltesten, geistig über der Zeit stehenden Kreis der Höchstgebildeten wandten, waren die Maler und Bildhauer im Reinen mit sich, was sie darzustellen hätten. Heben wir unter den Deutschen die anerkanntesten hervor: Carstens, Cornelius und Kaulbach. David, Ingres, Canova, Thorwaldsen u. a. könnten von anderer Seite angeführt werden. Alle gehören der gleichen Epoche an, alle arbeiten nur für sich, in dem Sinne, daß sie dem Gange ihres schaffenden Genius nachfolgen, ohne sich um das, was wir heute im weiteren Sinne Publicum nennen, zu kümmern: alle aber doch arbeiten in dem Gefühle, daß sie sich im Zusammenhange mit der vornehmsten Geistesblüthe ihrer Zeit empfinden und deren Vertreter als Beurtheiler ihrer Schöpfungen willig anerkennen.

Nun aber sehen wir, nachdem Kaulbach's Lebensbahn durchlaufen war, Kaulbach's Successoren an: Piloty und Makart. Das ist die neue Zeit. Diesen ist es gleich, ob sie Dämonen oder Heilige malen, wenn der Lichteffect und das Colorit neue Effecte nur gewähren. Von Entwicklung ist bei diesen nur noch im Bereiche des Technischen die Rede. Der geistige Inhalt ihrer Werke ist zufällig anekdotenhafter Natur. Die Historie wird nicht als Weltgeschichte, sondern als Darstellung großartiger Aufzüge angesehen, die etwa so vorgeführt werden, wie man sie auf Künstlerfesten mit Zuhülfeziehung schöner, eleganter Frauen und Tänzerinnen, sicherlich amüsant genug, aufgeführt hätte. Sehr bald aber waren die herkömmlichen Schaustücke dieser Art erschöpft und es mußten neue ausfindig gemacht werden. Auf dieser Jagd nach dem noch nicht Dargestellten finden wir heute die gesammte Malerei so sehr befangen, daß Ausnahmen bereits kaum noch erwartet werden. Sieht man auf einer Ausstellung wie der unsrigen mehr als tausend Gemälde aber zusammen, die sämmtlich aus dieser Gesinnung heraus erfunden und mit raffinirter Ausbeutung der Farbe und anderer technischer Mittel, die Aufmerksamkeit anzuziehen, durchgeführt worden sind, so überfällt den Betrachtenden ein inneres nervöses Zittern, das, anfangs behaglich, bald fatal wird und uns beim Verlassen des Kunstpalastes zu dem Selbstgeständnisse nöthigt, irgend einer Macht glücklich entronnen zu sein.

Wer bei diesem letzten Tritte aus den Räumen, die das Resultat so colossaler Arbeit enthalten, gestehen sollte, um welches Werkes willen er noch einmal die Säle rasch durcheilen möchte, um einen allerletzten Blick darauf zu werfen, was hätte der zu antworten?

Welches war das schönste, das liebenswürdigste, das unser Herz am reinsten berührende, dasjenige Werk, dessen Besitz eine dauernde Bereicherung unserer Existenz wäre?

Interessant, frappant, merkwürdig, überraschend, charakteristisch: dergleichen Adjectiva dürfen oft vergeben werden; aber herzerfrischend, erhebend, schön, fänden kaum Verwendung.

Ueberblicken wir den Bestand der vielen Säle. Um nicht aus eigenem Urtheil eine Auswahl der besten Sachen zu geben, verweise ich auf diejenigen Werke, welche im Kataloge durch besondere Abbildungen geehrt worden sind. Man hat damit wohl nicht besagen wollen, daß die übrigen geringer seien, aber auch nicht die am wenigsten hervorragenden mit diesen Abbildungen bezeichnet. Gehen wir sie durch, wie die Unterschriften des Kataloges sie beschreiben. Spielende Katzen; Heimkehr; Junge Bauern und Bäuerinnen (die in nicht ganz verständlicher Weise Vieh vor sich her treiben); Hand in Hand (junger Mann im Kostüme des Empire, mit einem jungen Mädchen an der Hand über zwei Bretter gehend, die einen Graben bedecken); Mondaufgang; Tauholer (Fischer zu Pferde im Wasser); Fischmarkt in Venedig; Italienische Landschaft; Tochter des Märtyrers (Bedrohungsscene in den Katakomben); Venezianische Novelle; Zuflucht (unklare Scene; in der Art Gretchens vor dem Crucifixe; in altdeutscher Wittwentracht); Traum vom Jungbrunnen (galante Paare auf verschiedenen Stufen einer Renaissance-Gartentreppe, das Ganze in der Art Watteau's), Auf der Weide (Kühe unter einem Weidenbaume in niederländischer Auffassung); Chorgestühl (Theile eines geschnitzten Chores, architektonisches Stück mit Lichteffect); Heimkehr des Vaters (Familienscene vor den Thoren einer Stadt, in der Tracht des 17. Jahrhunderts); Oberungarn (nationale Pferdescene); Herbsttag; Wiener Ufer; Bei Amsterdam; Der Hausirer (alter Jude bei Bauermädchen); Neuigkeiten (Wanderer am Brunnen erzählt jungen wasserholenden Frauen etwas. Altgriechisches Kostüm); Am Weiher; Der beste Trumpf (Bauermädchen und Bauerbursche Karten spielend); Blutrache (todter Grieche? Ungar? Bulgare? auf dem Boden ausgestreckt; verzweifelnder Schimmel daneben, zum Himmel aufwiehernd; breite Steppenlandschaft); Ein lustiger Morgen (große Kälberheerde zu einer Wasserlache sich uns entgegen drängend); Kosacken auf der Fährte; Der Fürstin Morgenspaziergang (Roccocoscene am einsamen Gartenportal; Mohr mit Sonnenschirm; tanzende Zigeuner); Dorfbrand; Pferdemarkt; Schwere Wahl (Bauer in Verlegenheit vor einem Wahlcomité); Aus dem Rostocker Hafen. Dieser Auszug der ersten vierzig Seiten genügt, um den Charakter des Ganzen darzulegen. Wer alle Illustrationen des Kataloges weiter durchsehen wollte, würde lauter Scenen begegnen, deren Illustration er ernster genommen, schon auf anderen Ausstellungen gesehen zu haben vermeinte und deren Existenz ihm gleichgültig wäre. Denn welchem uns innewohnenden tieferen Gefühle entsprechen solche Werke? Wo rufen wir unwillkürlich aus: ja, das mußte gemalt werden! Ein Gefühl von Fremdheit verläßt uns nie beim Durchschreiten dieser Gemäldereihen. Kaum sagt man sich hier oder da: dies ist die Welt, in der du lebst und deren Verherrlichung du vom Künstler erwartest. Niemand würde einen Roman oder ein Stück im Theater gut finden, wenn nicht etwas darin ihm zugeführt würde,

was einer gewissen Erwartung bei ihm entspräche. Unser Publicum ist darauf eingeübt, den Werth literarischer Arbeit danach abzumessen, wie weit man sich gepackt fühle. Nachhaltig ergriffen will man sein und bemißt Lob und Tadel nach dieser Erfahrung. Auch wo wir ein Geschichtswerk recensirt finden, sehen wir diese Qualität entweder als Plus hervorgehoben oder als Minus vermißt. Ich bitte den Leser dieser Bemerkungen sich Rechenschaft zu geben, ob seinem Gedächtnisse Anblicke solcher Art sich eingeprägt haben, die er der Ausstellung verdankte. Manchem wird bei dieser Frage vielleicht das seltsame Gemälde wieder auftauchen: ein meisterhaft dargestelltes lebensgroßes Paar, das sich eben im Wasser begraben zu wollen scheint. Der empfangene Eindruck aber wird doch kaum über das Gefühl schmerzlicher Dissonanz hinausgehen, den vorzüglich abgefaßte Berichte mancher Criminalgeschichten uns hinterlassen, die wir in den Zeitungen mit einem gewissen Interesse lesen, und hinterher wieder zu vergessen suchen. Ich spreche von Eindrücken tieferer, unvermischter, im Abschlusse versöhnender Art, die ein Kunstwerk gewähren muß. Das was uns von den heutigen Künstlern im Durchschnitte gegeben wird, sind Schaustellungen, bei denen das Bestreben, aufzufallen, neue technische Probleme unter der Hülle geistiger Erlebnisse zu geben, zu entschieden hervortritt, als daß man es verkennen könnte. Man stellt diese Lage der Dinge aber auch nicht einmal in Abrede. Man hält die Wünsche des höhere Ansprüche geistiger Art erhebenden Publicums an manchen Stellen sogar für etwas, womit man Künstlern denn doch nicht mehr kommen dürfe.

Vermag die Kunst nicht mehr solchen Wünschen gerecht zu werden? Ist es ihre Aufgabe nicht mehr? Verlangt unsre Zeit, die, wie wir fühlen, eine andere ist als alle Zeiten früher, andres von dem Künstler als die vergangenen Jahrhunderte forderten?

Ich will die Gemälde der Ausstellung nennen, die, wenn ich an die ungeheure Menge des sich Darbietenden zurückdenke, meine Phantasie am genauesten reproducirt. Zwei Darstellungen aus der heiligen Geschichte: das Abendmahl, und Christus, der als Gast bei einer Arbeiterfamilie eintritt. Die Darstellung ferner einer Sontagsschule und die eines singenden Chores von Mädchenwaisen. Endlich: ein Feuerwerk in Neapel und eine Alpenlandschaft mit im Sonnenlichte auseinander reißendem Wolkenschleier. Diese sechs Stücke haben mich am meisten angelockt, sie wieder zu betrachten — was oft der Fall war — mir immer neue Gedanken erweckt und mich nicht, wie manche andre mich anfangs anziehende Stücke thaten, zuletzt doch gleichgültig gelassen. Besitzen jedoch, d. h. verpflichtet sein, sie in meiner Stube zu haben, möchte ich auch von diesen Arbeiten keine.

Die beiden zuerst genannten sind von innerem Leben erfüllte Stücke. Durch bereits bekanntere Gemälde dieser Art vorbereitet, wird man gleich wissen, in welchem Anschauungskreise der Maler heimisch sei. Der Versuch wird immer wieder neu gewagt, die Person Christi in unserer Welt verständlichem Anblicke vorzuführen. Man war schließlich zu einem byzantinisch-italienisch vornehm starrem Typus gelangt, den die Künstler wiederholten ohne an ihn zu glauben. Man gab es auf, hier etwas durch seine Form das menschliche Herz Ergreifendes zu schaffen, als ein Meister auftrat, der im Sinne Rembrandt's wieder einmal den

„Christus der armen Leute“ malte. In diesem Sinne gingen Andere weiter. Der vierte Stand in seinen edelsten Typen ward benutzt, um Christus und die ihn Umgebenden zu repräsentiren. Schwielige Hände, Stirnen, die unter dem Drucke weniger sie bewohnender Gedanken zu knarren und knacken schienen, Fanatismus, gepaart mit eiserner Redlichkeit: Arbeiter, über die plötzlich der Zwang von Gedankenarbeit kommt: das ist der Stoff, aus dem die Apostel hier geformt sind. Christus erscheint, von einer Vorahnung seiner Zukunft durchleuchtet, bereits wie zur Körperlosigkeit ausgeblaßt. Nur der Ernst des Künstlers und sein Können machen diese Darstellung des Abendmahls erträglich. Uebersehen aber wird das Gemälde Niemand.

In ähnlichem Sinne ist Christus gefaßt, wie er, auf seiner unendlichen Pilgerfahrt in Gestalt eines armen Mannes begriffen, zu einem Arbeiter eintritt, der inmitten zahlreichen Kindersegens eben die Mittagsmahlzeit beginnen will. Mit Ehrfurcht wird er empfangen: der Familienvater scheint zu wissen, daß Christus zu seiner Partei gehöre. Die ungeschickte, aber von herzlicher Bewegung zeugende Geste, mit welcher er ihn am Mahle theilzunehmen einlädt, erfüllt uns mit Respect. Die Kinderschaar am Tische, deren Aufmerksamkeit meist dem heiß erwarteten Essen gilt, ist in vielen kleinen Zügen durchgeführt, welche die Meisterschaft des Künstlers documentieren.

Christus im Bilde darzustellen ist heute unmöglich. Die vielen Versuche, Biographien Christi zu schreiben, haben uns in den Wahn geleitet, es lasse sich aus den Evangelien der äußere Schein seiner bürgerlichen Existenz ausziehen. Es wird nie gelingen und kann nicht gelingen. Wir kommen Christus nicht näher, sondern entfernen uns von ihm, nehmen Christus Etwas, wenn wir seine äußere Gestalt suchen: all seine modernen Biographien enthalten Traumgemälde. Ich habe mich an anderen Stellen darüber ausgesprochen.[1]) Auffallend aber bleiben diese fortgesetzten Versuche unserer Zeit, das Unmögliche dennoch zu leisten, und die Gemälde, die ihnen ihre Entstehung verdanken.

Verwandtschaft mit dieser Malerei zeigen die beiden weiter von mir genannten Gemälde. Ihrem Meister schwebte als höchstes Ziel vor, Kinder, wieder aus dem vierten Stande, in der Hingebung an Gedankenarbeit, sowie in der Ausübung einfacher häuslicher Frömmigkeit darzustellen. Diese Gemälde stehen zum Theil über, zum Theil unter den beiden eben besprochenen. Jene sind componiert: man sieht, mit wie viel Studium Figuren sehr verschiedener Art zu einem Ganzen verbunden worden sind: darum scheint es dem Künstler von 3 u. 4 weniger zu thun gewesen zu sein. Die Gruppierung bietet, was eine Photographie vielleicht ergeben würde, die man nach lebendig so zusammengestellten Figuren aufgenommen hätte. In der Fähigkeit, das Liebliche, Anmuthige, ja Schöne zu geben, steht dieser Meister (denn beide Arbeiten rühren von dem gleichen Maler her) höher. Die Antlitze der singenden jungen Mädchen sind freilich weder schön noch anmuthig, geben die Natur aber in so wohlthuender Weise und so lebendiger Bewegung wieder, daß eine bessere Darstellung des gewählten

[1]) Zuletzt im L. N.

Stoffes nicht denkbar wäre. Dieses Gemälde prägt sich uns ein wie das Bild einer freundlichen Familienscene, die wir miterlebten.

Fassen wir die beiden Bilder nun aber in höherem Sinne als Kunstwerke. Das kahle Zimmer mit den beiden Fenstern im Hintergrunde, vor denen ein überzeugend natürlicher armer kleiner Geraniumtopf fast wie ein Symbol des hier sich abspinnenden täglichen Daseins steht, die steif heruntergehenden schwarzen Kleider der Mädchen, ihre uniformen weißen, spitz unten abfallenden Halstücher, die gesammte wahrhaftige Wiedergabe eines Raumes in einem Waisenhause, sammt allen nüchternen, reinlichen Mobilien darin, beängstigen uns. Was wird einmal das Schicksal dieser Kinder sein? Kein freundliches, ahnen wir. Ich erinnere an Van Eyck's heilige Cäcilia mit den singenden Jungfrauen. Eine Legende, und doch welche Realität! Leuchtende Gewänder, Edelsteine, Gold, durchsichtig Alles wie bunte Kirchenfenster, und doch lauter Natur. Auch hier vermeint man den Gesang zu vernehmen. Wir könnten Van Eycks Cäcilia heute nicht malen, uns auch nicht in die nationale Stimmung zurückversetzen, aus der sie hervorging, aber wir erfreuen uns noch daran und hegen die Sehnsucht, auch in unserer Zeit möchten Elemente auftauchen, die so herrliche Blumenfarben wieder erblühen ließen. Und vergessen wir nicht, dieselben Van Eycks, die in solche Anschauungen sich vertiefen, wußten einfache kühle Porträts zu malen, die die Natur mit gleicher Treue widerspiegelten. Denken wir uns die singenden Waisenmädchen und die singenden Heerscharen um die heilige Cäcilia factisch neben einandergestellt, so würde sich zeigen, aus wie verschiedener Gesinnung beide Werke hervorgingen. Das Freudige, das Befreiende des altniederländischen Werkes fehlt dem modernen nicht nur, sondern soll ihm fehlen. Dasselbe gilt von den drei anderen eben besprochenen Gemälden. Sie würden ein Zimmer beinahe unheimlich machen, an dessen Wand sie dominirten, während Eycks Cäcilia es erhellte. Und so gewähren diese vier Gemälde, in denen die Gedanken unserer Zeit sich spiegeln, keinen Genuß. Da hält man sich lieber an allgemeine Motive: Kühe auf der Weide, hübsche Ausblicke auf Wald und Feld, brieflesende Mädchen, überraschte Mädchen, sich verlobende Mädchen, Mädchen am Strande, Mädchen im Walde, gratulierende Kinder, gebadete Kinder, spielende Kinder, kurz, in anmuthiger Form, was im Familienleben uns erfreut und im bürgerlichen Dasein uns geläufig ist, deren eine Menge vorhanden und auch wohl gekauft worden sind. Zu dieser Gattung von Arbeiten gehören die beiden Landschaften: Feuerwerk in Neapel und zerreißende Nebel im Gebirge. Wie angenehme Reiseerinnerungen betrachten wir sie. Der Meister dieser beiden Stücke, denen sich noch andere seiner Hand zugesellen, leistet der Menschheit einen Dienst mit seinen Arbeiten. Sie predigen dem besser situirten reisenden Publicum, mit welchen Augen es die Welt ansehen müsse.

Schade ist, daß nicht auch Böcklin etwas von seinen besten Sachen geliefert hat. Auch der erfüllt die Phantasie mit angenehmen, wenn auch wunderlichen Träumen: was er diesmal ausstellte aber gibt nichts Besonderes. Ich nenne seinen Namen hier, weil sein Name eben sein Genre bezeichnet.

IV. Einzelne Beobachtungen.

1. Die englische Abtheilung.

Während es fast den Anschein haben könnte, als ob unserer Zeit die Fähigkeit, wahrhaft Erfreuliches zu produciren, abgesprochen werden müsse, widerspricht dem eine Erfahrung, die nicht ich allein machte: die ausgestellten Bildnisse von der Hand englischer Maler muthen uns durch eine ihnen eigenthümliche Vortrefflichkeit und durch geistige Tiefe an. Ueber die Ursachen dieses außerordentlichen künstlerischen Vermögens ihrer Urheber ist vielfach gesprochen worden. Der Majorität nach scheint man zu der Ansicht gekommen zu sein, die Engländer bezahlten besser und ihre Maler dürften sich deshalb mehr Zeit gönnen.

Ich möchte Folgendes in Erinnerung bringen.

Es ist bekannt, in welcher Weise zu Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Kunst ihre Revolution erlebte und was dabei zu Grunde ging. Die englische Kunst hat diese Umwälzung nicht miterlebt und ist unberührt von ihr, abgetrennt und auf eigenen Wegen, vorwärts geschritten. Man sehe nur die sich ruhig folgenden Ausgaben der Schriften von Reynolds vom Ende des vorigen Jahrhunderts in das unsere hinein. Reynolds blieb der maßgebende Kritiker. Auch seine Gemälde erfahren ohne Unterbrechung dieselbe Würdigung. Man brauchte in England weder Italien noch Griechenland: man hatte das Beste beider Länder aus allen Jahrhunderten bei sich zu Hause. Ein Kritiker wie Ruskin wäre bei uns schwer denkbar. Ein Engländer, J. A. Crowe, hat die Neuere Kunstgeschichte auf eine so hohe Stufe heben helfen.

So ist es gekommen, daß auch heute noch die englischen Maler ersten Ranges in der Tradition des vorigen Jahrhunderts, die wir nicht mehr besitzen, fortarbeiten. Was ich Tradition nenne, ist der directe Schulzusammenhang mit den großen Meistern vom Cinquecento ab. Tradition ist nicht das einseitige, durch Liebhaberei etwa und persönliche Nachahmungsversuche wiederhergestellte Zurückgehen auf diesen oder jenen Künstler in seiner Specialität, sondern die allgemeine Fortsetzung und Fortführung überkommener Anschauungen. Nachahmer Tizians, Rembrandts, Holbeins ꝛc. haben auch wir: in England hat man die Totalität dessen aufgenommen, was das vorige Jahrhundert aus der Nachahmung aller früheren Meister zog, und ist darin, ohne zu denken, daß es anders sein könne, fortgeschritten. Daher die Vollendung der englischen Porträts auf unserer Ausstellung, das völlig Beruhigende dieser Art, eine Persönlichkeit im Bildnisse wiederzugeben, das Männliche, Feste, Studierte und doch Freie dieser Malerei. Durchaus gebildete Männer, die das Leben kennen, die die großen Meister verstehen, denen die Kunstgeschichte geläufig ist, die für ein Publicum arbeiten, welches, was ästhetische Bildung anlangt, auf gleicher Höhe mit ihnen steht, haben diese Bildnisse hervorgebracht und dürfen sich rühmen, echt künstlerische Werthe geschaffen zu haben, Gemälde, die festen historischen Cours haben, und nicht bloße Versuche, die heute mit keinem Gelde bezahlbar erscheinen und morgen vielleicht keinen Käufer mehr finden. Von Meistern, die so arbeiten, haben wir nur wenige in Deutschland, und auf unserer Jubiläumsausstellung sind dieselben durch nichts ihrer Würdiges vertreten.

Die englische Kunst ist das Product einer in sich harmonischen nationalen Entwicklung. Ich habe keine Vorliebe für England. Die leidenschaftliche Kälte der Engländer ist mir unsympathisch. Sie haben Stellen, wo sie gleichsam in Starrheit verfallen, geistige Froststellen gleichsam. Wer aber wollte leugnen, welche Cultur in diesem Volke steckt? Welcher Durst nach Wahrhaftigkeit! Welches Bestreben, den Kindern das Gefühl für eine männliche Freiheit einzuimpfen! Nirgends ist das Individuum so ausgearbeitet wie in England, nirgends vermag specielle Begabung sich so die besondere Stelle auszusuchen, von wo sie wirken kann. Mir ist als spräche dieser Geist zu mir aus den Porträts, die die englischen Maler bei uns ausgestellt haben. —

2. Unser Verhältniß zu Goethe und Winckelmann.

Hätten die Engländer Goethe und Winckelmann hervorgebracht, so würde Jemand, der den Standpunkt dieser Männer als wissenschaftlich überwunden proclamirte, in England wohl sein letztes Wort gesprochen haben. Wissenschaft und Fachstudium sind nicht dieselben Begriffe. Sie schließen sich öfter aus, als daß sie sich decken. Man sieht den unter der Last ihrer Fachkenntnisse seufzenden Alleinwissern oft mit gerechtem Mitleiden nach. Die Frage ist heute, ob wir den Weg zu der verlassenen Tradition Goethe's und Winckelmann's zurückfinden werden, oder ob wir uns dem redlichen, aber rohen Eifer der Fachleute anvertrauen und unter dem Anscheine, mühsame Pfade bergauf zu erklimmen, trotzdem bergab marschiren wollen. Der Begriff, umfassender, allgemeiner Bildung ist kein täuschender Traum, sondern etwas Wirkliches. Die „allgemeinen großen Ideen" sind keine hohlen Redensarten. Immer war die, in uns unbekannten Gedankentiefen bevorzugter Geister gebildete Anschauung vom Wesen der Dinge das, was die Völker zum Licht geleitet hat. Mit Staunen sehen wir, wieviel an realen Kenntnissen Winckelmann, Herder, Goethe abging, und wie richtig trotzdem ihr Gefühl der Dinge war. Ich hatte darauf hingewiesen, in welcher Weise in Virchow's, auf der Naturforscherversammlung gehaltenen Rede Goethe hervortrat. Mir ist beim Abschlusse dieses Aufsatzes im Ueberblicke aller Sitzungen nun erst klar geworden, wie sehr die Gestalt dieses halb in dichterischen Träumen befangenen Menschen gleichsam der unsichtbare Präsident der Versammlung war, zu dem hin jeder sprach. Die Vertreter der Naturwissenschaft haben sich nichts dadurch vergeben. Sie haben damit keine Concession gemacht. Sie haben unbefangen anerkannt, daß über aller Forschung der klare Blick stehe, den das gleichsam verwandtschaftliche Verhältniß zur schaffenden Natur selbst gewährt. In diesem Sinne ist Aristoteles der Geheimschreiber der Natur genannt worden und Goethe darf als sein College gelten. —

Wie würde Goethe unsere Ausstellung beurtheilt haben?

Wir können sicher sein, daß alle Unternehmungen idealer Art, an denen man das gesammte Volk betheiligt, schließlich aus eigner Schwere das richtige Urtheil produciren werden, was sie werth seien. Schon heute wird, was die Jubiläumsausstellung anlangt, über die Hauptsache Einigkeit erzielt sein und meine Bemerkungen dürften mit dem wohl zusammentreffen, was allgemein empfunden wird, wenn auch meine Begründung meines Urtheils für sich steht. Die Jubi-

läumsausstellung darf als ein gelungener Versuch angesehen werden, dem Volke klar zu machen, was die Arbeit der Künstler heute vermöge. Sie hat bewirkt, daß ein bedeutender Theil des allgemeinen Publicums sich zur Betrachtung von Kunstwerken gedrängt, und über ihren Werth und Inhalt sich in Debatten eingelassen hat. Bewirkt, daß die Wichtigkeit solcher Ausstellungen allgemein anerkannt worden ist. Bewirkt auch, daß dieses selbe Publicum sich daran gewöhnt hat, die langen und meist gut und wohlwollend geschriebenen Berichte der Kritik in sich aufzunehmen. Bewirkt wahrscheinlich auch, daß der Markt für Kunstwerke sich verbreitert hat.

Ohne den Trieb aber, das hier Aufgenommene zu einem Theile unserer Bildung zu machen, (ich habe eine gewisse Scheu, diese hohlklingenden Worte niederzuschreiben, aber sie sprechen allein aus, was gesagt werden soll), kann der Genuß an diesen Dingen nichts Bleibendes gewähren.

3. Natur und Kunst.

Kunstwerke dürfen darin nicht ihre letzte Wirkung suchen, auf Ausstellungen Preise zu erringen. Ein Künstler muß wissen, ahnen wenigstens, wem seine Arbeit Freude machen wird. Und wäre es auch nur eine Täuschung seiner Phantasie: es muß eine Stelle sein, an der er sein fertiges Werk in Gedanken stehen sieht: eine Stelle, wo es Menschen erfreut und glücklich macht. In unseren Antikensälen, in unseren Galerien mit Arbeiten aus früheren Jahrhunderten: jedes Stück, auch noch so dicht und unvermittelt an ein andres gedrängt, hat seine besondere Umgebung geistig um sich. Das eine erzählt von einem Tempel, das andere von einer Kirche, einem Palaste oder einem Stübchen auch nur, wohin es aus der Hand des Künstlers kommen sollte und kam. Jedem fühlt man eine ehmalige Heimath an. Die heutige Production scheint heimathlos zu sein. Diese Werke stehen da wie Menschen in einem Wartesaale: keines dahin gehörig, jedes nur den Wunsch hegend, fortzukommen. Wohin? Das höchste, letzte Ziel eines Gemäldes darf auch nicht sein, in einer Nationalgalerie glücklich einmal ehrenvolle Unterkunft zu erlangen. Ein Kunstwerk verlangt eine Familie, in die es gehört, Augen, die mit Liebe zu ihm aufblicken, die in es eindringen, die sich an es gewöhnen. —

Unter meinen Augen, vom Fenster aus, an dem mein Arbeitstisch steht, liegt ein See. Wie oft habe ich Morgens die ersten Strahlen der Sonne mir gegenüber hinter den Bergen hervorbrechen sehen, die ihn umgeben. Auf ihnen liegt wie ein zarter grüner Pelz der Wald ausgebreitet, allen ihren Schluchten und Falten sich anschmiegend und bis zum Wasser ihren Fuß bedeckend. An regnerischen Tagen dringen Wolkenzüge aus diesen Schluchten hervor und ziehen in Streifen an der halben Höhe des Gebirges hin. Kein Gemälde vermöchte eins der Bilder zu geben, die der unaufhörliche Wechsel des Lichtes hier hervorbringt.

Läßt sich dergleichen uns überhaupt nicht vor die Seele bringen? Mir treten jene beiden einzigen Verse Homers in das Gedächtniß, in denen Odyß gezeigt wird, wie er am Strande der waldigen Insel sitzend, über das Meer sieht.

Ach, nur einmal möcht' er den Rauch der Heimath
Fern aufsteigen sehn, um dann zu sterben.

Bei diesen Worten entsteht in unserer Phantasie ein Bild des unermeßlichen Meeres, als ständen wir neben Odyß und durchbohrten wie er mit den Blicken die unendliche Ferne. Aus dieser Stimmung dichtete Goethe den einen Vers:

Das Land der Griechen mit der Seele suchend.

Auch da meinen wir am Strande neben Iphigenie zu stehen, die ungeheuere Einsamkeit des Meeres breitet sich aus vor unseren Augen.

Wie viele Seestücke hat die niederländische Kunst geschaffen: großartige, herrliche Werke darunter, keins aber, das uns das Meer zeigte wie jene Verse, in denen nicht ein einziges beschreibendes Wort enthalten ist.

In dieser Richtung versuchte Claude Lorrain uns Bilder der Natur vorzuzaubern. Er besitzt eine wunderbare Kraft, unsre Phantasie mit Anschauungen zu erfüllen, die, über alle Erfahrung des Erlebten hinausgehend, ein höheres, lichteres Bild der Natur in die Erinnerung pflanzen, als hätten auch wir sie so gesehen.

4. Kunst und Natur.

Zwei Stunden von hier, mitten in den Bergen, liegt ein Kloster, zu dem das letzte Stück Weg einen steilen Felsenpfad hinangeht. Erst ist man lange am Rande eines weiten prachtvollen Thales hingefahren, eine sich schlängelnde Straße, links mit dem Blicke in die Stämme der aufsteigenden Kastanien hinein, links auf ihre sanften Wipfel hinunter, die aus der Tiefe überall sich dicht aneinander der Höhe zuthürmen, und über sie hinweg zu dem Gebirge drüben, über dessen weite dunkle Wände die Ortschaften vertheilt sind, weißschimmernd jede, und jede mit dem schlanken romanischen Campanile in der Mitte der Häuser. Endlich, in der steilen schmalen Gasse eines dieser Oerter, erklärt der Kutscher, nun müsse man aussteigen, und zu Fuße geht man zwischen den weinüberhängten Häusern weiter, und tritt aus ihnen hinaus wieder unter die Aeste des unendlichen Baumwuchses. Das Kloster oben scheint verlassen, nur zwei Mönche noch bewohnen es, die Kirche hat einen Eingang, der gleich aus dem Freien den Eintritt gestattet. Alles unverschlossen, alles still, das warme Sonnenlicht dringt mit uns in die kleine Kirche ein. Da steht über dem Altar ein Madonnenbild. Ein unbeschreiblicher Anblick. Einer von den Niederländern, die in Lionardo's Schule lernten, hat es gemalt und die reine klare Luft hier oben den blühenden sanften Farben nichts zu Leide gethan. Durch Jahrhunderte hindurch hat diese Madonna so auf das Kind hinabgelächelt: kein eigentliches Lächeln, sondern gleichsam nur wie der Wille dazu, den Lionardo den Antlitzen zu geben verstand und dessen Geheimnisse seine Schüler nachahmten. Und dann, wieder heraustretend aus der Kirche, öffnet sich vor uns die Umschau von der Höhe in so viel Thäler hinein, die vom Lago maggiore und dem Luganer See uns entgegenkommen dicht unter unseren Füßen aber der am Abhange klebende Küchengarten des Klosters, in dem allerlei seltsames Krautwerk großblätterig in Reihen steht.

Man trägt die Madonna auch bei diesem Blicke immer noch in sich. Man vergißt sie überhaupt nie wieder. Mit wie wenig Aufmerksamkeit würde man

sie vielleicht nur gestreift haben, hätte man sie in einer Sammlung neben vielen anderen gefunden. Zu der Zeit wo sie entstand, gab es keine Ausstellungen, keine Kritik, keine andere Befriedigung für einen Künstler, als, so gut als möglich sein Werk gethan zu haben.

Doch man könnte sagen, es sei nicht erlaubt, von diesen Tagen der künstlerischen Glorie des Cinquecento zu reden. Das sei nicht wieder herbeizuschaffen. Es könnte auch eingeworfen werden, die Madonna sei jedenfalls nicht an Ort und Stelle entstanden, sondern in Mailand oder Florenz, und von ferne her in das Kloster gestiftet worden. Gut. Steigen wir vom Kloster von Bigorio hinab in die Tiefe nach Ponte di Capriasca, das wie im Abgrunde liegt. Im Cinquecento war die heutige Straße nicht vorhanden, die dicht heranführt. Mühsam auf stundenlangen Wegen mußte man sich dahin finden. In der Kirche von Ponte di Capriasca hat ein unbekannter Meister eine Copie der Cena Lionardo's auf die Wand gemalt. Diese Copie, immer noch in Figuren über Lebensgröße in Fresco ausgeführt, ist in einer Einsamkeit entstanden, die tiefer nicht gedacht werden kann. Im Vergleich zum Originale in Mailand möchte man das Gemälde, trotz vielfacher und böser Reparaturen, fast unberührt nennen. Hier steht das Antlitz Christi rein und klar vor uns. Für wen Anderes noch, möchte man hier fragen, als für sich selber hat der Künstler seinem besten Können nach dieses schöne Werk hier zu Stande gebracht? Monatelang muß es hier vergraben gewesen sein.

Soll nur der Beifall von Massen, die nach Tausenden zählen, als Lohn gelten, um den es zu arbeiten werth sei?

Auf einer der Höhen, zu denen man von Lugano auf kurzem Spaziergange gelangt, liegt San Abbondio, eine von den Ortschaften, die in dichtem Netze hier das Land bedecken. Die Häuser liegen zerstreut, höher und tiefer, mit Gärten zwischen sich und überall erheben sich auch hier, wie Eichbäume beinahe, die herrlichen Kastanien. Ganz für sich und von einer mächtigen Mauer umgeben liegt der Kirchhof. Durch die eiserne Gitterthüre des Portales leuchten uns die Denkmäler entgegen, die ihn schmücken. Eines darunter erkennt man bei diesem ersten Ueberblicke schon als das schönste. Vela hat es gearbeitet, der nicht weit von Lugano, bei Mendrisio, mitten im Lande, sich ein Atelier erbaut hat. Ueberall, wohin man sich wendet, begegnen uns Werke Vela's. Hier hat er eine knieende Frau gearbeitet, in weißem Marmor, dem in dieser reinen klaren Luft ebenso wenig ein Stäubchen anfliegt, wie jener Madonna im Kloster von Bigorio. Oft habe ich die Gestalt betrachtet, deren unverhüllte energische Arme mit wunderbarer Kunst zum Ausdruck bringen, daß sie durch ein Gebet sich aus verzweifelnden Gedanken zu retten sucht. Man möchte sagen, wenn man sie nach langer Zeit da wieder erblickt: ach, da kniet ja auch die Frau noch immer. Immer derselbe tiefblaue Himmel, der sie umgibt, dieselbe Ruhe, als stände die Zeit hier still und man wäre es selber einzig allein nur, der älter geworden wäre.

Doch es könnte all dem gegenüber, was ich hier vorbringe, gesagt werden, die Zeiten der Kirchen, Klöster und Kirchhöfe hätten ein Ende genommen und

für das Leben des Tages habe der Künstler heute zu arbeiten, wenn er sich und der Welt genügen wolle.

Nicht weit von dem auf die Stadt herabsehenden Bahnhofe erhebt sich eine Villa, der man ihre Jugend von Weitem schon ansieht. In eigenthümlicher Verbindung antik griechischer und moderner Formen ist sie aufgeführt. Ich habe nichts gesehen, was dieser Architectur ähnlich sah, es ist eine individuelle Schöpfung. Vom Garten aus treten wir in ein Atrium ein, das die Wohnstube der Familie bildet, die dieses Haus, das man großartig und bescheiden zu gleicher Zeit nennen kann, für sich gebaut hat. Nur für sich, kein Schaustück für Fremde, denen es nur zufällig sich öffnet. Alles ist bemalt in diesem Raume. Dorische Säulen tragen die bunte Decke, die Wände erfüllen Frescomalereien. Der Wechsel der Jahreszeiten ist in großen Gemälden darauf dargestellt, Scenen altgriechischen Lebens, aber in moderner Bewegung aufgefaßt, jugendliche Frauen- und Mädchengestalten, die Blumen in einen Tempel tragen, lebensgroße Gestalten, so lebendig auf der Wand gemalt als seien es Porträts. Zum Theil sind es auch Porträts. Rechts führt eine Thür in ein Zimmer mit kostbarem echten Hausrath in modern persischem Geschmacke, links ein anderes, das in dem gleichen einfachen Reichthum im Stile der Renaissance gehalten ist. Man fragt, wie sich das vertrage? Ausgeglichen werden diese Gegensätze durch den unverkennbaren Stempel der Entstehung all dieses Schmuckes in der neuesten Zeit und durch den ihnen verliehenen persönlichen Reiz: wir fühlen, daß Alles von derselben Phantasie erdacht und unter derselben künstlerischen Leitung ausgeführt wurde. Nichts, bis auf das Metallwerk an den Thüren und Fenstern, das nicht in meisterhafter Vollendung gearbeitet worden wäre, und doch nichts irgendwo, das sich als besondere Leistung hervordrängte. Die Rückwand des Atriums ist durchbrochen: eine breite, sanfte Treppe in glänzenden, reinen Marmorstufen thut sich auf. Man blickt bis zu ihrer Höhe, wo eine Statue steht, Sulamith, in halbfliegenden Gewändern, als komme sie uns entgegen. Auf den die Treppe rechts und links begleitenden Wänden sind bacchische Scenen gemalt: die Familie, die in Rom Grund und Boden besitzt, hat bei Ausgrabungen Sarkophage gefunden und die Scenen der zwei bedeutendsten darunter als Gemälde hier reproduciren lassen. Alle diese Malereien hat ein in Rom arbeitender Maler nach sorgfältig vorher gezeichneten Cartons leicht und liebenswürdig ausgeführt, ein Sicilianer, dessen Thätigkeit bisher besonders dem Schmucke der wieder aufblühenden Städte Siciliens gewidmet war. Die Statue ist von einer Mailänderin, die, ebenfalls in Rom arbeitend, als Bildhauerin dort anerkannt berühmt ist. Niemals bin ich in dieses Haus eingetreten, ohne die entzückende Heiterkeit zu empfinden, die diese Gemälde, diese Sculpturen, diese Architectur ausathmen. Und um es noch einmal zu betonen: All das nicht für die Welt, sondern nur für die eine Familie geschaffen, die es bewohnt. Und, um auch dies noch einmal zu sagen: Alles natürlich, selbstverständlich, behaglich, und Alles modern, wie frischgepflückte Blumen und Früchte, an deren Schönheit wir uns hier erfreuen.

5. Die Cartons für die Gemälde in der Zeughauskuppel.

Zu allen Zeiten aber hat es des Zusammentreffens besonderer Umstände bedurft, damit Kunstwerke entständen, die als vollkommen harmonisch eine befreiende Wirkung hätten. Mir scheint: soll gezeigt werden, welches die höchsten Wirkungen der Kunst seien, so kann das mit Ausstellungen überhaupt niemals erreicht werden. Das Zusammenpferchen unendlicher Gemälde und Sculpturen, von denen keine zur anderen in Verwandtschaft steht, hat etwas Maßloses. Man sieht sich die Augen bis zur Verwirrung voll, man hört Musik dazu, verschiedene Stücke von verschiedenen Orchestern zu gleicher Zeit gespielt, man ißt und trinkt, und während man ißt und trinkt, steht uns auf den Wänden der Künstlerkneipe das künstlerische Treiben unserer Tage in Carricaturen persiflirt vor Augen. Dieses Bedürfniß, sich selbst gutmüthig zu verhöhnen, ist ein Zug unserer Zeit. Es machte in der Ferne einen seltsamen Eindruck, aus den Zeitungsberichten zu ersehen, wie die, welche den in Berlin tagenden Naturforschern die Tafellieder dichteten, die Gesellschaft mit gutmüthigen, aber grotesken Verspottungen ihrer wissenschaftlichen Glaubenssätze zu erfreuen suchten. Zwischen diesen Liedern und den ebensowenig böse gemeinten Carricaturen altgriechischen Daseins in den die Ausstellung umgebenden Gartenanlagen waltet eine gewisse Blutsverwandtschaft. Ich habe aber ein Gefühl, als ob wir uns Zeiten näherten, in denen einfachere Anschauungen wieder zur Herrschaft gelangen könnten.

Sollte ich mich täuschen in dieser Annahme, sollte, was die bildenden Künste anlangt, unser Jahrhundert einmal nur als das der Ausstellungen in der Kunstgeschichte figuriren, so würde darin die Voransicht liegen, daß die Kunst mehr und mehr zum Range ornamentalen Gewerbebetriebes herabgehen und die den großen Massen gebotenen Werke mehr und mehr den Charakter oberflächlicher Bravourstücke annehmen würden. Dies zu befürchten aber ist kein Grund vorhanden. Ich habe die Cartons unbesprochen gelassen, die für die Malereien in der Kuppel unseres Zeughauses gezeichnet worden sind. Die Besucher sahen fast wie zu etwas Fremdem zu ihnen auf, zu dem sie kein rechtes Verhältniß hatten. Meinem Gefühle nach liegen hier die Keime der Kunst, die auch unsere Zeit einmal als in enger Verbindung mit den Traditionen stehend zeigen wird, mit denen scheinbar für immer gebrochen worden war.

Herman Grimm.

Iwan Iljitschen's Tod.

Vom

Grafen **Leo Nikolajewitsch Tolstoi** [1]).

I.

Im großen Gerichtsgebäude der Stadt *** wurde der Proceß Melwinski verhandelt. Während einer Sitzungspause hatten sich die Gerichtsräthe und der Staatsanwalt im Cabinet Iwan Jegorowitsch Schebek's zusammengefunden und hier war man auf den berühmten Proceß Krassowski zu sprechen gekommen. Feodor Wassiljewitsch war, die Nichtzuständigkeit des betreffenden Gerichtshofes beweisend, in Hitze gerathen; Iwan Jegorowitsch hatte zähe an seiner eigenen Meinung festgehalten; Peter Iwanowitsch jedoch, der von Anfang an in die Debatte nicht eingetreten war, nahm auch jetzt keinen Theil daran, sondern sah die soeben vom Gerichtsdiener überreichte Zeitung durch.

„Meine Herren!" sagte er, „Iwan Iljitsch ist gestorben."

„Ist's möglich?"

„Da, lesen Sie," sagte er zu Feodor Wassiljewitsch, diesem das noch feuchte Blatt reichend.

Von einem schwarzen Rand umgeben stand Folgendes gedruckt: „Praßkowja Feodorowna Golowina benachrichtigt tief betrübt Verwandte und Bekannte von dem am 4. Februar d. J. (1882) erfolgten Ableben ihres geliebten Gatten, des Kammergerichtsraths Iwan Iljitsch Golowin. Die Beerdigung findet Freitag, um 1 Uhr Mittags statt."

Iwan Iljitsch war College der hier versammelten Herren gewesen und Alle hatten ihn lieb gehabt. Er war schon seit einigen Wochen bettlägerig gewesen, und man hatte davon gesprochen, daß die Krankheit unheilbar wäre. Sein Amt war ihm reservirt geblieben; man hatte jedoch schon in Erwägung gezogen, daß im Falle seines Todes Alekßejew an seiner Stelle ernannt werden könne, — an Stelle Alekßejew's hingegen entweder Winnikow oder Stabel. In Folge dessen war der erste Gedanke jeder der hier versammelten Herren, sobald sie nur vom Tode Iwan Iljitschen's gehört hatten, welche Bedeutung dieser Tod für eine

[1]) Aus dem Russischen von Otto Rist.

Versetzung oder ein Aufrücken der Gerichtsräthe selbst oder ihrer Bekannten haben dürfte.

„Jetzt bekomme ich gewiß die Stelle Stabel's oder Winnikow's," dachte Feodor Wassiljewitsch. „Mir ist sie schon lange versprochen, und diese Beförderung bringt mir achthundert Rubel Zulage ein, außer der Vergütigung für Kanzleiunkosten."

„Ich werde um die Versetzung meines Schwagers aus Kaluga nach hier bitten," dachte Peter Iwanowitsch. „Meine Frau wird sich sehr freuen. Und dann wird man nicht mehr sagen können, daß ich nie etwas für ihre Verwandten thue."

„Ich dachte mir's gleich, daß er nicht wieder aufkommen würde," sagte Peter Iwanowitsch. „Schade!"

„Was hat ihm eigentlich gefehlt?"

„Die Aerzte konnten es nicht herausbringen, d. h. sie stellten wohl ihre Diagnose, waren aber getheilter Meinung. Als ich ihn zum letzten Male sah, schien es mir, als ob er sich wieder erholen würde."

„Und ich bin seit den letzten Feiertagen gar nicht mehr bei ihm gewesen. Ich nahm es mir immer vor, ihn zu besuchen, kam aber nicht dazu."

„Hat er denn Vermögen gehabt?"

„Die Frau soll eine Kleinigkeit mitgebracht haben, jedenfalls kaum der Rede werth."

„Ja, man wird hinfahren müssen. Furchtbar weit wohnen sie."

„Das heißt, von Ihnen aus ist es weit. Von Ihnen aus ist Alles weit."

„Da, der kann's mir nicht verzeihen, daß ich jenseit des Flusses wohne," sagte Peter Iwanowitsch, die Bemerkung Schebek's belächelnd. Hierbei kam man auf die weiten Entfernungen in der Stadt und die damit verbundenen Unbequemlichkeiten zu sprechen; dann begab man sich zur Sitzung.

Außer den durch diesen Tod in Jedem hervorgerufenen Erwägungen, hinsichtlich der Versetzungen und etwaigen Veränderungen im Dienste, die dieser Trauerfall möglicher Weise im Gefolge haben könnte, erweckte die Thatsache an und für sich, daß ein guter Bekannter gestorben, bei Allen, die dieselbe erfahren hatten, wie dies immer geschieht, das Gefühl der Freude darüber, daß er gestorben ist, und nicht ich.

„Nun sag' mal Einer an, er ist gestorben, und ich, siehst Du, nicht." So dachte oder empfand ein Jeder. Die guten Bekannten, die sogenannten Freunde Iwan Iljitschen's, dachten hierbei unwillkürlich auch daran, daß sie jetzt sehr langweilige Anstandspflichten zu erfüllen, den Begräbnißfeierlichkeiten beizuwohnen und der Wittwe Beileidsbesuche abzustatten hätten.

Am Nächsten hatten dem Verstorbenen Feodor Wassiljewitsch und Peter Iwanowitsch gestanden. Letzterer hatte mit Iwan Iljitsch zusammen die Rechtsschule besucht und fühlte sich demselben verpflichtet.

Nachdem Peter Iwanowitsch bei Tisch seiner Frau die Nachricht vom Tode Iwan Iljitschen's, wie auch seine Gedanken über die mögliche Versetzung des Schwagers mitgetheilt hatte, zog er, ohne sich zur Mittagsruhe niederzulegen, seinen Frack an und fuhr zu Iwan Iljitsch.

Bei der Anfahrt zu Iwan Iljitschens's Wohnung hielten ein Wagen und zwei Miethschlitten. Unten im Vorzimmer, neben dem Kleiderrechen, stand der mit Goldstoff überzogene und mit Goldtroddeln versehene Sargdeckel an die Wand gelehnt. Zwei Damen in Trauerkleidern legten ihre Pelze ab: die eine derselben war Iwan Iljitschen's Schwester; die andere kannte Peter Iwanowitsch nicht. Schwartz, ein College des letzteren, wollte soeben die Treppe hinabsteigen, blieb jedoch, den eintretenden Peter Iwanowitsch bemerkend, auf der obersten Stufe stehen und nickte ihm mit ganz besonderem Gesichtsausdrucke zu, gleichsam als wollte er sagen: „Wie dumm von Iwan Iljitsch; wir beide hätten uns ganz anders eingerichtet."

Das von einem englischen Backenbart eingefaßte Gesicht Schwartzen's, wie auch seine ganze schmächtige, im Frack steckende Gestalt trug wie immer den Ausdruck eleganter Feierlichkeit zur Schau, und diese Feierlichkeit, die seinem lebhaften Charakter stets widersprach, hatte hier etwas besonders Pikantes an sich. So dachte Peter Iwanowitsch.

Peter Iwanowitsch ließ die Damen voranschreiten und ging, denselben folgend, langsam die Treppe hinauf. Schwartz war nicht herunter gekommen, sondern wartete oben noch immer. Peter Iwanowitsch errieth warum: er wollte augenscheinlich mit ihm verabreden, wo man heute Abend schrauben[1]) könne. Die Damen traten bei der Wittwe ein, während Schwartz, mit ernsten Falten um die fest geschlossenen Lippen und mit verhaltener Lustigkeit im Blick, Peter Iwanowitsch durch ein Hinaufziehen seiner Augenbrauen nach rechts in das Todtenzimmer wies.

Peter Iwanowitsch trat ein, unentschlossen und zweifelhaft, wie dies immer der Fall ist, was er dort zu thun haben werde. Eins wußte er, daß es nämlich bei solchen Gelegenheiten nichts schaden kann, sich zu bekreuzigen. Ob man aber hierbei auch Verbeugungen machen müsse — dessen war er nicht gewiß, und wählte daher den Mittelweg: beim Eintritt ins Zimmer fing er an sich zu bekreuzigen und einige leichte Bewegungen zu machen, als ob er sich verbeugen wolle. Dabei sah er sich im Zimmer um, soviel ihm dies die Bewegungen seiner Hände und seines Kopfes gestatteten. Zwei junge Leute, der eine von ihnen ein Gymnasiast — wie es schien, ein Neffe des Verstorbenen — verließen, sich bekreuzigend, das Zimmer. Eine alte Frau stand regungslos da, der eine Dame mit eigenthümlich emporgezogenen Augenbrauen etwas zuflüsterte. Ein Diakon in schwarzem Ueberrocke, von munterem, entschlossenem Aeußeren, las etwas laut ab, mit einem Ausdrucke, als sei jeder Widerspruch ausgeschlossen. Der das Amt eines Küchenjungen versehende Bauer Gerassin streute, leichten Schrittes vor Peter Iwanowitsch hin und her gehend, etwas auf den Fußboden. Dies bemerkend, spürte letzterer sofort einen leichten Verwesungsgeruch. Als Peter Iwanowitsch den Verstorbenen zum letzten Male besucht hatte, war dieser Bauer im Cabinet anwesend gewesen; derselbe hatte die Pflichten eines Krankenwärters erfüllt, und Iwan Iljitsch hatte ihn besonders lieb gehabt. Peter Iwanowitsch

[1]) Die Schraube — eine russische Modification des englischen Whists — wird in Rußland ebenso leidenschaftlich gespielt, wie etwa in Deutschland der Skat. Der Uebers.

fuhr fort sich zu bekreuzigen und leichte Verbeugungen zu machen, letztere ungefähr in mittlerer Richtung zwischen dem Sarg, dem Diakon und den auf einem Tische in der Ecke befindlichen Heiligenbildern hindurch. Als ihm jedoch die durch das Bekreuzigen verursachte Handbewegung zu lang andauernd schien, hielt er inne und fing an, den Todten zu betrachten.

Der Todte lag, wie dies bei Leichnamen immer der Fall ist, schwerfällig hingestreckt, mit den erstarrten Gliedern halb in die Sargfüllung versunken. Das auf immer geneigte Haupt ruhte auf dem Todtenkissen und ließ die wachsgelbe Stirn durch die eingefallenen Schläfe besonders markant hervortreten, während die emporragende Nase die Oberlippe einzudrücken schien. Er hatte sich stark verändert und war, seit Peter Iwanowitsch ihn nicht mehr gesehen, noch magerer geworden; das Gesicht jedoch war, wie dies allen Todtengesichtern eigenthümlich ist, schöner und vor Allem ausdrucksvoller, als es je bei Lebzeiten gewesen. Es trug den Ausdruck ruhevoller Zufriedenheit — das, was gethan werden mußte, ist gethan, und regelrecht dazu. Außerdem aber war diesem Ausdruck der Zufriedenheit Etwas wie ein Vorwurf oder eine Mahnung an die Lebenden beigemischt. Dies Mahnende erschien Peter Iwanowitsch unstatthaft, zum wenigsten glaubte er es nicht auf sich beziehen zu müssen. Es wurde ihm unheimlich zu Muth; er bekreuzigte sich daher eiligst noch einmal — wie es ihm vorkam zu eilig, der Feierlichkeit des Augenblicks nicht angemessen — wandte sich um und verließ das Zimmer. Schwartz stand, mit gespreizten Beinen und mit auf dem Rücken liegenden Händen, die seinen Cylinderhut rotiren ließen, Peter Iwanowitsch erwartend, im Nebenzimmer. Der Anblick der sauberen, eleganten und Lebhaftigkeit verrathenden Figur Schwartzen's erfrischte Peter Iwanowitsch. Er begriff, daß Schwartz über allem Dem steht und sich von traurigen Eindrücken nicht überwältigen läßt. Sein ganzes Aeußere besagte: der Vorfall mit der Beerdigung Iwan Iljitschen's ist durchaus nicht wichtig genug, um seinetwegen nicht zur Tagesordnung übergehen zu können, d. h. nichts soll mich daran hindern, heut' Abend, während der Diener die vier Lichter anzündet, das versiegelte Spiel Karten aufzuknacken; überhaupt ist gar kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß dieser Vorfall mich verhindern könnte, den heutigen Abend angenehm zu verbringen. Er flüsterte dies dem vorübergehenden Peter Iwanowitsch zu und schlug ihm vor, an einer Partie bei Feodor Wassiljewitsch Theil zu nehmen. Allein Peter Iwanowitsch sollte heut', wie es schien, nicht zum S c h r a u b e n kommen. Praßkowja Feodorowna, eine kaum mittelgroße Frau von ansehnlicher Körperfülle und mit denselben eigenthümlich emporgezogenen Augenbrauen, wie sie Peter Iwanowitsch an jener beim Sarge stehenden Dame beobachtet hatte, trat aus ihrem Zimmer. Von den Schultern abwärts war sie ganz in Schwarz gekleidet; trotz ihrer Bemühungen, die stark hervortretenden Contouren ihres Körpers in engere Grenzen zu bannen, war ihr gerade das Gegentheil gelungen. Ein Spitzentuch bedeckte ihren Kopf. Die beiden zum Besuch anwesenden Damen folgten ihr; sie geleitete dieselben zum Todtenzimmer und sagte, an der Thür stehen bleibend: „Die Panichida[1]) wird sogleich beginnen. Treten Sie nur immer ein."

[1]) Panichida — eine Art Gebet für die Seelenruhe Verstorbener.

Schwartz verbeugte sich mit nichtssagender Miene: augenscheinlich wollte er diese Einladung weder annehmen, noch ablehnen. Praßkowja Feodorowna stieß, Peter Iwanowitsch bemerkend, einen Seufzer aus; sie ging zu ihm dicht heran, ergriff seine Hand und sagte: „Ich weiß, Sie sind dem Verstorbenen ein wahrer Freund gewesen.“ Hierauf blickte sie ihn an, eine diesen Worten entsprechende Erwiderung von ihm erwartend. Peter Iwanowitsch wußte, daß, wie man sich dort hatte bekreuzigen müssen, er auch hier die Hand zu drücken und mit einem Seufzer zu sagen habe: „Glauben Sie mir!“ Und das that er. Und nachdem er es gethan, fühlte er, daß das gewünschte Resultat erzielt sei: er war gerührt, und sie auch.

„Kommen Sie, so lange man dort noch nicht angefangen, habe ich mit Ihnen zu sprechen,“ sagte die Wittwe; „geben Sie mir Ihren Arm!“

Peter Iwanowitsch reichte ihr seinen Arm und sie schritten den inneren Gemächern zu, an Schwartz vorüber, der Peter Iwanowitsch traurigen Blickes zuwinkte.

„Wo bleibt unsre Schraube? — Seien Sie also nicht böse, wenn wir einen andern Partner einladen. — Vielleicht als Fünfter, wenn Sie loskommen,“ sagte sein ausdrucksvoller Blick.

Peter Iwanowitsch seufzte noch tiefer auf, wofür Praßkowja Feodorowna ihm dankbar die Hand drückte. Nachdem beide im Empfangszimmer der letzteren, das durch eine Lampe trübe erleuchtet wurde, angekommen, nahmen sie am Tische Platz; sie setzte sich aufs Sopha, während Peter Iwanowitsch auf einem kleinen Sessel, dessen Sprungfedern verdorben waren und daher ein ruhiges Sitzen unmöglich machten, sich niederließ. Praßkowja Feodorowna wollte ihm sagen, daß er sich auf einen andern Stuhl setze, fand dies jedoch in ihrer Lage für unpassend und unterließ es daher. Beim Anblick der mit rosa Cretonne überzogenen Möbel erinnerte sich Peter Iwanowitsch daran, wie Iwan Iljitsch dieses Zimmer eingerichtet und sich mit ihm gerade wegen dieser rosafarbenen, von grünem Laubgewinde durchzogenen Cretonne berathen hatte. Als die Wittwe sich aufs Sopha setzen wollte, hatte sie den Tisch gestreift (das ganze Zimmer stand voll von Möbeln und allerhand Sächelchen), und war mit ihrer schwarzen Spitzenmantille am Schnitzwerk desselben hängen geblieben. Peter Iwanowitsch erhob sich ein wenig von seinem Sitze, um die Spitzen loszuhaken; hierbei gerieth das frei gewordene Polster, in Folge der verdorbenen Sprungfedern, unter ihm in Bewegung und stieß ihn vollends in die Höhe. Unterdessen hatte sich die Wittwe um ihre Spitzen selbst bemüht, Peter Iwanowitsch setzte sich daher wieder, das rebellische Polster niederdrückend. Die Wittwe kam jedoch mit dem Loshaken nicht zu Stande; Peter Iwanowitsch erhob sich wieder, und das Polster wurde wiederum aufrührerisch, ja es knackte sogar. Als dies endlich vorüber war, zog sie ein Batisttuch hervor und fing an zu weinen. Peter Iwanowitschen's anfängliche Rührung war jedoch durch die Episode mit der Mantille und durch den Kampf mit dem Polster verflogen, und er saß finster vor sich hinstarrend da. Das unheimliche Schweigen wurde durch Ssokolow, Iwan Iljitschen's Diener, unterbrochen, der mit der Meldung eintrat, daß die Stelle auf dem Kirchhofe, diejenige, welche Praßkowja Feodorowna bestimmt hatte, zweihundert Rubel kosten werde. Sie hörte

auf zu weinen und sagte, Peter Iwanowitsch mit dem Blicke eines Opferlammes ansehend, auf Französisch, daß es für sie sehr schwer sei. Peter Iwanowitsch machte schweigend ein Zeichen, das ausdrücken sollte: Ich bin vollkommen überzeugt, daß das nicht anders sein kann.

„Rauchen Sie, bitte," sagte sie mit kummervoller Stimme, worauf sie mit Ssokolow über den Preis des Begräbnißplatzes zu verhandeln begann. Peter Iwanowitsch hörte, während er seine Cigarette in Brand setzte, wie sie die Preise der verschiedenen Begräbnißstellen sehr genau erfragte und endlich diejenige bezeichnete, welche man nehmen müsse. Hiermit im Reinen, gab sie noch die nöthigen Befehle wegen der Sänger. Ssokolow entfernte sich.

„Ich mache Alles selbst," wandte sie sich wieder an Peter Iwanowitsch, wobei sie die auf dem Tische ausgebreiteten Albums nach einer Seite hin zusammenschob, und wahrnehmend, daß die Cigarettenasche auf den Tisch zu fallen droht, reichte sie Peter Iwanowitsch eiligst den Aschenbecher und sagte: „Es wäre Verstellung, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich vor Betrübniß mit praktischen Angelegenheiten nicht befassen kann. Wenn mich, im Gegentheil, irgend Etwas ... nicht trösten, doch zerstreuen kann, so ist es gerade die Sorge um ihn." Sie zog wieder ihr Taschentuch hervor, als ob sie sich zum Weinen anschicke; plötzlich jedoch, scheinbar sich selbst überwindend, nahm sie ihre Kraft zusammen und fing an ruhig zu sprechen. „Ich habe auch ein Anliegen an Sie." Peter Iwanowitsch verbeugte sich, ohne indessen dem Polster zu viel Freiheit zu lassen, das unter ihm bereits wieder in Bewegung gerathen war.

„Die letzten Tage hat er fürchterlich gelitten."

„Hatte er viel auszustehen?" fragte Peter Iwanowitsch.

„Ach, es war schrecklich! Die letzte Zeit schrie er nicht minuten-, sondern stundenlang. Drei Tage und drei Nächte hintereinander hat er ohne Unterbrechung geschrien. Es war unerträglich. Ich begreife gar nicht, wie ich das habe aushalten können; im dritten Zimmer war es zu hören. Ach! was ich ausgestanden habe!"

„Und war er denn wirklich bei Besinnung?" fragte Peter Iwanowitsch.

„Ja," antwortete sie in flüsterndem Tone, „bis zum letzten Augenblick. Er verabschiedete sich von uns eine Viertelstunde vor seinem Tode und bat noch, Waßja wegzunehmen."

Der Gedanke an die Leiden des Mannes, den er zuerst als munteren Knaben und Schuljungen, dann als erwachsenen Partner so genau gekannt hatte, flößte ihm — trotz des unangenehmen Bewußtseins, daß sowohl er, wie diese Frau sich verstelle — plötzlich Schrecken ein. Er sah wieder jene Stirn, jene auf die Oberlippe drückende Nase vor sich, und es wurde ihm angst.

„Drei Tage und drei Nächte schrecklichster Leiden und dann der Tod. Das kann ja gleich, jede Minute auch mit mir geschehen," dachte er, und große Angst bemächtigte sich seiner auf einen Augenblick. Allein sogleich kam ihm, er wußte selbst nicht woher, der gewöhnliche Gedanke zu Hilfe, daß dies Iwan Iljitsch, und nicht ihm zugestoßen sei, und daß ihn ein gleiches Schicksal nicht treffen dürfe, noch könne; und daß, wenn er so denkt, die düstere Stimmung sich seiner bemächtigen werde, was man nicht zulassen müsse; das hatten Schwartzen's

Gesichtszüge ausgedrückt. Nach dieser Erwägung erkundigte er sich eingehend und mit vollem Interesse nach den letzten Augenblicken Iwan Iljitschen's, gerade als ob der Tod ein Ereigniß wäre, das nur hier eintreten konnte, bei ihm jedoch ganz undenkbar sei.

Nachdem die in der That schrecklichen physischen Leiden, die Iwan Iljitsch ausgestanden hatte, in ihren Einzelheiten besprochen worden, (diese Einzelheiten erfuhr Peter Iwanowitsch nur insofern, als die Qualen Iwan Iljitschen's auf die Nerven seiner Gemahlin reagirt hatten), fand es die Wittwe nunmehr für nöthig, ihr Anliegen vorzutragen.

„Ach, Peter Iwanowitsch, wie schwer, wie fürchterlich schwer, wie unendlich schwer ist es!“ Und sie fing wieder an zu weinen. Peter Iwanowitsch seufzte und wartete, bis sie sich geschnäuzt hatte; dann sagte er: „Glauben Sie mir,“ . . . worauf sie wieder ins Sprechen gerieth und auch das vorbrachte, um was sie ihn eigentlich hatte fragen wollen; es handelte sich nämlich darum, wie man wohl aus der Kronkasse wegen des Todesfalles etwas Geld erhalten könne. Sie gab sich den Anschein, als frage sie Peter Iwanowitsch wegen ihrer Wittwenpension um Rath; er merkte jedoch sehr wohl, daß sie bereits bis in die kleinsten Details alles Das wußte, was ihm sogar unbekannt war, nämlich, was man alles aus der Kronkasse anläßlich dieses Todesfalles entnehmen könnte; sie wünschte von ihm nur zu erfahren, ob da nicht auf irgend eine Weise noch mehr Geld heraus zu pressen wäre. Peter Iwanowitsch gab sich Mühe, hierzu irgend ein Mittel ausfindig zu machen, und nachdem er etwas nachgesonnen und Anstands halber auf unsre Regierung wegen ihrer Knauserei geschimpft hatte, sagte er, daß wahrscheinlich weiter nichts zu erlangen sein werde. Hierauf stieß sie einen Seufzer aus und dachte offenbar nunmehr darüber nach, auf welche Weise sie sich ihres Besuches entledigen könne. Er merkte dies, löschte seine Cigarette, erhob sich, drückte ihr die Hand und verließ das Zimmer.

Im Speisesaale, bei dessen Durchschreiten Peter Iwanowitschen's Blick auf die große Wanduhr fiel, die Iwan Iljitsch bei einem Bric-à-Brac-Händler gekauft und über welche er sich gefreut hatte, traf er den Priester und noch einige Bekannte, die zur Panichida gekommen waren, wie auch die ihm bekannte, schöne Tochter des Hauses. Letztere war ganz in Schwarz gekleidet. Ihre äußerst schmächtige Taille erschien noch dünner. Ihr Blick war finster, entschlossen, fast zornig. Sie verbeugte sich vor Peter Iwanowitsch in einer Weise, als ob er etwas verbrochen hätte. Hinter der Tochter stand, mit derselben Miene eines Beleidigten, der mit Peter Iwanowitsch bekannte Untersuchungsrichter, ein junger, wohlhabender Mann und, wie man sagte, der Bräutigam des jungen Mädchens. Peter Iwanowitsch machte, traurig vor sich hinblickend, den Beiden seine Verbeugung und wollte sich eben ins Todtenzimmer begeben, als in einer Seitenthür die Figur eines kleinen Gymnasiasten — Iwan Iljitschen's Sohn — erschien, der sich durch große Aehnlichkeit mit seinem Vater auszeichnete. Wie ein kleiner Iwan Iljitsch kam er Peter Iwanowitsch vor: gerade so erinnerte er sich des Vaters von der Rechtsschule her. Seine Augen waren geröthet vom Weinen und hatten überhaupt ein Aussehen, wie es Augen von unreinlichen Knaben im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren gewöhnlich haben. Als der Knabe Peter Iwanowitsch erblickte,

nahm sein Gesicht einen verschämt unfreundlichen Ausdruck an. Peter Iwanowitsch nickte ihm zu und trat ins Todtenzimmer ein. Die Messe begann: brennende Kerzen, Seufzer, Weihrauchsdampf, Thränen, Schluchzen waren, wie überall, so auch hier ihre Begleiter. Peter Iwanowitsch stand da, den finstern Blick auf die Absätze des vor ihm Stehenden geheftet. Er sah nicht ein einziges Mal auf den Todten und bis zum Ende der Messe widerstand er jenem schwächenden Einfluß; als einer der Ersten entfernte er sich. Im Vorzimmer war Niemand. Gerassin kam aus dem Todtenzimmer gesprungen, und warf mit seinen kräftigen Händen alle Pelze durch einander, um denjenigen Peter Iwanowitschen's zu suchen; nachdem er ihn gefunden, reichte er denselben seinem Besitzer.

„Nun, Gerassin, mein Junge?" sagte Peter Iwanowitsch, um nur irgend etwas zu sagen. — „Eine traurige Geschichte, was?"

„'s war Gottes Wille. Dahin kommen wir alle", erwiderte Gerassin, indem er seine weißen, lückenlosen Bauernzähne sehen ließ; dann öffnete er, wie Jemand, der bis über die Ohren in der Arbeit steckt, flink die Thür, rief den Kutscher, half Peter Iwanowitsch in den Schlitten, und sprang zurück mit einer Miene, als ob er überlege, was wohl zuerst vorzunehmen sei.

Für Peter Iwanowitsch war es äußerst angenehm, wieder frische Luft einzuathmen, nach all' dem Weihrauchdampf, Leichengeruch und Carbolsäure-Duft.

„Wohin befehlen Sie?" fragte der Kutscher.

„Es ist noch früh. Ich werde noch bei Feodor Wassiljewitsch vorfahren." Und Peter Iwanowitsch fuhr dahin. Und wirklich traf er sie, wie sie eben en ersten Robber beendigt hatten, so daß er bequem als Fünfter eintreten konnte.

II.

Die Lebensgeschichte Iwan Iljitschen's war die allereinfachste und gewöhnlichste, dabei die allerschrecklichste.

Iwan Iljitsch starb, fünfundvierzig Jahre alt, als Kammergerichtsrath. Er war der Sohn eines Beamten, der in Petersburg in verschiedenen Ministerien und Verwaltungszweigen jene Carrière durchgemacht hatte, welche die Leute in eine Stellung hinaufhebt, von der sie — wiewohl es augenscheinlich ist, daß sie für irgend ein Amt von Bedeutung nicht zu gebrauchen sind — wegen ihrer langen Dienstzeit und wegen des hierdurch erlangten Ranges nicht fortgejagt werden können; sie erhalten daher ad hoc geschaffene, fingirte Stellen, dazu nicht fingirte sechs- bis zehntausend Rubel jährlichen Gehalts, das sie bis ins hohe Alter hinein ungestört beziehen.

Zu diesen gehörte der Geheimrath und entbehrliche Beamte verschiedener entbehrlicher Staatsanstalten Ilja Jefimowitsch Golowin.

Er hatte drei Söhne: Iwan Iljitsch war der zweite derselben; der älteste hatte dieselbe Carrière, wie der Vater durchgemacht, nur in einem andern Ministerium, und war bereits jenem Dienstalter nahe gekommen, wo sich das Gehalt, gleichsam einem Inertionsgesetze zufolge, von selbst vergrößert. Der dritte Sohn war ein Pechvogel. Er hatte es in verschiedenen Stellungen mit Allen gründlich verdorben (er diente jetzt an der Eisenbahn), sodaß sein Vater und seine Brüder und besonders die Frauen der letzteren nicht allein nicht gern mit ihm

zusammenkamen, sondern auch ohne die äußerste Nothwendigkeit sich seiner nicht erinnerten. Die Tochter war an einen Baron Gräf, einen eben solchen Petersburger Beamten wie der Vater, verheirathet. Iwan Iljitsch war le phénix de la famille, wie man zu sagen pflegt. Er war nicht so kaltblütig und peinlich genau wie der Aelteste und kein solcher Tollkopf wie der Jüngste. Er bildete die Mitte zwischen beiden — ein kluger, lebhafter, angenehmer und wohlanständiger Mensch. Erzogen wurde er, zusammen mit dem jüngeren Bruder, auf der Rechtsschule, die letzterer indessen nicht durchmachte, da er in der fünften Klasse fortgejagt wurde, während Iwan Iljitsch den ganzen Cursus mit dem Prädikate „gut“ absolvirte. Bereits auf der Rechtsschule war er das, was er in der Folge für sein ganzes Leben werden sollte: ein begabter, aufgeräumt gutmüthiger und mittheilsamer Mensch, der jedoch streng das erfüllte, was er für seine Pflicht hielt; als seine Pflicht aber erkannte er alles Das, was hierfür von den höchstgestellten Personen gehalten wurde. Er war nicht einschmeichelnd, weder als Knabe, noch später als Erwachsener; allein von frühester Jugend an fühlte er sich, wie die Motte zum Licht, zu den am höchsten gestellten Leuten hingezogen, machte sich ihre Manieren, ihre Lebensansichten zu eigen und setzte sich zu ihnen in freundschaftliche Beziehungen. Alle Jugendleidenschaften gingen vorüber, ohne daß bei ihm nachhaltige Eindrücke zurückblieben; er überließ sich sowohl der Sinnlichkeit, wie auch der Ruhmsucht, und gegen das Ende hin, im Verkehr mit den höheren Ständen dem Liberalismus, doch immer in gewissen Grenzen, die ihm sein Gefühl richtig anwies.

Auf der Rechtsschule waren von ihm Handlungen vollzogen worden, die ihm früher als äußerst häßlich erschienen waren und welche in ihm zu jener Zeit, als er sie vollbracht, einen Ekel vor sich selbst erweckt hatten; in der Folge jedoch, nachdem er wahrgenommen, daß diese nämlichen Handlungen auch von hochgestellten Leuten vollzogen und nicht für schlecht gehalten wurden, erkannte er sie nicht gerade als gut an; aber eine etwaige Rückerinnerung an dieselben betrübte ihn durchaus nicht mehr.

Nachdem Iwan Iljitsch die Rechtsschule mit dem Range eines Collegien-Secretärs verlassen und vom Vater das nöthige Geld zu seiner Equipirung erhalten hatte, bestellte er sich bei Scharmer[1]) Kleider, befestigte sich an seiner Uhrkette als Breloque eine kleine Medaille mit der Aufschrift: respice finem, verabschiedete sich beim Prinzen[2]) und beim Director, dinirte mit seinem Kameraden bei Donon[3]), und fuhr in Begleitung eines nagelneuen Koffers, enthaltend: Wäsche, Kleider, Rasier- und Toiletten-Zubehör, und mit einem neuen Plaid — Alles nach der neuesten Mode und in den allerfeinsten Geschäften gekauft, resp. bestellt — ins Innere, um die Stelle eines Beamten für besondere Aufträge des Gubernators, die ihm der Vater verschafft hatte, anzutreten.

---

[1]) Scharmer ist der feinste und theuerste Schneider in Petersburg. A. d. Uebers.

[2]) Der verstorbene Prinz Peter Georgiewitsch von Oldenburg, der die Rechtsschule unter der Regierung des Kaisers Nikolaus gestiftet hatte und zum lebenslänglichen Curator derselben ernannt worden war. A. d. Uebers.

[3]) Einer der ersten Traiteure in Petersburg. A. d. Uebers.

In der Provinz schaffte er sich sofort jene leichte und angenehme Lage, wie er solche auf der Rechtsschule eingenommen hatte. Er diente, machte seine Carrière, und amüsirte sich dabei auf anständige Weise. Zuweilen bereiste er im Auftrage seines Vorgesetzten die Bezirke; hierbei zeigte er ein würdevolles Verhalten gegen Hoch und Niedrig, und führte die ihm gewordenen Aufträge, die meistentheils Sectirer-Angelegenheiten betrafen, genau und mit einer unbestechlichen Rechtlichkeit aus, auf welche stolz zu sein er nicht umhin konnte.

In dienstlichen Angelegenheiten verlor er nie, trotz seiner Jugend und ungeachtet seines Hanges zu leichten Vergnügungen, die Herrschaft über sich selbst, zeigte sich stets zugeknöpft, ja sogar streng; im gesellschaftlichen Umgange jedoch war er oft heiter und witzig, stets gutmüthig und anständig, und — bon enfant, wie sich sein Vorgesetzter und dessen Gemahlin über ihn ausdrückten, bei denen er ein- und ausging.

Er hatte dort in der Provinz auch eine Liaison mit einer von jenen Damen, die sich an den eleganten Rechtsschüler herangedrängt; auch eine Modistin fehlte nicht. Es gab auch Trinkgelage mit durchreisenden Flügeladjutanten und opulente Soupers. Man erwies auch dem Vorgesetzten, und sogar dessen Frau kleine Gefälligkeiten. Allein alles Das war im Tone höchster Decenz gehalten, so daß es mit schlechten Namen nicht belegt werden konnte; alles Das gehörte nur in die Rubrik jenes französischen Ausspruches: Il faut que jeunesse se passe. Es geschah Alles mit reinen Händen und in reiner Wäsche, bei gelegentlicher Anwendung der französischen Sprache und — die Hauptsache — in der allervornehmsten Gesellschaft, folglich unter Gutheißung hochgestellter Leute.

So diente Iwan Iljitsch fünf Jahre, als eine Veränderung im Dienste eintrat. Es wurde die neue Gerichtsordnung eingeführt, man brauchte neue Menschen.

Und Iwan Iljitsch war solch' ein neuer Mensch.

Man proponirte ihm die Stelle eines Untersuchungsrichters; und Iwan Iljitsch nahm sie an, trotzdem dieselbe in einem andern Gouvernement war, und er also die bisher bestandenen Verhältnisse zu lösen und neue anzuknüpfen hatte. Um Iwan Iljitsch versammelten sich die Freunde zum letzten Male; man saß dem Photographen zu einem Gruppenbilde; es wurde ihm ein silbernes Cigaretten-Etui überreicht; man gab ihm das Geleit, und er reiste ab.

Als Untersuchungsrichter betrug sich Iwan Iljitsch ebenso comme il faut, wußte in gleicher Weise seine Dienstpflichten vom Privatleben getrennt zu halten, und flößte überall die gleiche Achtung vor sich ein, wie dies mit ihm als Beamten für besondere Aufträge der Fall gewesen war. Der Dienst als Untersuchungsrichter an und für sich hatte für Iwan Iljitsch weit mehr Reiz und Interesse als der frühere. In seiner bisherigen Stellung war es ihm angenehm gewesen, im Scharmer'schen Interimsrock an zitternden und auf Empfang wartenden Bittstellern und niederen Beamten, deren Neid erregend, leichten Schrittes vorüber zu gehen, und ohne Weiteres ins Cabinet seines Chefs eintreten, mit demselben ein Glas Thee trinken und hierzu eine Cigarette rauchen zu können; allein Leute, die von seiner Willkür direct abhängig gewesen wären, hatte es wenig gegeben. Solche Leute waren nur die Isprawniki und die Raskolniki (Sectirer), wenn

er zu ihnen mit Aufträgen geschickt wurde; und er liebte es, höflich, ja fast collegialisch mit diesen, von ihm abhängigen Leuten umzugehen, und sie fühlen zu lassen, daß gerade der, der sie zertreten könnte, schlicht und freundschaftlich mit ihnen verkehre. Solche Leute hatten für ihn, wie gesagt, wenig existirt. Allein jetzt, als Untersuchungsrichter, fühlte Iwan Iljitsch, daß er Alle, Alle ohne Ausnahme — die eingebildetsten, selbstgefälligsten Leute in Händen habe, und daß er nur gewisse Worte auf ein Papier mit aufgedruckten Initialen des Justiz-Ministeriums zu schreiben brauche — und man führt ihm diesen eingebildeten, selbstgefälligen Menschen als Angeklagten oder Zeugen vor, und derselbe wird, wenn er ihm keinen Stuhl anweisen will, vor ihm stehen und auf seine Fragen antworten. Iwan Iljitsch mißbrauchte niemals diese seine Macht, im Gegentheil, er bemühte sich, die Aeußerung derselben zu mildern; allein in dem Bewußtsein dieser Macht und in der Möglichkeit, sie mehr oder minder ausüben zu können, lag für ihn das Hauptinteresse und der Reiz seines neuen Amtes. Im Dienste selbst, d. h. in den Untersuchungen eignete er sich sehr schnell den Kunstgriff an, alle diejenigen Umstände, die auf sein Amt keinen Bezug hatten, von sich fern zu halten, ebenso alle Untersuchungssachen, auch die complicirtesten in solche Form einzukleiden, daß dieselben nur in ihrer äußeren Erscheinung sich auf dem Papier abspiegelten, wobei seine persönlichen Ansichten vollständig ausgeschlossen waren, die erforderlichen Formalitäten jedoch streng beobachtet wurden. Die Sache war noch neu. Und er war einer der Ersten, die die praktische Anwendung der Gerichtsordnung vom Jahre 1864 bewirkten.

Nachdem Iwan Iljitsch in der neuen Stadt angekommen war und seine Stellung als Untersuchungsrichter angetreten hatte, schloß er neue Bekanntschaften, knüpfte neue Verbindungen an, stellte sich selbst auf einen andern Fuß und nahm einen etwas veränderten Ton an. Den Gouvernementsbehörden gegenüber hielt er sich in gewisser würdevoller Entfernung, schloß sich hingegen den besten Kreisen, bestehend aus Richtern und in der Stadt wohnenden reichen Edelleuten an, und sprach gewöhnlich in einem Tone, der leichte Unzufriedenheit mit der Regierung, gemäßigten Liberalismus und civilisirtes Bürgerthum andeuten sollte. Hierbei verminderte Iwan Iljitsch nicht im geringsten die Eleganz seiner äußeren Erscheinung; nur sein Kinn rasierte er nicht mehr, sondern ließ seinen Bart wachsen, wo es demselben beliebte.

Das Leben gestaltete sich für Iwan Iljitsch auch in der neuen Stadt sehr angenehm: die dem Gubernator mißvergnügt gegenüberstehende Gesellschaft bestand aus den besten Elementen und hielt fest zusammen. Das Gehalt war größer, und um ein nicht Geringes wurden zu jener Zeit die Annehmlichkeiten des Lebens durch das Whistspiel vermehrt, das Iwan Iljitsch zu spielen anfing. Er besaß die Fähigkeit, während des Kartenspielens stets gut gelaunt zu bleiben, dabei schnell und äußerst fein zu combiniren, sodaß er im Großen und Ganzen immer gewann.

Nach zweijährigem Aufenthalt in der [illegible] Stadt traf [illegible]ljitsch mit seiner zukünftigen Frau zusammen. Pra[illegible] [illegible]eodorowna [illegible] war das allerreizendste, klügste und brillanteste [illegible] jenes Krei[illegible] [illegible]welchem Iwan Iljitsch verkehrte. Zu den bisherigen [illegible]gen, in de[illegible] [illegible]olung

von den Mühen seines Amtes gesucht, gesellten sich angenehme und halb vertrauliche Beziehungen, in die er zu Praßkowja Feodorowna trat.

In seiner früheren Stellung hatte Iwan Iljitsch zu tanzen gepflegt; als Untersuchungsrichter jedoch tanzte er nur noch ausnahmsweise, d. h. er that es nur noch, um zu beweisen, daß er (obgleich Repräsentant der neuen Gerichtsordnung und bereits zur fünften Rangklasse gehörig), wenn es darauf ankam, diese Kunst besser verstehe, als irgend ein Anderer. So tanzte er zuweilen gegen das Ende der Soirée mit Praßkowja Feodorowna und eroberte auch hauptsächlich während dieser Tänze das Herz derselben. Sie verliebte sich in ihn Iwan Iljitsch hatte keine klare bestimmte Absicht, sich zu verheirathen; als jedoch das Mädchen sich in ihn verliebt hatte, legte er sich die betreffende Frage vor. „Warum sollte ich denn nicht auch heirathen?" sagte er zu sich.

Praßkowja Feodorowna war aus gutem adligen Geschlecht, nicht häßlich und besaß ein wenig Vermögen. Iwan Iljitsch hätte auf eine glänzendere Partie rechnen können, doch auch diese war nicht schlecht. Iwan Iljitsch hatte sein Gehalt; sie wird, hoffte er, ein eben so großes Einkommen haben. Die Verwandtschaft ist gut; sie selbst ist nett, hübsch und ein vollkommen tüchtiges Mädchen. Wenn man hätte sagen wollen, daß Iwan Iljitsch sich verheirathete, weil er seine Braut lieb gewonnen und weil seine Lebensansichten bei ihr sympathisches Entgegenkommen gefunden, so wäre dies ebenso ungerechtfertigt gewesen, als wenn man hätte behaupten wollen, daß er heirathe, weil seine Standesgenossen diese Partie gut geheißen hatten. Iwan Iljitsch that es aus beiden Gründen: er vollzog, indem er diese Frau erwarb, eine für ihn angenehme Handlung und that zugleich das, was in den höchsten Kreisen für richtig gehalten wurde.

Und Iwan Iljitsch verheirathete sich.

Der Proceß des Heirathens an und für sich, wie auch die erste Zeit des ehelichen Lebens mit seinen Zärtlichkeiten und sonstigen Attributen, als: neue Möbeln, neues Geschirr, neue Wäsche, verging ihm bis dahin, wo seine Frau sich Mutter werden fühlte, sehr angenehm, so daß er schon anfing zu denken, die Ehe wirke nicht nur nicht störend auf jenen Charakter eines leichten, behaglichen, lustigen, stets anständigen und von der Gesellschaft gebilligten Lebens, den Iwan Iljitsch für den Charakter des Lebens im Allgemeinen hielt, sondern lasse ihn noch deutlicher hervortreten. Allein in den ersten Monaten, während seine Frau in gesegneten Umständen war, kam hiermit etwas Neues, Unverhofftes, Unangenehmes, Niederdrückendes und Unschickliches zum Vorschein, was man gar nicht hatte erwarten können, und wovon man sich auf keine Weise losmachen konnte.

Seine Frau fing an, ohne allen Anlaß, wie es Iwan Iljitsch schien, (de gaîté de cœur, wie er sich sagte), auf das Angenehme und Schickliche im Leben störend einzuwirken: sie wurde ohne irgend welchen Grund auf ihn eifersüchtig, verlangte von ihm, daß er ihr den Hof mache, hatte an Allem etwas auszusetzen, und machte ihm unerfreuliche Scenen.

Anfangs hoffte Iwan Iljitsch sich von den Unannehmlichkeiten dieser Lage durch dieselbe ungezwungene und anstandsvolle Haltung dem Leben gegenüber,

die ihm früher über Alles hinweg geholfen, zu befreien; er versuchte daher, die Gemüthsstimmung seiner Frau zu ignoriren, und fuhr fort, in gewohnter Weise zu leben: er lud einige Freunde zu einer Partie Whist zu sich, und versuchte, selbst in den Club zu gehen oder Visiten zu machen. Allein seine Frau hatte ihn einmal ganz energisch und in den gröbsten Ausdrücken heruntergemacht; hiermit fuhr sie hartnäckig fort, wenn er ihren Forderungen nicht nachkam — angenscheinlich war sie fest entschlossen, damit nicht eher aufzuhören, als bis er sich unterwerfen, d. h. bis er zu Hause bleiben und sich ebenso wie sie selbst langweilen würde. Iwan Iljitsch entsetzte sich. Er begriff, daß die Ehe, zum wenigsten die mit seiner Frau, auf das Angenehme und Schickliche im Leben nicht immer günstig, sondern, im Gegentheil, sehr oft störend einwirke, und daß man sich daher vor diesen Störungen sicher stellen müsse. Und Iwan Iljitsch sann auf Mittel und Wege hierzu. Sein Amt war das Einzige, was Praßkowja Feodorowna imponirte; er fing also an, vermittelst seines Amtes und der aus demselben entspringenden Pflichten seine Frau zu bekämpfen, und sich ein eigenes unabhängiges Reich zu schaffen.

Die Geburt des Kindes, die Versuche, dasselbe zu stillen und die hiermit verbundenen Mißerfolge; die wirklichen und eingebildeten Krankheiten von Mutter und Kind, für welche man Iwan Iljitschens Theilnahme beanspruchte, trotzdem er hiervon nichts verstehen konnte — alles Das machte für Iwan Iljitsch das Bedürfniß, sich eine eigene Welt außerhalb der Familie zu schaffen, noch dringender.

In dem Maße, wie seine Frau reizbarer und anspruchsvoller wurde, verlegte auch Iwan Iljitsch immer mehr und mehr den Schwerpunkt seines Lebens in den Dienst. Er gewann sein Amt immer lieber und wurde auch ehrgeiziger.

Sehr bald, nicht später als ein Jahr nach der Hochzeit, begriff Iwan Iljitsch, daß der Ehestand, wenn auch im Leben einige Bequemlichkeiten darbietend, eigentlich eine sehr complicirte und schwere Sache sei, für welche man, um seine Pflicht zu erfüllen, d. h. ein anständiges und von der Gesellschaft gebilligtes Leben zu führen, einen Codex bestimmter Verhaltungsmaßregeln ausarbeiten müsse, gerade so wie für den Dienst.

Und solchen Codex des Ehelebens stellte sich Iwan Iljitsch zusammen. Er forderte vom Familienleben nur die Bequemlichkeiten, die es ihm bieten konnte: das Walten der Hausfrau im Speise- und Schlafzimmer und hauptsächlich jenen Anstand äußerer, durch die öffentliche Meinung fest bestimmter Formen. Im Uebrigen suchte er heiteres Wesen, und war, wenn er solches fand, sehr dankbar. Stieß er jedoch auf Widerstand und verdrießliches Wesen, so zog er sich sofort in das separate, selbst geschaffene Reich seines Dienstes zurück und fand in ihm die gesuchten Annehmlichkeiten.

Iwan Iljitsch war als pflichttreuer Beamter geschätzt und wurde daher nach Verlauf von drei Jahren zum Staatsanwalt-Substitut ernannt. Die neuen Pflichten, und die Wichtigkeit derselben, die Möglichkeit, Jedweden in den Anklagestand versetzen und ins Gefängniß stecken zu können; die öffentlichen Reden, und der Erfolg, den Iwan Iljitsch in diesem neuen Amte aufzuweisen hatte: alles Das machte ihm den Dienst noch anziehender.

Es kamen noch mehr Kinder. Seine Frau wurde immer übelgelaunter und

böser, was jedoch auf Iwan Iljitsch, Dank dem von ihm aufgestellten Codex des Familienlebens, kaum Eindruck machte.

Nachdem Iwan Iljitsch sieben Jahre in derselben Stadt gedient hatte, wurde er als Staatsanwalt in ein anderes Gouvernement versetzt. Sie siedelten über; Geld war wenig da, zudem mißfiel seiner Frau der Ort, wohin sie umgezogen waren. Das Gehalt war zwar größer, als es bisher gewesen, allein das Leben war theurer; außerdem starben zwei Kinder und das Familienleben gestaltete sich daher für Iwan Iljitsch noch unfreundlicher.

Praßkowja Feodorowna machte über alle Widerwärtigkeiten, die ihnen an diesem neuen Orte zustießen, ihrem Manne Vorwürfe. Die Mehrzahl der Gegenstände, über welche die Ehegatten sich unterhielten, führte zur Erörterung von Fragen (besonders, wenn die Erziehung der Kinder berührt wurde), die an frühere Zwistigkeiten erinnerten, und der Streit drohte jeden Augenblick wieder auszubrechen. Es blieben nur jene seltenen Perioden der Zärtlichkeit, welche die Gatten zuweilen überkam; sie währten jedoch nicht lange. Es waren das kleine Inseln, auf denen sie eine Zeitlang ausruhten, um sich nachher wieder dem Meere geheimer Feindschaft, die ihren Ausdruck in gegenseitiger Entfremdung fand, zu überlassen. Die Entfremdung hätte Iwan Iljitsch kränken können, wenn er der Meinung gewesen wäre, daß dies so nicht sein sollte; er erkannte jedoch jetzt diese Lage nicht nur als eine normale an, sondern auch als Ziel seiner Wirksamkeit in der Familie. Dieses aber bestand darin, sich mehr und mehr von diesen Unannehmlichkeiten zu befreien und denselben den Charakter des Unschädlichen und Schicklichen beizulegen; und er erreichte dasselbe, indem er immer seltener seine Zeit im Familienkreise verbrachte; war er aber einmal hierzu gezwungen, so suchte er sich durch Einladung einiger Freunde vor etwaigen Angriffen sicher zu stellen. Die Hauptsache aber war, daß Iwan Iljitsch seinen Dienst hatte. In seinem Amte concentrirte sich für ihn alles Lebensinteresse. Und dieses absorbirte ihn. Das Bewußtsein seiner Macht, die Wichtigkeit und äußere Würde beim Betreten des Gerichtsgebäudes, wie auch im Verkehre mit Untergebenen, sein Erfolg bei über und unter ihm Stehenden und hauptsächlich seine Meisterschaft in der Führung von Processen, deren er sich bewußt war — alles Das erfreute ihn und füllte, zusammen mit anderen Annehmlichkeiten, als da waren: Gespräche mit seinen Collegen, Diners und Whistspiel sein Leben aus. Iwan Iljitschens Leben im Allgemeinen floß also dahin, wie es seiner Meinung zufolge in der Ordnung war: angenehm und anständig.

So verlebte er noch sieben Jahre. Die älteste Tochter war bereits sechzehn Jahre alt, noch ein Kind war gestorben, und außerdem nur ein Knabe übriggeblieben, der das Gymnasium besuchte und den Zankapfel zwischen den Eltern bildete. Iwan Iljitsch wollte ihn nämlich in die Rechtsschule abgeben, Praßkowja Feodorowna jedoch schickte ihn, ihrem Manne zum Aerger, ins Gymnasium. Die Tochter wurde zu Hause unterrichtet und gedieh vortrefflich; der Knabe lernte ebenfalls nicht schlecht.

III.

So lebte Iwan Iljitsch seit seiner Verheirathung im Verlaufe von siebzehn Jahren. Er war jetzt schon ein „alter“ Staatsanwalt und hatte einige Ver-

setzungen ausgeschlagen, da er eine mehr convenirende Stelle erwartete, als plötzlich ein unangenehmer Umstand eintrat, der der Ruhe seines Lebens leicht hätte gefährlich werden können. Iwan Iljitsch wartete auf die Stelle des Gerichtspräsidenten in einer Universitätsstadt, Hoppe jedoch gewann auf irgend eine Weise einen Vorsprung und erhielt diese Stelle. Iwan Iljitsch wurde hierdurch aufgebracht, fing an, Vorwürfe zu machen und überwarf sich mit Hoppe und seinen directen Vorgesetzten; man behandelte ihn kälter und beim nächsten Avancement wurde er wieder übergangen.

Das geschah im Jahre 1880. Dieses Jahr war das allerschwerste in Iwan Iljitschens Leben. In demselben stellte sich einerseits heraus, daß das Gehalt für den Lebensbedarf nicht ausreiche; andrerseits, daß ihn Alle vergessen hatten, und daß das, was ihm in Bezug auf sich selbst als die größte und grausamste Ungerechtigkeit erschien, allen Uebrigen als ganz gewöhnliche Sache vorkam. Sogar der Vater hielt es nicht für seine Pflicht, ihm zu helfen. Er fühlte, daß ihn Alle im Stich gelassen, in der Meinung, daß seine Lage mit dreitausend fünfhundert Rubeln Gehalt die allernormalste, ja eine glückliche sei. Er allein wußte, daß mit dem Gefühl jener Ungerechtigkeiten, die ihm widerfahren waren, bei den ewigen Quälereien seiner Frau und den Schulden, die er, über seine Mittel hinaus lebend, zu machen angefangen hatte — er allein wußte, daß seine Lage unter diesen Umständen nicht normal sei.

Im Sommer jenes Jahres nahm er Urlaub und fuhr aus Sparsamkeitsrücksichten aufs Land zum Bruder von Praßkowja Feodorowna, um dort den Sommer zusammen mit seiner Frau zu verleben.

Auf dem Lande ohne Dienst fühlte Iwan Iljitsch zum ersten Male nicht nur Langeweile, sondern es überkam ihn auch eine unerträglich trübe Gemüthsstimmung, und er entschied, daß man so nicht weiter leben könne, daß man durchaus irgend welche Maßregeln ergreifen müsse.

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht, während welcher Iwan Iljitsch auf dem großen Balkon des Hauses auf und ab gegangen war, beschloß er, nach Petersburg zu reisen, um behufs Erlangung einer anderen Stellung die nöthigen Schritte zu thun, und, um sie zu bestrafen, d. h. jene, die ihn nicht schätzen gelernt hatten, in ein anderes Ministerium überzutreten.

Tags darauf reiste er, trotz allen Abredens von Seiten seiner Frau und des Schwagers, nach Petersburg ab.

Sein Reisezweck bestand einzig und allein darin, um irgend eine Stelle mit fünftausend Rubeln Gehalt zu bitten. Er hatte kein bestimmtes Ministerium, keine Richtung oder Art von Thätigkeit mehr im Auge. Er brauchte eine Stelle, und zwar eine Stelle mit fünftausend Rubeln im Verwaltungsfache, an irgend einer Bank, bei der Eisenbahn, in einer Anstalt der Kaiserin Marie[1]), selbst beim Zollamte — jedoch durchaus mit fünftausend Rubeln, außerdem müsse er jedenfalls aus diesem Ministerium austreten, wo man ihn nicht zu schätzen gewußt hatte.

---

[1]) Sämmtliche Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht, als Stifter, Mädchengymnasien u. s. w., wie auch deren Verwaltung sind in Ru[illegible] der Kaiserin unterstellt. A. d. Uebers.



Und siehe da, diese Reise Iwan Iljitschens wurde von wunderbarem, unerwartetem Erfolge gekrönt. In Kursk stieg in die erste Classe F. S. Iljin, einer seiner Bekannten, der ein ganz neues, an den Gubernator von Kursk gerichtetes Telegramm mittheilte, daß nämlich im Ministerium dieser Tage eine Veränderung eintreten werde: an Stelle von Peter Iwanowitsch solle Iwan Ssemjonowitsch ernannt werden.

Diese muthmaßliche Veränderung hatte, außer ihrer Bedeutung für Rußland, besonders eine solche für Iwan Iljitsch. Dank diesem Wechsel trat eine neue Persönlichkeit, Iwan Ssemjonowitsch, in den Vordergrund, wobei augenscheinlich auch der Freund des Letzteren, Sachar Iwanowitsch, im Amte steigen und an Einfluß gewinnen mußte. Sachar Iwanowitsch aber war Iwan Iljitschens Freund und College, und es gestaltete sich daher diese Veränderung zu einer für Iwan Iljitsch äußerst günstigen.

In Moskau bestätigte sich die Nachricht. Nachdem Iwan Iljitsch in Petersburg angekommen, suchte er Sachar Iwanowitsch auf. Dieser versprach ihm eine sichere Anstellung in demselben Ministerium, in welchem er bisher gedient hatte.

Eine Woche später telegraphierte Iwan Iljitsch seiner Frau:

Sachar an Stelle Müllers, bei erstem Vortrage erhalte Anstellung.

Iwan Iljitsch erhielt wider Erwarten, und Dank diesem Personenwechsel, in seinem bisherigen Ministerium eine Anstellung, die ihn um zwei Rangstufen über seine früheren Collegen hob: fünftausend Rubel Gehalt und dreitausend fünfhundert als Entschädigung für Umzugskosten. Aller Verdruß, den er mit seinen früheren Feinden sowie mit dem ganzen Ministerium gehabt, war vergessen: er fühlte sich ganz glücklich.

Iwan Iljitsch kehrte aufs Land zurück, so heiter und zufrieden, wie er lange nicht gewesen. Auch Praßkowja Feodorowna heiterte sich etwas auf, und ein Waffenstillstand wurde zwischen den Beiden abgeschlossen. Iwan Iljitsch erzählte, wie viel Ehrenbezeugungen ihm in Petersburg zu Theil geworden; wie alle die, welche seine Feinde gewesen, sich blamirt hätten und nunmehr heuchlerisch sich vor ihm bückten: wie sehr man ihn um seine Lage beneide; insonderheit aber berichtete er, mit wie großer Liebe ihm Andere entgegengekommen seien.

Praßkowja Feodorowna hörte ihm zu und gab sich den Anschein, als ob sie seinen Mittheilungen Glauben schenke; sie widersprach ihm in Nichts, sondern machte nur Pläne für die neue Einrichtung ihres Lebens in jener Stadt, wohin sie umzuziehen hatten. Und Iwan Iljitsch bemerkte mit Freuden, daß diese Pläne seine Pläne waren, daß sie Beide, einander begegnend, einig würden, und daß sein zeitweise aus der Bahn gelenktes Leben wiederum den wahren, ihm eigenthümlichen Charakter heiterer Annehmlichkeit und Schicklichkeit gewinne.

Iwan Iljitsch blieb nur noch kurze Zeit. Den 10. September hatte er sein Amt anzutreten und außerdem brauchte er Zeit, um sich in dem neuen Orte einzurichten: er mußte Alles aus der Provinz dorthin transportiren, Fehlendes hinzukaufen, event. noch Vieles hinzubestellen, mit einem Worte: er wollte sich so einrichten, wie es in seinem Sinne beschlossen war, und beinahe eben so, wie es auch Praßkowja Feodorowna in ihrem Herzen geplant hatte.

Und nun, da Alles sich so glücklich geordnet, da sie beide einem gemeinschaftlichen Ziele entgegenstrebten und außerdem wenig zusammen lebten, waren sie so einig geworden, wie dies in den ersten Jahren ihres Ehestandes nicht der Fall gewesen. Iwan Iljitsch hatte den Gedanken gehabt, seine Familie unverzüglich mitzunehmen; allein das Drängen von Schwägerin und Schwager, die gegen Iwan Iljitsch und dessen Familie plötzlich ungemein liebenswürdig und verwandtschaftlich entgegenkommend geworden, bewirkte, daß er allein abfuhr.

Iwan Iljitsch reiste ab; die heitere Gemüthsstimmung, in der er sich durch den gehabten Erfolg, und die erzielte Einigkeit mit seiner Frau befand, wobei diese beiden Umstände verstärkend auf einander einwirkten, verließ ihn die ganze Zeit nicht. Es fand sich eine reizende Wohnung, genau eine solche, wie sie Mann und Frau in der Phantasie vorgeschwebt hatte. Große, hohe Empfangszimmer, wie sie in alten Zeiten zu finden waren; ein bequemes, grandioses Arbeitszimmer: Gemächer für die Frau und die Tochter; ein Classenzimmer für den Sohn, gerade als ob Alles für sie eigens ausgedacht wäre. Iwan Iljitsch machte sich selbst an die Einrichtung; er suchte Tapeten aus, kaufte Möbeln hinzu, vorzugsweise gebrauchte, altmodische, die er für besonders comme il faut hielt, wählte Stoffe aus zum Beziehen der Möbel, und Alles wuchs, nahm zu und kam immer jenem Ideale näher, das er sich gebildet hatte. Als er bis zur Hälfte fertig war, übertraf die Einrichtung sein Erwarten. Er begriff jenen stilvollen, eleganten und nicht abgeschmackten Charakter, den Alles annimmt, wenn es fertig sein wird. Beim Einschlafen stellte er sich den Saal vor, wie er aussehen würde. Das noch nicht fertige Empfangszimmer betrachtend, sah er schon im Geiste den Kamin, den Schirm davor, das Nippschränkchen, und diese in hübscher Unordnung umherstehenden Sesselchen, diese Schalen und Teller an den Wänden und die Broncesachen, wenn erst Alles an seinem Platze wäre. Ihn freute der Gedanke, wie er Pascha[1]) und Lieschen, die hierin auch Geschmack hatten, in Erstaunen setzen würde. Diese erwarten so Etwas gar nicht. Er stellte in seinen Briefen absichtlich Alles geringer dar, als es wirklich war — um sie überraschen zu können. Alles das nahm ihn dermaßen in Anspruch, daß ihn sogar sein neues Amt, bei aller Vorliebe für dasselbe, weniger interessirte, als er vorausgesetzt hatte. Während der Sitzungen überkamen ihn zuweilen Minuten der Zerstreutheit; er dachte mitunter darüber nach, was für Gardinenbretter wohl besser wären, gerade oder geschweifte. Er war hiermit so beschäftigt, daß er oft selbst zugriff: er stellte sogar die Möbel um und hängte die Gardinen anders auf. Einmal stieg er auf die Leiter, um dem Tapezierer, der seine Anweisungen nicht verstanden hatte, zu zeigen, wie er die Gardinen drapirt haben wolle, trat hierbei fehl und fiel herunter, als starker und gewandter Mann hielt er sich jedoch fest, nur mit der Seite stieß er sich am Fenstergriff; die Stelle schmerzte ihn eine Zeitlang; es ging jedoch bald vorüber. Iwan Iljitsch befand sich die ganze Zeit ausnehmend munter und gesund. Er schrieb: „Ich fühle, daß ich um fünfzehn Jahre jünger geworden.“ Er hatte gedacht, im September fertig zu werden, — es zog sich jedoch bis Mitte October

[1]) Diminutiv von Praßkowja.

hin. Dafür war es aber auch reizend; nicht nur er behauptete es, sondern Alle, die es gesehen hatten, sagten dasselbe.

Allein genau betrachtet war hier eben Das, was alle nicht ganz reichen Leute haben, das heißt solche, die reichen Leuten ähnlich sein wollen und daher nur unter einander ähnlich sind: wollene und seidene Stoffe, Ebenholz, Blumen, Teppiche und Bronce, matte und glänzende Sachen, kurz Alles dasjenige, womit Leute gewissen Schlages sich umgeben, um allen eben solchen Leuten ähnlich zu sein. Als er Frau und Kinder vom Bahnhof abholte und sie in seine erleuchtete fertige Wohnung brachte, wo ein Lakai die Thür zu dem mit Blumen geschmückten Vorzimmer öffnete; als sie nachher das Empfangszimmer und das Kabinet betraten, und ein „Ach" des Entzückens dem andern folgte, — da war er sehr glücklich, führte sie überall umher, sog ihre Lobsprüche ein und strahlte vor Vergnügen. An demselben Abend, als ihn Praßkowja Feodorowna beim Theetische unter Anderem danach fragte, wie er gefallen wäre, lachte er kurz auf und stellte bildlich dar, wie er heruntergeflogen und den Tapezierer erschreckt hatte.

— „Ich bin nicht umsonst Turner. Ein Anderer wäre nicht wieder aufgestanden, ich aber habe mich nur leicht gestoßen, da, hier, wenn man anfaßt, thut es weh; es geht jedoch schon vorüber; ein blauer Fleck — nichts weiter."

Und sie begannen in der neuen Wohnung zu leben, in welcher, wie dies immer der Fall ist, wenn man sich erst gehörig eingewohnt, nur ein Zimmer fehlte; sie lebten nunmehr mit den neuen Mitteln, die, wie es auch immer so zugeht, nur ein wenig — um etwa fünfhundert Rubel zu knapp waren; und es ging sehr gut. Besonders gut lebte es sich die erste Zeit, als noch nicht Alles eingerichtet war und Manches vervollständigt werden mußte: bald hatte man zu kaufen, bald zu bestellen; das Eine mußte umgeräumt, das Andere passend gemacht werden. Gab es auch einige Differenzen zwischen Mann und Frau, so waren doch Beide so zufrieden und hatten so viel zu thun, daß Alles ohne großen Streit ablief. Als es endlich nichts mehr einzurichten gab, stellte sich etwas Langeweile und eine gewisse Leere ein; doch hatte man inzwischen Bekanntschaften gemacht und Gewohnheiten angenommen, wodurch jene Leere des Lebens ausgefüllt wurde.

Iwan Iljitsch kehrte, nachdem er den Morgen auf dem Gerichte verbrachte zum Mittagsessen nach Hause zurück, regelmäßig in guter Stimmung, welche nur gerade durch die Wohnung ein wenig litt. (Jedweder Fleck auf dem Tischtuche, auf den Möbelüberzügen, eine abgerissene Gardinenschnur und dergleichen regten ihn auf. Er hatte so viel Mühe auf die Einrichtung verwendet, daß ihm jede Zerstörung wehe that.) Im Allgemeinen jedoch floß Iwan Iljitschens Leben dahin, so wie es seinem Glauben zufolge dahinfließen sollte: leicht, angenehm und anständig. Er pflegte um neun Uhr aufzustehen; dann trank er Kaffee, las die Zeitung; hierauf zog er seinen Interimsrock an und fuhr aufs Gericht. Das Geschirr, in dem er dort arbeitete, war ihm bereits bequem geworden, so daß ihm das Anlegen desselben keine Schwierigkeiten mehr machte: mit einem Ruck saß er darin. Da gab es Bittsteller abzufertigen, Erkundigungen in der Kanzlei einzuziehen, die Kanzlei selbst zu beaufsichtigen, öffentlichen und nichtöffentlichen Sitzungen beizuwohnen. Hierbei mußte man verstehen, alles Unfertige,

Lebensfrische, das auf den regelrechten Gang der Dienstsachen immer störend einwirkt, fernzuhalten: man darf sich mit den Leuten in keine Beziehungen, außer den dienstlichen einlassen, ja das Motiv zu den Beziehungen darf nur ein dienstliches sein, und die Beziehungen selbst dürfen sich nur als dienstliche qualificiren. Zum Beispiel, es kommt Jemand und wünscht irgend Etwas zu erfahren. Iwan Iljitsch ist, als nicht amtliche Person, gar nicht im Stande, zu solchem Menschen in irgend welche Beziehungen zu treten; ist jedoch die Beziehung dieses Menschen zu einem Gerichtsrathe eine solche, daß sie sich auf einem Bogen Papier mit vorgedruckten Initialen des Justizministeriums ausdrücken läßt, so thut Iwan Iljitsch in den gegebenen Grenzen Alles, entschieden Alles, was nur möglich ist und beobachtet dabei die Form menschlichen, freundlichen Entgegenkommens, d. h. er ist höflich. Sobald jedoch die dienstliche Beziehung aufhört, hat es auch ein Ende mit jeder anderen. Diese Fertigkeit, die dienstliche Seite getrennt zu halten, d. h. sie mit seinem eigentlichen Leben nicht in Berührung zu bringen, besaß Iwan Iljitsch im höchsten Grade; er hatte sie sowohl durch langjährige Praxis, als auch mit Hilfe seines Talentes dermaßen ausgebildet, daß er sich sogar mitunter, als Virtuose in seinem Fache, gestatten durfte, gleichsam im Scherze menschliche und dienstliche Beziehungen miteinander zu vermengen. Er erlaubte sich das, weil er stets die Kraft in sich verspürte, sobald er es für nöthig fand, das Dienstliche allein hervorzukehren und das Menschliche fallen zu lassen. Diese Kunst ging Iwan Iljitsch nicht nur leicht und in angenehmer und anständiger Weise von der Hand, er trieb sie sogar virtuosenmäßig. In den Pausen rauchte er, trank Thee, unterhielt sich etwas über Politik, ein wenig über allgemeine Angelegenheiten, ein wenig über Karten, am Meisten jedoch über Ernennungen. Zwar abgespannt und müde, jedoch mit dem Gefühl eines Virtuosen, der seine Partie auf einer der ersten Geigen im Orchester präcise ausgeführt hat, pflegte er nach Hause zurückzukehren. Frau und Tochter waren in der Regel irgend wohin ausgefahren, oder hatten Besuch; der Sohn war schon aus dem Gymnasium zurück und machte unter Beihilfe von Lehrern seine Schularbeiten; er lernte pünktlich und genau alles Das, was man im Gymnasium lehrt. Alles war gut. Nach dem Mittagsessen las Iwan Iljitsch, wenn kein Besuch da war, zuweilen ein Buch, das gerade viel besprochen wurde; Abends setzte er sich hinter die Acten, d. h. er las dieselben, schlug in den Gesetzsammlungen nach, verglich die Zeugenaussagen und suchte für die verschiedenen Verbrechen die entsprechenden Gesetze auf. Für ihn war das weder langweilig noch unterhaltend. Langweilig wurde es, wenn sich gleichzeitig die Gelegenheit zum „Schrauben" darbot; gab es jedoch keine Schraube, so war dies immerhin besser, als allein, oder mit der Frau dasitzen zu müssen. Vergnügen bereiteten ihm kleine Diners, zu welchen er durch weltliche Stellung ins Gewicht fallende Damen und Herren einlud, wie auch ein solcher Zeitvertreib mit denselben, welcher nur dem gewöhnlichen Amusement eben solcher Leute ähnlich zu sein brauchte, gerade so wie sein Empfangszimmer allen übrigen Empfangszimmern ähnlich war.

Einmal fand sogar eine Soirée bei ihnen statt; man tanzte. Und Iwan Iljitsch amusirte sich, und Alles war gut; es entstand nur ein Streit zwischen ihm und der Frau wegen der Torten und der Bonbons; Praßkowja Feodorowna

hatte ihren eigenen Plan gehabt, Iwan Iljitsch jedoch bestand darauf, Alles bei einem theuren Conditor zu entnehmen, bestellte indessen zu viel Torten. Der Streit entstand nun deswegen, daß Torten übriggeblieben waren, während die Rechnung des Conditors sich auf fünfundvierzig Rubel belief. Der Streit war heftig und unangenehm, so daß Praßkowja Feodorowna zu ihm sagte: „Dummkopf, Sauertopf." Er aber faßte sich an den Kopf, und in seinem Innern stieg Etwas, wie ein Gedanke an Scheidung auf. Die Soirée an und für sich jedoch verlief recht heiter. Die beste Gesellschaft war da, und Iwan Iljitsch tanzte mit der Fürstin Trufonowa, Schwester derjenigen, welche durch die Gründung des Vereins „Schwinde, du mein Kummer"[1]) bekannt ist. Die Freuden des Dienstes waren für ihn Freuden der Eigenliebe — gesellschaftliche Freuden schmeichelten seiner Eitelkeit; allein wahre Freuden waren für Iwan Iljitsch die Freuden des Schraubenspiels. Er gestand aufrichtig, daß nach Allem, auch nach den traurigsten Ereignissen seines Lebens, wahre Freude, die wie ein heller Stern alle übrigen überstrahlte, für ihn nur darin bestanden hätte, sich mit guten Spielern, nicht mit Schreiern, zu einem Schraubenspiel niederzusetzen, und zwar durchaus zu Vieren (zu Fünfen ist das Austreten zu ärgerlich, obgleich man vorgibt, es sehr gern zu thun) und ein verständiges, ernstes Spiel zu führen (wenn man ein gutes Blatt in die Hände bekommt), nachher zu soupiren und ein Glas Wein zu trinken. Und schlafen legte sich Iwan Iljitsch, zumal wenn er einen kleinen Gewinn aufzuweisen hatte (ein großer ist nicht angenehm) in besonders guter Stimmung.

Hinsichtlich ihres Bekanntenkreises waren Mann, Frau und Tochter vollkommen einig. Ohne sich zu besprechen, hatten sie gleichmäßig alle sogenannten Freunde, Verwandten und Familien-Aschenbrödel, die sich parasitenartig festzusetzen beabsichtigt, zurückgedrängt und sich von ihnen befreit. Anfänglich waren derartige Freunde in Masse gekommen, und die mit japanesischen Schalen geschmückten Wände des Empfangszimmers hatten von deren zärtlichen Ergüssen widerhallt. Bald jedoch hörten sie auf zu kommen und bei Golowin's blieb nur eine Gesellschaft — die allerbeste — heimisch. Die jungen Leute machten Lieschen den Hof, unter ihnen auch Petrischtschow, Sohn und einziger Erbe von Dmitri Iwanowitsch Petrischtschow und Untersuchungsrichter, so daß Iwan Iljitsch mit Praßkowja Feodorowna bereits davon sprach, ob man nicht eine Spazierfahrt in Troiken (Dreispänner) oder eine Liebhaber-Vorstellung für sie arrangiren solle. So lebten sie. Alles ging so, ohne Veränderung, seinen Gang, und es war Alles sehr gut.

---

[1]) „Schwinde du, mein Kummer, über alle Berge" — ein im Russischen häufig gebrauchter Stoßseufzer, wenn man eine Sache als völlig hoffnungslos bezeichnen will. Der Verfasser spielt hier ironisch auf gewisse Wohlthätigkeitsvereine an, die seiner Meinung nach bereits in der Anlage so verfehlt sind, daß irgend welche Aussicht auf erfolgreiche Thätigkeit derselben von vornherein nicht vorhanden ist. A. d. Uebers.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Aus dem Berliner Musikleben.

Mitte November 1886.

Wie von Anbeginn klingt die ewige Symphonie der Welt weiter und weiter, erschütternd für uns Geschaffene, in unfaßliche Harmonien jenseit der Sterne ausklingend. Große Kriege, Gräber berühmter Männer, glänzende Jubelfeste, Siege der Epoche über Zeit, Raum und Finsterniß — Alles donnert ehernen Schrittes im Charakter des Maëstoso an uns vorüber oder braust im gewaltigen Furioso dahin; nur selten einmal geschieht es, daß ein süßes Andante oder Largo anklingt —, es ist, als ob nicht die Musen, sondern die Erynnien das Saitenspiel darreichten; dann folgt wohl ein Satz von Nachklängen aus vergangener Zeit und endlich der immer wiederholte ernste Marsch „per festeggiare il sovvenire di un grand' uomo!“ — Der Klang von Todtenglocken ging dem Beginn der neuen Musikepoche düster voran, und „In Memoriam!“ lautete die Ueberschrift der ersten Concerte. Am 31. Juli starb zu Bayreuth der Freund Richard Wagner's, Führer der neudeutschen Schule, Lehrer einer Legion von Klaviervirtuosen: Franz Liszt. Und der Morgenglanz des 10. August wurde dem ehrwürdigen Ehrendirector der Singakademie, dem Lehrer zahlreicher Gesangslehrer und Meister des reinen Vocalstils: Eduard Grell zum Morgenglanz der Ewigkeit. Welche Verschiedenheit in Verlauf und Ziel des Lebens dieser beiden Musiker! Eine Welt lag zwischen ihnen wie zwischen zwei polarischen Spitzen. Und doch gerieth der sonst ausschließende Gegensatz von „weltlich“ und „geistlich“ bei Beiden ins Fließen. Der bis zur Verzückung verehrte, von Generationen fast vergötterte erste, einzige aller Klavierheroen, so recht, was man ein Weltkind nennt, vollzog die kühnste Ausweichung in eine fremde Tonart, indem er sich dem päpstlichen Generalstabe zur Verfügung stellte, die nie deren Weihen empfing und neben Psalmen und Messen seinen „Christus“ componirte. Und Grell? Nicht nur unverehelicht, sondern in der That einsam lebend, wurde der große Vocalist kaum außerhalb der Hörweite seiner Singakademie bekannt, stimmte seine melodische Leyer immer von Neuem zum Lobe des Höchsten und fand, auch als Ehrendoctor der Theologie, häufig Gefallen daran, ein heiteres Lied für den geselligen Kreis seiner sangesfreudigen Verehrer zu schreiben. Nur oberflächliche Bekanntschaft mit Grell kann sich bei der Idee einer Durchführung des Vergleichs mit Liszt aufhalten. Jeder dieser Köpfe verlangt nicht nur seinen eigenen Rahmen, sondern eigentlich auch seinen eigenen Beschauer.

* * *

Wie merkwürdig, daß es just Wagner's „Parsifal“ war, dessen Glocken dem Meister von Weimar zum Abschied läuteten. Liszt, der prophetisch Weitschauende, zu rechter Zeit den politisch und künstlerisch verfehmten Freund in seinen Schutz nehmend und ihn zur Gralsburg höchsten Ruhmes geleitend: ist er nicht der Gurnemanz des Parsifal Wagner? Diesen Vergleich kann man selbst auf die Gefahr hin wagen,

daß ein echter Neudeutscher vulgo Wagnerianer alle Musik vor Wagner in dem siechen, todtwunden, abdankenden Amfortas verkörpert findet. Nun ruhen sie Beide in Bayreuth; nun wird man dieses fränkische Städtchen aufsuchen, um mit der „Musik der Zukunft" die Vergangenheit zu feiern; nun werden Wagner und Liszt, wie sie gemeinsam ihr Zukunftswerk bauten, auch gemeinsam die Geisterwacht halten bei ihrem Denkmale, dem Theaterbau. Zwar konnte Liszt compositorisch dem Theater nichts leisten; seine Musik entbehrt des dramatischen Elements gänzlich. Aber es wird ihm unvergessen bleiben, daß er einer stattlichen Reihe jüngerer Kunstgenossen dazu verhalf, gehört zu werden, und der deutschen Musikgemeinde die Bekanntschaft mit manchem hervorragenden Ausländer vermittelte, sogar mit Aufwendung bedeutender persönlicher Opfer. Es wird ihm ferner stets zur höchsten Ehre gereichen, daß in erster Reihe durch seine Initiative und nebenbei durch Hergabe eines stattlichen Kapitals das Beethoven-Denkmal zu Bonn entstand. Und endlich ist es sein unbestrittenes Verdienst, daß unter seiner Führung in dem „Allgemeinen Deutschen Musikvereine" jene jährlich wiederkehrende Wanderversammlung etablirt wurde, die gleich einem Musik-Concil in schroffster Parteinahme für die Werke Liszt-Berlioz'scher Richtung dankenswerthe Gelegenheit bot, die äußersten Ausstrahlungen jener Richtung gewissermaßen in ihrem Focus zusammengefaßt kennen zu lernen. Aus dem Gesichtswinkel dieser Versammlungen erschien Liszt auf völlig entlegener, einsamer Höhe. Was er sprach, schrieb, componirte oder auch dirigirte — es hatte eben nirgends seinesgleichen. Jede noch so äußerliche Annäherung an den Meister wirkte wie die an einen geladenen Conductor, electrisch zuckte es nach allen Seiten. So lebte Liszt mit einer gewissen Regelmäßigkeit der Wiederkehr bis in das späteste Alter jene göttlichen Tage von Neuem durch, in welchem Europa bewundernd zu seinen, d. h. des Klaviervirtuosen, Füßen lag. Der Nachhall jener Triumphgesänge durchklang sein ganzes Leben, war ihm Gewohnheit und Bedürfniß und bildete auch noch das lärmende Accompagnement der die letzten Monate seines Lebens ausfüllenden Reise durch Frankreich und England. Ueberall feierte man fast mit derselben Ueberschwänglichkeit, deren sich die Berliner der vierziger Jahre erinnern werden, den ersten und einzigen aller Virtuosen; Liszt machte die historische Reminiscenz mit und — spielte. Und wiederum hat er alle Welt bezaubert, wiederum wurde jene merkwürdige Stelle aus Hegel's Aesthetik, die allerdings nicht direct auf Liszt gemünzt war, aufs Glänzendste illustrirt und bestätigt. Hegel meint: Die Virtuosität beweise die erstaunenswürdige Herrschaft über das Aeußere, die ungebundene innere Freiheit, indem sie sich in scheinbar unausführbaren Schwierigkeiten spielend überbietet, in Künstlichkeiten ausschweift, mit Unterbrechungen, Einfällen witziger Laune überraschend scherzt und in originellen Erfindungen selbst das Barocke genießbar macht. Denn ein dürftiger Kopf kann keine originellen Kunststücke hervorbringen . . . . . In dieser Art der Ausführung genießen wir die höchste Spitze musikalischer Lebendigkeit, das wundervolle Geheimniß, daß ein äußeres Werkzeug zum vollkommen beseelten Organ wird, und haben zugleich das innerliche Concipieren wie die Ausführung der Phantasie in augenblicklichster Durchdringung blitzähnlich vor uns.

Wir kennen alle die verschiedenen Phasen, welche die Künstlererscheinung Liszt's durchlief, wissen, wie aus dem geistvollen Interpreten Beethoven's, dem Reproducirenden überhaupt ein unübertrefflicher Improvisator sich entwickelte, der (wie Ambros sagt) „aus trivialen Melodien mit trivialen Harmonien und Rhythmen wie ein Hexenmeister die überraschendsten Motive hervorlockte, sie ausbildete, verflocht, contrapunktisch gegen einander führte, und so blühende Gefilde schuf, wo vorher Einöden waren." Je interessirter und musikverständiger seine Corona sich zeigte, desto intensiver fühlte er sich herausgefordert, desto reicher floß der Strom der Erfindung. Lag nun gar im selbstgewählten oder ihm zugeworfenen Thema ein Stück echter Musik verborgen, sprach ihn ein verwandter Geist an, so verlor die Scene alle Merkmale des Beabsichtigten; die Zuhörer sahen gewissermaßen den springenden Funken, belauschten den Schaffenden in seiner Werkstatt, blickten ihm über die Schulter und — blieben doch im Dunkeln. So sind, hernach auch schriftlich, die köstlichen Uebermalungen Strauß'scher

Walzer und Schubert'sche Lieder, so sind etwa dreihundert Transscriptionen entstanden, ein ganzes Arsenal, eine unerschöpfliche Quelle des Genusses für Freunde echter Klaviermusik. Wir wissen ferner, wie nun die Transscription durch die Originalcomposition abgelöst, wie Liszt endlich Symphoniker wurde. Er schrieb jedoch nicht einfach Symphonien, sondern in principieller Bevorzugung des Gedankenhaften, des „Hochsymbolischen", der „Musik des Geistes" — ausschließlich „Symphonische Dichtungen", von denen sehr bezeichnend gesagt wurde: „Diese Werke sind nicht, sie bedeuten!" Schon die Ueberschriften derselben („Tasso" — „Prometheus" — „Hamlet" — „Die Ideale" — „Dante" u. s. w.) bilden ein lehrreiches Kapitel und verkünden die Arbeit einer titanischen Natur, der freilich auch das Schicksal der Titaniden nicht erspart blieb. — Auch als Vocalcomponist („Graner Messe" — „Heilige Elisabeth" — „Christus") d. h. als Schöpfer großer Chorwerke begnügte sich Liszt nur mit Stoffen allerersten Ranges. „Große Intentionen" charakterisiren ihn hier gleichfalls. Das ist im Wesentlichen der künstlerische Entwickelungs- und Wandelungsgang dieses eminenten Geistes, der nebenher eine hervorragende literarische Thätigkeit entwickelte („Chopin" — Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie" rc.), in Weimar, Pest und Rom Aemter zu verwalten hatte und dennoch Zeit fand, ganze Scharen von Pianisten zu unterweisen, sowie gelegentlich solche wunderbar begabte Eleven wie Eugen d'Albert zu entdecken, auszubilden und einzuführen.

* * *

Wie der stille, den Himmel wiederspiegelnde See zum schäumenden Katarakt, so verhält sich Grell zu Liszt. Welch' patriarchalischer, fast friedlicher Verlauf dieses Lebens! Welche Stetigkeit im Wohnort, welche Unwandelbarkeit der Grenzen im Kunstschaffen, welche Klarheit über den Lebenszweck! „So harmonisch, wie seine Kunst," (sagte Prof. Blumner in seiner meisterhaften Gedächtnißrede) „so harmonisch war sein Leben, war sein ganzes Wesen. Schlichte Kindlichkeit war der Grundzug seines Charakters. Schon durch seine Vorfahren, fast ohne Ausnahme Geistliche, stand er zur Kirche in engster Beziehung und war stets ein wahrhaft frommes, jeder Frömmelei aber entschieden abgewendetes Glied der Gemeinde. Sein Vertrauen erweckendes und Vertrauen entgegenbringendes Wesen muthete Alle an, die mit ihm in Verbindung traten, führte auch über Meinungsverschiedenheiten bei aller Offenheit friedfertig hinweg und gewann so nur Freunde, ohne jemals einem Feinde zu begegnen. Das Lehramt erschien ihm als das Heiligste; von ihm, von dem Betriebe des Gesangsunterrichts in den Schulen, erhoffte er auch für die Zukunft der Musik wesentliche Förderung." Von unten herauf, von innen heraus — nur so kann der Mensch erzogen werden, nur so wird der Künstler. Grell's Laufbahn war in der Hauptrichtung immer nur die eine: zur Kirche, für die Kirche. Schon im Jahre 1816 finden wir den Sechzehnjährigen auf der Orgelbank der Nicolaikirche und in der Singakademie, deren Vicedirector er 1832 und deren Director er 1851 wird. Als er 1876 in den Ruhestand trat, schloß eine fünfundzwanzigjährige, ausschließlich der Kunst gewidmete Thätigkeit, welche weithin grundlegend, anregend, Richtung gebend, veredelnd und beglückend wirkte. Ausgerüstet mit einer allseitig anerkannten Autorität in der Kenntniß der italienischen Klassiker und namentlich Palestrina's, mit einem unvergleichlichen, einzigartigen, fast feinschmeckerischen Organ für das Reine und Schönklingende, den bel canto im strengsten und edelsten Sinne, dazu mit dem so seltenen Geschick der Unterweisung und einer unverwüstlichen Geduld, welche sich auch in der liebenswürdigen, oft schalkhaften Form der Kritik widerspiegelte, so wirkte Grell als Gesangmeister. Unter seiner Leitung und Martin Blumner's Assistenz wurde der Chor zu einem Paradigma für alle Chöre. Gerade zu der Zeit, als die neudeutsche Schule ihr Bayreuth baute, näherte sich am Kupfergraben der rocher de bronze des oratorischen Stiles einer vorher nirgend erreichten Höhe. Wenn es ein Bildhauer versuchte, das, was die Singakademie als Pflegestätte des geistlichen, oratorischen Gesanges für das Musikleben unseres Jahrhunderts bedeutet, in einer allegorischen Figur sichtbar werden zu lassen, so würde er es kaum anders thun können,

als unter dem Einfluß und nach dem Muster einer jener Gestalten voll göttlicher Hoheit, wie sie etwa des Phidias Hand bildete. Nur ein ernstblickendes, durch einen sanft-heiteren Zug verklärtes Haupt würde der Wahrheit nahekommen. Denn was den Inhalt der Aufführungen des ehrwürdigen Instituts ausmacht, ist einfach das Christenthum. Dieser Inhalt kann nicht anders zu seinem Rechte gelangen, und zwar weder dem Stoff noch seiner Behandlung nach, als durch thatkräftige Wirksamkeit erlesener Geister unter den Musikern, die weder den christlichen Mysterien an sich, noch der von ihnen inspirirten Musik theilnahmlos gegenüberstehen, denen z. B. Palestrina mehr bedeutet, als nur eine Perlenschnur angereiheter Accorde und welche innerhalb der geistlichen Musik selber schöpferisch thätig sind. Auch Grell war nicht nur Gesangmeister und Interpret Palestrina's, Händels u. s. w. Durch seine Compositionen, deren Stilreinheit und contrapunktische Kunst, sowie die in ihnen sich documentirende erschöpfende Kenntniß der für die reine Vocalmusik geltenden Gesetze, erhob er sich über alle seine Zeitgenossen, so sehr ihn diese auch durch Erfindung und Vielseitigkeit überflügeln mochten. Mit jenen Mitteln machte er Schule und bildete er die Physiognomie seines Chores.

Alle Werthe seiner künstlerischen Persönlichkeit finden wir in Eins zusammengegossen in seinem 1871 vollendeten Hauptwerke, der Missa solemnis für sechzehnstimmigen Chor a capella[1]). Die Partitur derselben wird auf Jahrhunderte hinaus davon Zeugniß ablegen, daß „die Kunst des reinen Satzes" im 19. Säculum nicht nur nicht vergessen und verlernt, sondern gewürdigt, gepflegt und geübt war. Die Jünger der Kunst werden an diesem Meisterwerke die Gesetze des Schönen studiren und den Begriff desselben sich feststellen können, und zahlreichen Verehrern der geistlichen Musik wird, trotz des lateinischen Textes, die kindlich-fromme Evangelicität des Componisten, die Schlichtheit und Innigkeit seines klingenden Bekenntnisses zum Segen gereichen. Zahlreiche Psalmen, ein oft und gern gesungenes Tedeum, unzählige liturgische Chöre, herrliche Choräle, daneben auch weltliche Gesänge für den gemischten und für den Männerchor (speciell für die Zelter'sche Liedertafel und einen anderen Männergesangverein) und für Solostimmen, sowie eine stattliche Reihe von Cantaten für Logenzwecke befinden sich im Gebrauch der Vereine und zeugen von des Meisters Fleiß. Wer hätte sich an dem Duett „Lorbeer und Rose"[2]) noch nicht erfreut? Und welchem Männerchore wären „An die Hoffnung", „Ein getreues Herze" und das feinhumoristische „Urfinsterniß" unbekannt?[3])

* *

Liszt wurde 75, Grell 86 Jahre alt; trotz dieses hohen Alters imponirt uns die große Zahl ihrer Werke, bei jenem mehr als bei diesem, wenn wir in Anschlag bringen, wie vielfach er und wie Vieles von ihm begehrt ward. Was aber will die Productivität jener gegen die eines Händel, eines Bach bedeuten? Eine Aufführung von Händel's „Samson" durch die Singakademie rückte die merkwürdigste Periode aus dem Leben des großen Oratorikers vor das Gedächtniß. In drei Wochen bekanntlich, nämlich zwischen dem 22. August und 14. September 1741, schrieb Händel den „Messias" und richtete damit eine gewaltige Scheidewand gegen seine eigne Opernthätigkeit auf. Die eine Woche von jenen wunderbaren dreien genügte vollauf, den ersten Theil des „Samson" und außerdem noch etliche Arien in Partitur fertig zu stellen. Die Vollendung des Werkes erfolgte unmittelbar nach dem Messias. Es dürfte schwer halten, auf dem Gebiete der gesammten Kunst ein gleiches Beispiel von überschießender Productionskraft, einen so üppigen Austrieb nicht etwa nur landläufiger Ideen, sondern ausschließlich ausgereifter, überall die Vollkraft des Genies

---

[1]) Die Besprechung dieses Werkes findet sich in dieser Zeitschrift Bd. XLVII, S. 304. 1885.
[2]) Gedichtet von Luise Randelhardt zur Hochzeit Curschmann's.
[3]) Verlag von M. Bahn. Berlin.

kündender Thematen ausfindig zu machen. Die Arbeit der Feder allein ist so enorm, daß nur etwa Lopez de Vega sie mit gleicher Virtuosität erledigte. Nirgend ist ein Nachlassen der Spannung wahrnehmbar. Mit der vollen wuchtigen Potenz, durchtränkt mit jenem musikalisch-theologischen Ernst, der ihm wie Seb. Bach eigenthümlich ist und durch welchen seine Persönlichkeit in völlig unverminderter Frische uns und der Nachwelt gehört, schließt er seine beiden Partituren, wie er sie begann. Diesem Tempo der Arbeit entsprach der geistlich-musikalische Bedarf des Publikums. Nicht weniger als acht Aufführungen des „Samson" fallen (wie der „Daily Advertiser" aus jenen Tagen mittheilt) in die drei Wochen vom 23. Februar bis 16. März 1742; auf den 23. März fiel, nachdem inzwischen die beiden Oratorien „Allegro e Pensoroso" und „Ode auf den Cäcilientag" aufgeführt worden waren, „A new Sacred Oratorio" nämlich der Messias, und die Saison schloß am 30. März mit einer Wiederholung des Samson. Dieser Erfolg, dem unsre Zeit Aehnliches nur auf dem Gebiete der Posse und Operette entgegenzustellen hat, ist nicht lediglich aus der Uebersättigung durch die italienische Oper zu erklären; noch weniger dürfte der Versuch glücken, den musikalischen Heißhunger des damaligen Londoner Publikums aus seinem religiösen Leben zu erklären. Es war vielmehr eine Periode wie die, in welcher Bayreuth blühte: alle Welt folgte der gewaltigen Anziehungskraft eines einzigen genialen Menschen. Freilich übte Händel diese Macht denn doch durch einen biblischen Stoff mit einer deutlich erkennbaren patriotischen Färbung, und, nicht zu vergessen, die Muse behielt ihr strengstes Gesicht; für die Erheiterung geschah so wenig, wie für die Schaulust.

Anders als der theologisch-idealistische „Messias", zeigt der „Samson" (wie auch „Judas Makkabäus" u. A.) reale Verhältnisse und Persönlichkeiten, und diese wieder sind so geartet, daß sie unsere Theilnahme leichter gewinnen, als die Hauptpersonen andrer dramatischer Oratorien, die uns weder an sich noch durch ihre drastische und musikalische Behandlung ohne Weiteres sympathisch sind. Mit wohlerwogener Rücksicht auf die im Ganzen nicht sehr günstige Vorstellung, welche die schulmäßige Bekanntschaft mit der Zeit der jüdischen Heroen oder Richter uns von Samson zurückläßt, hat Milton, der Dichter des Textes, es ganz unterlassen, den Helden im übermüthigen Genusse seiner Kraft zu zeigen. Geblendet und in Ketten tritt der Mann auf, in welchem die theokratische Prophetie ein Vorbild auf den Messias fand, auf den, „der da kommen sollte". Auch *seine* Geburt wird von einem Engel verkündigt; er ist der Ueberwinder des vorbildlichen Löwen, schlägt seine Feinde allein, ohne Hülfe von Legionen, und empfängt Kraft aus der Höhe, bis er seinem Nasiräergelübde untreu wird. Von dem Fall, in welchen ihn sündliche Neigung stürzt, aus Schmach und Elend erhebt sich Samson durch Buße zu neuem Glauben und neuer Stärke, stirbt wie ein Held und schadet den Feinden seines Volkes durch seinen Tod mehr noch, als er es im Leben gethan.

Die jüngste Aufführung des „Samson" war eine in jeder Hinsicht vorzügliche. Die Singacademie hat durch Ueberlieferung, Beruf und Richtung speciell die Mission des Händel-Cultus, die Aufgabe, durch Musteraufführungen immer wieder auf Händel als auf einen deutschen Meister des Vocalstils zu verweisen, dem auch die Zukunft gehören muß, wenn die geistliche Musik eine Zukunft haben soll. Bekanntlich lehnt das Institut jede „Händelbearbeitung", jeden Versuch einer modern-orchesteralen Uebermalung der englischen Originalpartitur consequent ab, und bleibt bei dieser auch dann stehen, wenn die Bearbeitung eine Bereicherung bedeutet, wie theilweise z. B. die des „Messias" durch Mozart. Es ist nutzlos, gegen diese philologische Treue zu polemisiren, denn sie hat das Recht ihrer Existenz ebenso, wie etwa unsre Pietät für den Bibeltext Luthers trotz seiner Mängel. Es kann nur nützlich und heilsam sein, wenn der Ueppigkeit moderner Partituren die Schlichtheit und Keuschheit der Händel'schen wie ein Correctiv entgegengestellt wird. Die Aufführungen können, da ihnen auch ein discretes Orgelaccompagnement nicht mangelt, wohl eine Darstellung davon geben, wie

Händel selbst im Covent-Garden oder Vauxhall seine Oratorien hörte. — Wie ein starker Gewappneter schritt der Chor daher, seine volle Energie auf jenen, alle Werke der Neueren in den Schatten drängenden, eisern-gewaltigen Satz „Hör', Jacobs Gott!" concentrirend, um gleich darauf geschmeidig die Weltfreude und Sinnenlust im Chor der Dagonspriester „Zu Sang und Tanz", und später im Trauerchor um Samson die Tiefe des nationalen Schmerzes ausklingen zu lassen. — Als ob alle Vorzüge in eine einzige Stimme zusammengefaßt wären, so klang der Baß des Herrn Betz, der seinesgleichen als Händelsänger nicht hat und den alle Hörer und Sänger heute nach längerer Pause gewiß um so herzlicher willkommen hießen. Er sang den Manoah und Harapha, dort mit dem weichen Wohllaut seiner Stimme der patriarchalischen Erscheinung von Samsons Vater Gestalt und Inhalt gebend, und hier durch Stahlkraft des Tones und rhythmische Unerbittlichkeit den prahlerischen Philister, den artverwandten Urvater Goliath's zeichnend. Durch die fast unerschöpfliche Fülle seines Athemvorrathes, bekanntlich nur eine Kunst der Athemökonomie, brachte er fast das Publikum außer Athem; denn die Sangeskundigen treten fast unbewußt mit dem Sänger in Aktion, wenn dieser sich anschickt, ein Melisma (Tonreihe auf eine Silbe) von etwa ein Dutzend Triolen auszuführen. — Die Rolle des Samson war dem bei uns wohlaccreditirten Herrn Dierich aus Leipzig zugetheilt, der Mustergültiges leistete. Neu waren in dieser Umgebung Fräulein Marie Schneider aus Köln (Mikah) und Frau Anna Hildach aus Dresden (Delila). Die Altistin erinnert durch ihre Weise der Tonerzeugung und durch die Klangfarbe des echten Alt, allerdings auch durch Kurzathmigkeit vielfach an Hermine Spies. Die Stimme gibt in Tiefe und Höhe mächtig aus, ist auch für den Ausdruck des Weichen, Wehmüthigen eingestimmt und wohlgeschult, und bewahrt musikalische Reinheit und Sicherheit. Der eigentliche Schmelz, die Kunst der feinen Tonverbindung bedarf jedoch noch sorgfältiger Pflege. Die Sopranistin hatte ihre Partie stellvertretend erst kurz vor dem Concert übernommen, gab aber doch Gelegenheit, ihre prächtige, einer vollen, farbigleuchtenden Rose vergleichbare Stimme kennen zu lernen. Fräulein Nienaber und Herr Heinrich sangen ihre kleinen Partien verständig und wohllautend. Die Philharmonische Kapelle begleitete künstlerisch vollendet; das Gleiche muß Herrn Kawerau, dem Organisten, nachgerühmt werden.

Ihrem zur Heimath der Töne eingegangenen Ehrenmeister sang die Singacademie in dem eigenen, stimmungsvoll decorirten Saale den letzten Gruß, und vereinigte sich vier Wochen später mit den Notabilitäten der Berliner Gesellschaft, mit Künstlern, Gelehrten und Deputationen zu einer würdigen, ergreifenden Gedächtnißfeier, bei welcher Herr Professor Blumner, Grell's Nachfolger im Amte des Directors, eine Rede hielt, welche durch die Schönheit ihrer Anordnung, durch die Harmonie ihrer Theile unter sich, das zwanglos Zutreffende des Ausdrucks, ihren Vortragston und eine gewisse dem Wesen Grell's so conforme Prunklosigkeit, wie eine herrliche Musik wirkte, jedenfalls dem besten musikalischen Kunstwerk ebenbürtig war und darum inmitten einer Auswahl Grell'scher Compositionen (dabei ein Abschnitt aus der sechzehnstimmigen Messe) am richtigen Platze sich befand. In Bezug auf Grell's Stellung zur Instrumentalmusik sagte Blumner: „Nur ungern, nur äußerer Nothwendigkeit nachgebend, ist er in seiner Thätigkeit über das Gebiet der reinen Vocalmusik hinausgegangen. Wenn in Folge dieser Grundsätze er gegen alle, seiner heiligsten Ueberzeugung nicht entsprechenden neueren Schöpfungen eine überwiegend ablehnende Stellung angenommen hat, so dürfen wir nicht vergessen, daß solche Strenge wohl eine Berechtigung haben und als Gegengewicht von heilsamem Einfluß sein konnte in einer Zeit, welche von der entgegengesetzt einseitigen instrumentalen Richtung beherrscht wurde, in einer Zeit, wo einerseits das virtuos-individuelle, andrerseits das rein sinnliche Element in der Musik mehr und mehr Oberhand gewann und den Zweck der Kunst, bildend und veredelnd auf den Ausführenden zu wirken, gar zu sehr zurückdrängte. Diese letztgenannte Seite des Kunstzweckes, die Kunst ein Mittel der Bildung und Erbauung

für den Kunsttreibenden selbst, das Kunstinstitut eine Schule für das Können, das war der oberste Grundsatz von Grell's Wirksamkeit" [1]).

Mit solcher Bestimmtheit ist wohl noch niemals die rückwirkend-sittigende Kraft der Musik auf den Musicirenden ausgesprochen worden; die Chormeister alle, von Michael Prätorius (Syntagma musicum) bis zu Moritz Hauptmann, nahmen ausschließlich die Wirkung auf den Hörer zum Regulator für den Sänger. Nur bei Mendelssohn finden sich deutliche Anzeigen dafür, daß er die Stimmung, aus der die Musik hervorgeht, nicht etwa nur das Aeußerliche ihrer dynamischen Ausgestaltung, daß er, kurz gesagt, die Persönlichkeit als den wahren Ursprung und zugleich als das einzige Ziel der Musik erkennt. Durch seine Oratorien klingt ein Ton, der, abgesehen von der modernen Empfindungsweise, welcher er entsprang, doch noch anders unser Herz ergreift und im Sänger nachzittert, als selbst bei Händel und Bach. Die Unmittelbarkeit, welche den eigentlichen Kern des evangelischen Bekenntnisses bildet, spricht sich bei Mendelssohn mit größerer Deutlichkeit und Zuversicht aus, als bei jedem anderen Oratoriker. Nur so ist die bedeutende, fast überwältigende Wirkung namentlich auf die Singenden zu verstehen, welche vor Allem sein „Paulus" machte. In welchem Grade speciell dieses Werk das gesammte deutsche Musikleben beeinflußte, welche wichtige Mission es für Berlin hatte, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

* * *

Der 4. November (1847) ist Mendelssohn's Todestag. Das Andenken an diesen Tag hält in schöner Pietät der Stern'sche Gesangverein durch Aufführung der Oratorien und kleineren Chorwerke des Meisters lebendig. Diesmal kam der „Paulus" zur Aufführung, fünfzig Jahre nach der ersten Aufführung des Werkes in Düsseldorf (22. Mai 1836). Mendelssohn begann die Composition im Frühling 1834, als er eben sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Die erste Aufführung sollte im Herbst 1835 durch den unter Schelble's Leitung stehenden Cäcilienverein in Frankfurt am Main stattfinden. Die Vollendung verzögerte sich aber bis zu dem im folgenden Jahre stattfindenden achtzehnten Niederrheinischen Musikfeste, welches Mendelssohn dirigirte. Der Ort, welcher zunächst nachfolgte, war Liverpool, wo das neue Oratorium am 3. October 1836 unter Smart's Leitung aufgeführt ward. Mendelssohn selbst dirigirte es in Leipzig am 16. März 1837 in der Paulinerkirche. Unter Hiller's Direction folgte unmittelbar der Cäcilienverein in Frankfurt. In England wurde der „Paulus" 1837 drei Mal gegeben, zwei Mal von der Sacred Harmonic Society, und am 20. September auf dem Musikfeste zu Birmingham unter Direction des Componisten. Wien erlebte im Jahre 1839 sogar vier Aufführungen. In Berlin wurde das Werk zuerst am 18. Januar 1838 von der Singacademie unter Rungenhagen's Leitung aufgeführt, und am 7. Februar 1839, am 1. April 1841 und 17. Februar 1842 wiederholt. Nicht lange währte es, so war das Werk im besten Sinne populär. Der Stern'sche Verein widmete ihm seine besondere Gunst, wie ja die Geschichte seiner Gründung sich wesentlich um Mendelssohn und die Pflege vorwiegend seiner Werke bewegt. Eine Aufführung des ersten Theils fällt schon auf den 3. November 1856, gibt also erste Kunde von der Existenz des Vereins. Nun folgen fünf Aufführungen: 1852, 1857, 1864, 1867, 1872 unter Stern's Leitung, 1875 zwei Aufführungen unter Stockhausen's Direction, 1878 eine von Bruch, und 1884 sowie 1886 die von Herrn Professor Rudorff geleiteten. Wenn man erwägt, daß die Singacademie den „Paulus" mindestens ebenso oft, und in einer mit dem Stern'schen Verein fast gleichen Zahl von Wiederholungen in demselben Zeitraum auch den „Elias" aufführte, so läßt sich erkennen, wie schon oratorisch dem Berliner Musikleben durch Mendelssohn eine bestimmte Physiognomie gegeben wurde, wie Berlin zur Mendelssohnstadt geworden ist.

---

[1]) Ausführlich handelt davon die soeben erschienene Schrift: Aufsätze und Gutachten über Musik von Eduard Grell. Nach seinem Tode herausgegeben von Heinrich Bellermann. Berlin, Springer. 1887.

Mit seinem ersten Oratorium that der junge Componist, dem die musikalische Welt für Wiederbelebung der Bach'schen Matthäuspassion (1829) noch heute tief verpflichtet ist, einen entscheidenden Schritt auf Bach's Bahn. Er konnte sehr wohl als der Wiederhersteller des Oratoriums gelten, insofern er der Erste war, der das reine Bibelwort wieder als Grundlage benutzte und von versificirten Texten völlig absah, der auch den längere Zeit vernachlässigten Choralgesang wieder zu Ehren brachte, indem er ihn als Markstein der Evangelicität dem Oratorium organisch einfügte. So wurde er zum Muster für die moderne Oratoriencomposition; auch Kiel, Blumner, Becker bekennen sich zu Mendelssohn's Grundsätzen, so daß in absehbarer Zeit eine Wendung auf diesem Gebiet nicht eintreten dürfte.

Die letzte Aufführung war eine in jeder Hinsicht befriedigende, vielfach sogar glänzende; sie erhielt nicht nur durch die Aufstellung der grünumlaubten Büste Mendelssohn's und durch reichen, geschmackvollen Guirlandenschmuck, sondern auch durch ihren Verlauf festliches Gepräge. Mit schönem Enthusiasmus und gleichmäßiger Frische griff der wohlgeschulte und sicher geleitete Chor das Werk an, hier dramatisch bewegt (so besonders mit seinem „Steiniget ihn!") mitten in die Scene versetzend, dort mit tiefer Empfindung den Gemeindegesang anstimmend, oder sich zum feierlich-prächtigen Psalmton erhebend. Von ungewöhnlicher Wirkung war der Gesang aus der Höhe: „Saul, was verfolgst du mich?" Zu einer solchen abgeklärten Schönheit kam der Stern'sche Frauenchor wohl noch niemals. Ausgezeichnet waren die Leistungen der Solisten. Das reichbegabte Hildach'sche Ehepaar verwächst immer inniger mit dem Musikleben der Reichshauptstadt und wird dem Vernehmen nach in nicht ferner Zeit seinen Wohnsitz definitiv von Dresden nach Berlin verlegen. Frau Anna Hildach verfügt über wahrhaft glänzende Mittel; zu Kraft, Fülle und Wohllaut gesellt sich hohe, den Vortrag durchleuchtende Intelligenz und eine vortreffliche Aussprache des Textes; doch darf nicht verschwiegen werden, daß eine schwache Neigung zum Tremuliren und ebenso zum Verlangsamen der Tempi sich bemerklich machte. Herr Eugen Hildach, dessen herrlicher Baryton uns schon oft angenehm beschäftigte, ist unzweifelhaft sowohl durch Anlage als durch Neigung ein Paulus, während ihm für den Saulus die Qualitäten theilweise mangeln. Künstlerische Energie vermag hier nicht Alles zu ersetzen. Fräulein Hermine Spies hatte wieder einen ungemein glücklichen Tag und erweckte nur das Bedauern darüber, daß Mendelssohn so sparsam für den Alt geschrieben hat. Herr Dierich endlich war ebenfalls vortrefflich bei Stimme und beherrschte dieselbe in allen Nüancen des Ausdrucks mit vollendeter Sicherheit. — Die Leistung des Orchesters war an sich unbedingten Lobes werth; aber die mangelhafte Akustik des Saales und die jedenfalls unzweckmäßige Aufstellung des Klangkörpers in und vor der Nische der Langseite störte die rhythmische und accordische Geschlossenheit des Klanges auch diesmal recht empfindlich. Die im Hintergrunde aufgestellten Blechbläser befanden sich meist außerhalb des absoluten Contaktes mit den fast bis in das Drittel des Saales vorgeschobenen Singstimmen. Doch ist dies eine Kalamität, die zunächst noch ertragen werden muß.

Mehr der Vollständigkeit als der künstlichen Ausbeute halber sei an dieser Stelle noch einer Aufführung von Mendelssohn's „Elias", gedacht, zu welcher der Schnöpf'sche Gesangverein nach dem Dom einlud. Dieser Verein entwickelt einen ungewöhnlichen Fleiß, bleibt aber in seinen Leistungen, entsprechend der musikalischen Bildung seiner Mitglieder, unterhalb der Erwartung, die man in Berlin von einem oratorischen Concert zu hegen berechtigt ist. Der Chor ist dem Anschein nach auch numerisch zu schwach, ermüdet deshalb leicht und kann sich gegen ein einigermaßen vollbesetztes Orchester an entscheidenden Stellen nur selten behaupten. Ueberall jedoch tritt ein schöner Eifer hervor, auch hohen Anforderungen gerecht zu werden. Unter den Solisten standen Frau Müller-Ronneburger und Herr Hauptstein auf der Höhe des Werkes. Ein Herr Huster sang mit ursprünglich nicht übler, aber verbildeter Stimme die Titelpartie. Die Brenner'sche Kapelle begleitete nur im Ganzen erträglich. — Viel höher als diese Gesammtleistung stand ein Concert in der Dreifaltigkeitskirche, wo

Fräulein Marie Schmidtlein mit ihrem vortrefflichen Mezzosopran Arien und Lieder in hervorragend guter Weise zu Gehör brachte. Herr Hausmann unterstützte die Sängerin mit seinem meisterlichen Violoncellospiel und ein Chorsang einige kirchliche Sätze in befriedigender Weise.

* * *

In der zuletzt erwähnten Kirche, einem kleinen Kuppelbau mit zwei Etagen rundumlaufender Emporen klingt die Musik unvergleichlich besser, als in dem langschiffigen, von Säulen zerspaltenen Dome, welcher mit der Garnisonkirche, dem am häufigsten für Concertzwecke und kirchlich-musikalische Feste in Anspruch genommenen geweihten Raume, den Mangel einer freien Strahlfläche für den Ton wie für das Wort gemein hat. Auf diesen Mangel bezieht sich, und nicht nur nebenhin, eine soeben erschienene Denkschrift des Baurath Orth, der, wie wenig Architekten, sich dem akustischen Problem mit dem vollen Rüstzeug der Wissenschaft und der Baupraxis immer von Neuem zuwendet. Die Schrift behandelt jenes gewaltige Project der Ueberbauung des Hafens an der Alsenbrücke und Aufrichtung einer Friedenskirche, die der großartigen Anlage des Königsplatzes nach dem Norden erst den würdigen architectonischen Abschluß geben soll. Das ausgeführte Modell der Anlage wird keinem Besucher der Jubiläumsausstellung entgangen sein. Diese Friedenskirche hat, in Uebereinstimmung mit den Wünschen von höherer Stelle, u. A. auch die Bestimmung, den entsprechenden, für ca. fünftausend Zuhörer genügenden Raum bei Gelegenheit von populären, unentgeltlichen Kirchen-Concerten und oratorischen Aufführungen, dazu selbstverständlich auch einen für den Massenchor geeigneten Platz bei der Orgel zu bieten. Diesem Kirchenraume werden die Säulen allerdings fehlen und er wird darum zwar weniger unser an den „Säulenhain" gewöhntes Auge, desto sicherer jedoch unser Ohr befriedigen; aber darauf kommt es im protestantischen, dem auf der Predigt basirenden Gottesdienste doch in erster Linie an, daß der Prediger überall gehört werde. Des Gewinnes für die Musik werden wir uns seiner Zeit gewiß ehrlich freuen.

* * *

Es ist nicht ausgeschlossen, daß in kürzerer Zeit, viel früher noch als jene Kirche, ein Saalbau für große Concerte ersteht. Denn es ist nicht wohl denkbar, daß die immer mächtiger anschwellende Masse der Musik sich mit den verfügbaren und (die Singacademie ausgenommen) so mangelhaften Räumen begnügen sollte. Weder der Saal der Philharmonie, noch das Concerthaus, also diejenigen Stätten, in denen am häufigsten Orchestermusik zu hören ist, haben den Künstlern oder den Hörern volles Genüge gethan; beide Säle waren ja ursprünglich völlig andern Zwecken bestimmt. So hat denn auch die Gedächtnißfeier für Liszt weder hier noch dort, weder unter Klindworth's noch Scharwenka's Direction die wünschenswerthe oder eigentlich unentbehrliche Unterstützung durch den Raum gefunden, deren zwar keine Musik entrathen kann, die aber Liszt'scher Musik, der auf die sinnliche Wirkung berechneten, unbedingt zur Seite stehen muß. — Das Hauptstück beider Programme war „Eine Symphonie zu Dante's Divina Commedia für großes Orchester und Sopran und Alt-Chor". Dieses Werk ist vor jedem andern seines Componisten wohlgeeignet, die Gattung, der es angehört, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten und allen ihren Schwächen zu repräsentiren. Hier klafft die Lücke zwischen großer Intention und unzureichender Darstellungskraft am weitesten auf; hier zeigt sich Liszt in seiner ganzen Größe innerhalb seines eigensten Gebietes. Gleich im Anfange der Partitur stehen unter den Noten der Posaunen, und zwar Sylbe um Sylbe rhythmisch geordnet, die furchtbaren Worte, welche Dante über der Pforte des Inferno schaut: „Per me si va nella città dolente — Per me si va nell' eterno dolore — Per me si va tra la perdutta gente!" — Wohl gemerkt: Diese Worte werden weder gesungen noch gesprochen; der Zuhörer soll sie aus den Tönen vernehmen. Wer das nicht kann, versteht sich nicht auf die Intentionen Liszt's und versteht überhaupt nichts von Programm-Musik. Denn das ist der

Unterschied zwischen der alten und der neuen Schule: jene will nur musiciren, diese will nichts Geringeres als reden, die vocale Musik soll von der instrumentalen aufgesogen werden. Aber auch wenn wir uns mit genauer Kenntniß der Dichtung rüsten, bedürfen wir nebenher eines Commentars, auch dieses Werk „bedeutet" nur. Richard Pohl, der Lisztenthusiast, spricht sich in seiner Einleitung zu dem Werke über die ersten Scenen wie folgt aus: „Bei unserm ersten Eintritt in das Höllenthor beginnt sogleich jenes dämonische Getümmel; wir hören in den Lüften jene Töne des Jammers, der Klage und Lästerung, von denen der Dichter im dritten Gesange erzählt. Abgrund auf Abgrund öffnet sich vor unsern Blicken, wir gewahren jene grausigen Tiefen, welche von Höllenkreis zu Höllenkreis abwärts bis hinab zur schauderhaften Qual, zur Raserei und Verzweiflung stürzen. . . . . Ein fürchterlicher Orkan jagt die Verdammten in ewiger Finsterniß umher." Der Commentator redet sich entweder in die Fiction hinein, er habe Liszt's Werk vor sich, erkläre aus diesem heraus, oder er interpretirt dasselbe nach seinem Gutdünken. Darauf kommt es an, daß wir ohne den zeigenden Finger des Auslegers herauserkennen, was in das Werk hineingeheimnißt wurde. — Das Gefühl, es müsse durchaus commentirt werden, hatten die Urheber jener Concerte, als sie bei dieser Gelegenheit die englische Praxis der ausführlichen, mit Notenbeispielen und sogar mit anticipirten Kritiken versehenen Programm-Bücher für Berlin einführten. Wem soll mit diesen Büchern gedient sein? Der Musiker bedarf ihrer nicht; der musikalische Laie wird nur in den seltensten Fällen im Stande sein, das eben erklingende Thema als das im Buche notirte zu erkennen; und jene glücklichen Unmusikalischen, die nur „gerne hören", aber eigentlich nicht lernen wollen und die doch das Gros der Corona bilden, werden über die ihnen angethane Ehre staunen. Wir wollen noch zufrieden sein, wenn es nur so kommt; wenn nicht etwa durch diese Bücher eine Bildungsheuchelei und Superklugheit in Aufnahme kommt, die das naive Kunstgenießen, das auch dem musikalischen Laien nicht zu fehlen braucht und an welches im Grunde jede wahre Kunst sich wendet, zu dem Dagewesenen wirft.

Herr Professor Klindworth hatte die philharmonische Kapelle durch seine meisterliche Führung zur Höhe seines eigenen Verständnisses erhoben: was die Partitur enthält, kam zum Ausdruck, jeder Commentar wurde überflüssig. Herr Professor Xaver Scharwenka operirte mit dem neuen Concerthausorchester, welches sich unter der Direction Meyder höchst vortheilhaft eingeführt hatte. Wie der auf dem Directionsgebiet noch wenig beobachtete Künstler, so bestand auch das Orchester die Probe aufs Günstigste. Beide Aufführungen ließen an derselben Stelle zu wünschen übrig: hier wie dort wurden die Frauenchöre unrein gesungen; am wenigsten genügte der Ochs'sche Chor im Concerthause. Neben der Symphonie bot die Philharmonie das Klavierconcert in Es, welches Herr Eugen d'Albert in vollendeter Weise spielte, allerdings ohne jene innere Wärme zu erzeugen, die ihn selbst und uns Alle durchdrang, als er im ersten Philharmonie-Concert (Klindworth) das A-moll-Concert Schumann's in himmlischen Gesang auflöste. Ein solcher Verklärungsproceß ist eben nur auf der Grundlage echter Musik möglich. Auch Fräulein Marianne Brandt, der die Sympathien der Berliner noch ganz gehören, sang ihren „Monolog der Johanna vor dem Scheiterhaufen" nur mit dem Feuer, was in ihr selbst glüht. Während so in der Philharmonie ausschließlich Liszt'sche Werke erklangen, bot das Concerthaus im zweiten Theile seiner Gedächtnißfeier Beethoven'sche Werke. Herr Scharwenka that wohl daran, dem Inferno das Purgatorio und Paradiso folgen zu lassen. Befreiung, Beseligung — das war die Wirkung der Eroica!

Der Instrumental-Musik kleineren Genres gehörten drei neue Werke an, die innerhalb weniger Tage dem Publikum in drei verschiedenen Räumen dargeboten wurden: im Opernhaussaale (Königliche Symphonie) C. C. Taubert's fünfsätzige Serenade in B-dur, — in der Singacademie (Joachim-Quartett) H. v. Herzogenberg's Quartett C-moll — und in der Philharmonie (Klindworth-Concert) M. Moszkowsky's fünfsätzige Suite in F-dur. Damit sind die Werke gleich nach ihrem reinmusikalischen Feingehalt geordnet. Die angenehmste, allerdings nirgend in die Tiefe gehende Unterhaltung

gewährte das letztgenannte Werk und gerade deshalb erweckte es bei allen Denen ein gewisses Befremden, welche bis dahin höhere Erwartungen von Moszkowsky hegten. Zwar hat weder sein symphonisches Werk „Jeanne d'Arc", noch sein Violinconcert besonders Glück gemacht, aber beide Werke galten für gute Vorstudien zu einem größeren Wurfe. Die Suite rangirt nicht höher, als die zahlreichen kleinen Klavierstücke (Transscriptionen, Tänze 2c.), durch welche der Autor eine gewisse Beliebtheit sich erworben hat; sie ist ebenso flott orchestrirt, wie jene klaviermäßig gesetzt, bietet erwünschte Gelegenheit zur Entfaltung virtuoser Bravour (namentlich für die Flöte und Chorgeige) und zwingt im Allegretto giojoso zur Umschau nach der Ballerina. Da indeß der erste Satz sowohl als die Menuett von der Bühne in den Salon zurückführen, so braucht man die Hoffnung nicht ganz aufzugeben, daß aus dem belustigenden Causeur doch noch ein deutscher Symphoniker sich herausschälen werde. Dazu gehört allerdings ein guter Tropfen des Oels, womit die beiden andern Genannten gesalbt sind. Herzogenberg ist durch die geringe Ermuthigung, welche ihm im vorigen Winter für seine Symphonie zu Theil wurde, nicht entmuthigt und nicht zu Concessionen gedrängt worden. Er spricht die gewählte Sprache des gewiegten Contrapunktisten und sinnigen Dichters nach wie vor. Mit lebhaftem Interesse erfüllte gleich der erste Satz und ungekünstelter Beifall folgte dem zweiten und dritten. Der vierte Satz ließ völlig kalt; er wurde scheinbar unfertig aufs Pult gelegt, da auch diese vier illustren Pathen (Joachim, de Ahna, Wirth, Hausmann), die doch vorher alle Mittel ihrer Kunst spielen ließen, ihm weniger energisch zu Hilfe kamen. — Die Serenade ist ein neuer, glänzender Beweis für die Berufenheit des Componisten Ernst Eduard Taubert, dem das Musikleben so manche Anregung und Bereicherung verdankt. Orchester, Chor, Streichquartett, Solosänger und Solospieler — Alle finden sich durch ihn mit werthvollen Gaben bedacht, und in allen diesen Werken waltet der Geist der Ordnung, der Vornehmheit und Gediegenheit. Taubert bequemt sich nur gar zu selten zu einer allgemeinverständlichen Tonart; der herben Strenge des Gedankens entspricht die des Ausdrucks. Wo seine Muse den strengen Zug milder und freundlicher gestaltet, wie im zweiten Satze (Allegretto cor moto) und im vierten (Menuett), sowie im Schluß-Allegro, blühte ihm sofort die lebhafte Sympathie seiner Zuhörer entgegen, während über den ersten und dritten Satz mit nur geringer Wärme quittirt wurde.

* *
*

Die Montags-Concerte der Herren Hellmich und Dr. Bischoff in der Singacademie befestigen sich mehr und mehr in der dauernden Gunst des Publikums, bieten aber auch eine reiche Fülle vortrefflicher musikalischer Genüsse, trotzdem die geringen Kosten, welche dem Zuhörer erwachsen, mit der splendiden Ausstattung der Abende und namentlich mit der Kostspieligkeit der zur Hilfe aufgebotenen Künstler in keinem Verhältniß stehen. Das letzte Concert vermittelte die sehr willkommene Bekanntschaft mit der Viola alta, einer ungewöhnlich großen Bratsche, die aus der Mode gekommen ist. Herr Ritter aus Würzburg, dem s. Z. die dringende Empfehlung Richard Wagner's mit auf den Weg gegeben wurde, handhabt dies Instrument so meisterhaft und bringt seine Vorzüge so überzeugend zur Geltung, daß man von einer musikalischen Delikatesse reden kann. Herr Bulß aus Dresden sang, begleitet vom Klavier und vom Harmonium, den Liedercyclus „Eliland", welchen Reinhold Becker zu Stieler's Dichtung etwas breit aber nicht uninteressant componirt hat. Hier wie in vier Löwe'schen Balladen bot der Sänger mit seiner gesegneten Stimme wahrhaft herkulische Productionen von Tonkraft und säuselte daneben das süßlichste Piano; man wurde häufig an das Athletenspiel mit Kanonenkugeln und Eiern erinnert. Dem schlichten Balladenstyl ging es dabei schlecht genug. „Neben seinem müden Schecken —" im Fortissimo, und „ruht auf einer woll'nen Decken —" im Pianissimo — ist das nicht einfach die Absage jeder Künstlerschaft?

Theodor Krause.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Kaiser Wilhelm ist am 21. October, zur freudigen Genugthuung der gesammten deutschen Bevölkerung von seinem letzten Unwohlsein wiederhergestellt, aus Baden-Baden in Berlin eingetroffen. Für die Pflichttreue unseres Kaisers bezeichnend ist, daß er sogleich am Nachmittage nach seiner Ankunft Regierungsgeschäfte erledigte und mit der ihm eigenthümlichen Arbeitsfreudigkeit den länger als eine Stunde währenden Vortrag des Staatssecretärs im auswärtigen Amte, Grafen Herbert von Bismarck, entgegennahm. Am 23. October empfing er den neuen Botschafter der französischen Republik, Herbette, der als Vertrauensmann des Conseilpräsidenten de Freycinet gilt und mit der Aufgabe betraut sein soll, die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland freundlicher zu gestalten. Allerdings kann gerade der Leiter des gegenwärtigen französischen Ministeriums von dem Vorwurfe nicht freigesprochen werden, daß er im Gegensatze zu Jules Ferry jenen Beziehungen bisher eine minder sorgfältige Pflege angedeihen ließ. Nachgerade konnte sich jedoch die französische Regierung nicht mehr der Wahrnehmung verschließen, daß sie bei ihrem kühlen Verhalten gegenüber Deutschland lediglich Gefahr liefe, ihre wichtigsten Interessen im Auslande zu gefährden und einer verhängnißvollen Isolirung ausgesetzt zu bleiben. Mögen immerhin unverbesserliche Sanguiniker jenseits der Vogesen sich die Fata Morgana eines französisch-russischen Bündnisses für die Zukunft vorgaukeln, so stellt doch der Tag selbst seine ganz bestimmten Forderungen, und man verhehlt sich in Paris unter Anderem keineswegs, daß die ägyptische Angelegenheit, die für Frankreich von so hoher Bedeutung ist, ihre endgültige Lösung im englischen Sinne finden könnte, falls es nicht gelingen sollte, noch in letzter Stunde eine Wendung herbeizuführen. Der Gegensatz zwischen England und Rußland in der bulgarischen Angelegenheit mag nun bei der französischen Regierung die Hoffnung erweckt haben, daß dieser Gegensatz ihr dazu dienen könnte, die verlorene Stellung in Aegypten wiederzuerlangen. Von diesem Standpunkte aus mußte man zu der Erwägung gelangen, daß die Mitwirkung oder ein größeres Wohlwollen Deutschlands bei dessen Beziehungen zu Rußland nicht entbehrt werden könnte, so daß sich hieraus ein gewisser Frontwechsel erklären würde.

In der Ansprache, welche der neue französische Botschafter bei seinem Empfange an Kaiser Wilhelm richtete, betonte er, daß Deutschland und Frankreich zahlreiche gemeinsame Interessen hätten und in denselben seiner Ueberzeugung nach mehr und mehr den Boden für eine beiden Ländern nützliche Verständigung finden würden. Diese Elemente wechselseitigen Wohlwollens zu erhalten und weiter zu entwickeln, bezeichnete Herbette als das seinen Bemühungen vorgezeichnete Ziel, das er um so mehr mit Eifer und Vertrauen verfolgen würde, als er von den Ideen des Friedens, der Arbeit und der Beständigkeit tief durchdrungen wäre, welche die französische Nation beseelen und die Politik ihrer Regierung durchdringen. Ehe der französische Botschafter

dann seine Beglaubigungsschreiben überreichte, gab er noch der Hoffnung Ausdruck, daß der Kaiser ihm die Erfüllung seiner Aufgabe erleichtern würde, indem er auch ihm das Wohlwollen angedeihen ließe, mit welchem er die früheren Botschafter beehrte, und von dem auch Herbette, der vor Jahren bereits als französischer Consul in Deutschland fungirte, „kostbare Beweise erhalten zu haben“ versicherte. Der warme Ton dieser officiellen Kundgebung, die in ähnlichen Fällen einen mehr formellen Charakter zu tragen pflegt, ist vielfach erörtert worden. In seiner Erwiderung betonte dann auch Kaiser Wilhelm, wie sein eigener Gedanke von dem Botschafter wiedergegeben worden sei, als derselbe auf die zahlreichen gemeinsamen Interessen Deutschlands und Frankreichs hinwies. Nicht minder ertheilte unser Kaiser dem neuen französischen Botschafter die Zusicherung, daß er es an seiner Mitwirkung nicht fehlen lassen werde, um jede Maßregel zu unterstützen, welche das von Herbette bezeichnete versöhnliche und friedliche Ziel zu erreichen bezwecke. Dem Vertreter Frankreichs wird es nun obliegen, durch die That zu beweisen, daß es seiner Regierung mit der Pflege der beiden Ländern gemeinsamen Interessen Ernst ist. Anderenfalls könnte derselbe leicht Enttäuschungen erfahren, wenn er etwa wähnen sollte, daß Deutschland nun ohne Weiteres in der ägyptischen Angelegenheit die Geschäfte der französischen Republik besorgen wird. Vielmehr liegt für Deutschland um so weniger Veranlassung vor, sich unmittelbar in diese Streitfrage einzumischen, als Fürst Bismarck, wie seiner Zeit gemeldet wurde, sich auch der englischen Regierung gegenüber nur auf den Rath beschränkt haben soll, im Einvernehmen mit dem Suzerän Aegyptens, dem Sultan, zu handeln. Wie damals die Pforte der Besetzung Aegyptens durch englische Truppen zustimmte, müßte jetzt das Bestreben Frankreichs darauf gerichtet sein, zunächst auf die türkische Regierung in dem Sinne zu wirken, daß sie von England die Räumung des occupirten Landes verlangt. Ob ein solches Verlangen Erfolg haben wird, läßt sich allerdings zunächst nicht entscheiden, zumal da auch England nicht unterlassen wird, seinen Gegencoup zu versuchen. Die vielbesprochene Incognitoreise des englischen Ministers, Lord Randolph Churchill, nach Berlin hat jedenfalls mit der hohen Politik Englands nichts zu schaffen; man darf überhaupt daran zweifeln, daß irgend welche „Mission“ mit dieser Reise des englischen Staatsmannes durch Deutschland geplant war. Weit eher wird man durch die Komödie der Irrungen, die sich an den Ausflug Lord Churchill's, eines Marlborough, knüpfte, an Goethe's zweite römische Elegie erinnert, in welcher es heißt:

„So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.“

In Frankreich täuscht man sich jedenfalls, wenn man von einem Fehlschlagen der Mission Lord Churchill's in Berlin spricht, weil dieselbe eben überhaupt nicht stattgefunden hat. Dagegen darf die französische Regierung in gewissem Maße einen Erfolg aus Anlaß des eine Zeit lang von der römischen Curie gehegten Planes, einen diplomatischen Vertreter nach China zu senden, verzeichnen. Die Einstimmigkeit, mit welcher dieser Plan von den französischen Blättern aller Parteischattirungen — abgesehen etwa von den ultraradicalen Organen, welche nur Spott und Sarkasmus für derartige „chinoiseries“ an den Tag legten — bekämpft wurde, ist im Vatican sicherlich nicht ohne Eindruck geblieben. Allerdings konnte die französische Regierung bei den Unterhandlungen zugleich darauf hinweisen, daß die Radicalen in der französischen Kammer mit ihren Angriffen auf das Cultusbudget gewonnenes Spiel haben würden, falls der päpstliche Stuhl sich in der chinesischen Angelegenheit unversöhnlich zeigen sollte. Auch die Erwägung wird im Vatican nicht ohne Wirkung geblieben sein, daß der Peterspfennig spärlicher eintreffen würde, sobald Frankreich in einer Frage des prestige Veranlassung hätte, an dem guten Willen und dem Entgegenkommen des Papstes zu zweifeln. So hat denn der letztere die Entsendung eines diplomatischen Vertreters nach Peking auf unbestimmte Zeit vertagt; Frankreich glaubt

auch in Zukunft sein Schutzrecht gegenüber den katholischen Missionären in China geltend machen zu können, vorausgesetzt daß letzteres selbst, sowie die betheiligten Staaten es sich fernerhin gefallen lassen. Wird doch versichert, daß einige Regierungen die Absicht hegen, ihre Staatsangehörigen nunmehr mit nationalen Pässen zu versehen, so daß das französische Schutzrecht illusorisch werden würde. Ueberdies ist nicht ausgeschlossen, daß China sich weigert, die angeblichen Rechte Frankreichs in dieser Beziehung anzuerkennen, während als sicher gelten kann, daß Deutschland keineswegs, wie ihm von französischer Seite vorgeworfen wurde, in China gegen Frankreich schürt. Liegt doch die Annahme nahe genug, daß die chinesische Regierung das Vorgehen Frankreichs in Ostasien trotz des Friedens von Tientsin schwer empfindet. Andererseits mißt die französische Regierung der Wahrung ihrer Stellung in China um so mehr Bedeutung bei, als zu befürchten stände, daß jede Einbuße an Ansehen im „Reiche der Mitte" in Tongking sowie in Annam einen bedenklichen Rückschlag zur Folge haben würde.

Mit Rücksicht auf die ägyptische Angelegenheit und die Vorgänge in Ostasien haben die französischen Republikaner jedenfalls alle Veranlassung, ihre inneren Zwistigkeiten auf das nothwendigste Maß zu beschränken. Die Anhänger der gegenwärtig herrschenden Regierungsform können jedoch allem Anschein nach den Luxus einer Ministerkrisis von Zeit zu Zeit nicht entbehren. Bald ist es der Budgetausschuß, indem er die Einführung der Einkommensteuer zur Deckung des Deficits beschließt, welcher eine derartige Krisis herbeizuführen droht, bald sind es die Ultraradicalen der Deputirtenkammer, welche die Regierung ihre Macht fühlen lassen wollen. So richteten unlängst die socialistischen Abgeordneten Maret, Camélinat und Basly aus Anlaß des Strike in Vierzon an das Ministerium eine Interpellation, in welcher über die Einmischung der bewaffneten Macht Beschwerde erhoben wurde. Die ultraradicalen Abgeordneten führten aus, daß das Ministerium die gegenüber der Arbeitseinstellung erforderliche Neutralität außer Acht gelassen habe. Während der Minister des Innern, Sarrien, nur eine Tagesordnung annehmen zu können erklärte, die ein Vertrauensvotum enthielt, beschloß die Deputirtenkammer, zur einfachen Tagesordnung überzugehen, so daß der Minister bereits seinen Rücktritt ankündigte. Die Angelegenheit wurde jedoch nochmals ausgeglichen, da ein Theil der Abgeordneten, der mit der Mehrheit gestimmt hatte, das Votum als die Folge eines Mißverständnisses bezeichnete. Immerhin bleiben derartige parlamentarische Zwischenfälle charakteristisch. Der Strike in Vierzon hat übrigens bisher zu keinem ernsthaften Zusammenstoße zwischen den Arbeitern und den aufgebotenen Truppen geführt.

Als ein bedenkliches Symptom erscheinen in dieser Hinsicht gewisse Vorgänge in Wien; die daselbst enthüllte Verschwörung hat von Neuem die Aufmerksamkeit auf die von Seiten der Anarchisten drohende Gefahr hingelenkt. Bilden die zahlreichen Entdeckungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft einen werthvollen Besitz unserer Zeit, so werden doch auch stets neue Zerstörungsmittel gefunden, welche, zu verbrecherischen Zwecken verwendet, unsere Cultur gefährden. Dynamit und andere Sprengstoffe, die völkerverbindende, in früherer Zeit für unmöglich gehaltene Communicationen schaffen helfen, dienen in den Händen gewissenloser Verbrecher dazu, das Leben von Tausenden zu gefährden. Die Vorgänge, welche sich in Chicago, in London, in Belgien und anderwärts abspielten, legen nicht minder als das Anarchistencomplott in Wien allen Anhängern der Ordnung die Erwägung nahe, wie sich der einzelne Staat gegenüber den Anarchisten in wirksamerer Weise schützen solle. Wäre den von der Wiener Polizeibehörde zum Glück rechtzeitig verhafteten Verbrechern ihr Anschlag gelungen, so wären Schloß Schönbrunn, das Parlament, die Theater in die Luft gesprengt und eine Katastrophe herbeigeführt worden, wie sie sich in ähnlicher Weise noch nicht ereignet hat. Mögen die vorliegenden Schilderungen in einzelnen Punkten immerhin übertrieben sein, so läßt sich doch die Frage nicht umgehen, ob eine vaterlandslose Verbrecherbande, die rücksichtslos vor keiner Missethat zurückscheut, um die „große Revolution" vorzubereiten, selbst auch nur die geringsten Rücksichten beanspruchen darf.

Ist es bei der Verschiedenheit der Regierungsformen, sowie im Hinblick auf die gesammten politischen Verhältnisse in Staaten wie Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika unmöglich, bindende internationale Abmachungen zu treffen, so wird doch eine Regierung, die als diejenige eines civilisirten Landes gelten will, in nicht allzuferner Zukunft keineswegs sich mehr der Verpflichtung entziehen können, an der Bekämpfung des Anarchismus in Verbindung mit den übrigen Regierungen mitzuwirken. Auslieferungsverträge verdienen z. B. in solchen Fällen die am wenigsten starr am Buchstaben haftende Interpretation.

Hinter der anarchistischen Verschwörung in Wien steht das am 24. October gemeldete Hinscheiden des Grafen Beust an Bedeutung weit zurück; galt doch der ehemalige österreichische Reichskanzler längst als ein todter Mann, von dem man allenfalls hörte, wenn Madame Juliette Adam bei ihren Agitationsreisen im Stile der jüngsten Paul Déroulède's den „berühmten Staatsmann und gefürchteten Gegner" des Fürsten Bismarck aufsuchte. Thatsächlich fristete der einst von so brennendem Ehrgeize verzehrte Mann nur noch als „Held" in Büchern wie „La Société de Vienne" und ähnlichen Pamphleten eine literarische Scheinexistenz, als ein bezeichnendes Beispiel, daß die Diplomatie der alten Schule endgültig zu Grabe getragen ist. Ist es nicht eine seltsame Fügung, daß Graf Beust, der von seinen diplomatischen Fähigkeiten eine so hohe Meinung hegte, mit seinen kleinen Künsten und Intriguen stets Fiasko machte, während der einzige Erfolg, der ihm insbesondere von den Ungarn nachgerühmt wird, der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, auf dem Gebiete der inneren Politik liegt? „In magnis voluisse sat est!" werden vielleicht einige unter den spärlichen Freunden des unglücklichen Staatsmannes ihm ins Grab nachrufen; nur übersehen dieselben, daß Graf Beust stets die kleinlichsten Zwecke und Ziele verfolgte, sich ausschließlich von seiner Antipathie gegen Preußen leiten ließ. So hat dem nunmehr Hingeschiedenen die letzten Lebensjahre sicherlich am meisten verbittert, mit ansehen zu müssen, wie das deutsch-österreichische Friedensbündniß sich immer inniger gestaltete, so daß es nunmehr über alle Anfechtungen erhaben zu sein scheint und den politischen Stürmen der Zukunft Trotz zu bieten verheißt.

Hätte man allerdings einigen, durch fanatischen Haß gegen Rußland geleiteten ungarischen Blättern Glauben schenken dürfen, so wäre in der bulgarischen Angelegenheit die Probe des deutsch-österreichischen Bündnisses schlecht bestanden worden. Dem Fürsten Bismarck wurde der Vorwurf gemacht, daß er die Interessen der österreichisch-ungarischen Monarchie viel zu wenig, diejenigen Rußlands aber allzusehr berücksichtigt habe. Man braucht jedoch nur die Kundgebungen der panslawistischen Organe in Moskau und anderwärts ins Auge zu fassen, um durch die heftigen Angriffe auf die angeblich nichts gewährende Politik des deutschen Reichskanzlers überzeugt zu werden, wie wenig derselbe geneigt ist, sich lediglich zu Zwecken, welche den deutschen Interessen fernstehen, ins Schlepptau nehmen zu lassen. Daß das deutsch-österreichische Bündniß vor Allem auf die Erhaltung des europäischen Friedens abzielt, daß Deutschland ferner seinen gesammten Einfluß weder im Sinne der ungarischen noch im Sinne der panslawistischen Heißsporne in die Wagschale werfen darf, leuchtet ohne Weiteres ein. Welche Bedeutung das österreichisch-deutsche Bündniß, sowie die guten Beziehungen zu Rußland thatsächlich hatten und hoffentlich auch in Zukunft behalten werden, wird am besten dadurch erwiesen, daß, wie ein Theil der russischen und ungarischen Presse, auch englische und französische Blätter eine Sprache führten, als ob ein Weltbrand unmittelbar bevorstände, während doch bisher die Orientkrisis zum mindesten localisirt erscheint.

Freilich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der russische General Kaulbars durch sein schroffes Verhalten gegenüber der Regentschaft Bulgariens die Situation wesentlich verschlimmert hat. War in verschiedenen russischen Noten Beschwerde über das Verhalten der bulgarischen Regierung während der Reise des Generals Kaulbars, sowie während der Wahlen für die Nationalversammlung erhoben worden, so hat sich die Regentschaft in ihren Erwiderungen allem Anscheine nach sehr geschickt aus der Affaire

gezogen. In der ersten Antwortnote wird betont, daß den Präfecten der Befehl ertheilt worden sei, sich zur Verfügung des Generals zu stellen und ihm seine Aufgabe zu erleichtern, wie denn auch das Ministerium benachrichtigt worden sei, daß keinerlei Hinderniß für den Verkehr zwischen der Bevölkerung und dem General bestanden habe. Wenn sich unter anderen Deputationen solche vorstellten, welche Wünsche zu Gunsten der gegenwärtigen Regierung unterbreiteten, so waren nach der Ansicht der Regentschaft die Behörden eben verpflichtet, vollständige Neutralität zu beobachten und nur im Falle von Störungen der öffentlichen Ordnung einzuschreiten. Obgleich derartige Störungen, wie am Schlusse der Antwortnote hervorgehoben wird, keineswegs erfolgten, ist doch eine amtliche Untersuchung über die in der russischen Beschwerde angeführten einzelnen Fälle zu dem Zwecke angeordnet worden, die Schuldigen, falls sich solche herausstellen sollten, zur Verantwortung zu ziehen. Was die Vorgänge bei den Wahlen für die Nationalversammlung betrifft, so hält die Regierung in der zweiten Antwortnote ihre früheren Angaben aufrecht, nach denen der Verlauf dieser Wahlen durchaus correct war. Nicht ohne Ironie wird dann darauf hingewiesen, daß der Vertreter Rußlands in seinem Gerechtigkeitssinn in seiner neuen Note nicht mehr von Grausamkeiten, sondern nur von Acten der Gewaltthätigkeit spräche. Die Regentschaft ersucht zugleich, da ihr selbst keine Klagen über die in der russischen Note erwähnten, von den Behörden angeblich verübten Gewaltthätigkeiten zugegangen sind, die Fälle von Plackereien und Gewaltthätigkeiten im Einzelnen anzugeben, damit sie eine Untersuchung anordnen und die Schuldigen bestrafen könne. In der Ueberzeugung, daß es sich zumeist nur um tendenziöse Erfindungen handle, weist also die bulgarische Regierung dem Vertreter Rußlands die Beweislast zu, und man darf abwarten, ob der Wahrheitsbeweis gelingen oder auch nur ernsthaft versucht werden wird; dies darf aber um so mehr bezweifelt werden, als die Regentschaft bei ihrer Auffassung sich auf zuverlässige Aussagen von Augenzeugen stützen zu können erklärt.

General Kaulbars zieht allem Anscheine nach vor, anstatt seine Anschuldigungen gegen die bulgarische Regentschaft irgendwie zu begründen, die Situation zu verwickeln, indem er ein ganzes Füllhorn von Noten und Beschwerden ausschüttet, so daß eine volle Befriedigung des russischen Vertreters ausgeschlossen ist. So bezog sich ein weiterer Notenwechsel auf angebliche Eingriffe in die Rechte russischer Unterthanen in Varna und an einigen anderen Orten Bulgariens. Mit diesen Eingriffen wird auch die Absendung russischer Schiffe motivirt, die jedoch an erster Stelle sicherlich den Zweck haben, die bulgarische Regierung, sowie die Bevölkerung einzuschüchtern. An Drohungen läßt es Rußland gegenüber den für ihre Unabhängigkeit streitenden Bulgaren überhaupt nicht fehlen, wie denn General Kaulbars unter Anderem erklärte, daß im Hinblick auf die Fortdauer der Rechtsverletzungen gegenüber russischen Unterthanen von der Regentschaft unverzüglich die entschiedensten Maßregeln verlangt werden müßten. Da es sich bei den angeblichen Rechtsverletzungen lediglich um Phantasien handelt, deren Zweck klar vor Augen liegt, konnte die bulgarische Regierung wiederum nur erwidern, daß der Minister des Innern sämmtliche localen Behörden bei schwerer Strafe angewiesen habe, die wirksamsten Maßregeln zu treffen, um Eingriffen in die Rechte russischer Unterthanen, sowie solcher Personen, welche unter russischem Schutze stehen, vorzubeugen. Die mala fides des Generals Kaulbars bei seinen unbestimmten, in keiner Weise durch Thatsachen begründeten Forderungen erhellt vor Allem daraus, daß er auf das Ersuchen des bulgarischen Ministers des Aeußeren, ihm Namen und Wohnort der angeblich beleidigten russischen Unterthanen und Schutzbefohlenen zu nennen, dies als völlig überflüssig bezeichnete, da die Rechtsverletzungen der bulgarischen Regierung unmöglich unbekannt sein könnten, zumal ihre eigenen Agenten die hauptsächlichsten Urheber und Theilnehmer wären. Jeder unbefangene Beurtheiler der jüngsten Vorgänge in Bulgarien wird sicherlich zugestehen, daß die bulgarische Regentschaft, weit entfernt, das brüske Verhalten Rußlands herausgefordert zu haben, vielmehr streng innerhalb der Schranken der Gesetzlichkeit und der Verfassung geblieben ist. Ja, die Regierung machte sogar weitgehende Zugeständnisse, indem sie die Freilassung hochverrätherischer Officiere gewährte. Wie im diplomatischen Verkehr mit Rußland, hat sich die Regentschaft auch bei und

nach der Eröffnung der bulgarischen Nationalversammlung in Tirnowa völlig correct erwiesen. Mit Recht durfte in der Botschaft, die aus Anlaß dieser Eröffnung verlesen wurde, hervorgehoben werden, daß nach der Abdankung des Fürsten Alexander die Regierung ihre Kraft daran gesetzt habe, den Frieden, die Ruhe und die Sicherheit des Landes aufrecht zu erhalten, sowie das Leben, das Wohl und die Ehre der bulgarischen Bürger zu schützen. Mit Fug durfte auch als der wichtigste Act, welcher der Regentschaft oblag, die Berufung der Sobranje zur Wahl eines Fürsten für den erledigten Thron bezeichnet werden. Nur ganz leise klang in den Schlußworten der Botschaft: „Es lebe das unabhängige, freie Bulgarien!" durch, wie wenig geneigt die leitenden Staatsmänner sind, dem Zaren Alles zu opfern.

Bei der am 10. November vollzogenen Wahl des Fürsten hat die in Tirnowa versammelte Sobranje sich mit Einstimmigkeit für den Prinzen Waldemar von Dänemark erklärt, der jedoch auf die an ihn gerichtete Depesche der bulgarischen Regentschaft erklärte, er wäre nicht in der Lage, eine Entscheidung zu treffen. Wenn Prinz Waldemar hinzufügte, diese Entscheidung hinge von seinem Vater ab, er persönlich glaube indessen, daß er durch andere Pflichten zurückgehalten sein würde, so ist jedenfalls an erster Stelle das Verhalten Rußlands maßgebend, welches Gewicht darauf legt, keinen Fürsten berufen zu sehen, der sich dem Einflusse der Petersburger Regierung zu entziehen vermöchte. Der König von Dänemark hat dann die Wahl seines Sohnes endgültig abgelehnt. Andrerseits darf auch nach den einer militärischen Action unter gewissen Voraussetzungen zustimmenden Reden der Präsidenten der ungarischen sowie der österreichischen Delegation angenommen werden, daß der europäische Frieden erhalten bleiben wird, zumal auch Kaiser Franz Josef in seiner Thronrede sich in ähnlichem Sinne geäußert hat. Bedeutsam erscheint zugleich die von Lord Salisbury bei dem Lordmayors-Bankett gehaltene Rede, in welcher derselbe betonte, daß Oesterreich-Ungarn an der bulgarischen Angelegenheit stark betheiligt wäre, und daß die Rathschläge der Regierung dieses Landes einen großen Einfluß auf die englische Regierung ausübten. Auch Lord Salisbury unterließ nicht, seiner Ansicht Ausdruck zu leihen, daß der Friede nicht gestört werden würde. Wie in der österreichischen Thronrede auf die Autonomie Bulgariens hingewiesen wurde, bezeichnete der Leiter des englischen Cabinets die Bulgaren als ein unabhängiges Volk. Auch im Uebrigen läßt sich eine gewisse Uebereinstimmung in der Auffassung der bulgarischen Angelegenheit von Seiten Englands und Oesterreich-Ungarns constatiren. Sollte diese Uebereinstimmung noch festere Gestalt gewinnen, so wäre dies sicherlich nicht an letzter Stelle auf das allzu dictatorische Verhalten des russischen Generals Kaulbars in Bulgarien zurückzuführen. Thatsächlich hat auch der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Graf Kalnoky, in seinen dem Ausschusse der ungarischen Delegation am 13. November mitgetheilten Erklärungen den Wunsch betont, daß die Staatengebilde am Balkan sich auf den ihnen gegebenen Grundlagen immer mehr zu selbständigen, aufblühenden und wohlhabenden Individualitäten herausbilden. Bei der Schilderung der Beziehungen zu den einzelnen Mächten hob Graf Kalnoky die Loyalität hervor, mit welcher Fürst Bismarck seine vermittelnde Thätigkeit für die Erhaltung des Weltfriedens entfalte. Als die Grundlage des deutsch-österreichischen Bündnisses wurde bezeichnet, daß für jedes der beiden Reiche der Fortbestand des anderen als einer starken und unabhängigen Großmacht ein wichtiges eigenes Interesse bilde. Nicht minder bemerkenswerth war der Hinweis auf das freundschaftliche Verhalten Englands und Italiens, so daß um so mehr auf ein Einlenken Rußlands im friedlichen Sinne gerechnet werden darf, als die Besetzung Bulgariens durch russische Truppen allem Anscheine nach ausgeschlossen ist.

Weihnachtliche Rundschau.

Adolph Menzel's Illustrationen zu den Werken Friedrich's des Großen. Jubiläums-Ausgabe. Zwei Bände. Berlin, 1886. R. Wagner.

Ein monumentales Werk, zugleich im künstlerischen und nationalen Sinne von der höchsten Bedeutung. Man weiß, daß, als Friedrich Wilhelm IV. zu Beginn seiner Regierung den Plan faßte, seinem großen Ahnherrn, fast gleichzeitig mit der Errichtung des Friedrichs-Denkmals unter den Linden, ein andres, literarisches Denkmal durch eine sumptuöse Ausgabe seiner Werke zu errichten, der damals (1843) noch nicht dreißigjährige Menzel berufen ward, den Text mit zweihundert Vignetten zu schmücken. Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften, gedruckt in der Decker'schen Geh. Oberhofbuchdruckerei, dreißig Bände, nebst Registerband in Quartfolio stark, sind „Les Oeuvres de Frédéric le Grand" in dieser kostbaren Ausgabe niemals in den Buchhandel gelangt, sondern nur vom Könige selbst an fürstliche Persönlichkeiten und Staatsbibliotheken, und als Zeichen besondrer Gunst oder Anerkennung an hochverdiente Staatsbeamte, Gelehrte und hervorragende Privaten vergeben worden. Die Werke des Philosophen von Sanssouci sind längst, vorher und nachher, wenn auch in anspruchsloserer Form, den weiteren Kreisen, die sie zu lesen begehrten, zugänglich gemacht worden; aber Menzel's Illustrationen blieben so lange ein mit sieben Siegeln verschlossener Schatz, bis des Kaisers Majestät gestattete, daß von dem im Kgl. Kupferstichkabinet aufbewahrten Holzstöcken eine bestimmte Anzahl von Abdrücken zum Zwecke der Veröffentlichung hergestellt werden dürfe. Jedoch auch diese Ausgabe, auf dreihundert Exemplare beschränkt und demgemäß auch nur zu hohem Preise käuflich, genügte nicht den Wünschen einer immer zunehmenden Schaar von Verehrern Menzel's nach dem Besitz dieses Werkes, in welchem dessen Genius bereits sich in seinen feinsten, eigenartigsten Zügen offenbart. Und abermals verdanken wir es der Gnade Sr. Majestät, daß nun endlich, im Jubiläumsjahr des großen Königs selber, eine Ausgabe erscheinen konnte, um das Fünffache wohlfeiler als jene, und doch ein Werk von außergewöhnlicher Pracht, Schönheit und Vollendung — ein Werk, welches nunmehr im Bereiche jedes Kunstfreundes, jedes Bücherliebhabers liegt und welches in seiner Bibliothek zu haben, eine Art von Befriedigung gewähren muß. Ueber das Werk Menzel's an dieser Stelle zu sprechen, wäre nicht schicklich, weil dafür die Grenzen zu enge gezogen sind; wer vermöchte auch, durch die bloße Andeutung, den Geist des großen Künstlers zu bezeichnen, der dem Geiste des großen Königs gerade hier so verwandt erscheint, sowohl in der erschütternden Tragik, als in der leichteren, ironischen Auffassung der menschlichen Dinge — wer vermöchte jener höchsten Kunst, mit welcher der Zeichner für jeden verborgenen Gedanken des königlichen Autors gleichsam das significante Symbol findet, mit einem Worte gerecht zu werden? Verzichten wir darauf, um vielleicht einmal in einem weiteren Rahmen den Versuch zu machen. Hier beschränken wir uns auf die Mittheilung äußerlicher Thatsachen, wie sie in dem Vorwort und dem begleitenden Text von L. Pietsch mustergültig dargelegt sind. Wir erfahren daraus, daß die vorliegenden Abzüge von den vor dem Druck der ersten Ausgabe angefertigten Clichés genommen worden sind und wir lesen warme Worte der Anerkennung für die Holzschneider Unzelmann, beide Vogel und Müller, welche sich ihrerzeit (sie sind inzwischen sämmtlich verstorben) in die große Arbeit getheilt und sie so wohl vollbracht haben, daß Menzel selbst ihnen das Zeugniß giebt, sie hätten „im Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung das Höchste geleistet". Ein vorzügliches Register, eine seltene Zugabe bei Werken solcher Art, ermöglicht uns nicht nur die sichere Orientirung in der Fülle dieser Illustrationen, sondern wird auch ein willkommenes Hilfsmittel namentlich für den Historiker sein, der die zahlreich vorhandenen, meisterhaften Porträts der Zeitgenossen Friedrich's d. Gr. und die für sein Jahrhundert nicht minder wichtigen Beispiele historischer und militärischer Allegorie (wenn wir uns so ausdrücken dürfen) studieren will.

Berliner Humor vor 50 Jahren. Nach Zeichnungen von R. Dörbeck. Berlin, Mitscher & Röstell.

Wir erleben gegenwärtig hier in Berlin eine Art von Renaissance, welche übrigens einen durchaus localen Charakter hat und sich nicht weit zurückerstreckt, aber doch den erfreulichen Beweis dafür liefert, daß unsre Vergangenheit wieder anfängt, uns zu interessiren. Auf unsrem Tische drängen sich die Bücher, welche das alte Berlin und die alten Berliner zu ihrem Gegenstande machen; und während wir noch von einem sprechen werden, welches uns „Berlin vor hundert Jahren" schildert, ist hier ein andres, welches uns einen Begriff von dem „Berliner Humor vor fünfzig Jahren" geben will. Diesmal ist es ein Zeichner, R. Dörbeck, der uns, in einer Reihe leicht umrißner und modest colorirter Blätter, Scenen aus seiner unmittelbaren Beobachtung vorführt, in einer Sammlung: „Berliner Witze", die zu ihrer Zeit (Dörbeck starb 1835) sehr populär waren und an denen das Wort Franz Kugler's sich auch bewahrheitet hat: „Die Dörbeck'schen Blätter sind ein meisterhaft geschriebenes Capitel in der Stadtgeschichte Berlins, sie werden unsren Nachkommen in diesem Bezug von unschätzbarem Werthe sein." Wir, die Nachkommen, unterschreiben dieses Wort des Kunsthistorikers einer vorangegangenen Periode und heißen die vorliegende Reproduction herzlich willkommen. Harmlos und bescheiden, wie diese Bilder nach jetzigen Begriffen sind, haben

wir dennoch unsre Freude daran und können uns recht wohl in sie hineinleben; der Berliner Dialekt ihrer Unterschriften ist noch ganz der unsre. Der Unterschied ist nur, daß man damals „Berliner Witze“ nannte, was viel mehr und viel besser war, nämlich „Berliner Humor“; während man jetzt Humor nennt, was in der That nur Witze sind, und zuweilen recht schlechte. Das politische neben manchem andern Element hat uns den Humor verdorben; aber er ist darum nicht gänzlich ausgestorben. Nur muß man ihn nicht mehr auf unsren Theatern und in unsren Blättern suchen, sondern im Berliner Volksleben selbst, aus welchem auch Dörbeck ihn geschöpft hat; und so betrachtet, erscheinen seine Darstellungen — abgesehen vom Costüm, denn sogar die Schneiderjungen und Kindermädchen tragen sich jetzt „moderner“ — als Etwas, was sich alle Tage noch ereignen könnte. Sogar die Markthallen haben daran Nichts geändert; und wir vermögen uns recht gut eine Schlächtersfrau zu denken, die heute, wie vor fünfzig Jahren, einer unzufriedenen Köchin zuruft: „Wenn ick oder mein Mann die Kälber allene besorgten, denn machten wir se ans lauter Niere, so aberst sind se nich anders.“

Vom Rhein. Fünfzehn Originalradierungen von Bernhard Mannfeld. Bonn, Emil Strauß.

Bernhard Mannfeld bewährt sich in diesen landschaftlichen und architektonischen Ansichten aus der Rheingegend von Andernach bis Köln als einer unserer tüchtigsten Radierer, der dieser Technik eine große Leistungsfähigkeit abzugewinnen weiß. Die Wiedergabe des Farbigen in der Radierung, die malerische Haltung, die Weichheit der Töne und seine Luft- und Lichtbehandlung zeichnen diese Blätter aus, und neben wahrheitsgetreuer Darstellung der Natur erfreut uns die schöne, charakter- und stimmungsvolle Auffassung. Diese Vorzüge zeigen freilich nicht alle, aber doch die Mehrzahl dieser Radierungen. Vielleicht das schönste Blatt ist die Ansicht von Köln (Nr. 15) in sommerlicher Abendstimmung. Sehr gelungen ist ferner der Durchblick auf die Drachenburg im Siebengebirge (Nr. 6) und der Blick auf Bonn (Nr. 11), letzteres Blatt durch das scharfe Abheben des Vordergrundes mit durchschneidenden Linien für den Kenner der Radiertechnik bemerkenswerth. Von besondrem Reiz in der Behandlung des Architektonischen ist der „Wachtthurm von Andernach“, (Nr. 1) und das „Innere des Bonner Münsters“ (Nr. 12); malerisch wirksam die Ansicht von Altenahr (Nr. 4); originell die „Chorruine Heisterbach im Schnee“. Den Verehrer des Rheines wie den Freund der edlen Radierkunst wird Mannfeld's Werk gleicherweise erfreuen.

Scheffels Ekkehard in Bildern von Benczur, Diez, Grützner, Herterich, Hofmann-Zeitz, Liezen-Mayer und Max. Mit begleitendem Text von Ludwig Fulda und Textillustrationen von Otto Seitz. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1886.

Es ist ein eigenartiges Prachtwerk, eine Art von Gedächtnißschrift zu Ehren des todten Dichters. Ludwig Fulda gibt zuerst einen Abriß von Scheffel's Leben und verknüpft damit feinsinnige ästhetische Betrachtungen in einer kurzen, aber vortrefflichen Abhandlung über den geschichtlichen Roman und dann insbesondere über „Ekkehard“. Mit diesem habe Scheffel die Gattung eigentlich erst für Deutschland begründet, nachdem Scott dieselbe überhaupt geschaffen. Ganz beistimmen können wir nicht, denn Fulda verkennt die Verdienste Willibald Alexis'. Ganz aber pflichten wir in dem bei, was er von den Nachahmern Scheffels sagt, die nur mit dem Rüstzeug der Gelehrsamkeit das von ihm bebaute Gebiet betraten. Auf die lesenswerthe Einleitung folgt nun eine Art von Inhaltsangabe des Romans, welche die wichtigsten Auftritte hervorhebt und nebenbei manche hübsche Bemerkung enthält. Der Bilderschmuck besteht aus zehn Vollbildern in tadellosen Lichtdrucken aus Bruckmann's Anstalt. Neben den Arbeiten von Liezen-Mayer und Diez zeichnet sich vor Allem das liebenswürdige Blatt „Hadumoth betend“ von Gabriel Max aus; es ist von einer für diesen Künstler seltenen Frische. Otto Seitz hat die zwanzig Vorlagen für die Holzschnitte geliefert. Sehr hübsch sind diejenigen, in welchen das Landschaftliche überwiegt und die Menschen nur zur Belebung dienen, vor Allem Seite 45 u. 49. Wo der Zeichner den Ekkehard in den Vordergrund stellt, macht sich Mangel an Tiefe bemerkbar. Der Holzschnitt selbst ist tadellos und die Ausstattung im Druck und Papier größten Ansprüchen genügend. Der reiche Einband dürfte dem heutigen Geschmack besonders zusagen. Im Ganzen: ein äußerlich und innerlich vornehmes Festgeschenk, welches Männern und Frauen gleiche Freude bereiten wird.

Trug-Gold. Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von Rudolf Baumbach. Mit Illustrationen von Phil. Grot Johann. 1887. Berlin, Albert Goldschmidt.

Dieser Roman ist, wenn wir uns recht besinnen, das Erstlingswerk des Dichters, welches vor etwa zehn Jahren zum ersten Mal erschien. Der Stoff in seinen Hauptzügen ist sehr einfach, aber der Verfasser hat es verstanden, denselben sowohl nach innen durch lebendige Kennzeichnung der Hauptgestalten zu vertiefen, als auch äußerlich durch die Benutzung sittengeschichtlicher Züge des Zeitalters zu bereichern. Mit feinem Sinn hat er dabei jedoch jede Nüchternheit vermieden und Alles, was die Zeit schildert, in lebendige Handlung verwandelt. So wie in der Dichtung ist auch in der heutigen Kunst das 17. Jahrh. noch nicht allzuoft benutzt worden. Das schon bietet dem Zeichner einen erheblichen Vortheil. Beiwerk wie Gewandung wirken auf den Beschauer mit stärkerem Reize ein. Es wäre wohl kaum ein zweiter Künstler zu finden gewesen, welcher die hier gegebene Aufgabe besser als Grot-Johann hätte lösen können. Wohl liegt in ihm ein Zug der Verwandtschaft mit Thumann, insoweit auch er Jugend und Anmuth mit Vorliebe wiedergibt, und seine Kraft am freiesten in mittelstarken Empfindungen entfaltet. Aber er besitzt auch Eigenschaften, welche der Eigenart Thumann's fremd sind: er hat einen

Zug von Humor und die Fähigkeit, das Eigenthümliche der verschiedenen Lebensstufen und -Stände schärfer zu kennzeichnen. Das Alles ist ihm bei den Bildern zu „Trug-Gold" sehr zu statten gekommen. Kinder und Erwachsene, Jünglinge und Mädchen, ehrenfeste Bürger und Magistri scolæ, Fürsten und Abenteurer: sie sind alle fein erfaßt, und der einmal angenommene Typus wird in allen Bildern festgehalten. Dem Geiste der Erzählung, welche überwiegend heiterer Art ist, entsprechen auch die meisten Zeichnungen, vorzüglich in dem liebenswürdigen Humor der Köpfe. Mit großer Liebe, aber ohne alle Aufdringlichkeit sind die Innenräume mit ihrer Ausstattung und die Gewänder behandelt. So ist durch die Arbeit zweier in manchem Zuge verwandter Naturen ein wahrhaft erfreuliches Ganzes zu Stande gekommen, dem es an Erfolg nicht fehlen wird. Die Ausstattung ist sehr schön; jedes Blatt zeigt eine hübsch erdachte Randeinfassung; die Lichtdrucke von Frisch — unmittelbar in den Text eingedruckt, nicht in die leer gelassenen Stellen eingeklebt, wie es bis jetzt zu geschehen pflegte — sind klar und rein, der Einband nach einem Vorbild aus dem 17. Jahrhundert sehr geschmackvoll.

Robert Schumann's Kinderscenen. Dreizehn Musikstücke für das Pianoforte mit Dichtungen von Alb. Träger und Bildern von Alexander Zick. Leipzig, Adolf Tietze.

Der prächtig ausgestattete Band enthält neben den bekannten reizenden Compositionen Schumann's einzelne Gedichte Träger's, deren jedes von einer Randzeichnung umgeben ist, und sechs Bilder in Blattgröße, Lichtdrucke nach Tuschzeichnungen. Die großen Blätter sind anmuthig erdacht und sorgsam ausgeführt; dennoch möchten wir den Randzeichnungen und Umfassungen den Vorzug einräumen, weil sich in ihnen mehr Freiheit und Eigenart kundgibt. Die Gedichte zeichnen sich durch jenen Fluß aus, welcher der ganzen Lyrik des bekannten Dichters eigen ist. Wir möchten das Werk vor Allem als schönes Weihnachtsgeschenk für Frauen empfehlen; wenn es auch den Titel „Kinderscenen" führt und solche in Ton, Wort und Bild behandelt, ist es doch einerseits zu kostbar für Kinder, andrerseits wissen ja diese das, was sie selbst besitzen, die Kindheit, nicht zu würdigen.

Die schönste Rose der Welt. Ein Märchen von Andersen. Illustrirt von Julie von Kahle. Pantographie-Ausgabe. Berlin, Raimund Mitscher.

Frl. v. Kahle hat sich in weiteren Kreisen durch ihre Zeichnungen zu Goethe's „Italienischer Reise" bekannt gemacht. Sie entfaltete darin im Zierwerk eine eigenartige Anlage. Das zeigt sich auch in diesem neuen Werke, dessen neun Blätter in Farbendruck bei Giesecke & Devrient in Leipzig vortrefflich ausgeführt, der Malerin Gabe für sinnige Ornamentik und ihren Geschmack für Anordnung bekunden. Die sonstige Ausstattung ist sehr schön. Wegen des leitenden Gedankens eignet sich das Buch auch zum Geschenk für Confirmanden.

Berliner Bunte Mappe. Originalbeiträge Berliner Künstler und Schriftsteller. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1886.

Zu der Münchener „Bunten Mappe", welche an dieser Stelle in den Decemberheften von 1884 und 1885 empfohlen worden ist, tritt jetzt eine Berliner, in derselben Weise angeordnet, wie jene, wenn sie auch nicht einen so allgemeinen Ueberblick gibt, wie jene der bayrischen Hauptstadt. Die Auswahl der Beiträge scheint etwas dem Zufall überlassen worden zu sein, denn es fehlen manche Namen, welche für Berlin kennzeichnend sind, wenigstens unter den Schriftstellern. Der Titel rechtfertigt die Buntheit der Stoffe, sowohl bei den künstlerischen, wie bei den schriftstellerischen Arbeiten. Eine Besprechung der einzelnen Beiträge ist an dieser Stelle nicht möglich, wir heben nur einige der Mitarbeiter hervor, von Schriftstellern Fontane, Gneist, Heiberg, Hopfen, Rodenberg, Schweichel und Spielhagen, von den Künstlern: Amberg, Bleibtreu, Gentz, Harrach, A. v. Heyden, Knaus, Menzel, Meyerheim, Thumann und v. Werner. Die Ausführung der Blätter, wie die ganze Ausstattung sind tadellos. Wir wünschen dem Unternehmen besten Erfolg und empfehlen es, nicht nur den Berlinern, wenn es auch natürlich diese vor allen anderen fesseln und erfreuen wird.

Einen ungewöhnlichen, aber verdienten Erfolg hat das Blatt errungen, dessen erstes Heft wir im vorigen Decemberheft angezeigt haben.

Die Kunst für Alle. Unter besonderer Mitwirkung von Fr. Pecht. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1886.

Der erste Jahrgang läßt das Erstrebte, wie das Erreichte klar erkennen. Als erstes Ziel zeigt sich, einen Ueberblick über Alles zu geben, was in Deutschland auf dem Gebiete sich ereignet, kleine und größere Ausstellungen, die Arbeit in den Künstlerwerkstätten, die Vorkommnisse auf den Kunsthochschulen, Bereicherungen der Sammlungen, das Verhältniß Einzelner zur Kunst, Lebensbeschreibungen gestorbener Künstler — all' das findet Berücksichtigung, und oft in sehr eingehender und gewissenhafter Weise, dabei aber wird das Ausland nicht vernachlässigt. So bietet die Zeitschrift eine Menge des Anregenden. Selbstverständlich erscheint die auf den Bilderschmuck verwendete Sorgfalt. Jedes Heft, deren monatlich zwei erscheinen, enthält neben Zeichnungen im Text vier Bilderbeilagen in tadelloser Ausführung. Die Ausstellungshefte (18—27) bilden, wie der ganze Jahrgang, ein sehr empfehlenswerthes Festgeschenk.

Geschichte des Costums von A. Racinet. Fünfhundert Tafeln in Gold-, Silber- und Farbendruck mit erläuterndem Text. Deutsche Ausgabe bearbeitet von Adolf Rosenberg. Berlin, Ernst Wasmuth.

Das unvergleichliche Werk ist bis zur 22. Lieferung vorgeschritten. Ist auch das Werk von Hefner-Alteneck für die Zeit, welche es behandelt, von noch höherer Bedeutung und die bei Bach in Leipzig erschienene Costümkunde für Künstler und Schauspieler verwendbarer, so besitzen wir doch noch keines, welches in solchem Umfange

und in so vollendeter Weise den ganzen Stoff behandelte. Kleider, Waffen, Bauwerke, Innenräume, Geräthe jeder Art, Schmuckstücke u. s. w. aller Zeitalter und Völker sind trotz des zumeist kleinen Umfanges so fein und scharf wiedergegeben, der Druck ist so klar, die Farbe so bestimmt, daß man nicht nur ästhetischen Genuß, sondern auch Belehrung von jeder Tafel hat. Sehr werthvoll sind auch die vielen Nachbildungen von Gemälden, Stichen und Kunstwerken, welche in irgend einer Art Trachten und Sitten kennzeichnen. Mit 30 Heften wird das Werk vollständig sein.

Hogarth's Werke. Eine Sammlung von Stahlstichen nach seinen Originalen. Mit Text von G. Chr. Lichtenberg. Revidirt und vervollständigt von Dr. Paul Schumann. Dritte Auflage. Reudnitz bei Leipzig, A. H. Payne.

Von dem Werke, welches in 32 Lieferungen vollständig sein wird, liegen 20 Hefte vor. Den Lesern der „D. R." die Bedeutung Hogarth's klar zu machen, wäre überflüssig. Man wird heute wohl kaum des künstlerischen Genusses wegen zu Hogarth greifen, obwohl die Kraft seiner Kennzeichnung der menschlichen Eigenart oft bewunderungswerth ist. Das gilt besonders von manchen seiner Bildnisse. Aber für das Studium der Sitten- und Zeitgeschichte von etwa 1720—60 bilden Hogarth's Werke eine für gewisse Erscheinungen des englischen Lebens unentbehrliche Quelle, welche sich nicht selten durch die etwas früheren „Wochenschriften" ergänzen läßt. Die Erläuterungen Lichtenberg's, dieses scharfen Beobachters, sind so geistreich, wie das Meiste, was er geschrieben hat. Sein Humor verleidet dem Leser gar Manches, was sich heute als Humor hervordrängt. Die Stahlstiche sind gut, wenn sie auch die Mängel dieser Vervielfältigungsart aufweisen.

Vater unser in Bildern von Paul Thumann. Mit einer Dichtung von Martin Luther. Leipzig, Adolf Titze.

Nach der Meinung des Berichterstatters dürften sich manche Leser über den Stoff, welchen der Künstler gewählt hat, wundern. Thumann ist ein Künstler, welcher auf seinem Gebiete Treffliches leistet. Zarte Schönheit, milde Empfindungen, ruhige Anmuth: diese bieten ihm das Feld, wo er reiche Garben erndtet. Wie er aber schon in Darstellung männlicher Kraft und stärkerer Leidenschaft zwar nicht den Künstler verleugnet, aber einen weiblichen, unkräftigen Zug verräth, so auch hier. Niemand wird ihn der Stoffwahl wegen tadeln. Es ist gewiß ein nicht unerhebliches Zeichen, daß ein Künstler, welchen man als Liebling der Gesellschaft bezeichnen kann, sich dem religiösen Gedankenkreis zugewendet hat. Aber wenn einer, so erfordert dieser Tiefe des Gemüths. Es ist eben nicht nur bloßer „Stoff", wie irgend ein beliebiger anderer, die Gedanken müssen innerlich durchlebt, die Gestalten innerlich geschaut sein, wenn sie wahres Leben in sich tragen sollen. Der Künstler und der Gläubige müssen in einander verschmelzen. Diese Einheit mag bei Thumann vorhanden sein, aber seine Empfindung ist zu weich, spielt zu sehr an der Oberfläche. Darum sind seine Gestalten zu sehr salongemäß. Ob er uns Christus als schwebende Gestalt anbetend zeige, ob im Kreise der Kinder, ob am Oelberge oder in der Versuchung — die Gestalt bleibt immer dieselbe: vornehm, fein, ein Erlöser für die „elegante" Welt. Daß übrigens auch hier sich sowohl auf den sieben Vollbildern, wie in den neun kleineren der gebildete Künstler überall bekundet, bedarf nicht der Erwähnung. Die Ausstattung ist, wie es sich bei Adolf Titze's Verlagswerken von selbst versteht, über jedes Lob erhaben.

Geschichte des Römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Aus dem Französischen übersetzt von Prof. Dr. Gustav Hertzberg. Mit etwa 2000 Illustr. und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Leipzig. Schmidt & Günther. 1886.

Von der Fortsetzung dieses Werkes liegen uns die Hefte 24—42 vor; sie behandeln den Stoff von dem Untergange Nero's bis zu Marc Aurel. Wir haben schon im vorigen Jahrgange die Vorzüge des Werkes hervorgehoben: sie beruhen vornehmlich darin, daß Duruy ein großes Gewicht darauf legt, die Entwicklung der rechtlichen Verhältnisse und Befugnisse, deren allmälige Zusammenfassung in die Hände der Cäsaren darzustellen und daß er die Lage der Provinzen stets im Auge behält. Hier und da folgt Duruy vielleicht zu willig dem Sueton, im Allgemeinen ist sein Urtheil ruhig und sachlich, was vornehmlich bei Domitian sich zeigt. Die Uebersetzung ist, wofür der Name des angesehenen Uebersetzers bürgt, vortrefflich, die von ihm beigefügten Fußbemerkungen verdienen Dank. Ungeheuer groß ist der Reichthum an fast immer guten Bildern; wir hätten gewünscht, er wäre zuweilen geringer; manches Ueberflüssige, selbst einzelne Irrthümer hätten leicht ausgeschieden werden können. Tadellos sind die schönen farbigen Tafeln. Die lebhafte Darstellung macht das Werk auch zum Vorlesen sehr geeignet.

Von dem großen Lieferungswerk, dessen wir bereits im vorigen Jahr ausführlicher gedachten, nämlich:

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustr., Leipzig, Schmidt & Günther, sind weiter erschienen die Hefte 25—46; und aus demselben Verlag und von demselben Verf. liegt in zwei Bänden nunmehr abgeschlossen vor:

Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten.

Ein neues Prachtwerk ist inzwischen von der gleichen Verlagshandlung begonnen worden:

Florenz in Wort und Bild. Geschichte — Kulturgeschichte — Kunstgeschichte. Von Rudolf Kleinpaul. Mit ca. 200 Illustrationen.

Der Verfasser hat sich durch zwei ähnliche Werke, „Rom" und „Neapel" bekannt gemacht. Sein langjähriger Aufenthalt in Italien und seine kunstwissenschaftliche Bildung geben ihm das Recht, zum Führer zu dienen, und die Ge-

wandtheit seiner Darstellung erleichtert ihm die Lösung der Aufgabe. Daß Florenz im demselben Maße wie Rom, mehr noch als Neapel, eine eingehende Schilderung verdient, ist nicht zu bestreiten. Kleinpaul hat den Stoff so angeordnet, daß ein Abriß der Geschichte der Stadt von ältester Zeit bis auf die Gegenwart die Einleitung bildet. In gedrängter, aber doch an kleinen Zügen reicher Darstellung führt er die historischen Ereignisse an dem Leser vorüber. Das zweite Buch „Wanderungen durch die Stadt und um die Stadt" (S. 42) gestaltet sich von selbst zu einem kunstgeschichtlichen Führer. Das dritte Buch beginnt mit den Sammlungen, das vierte soll die berühmten Florentiner behandeln, das fünfte das Volksleben der Vergangenheit und Gegenwart. In höchstens 24 Heften wird das Ganze vollständig sein. Die Auswahl der Bilder ist eine besonnene und gute, die Ausführung derselben genügt durchaus billigen Ansprüchen und ist zuweilen sogar sehr sorgsam. Das Werk steht in seinem Werth hinter „Rom" und „Neapel" nicht zurück.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Ludwig Eisenlohr und Carl Weigle. Stuttgart, J. Engelhorn.

Der neue, 24. Jahrgang, steht, wenn möglich, noch über seinen Vorgängern durch die Vielseitigkeit der Vorlagen. Nicht nur der Reichthum an Nachbildungen alter Sachen ist groß, vor allem zu rühmen ist der besonnene Geschmack in der Auswahl neuerfundener Vorlagen für Möbel, Schmuck, Fließe, Gefäße, Stickereien u. s. w. Die Ausführung ist des alten, in weiten Kreisen wohl accreditirten Unternehmens würdig.

La Française du Siècle, Modes, Mœurs, Usages, par Octave Uzanne. Paris, A. Quantin. 1886.

Dieser köstliche Band reiht sich den früheren Publicationen des Verf.: „L'éventail", „L'ombrelle" und „Son Altesse la Femme" an und wird, wie seine Vorgänger, Jeden entzücken, der sich auf die Feinheiten derartiger Bücher versteht. Die Französin und die französische Gesellschaft unseres Jahrhunderts, in dem wechselnden Anblick, den sie unter dem Scepter der Mode und des Zeitgeschmacks darbietet, wird uns in einer Reihe glänzender Bilder vorgeführt. Die Kostüme der Damen, die Sitten und Gebräuche, die Vergnügungen und Liebhabereien der vornehmen Welt vom Jahre 1774 an bis auf unsere Tage werden anschaulich geschildert. Ein interessantes Stück Culturgeschichte wird uns in leichter, angenehmer Weise erzählt. Die vielen, fast zu zahlreichen Citate aus zeitgenössischen Autoren zeigen, daß der Verfasser gründliche Studien gemacht hat. Der Stil ist schön und elegant, mitunter vielleicht etwas gesucht, die Darstellung voll „esprit", mit originellen Einfällen und „aperçus" gewürzt. Volles Lob verdienen die reizenden Illustrationen, neun kleine in den Text gedruckt und neun Vollbilder, welche nach den von Albert Lynch gemalten Aquarellen von Eugène Gaujean vorzüglich in Kupfer radirt und in trefflichem Farbendruck ausgeführt sind. Durch diese farbigen Radirungen werden die Aquarelloriginale sehr treu wiedergegeben. Das Ganze macht einen überaus reichen, geschmackvollen und originellen Eindruck.

Oliver Goldsmith, Le Vicaire de Wakefield. Traduction nouvelle et complète par B. H. Gausseron. Paris. A. Quantin.

Was dieser französischen Uebersetzung des „Vicar of Wakefield" auch außerhalb Frankreichs Interesse verleiht, sind die trefflichen Illustrationen, mit denen V. A. Poirson das Buch geschmückt hat. Die in den Text gedruckten Holzschnitte geben die Original-Federzeichnungen sehr schön wieder; ungewöhnlich und von besonderem Reiz ist ihre Ausführung in Farbendruck. Mit einfachen Mitteln wird eine sehr hübsche Wirkung erzielt. Die Figuren sind meist ebenso fein und anmuthig, wie lebensvoll und charakteristisch gezeichnet; das Colorit ist wesentlich decorativ gehalten, als solches aber sehr anziehend und wirkungsvoll. Der idyllisch-gemüthliche und humoristisch-satyrische Ton des Romans ist sehr gut getroffen. Nicht alle Bilder sind von gleichem Werth, aber die Mehrzahl hervorragende Leistungen illustrativer Kunst. Auch das decorative Beiwerk, z. B. die Blumen, Blätter und Zweige hinter oder neben den Bildern sind originell und geschmackvoll.

Weihnachtsbücher für die Jugend.

Mit den für „unsere Kleinsten" bestimmten Werken beginnen wir auch diesmal. Zwei allerliebste Bilderbücher hat der Verlag von M. Heinsius in Bremen herausgegeben; das eine: „Glückliche Kinderzeit", bereits zum vergangenen Weihnachtsfeste warm von uns empfohlen und seitdem in zweiter Auflage erschienen; das andere: „Fröhliche Jugend". Die hübschen Lieder und Reime rühren von dem sinnigen Kinderfreunde C. Chr. Dieffenbach, die farbigen, künstlerisch ausgeführten Illustrationen von Friedr. Flinzer und V. Paul Mohn her; beide Bücher werden sicherlich unter vielen Christbäumen ihren Platz finden, und sie verdienen ihn. — Den kleinen Freunden von Räthseln hat Ernst Lausch eine reichhaltige Sammlung unter dem Titel: „Der kleine Nußknacker" (Bremen, M. Heinsius) beschert, die noch eine besondere Anziehung durch ihre gediegene Ausstattung und niedlichen, rebusartigen Zeichnungen von C. Gehrts gewinnt. — Eine Anthologie passender Gedichte „Für kleine Leute" (Leipzig, E. Twietmeyer) hat Maximilian Bern herausgegeben und sich dieser durchaus nicht leichten Aufgabe mit gutem Geschick entledigt. Neben den allbekannten, immer wieder gern gehörten Kinderliedern finden wir auch eine Anzahl neuerer Lyriker durch hübsche Gaben vertreten. — Ein alter, wohlbekannter Freund der Kinderwelt ist der „Deutsche Kinder-Kalender auf das Jahr 1887" (Berlin, A. B. Auerbach), der nun bereits seit fünf Jahren erscheint. Auch diesmal wieder erweist er sich als ein echter und rechter Unterhalter, der den

Geschmack seiner jungen Leser kennt und in seinem stattlichen Bändchen eine Fülle von Abwechselung und Anregung bietet. Unter den Mitarbeitern finden wir die besten Namen, der illustrative Schmuck ist gleichfalls sehr gediegen und stets den jugendlichen Anschauungen angepaßt. — An die reifere Jugend wendet sich Oscar Höcker's culturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des heiligen Bonifacius: „Ein deutscher Apostel" (Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn); ein gutes Buch durch und durch, von dem geschichtlich-treuen Hintergrunde hebt sich fesselnd die Erzählung ab, in welche die großen Streitfragen jener Zeit geschickt verwebt sind. — Für heranwachsende Mädchen ist Brigitte Augusti's in gleichem Verlage erschienene Erzählung: „Das Pfarrhaus zu Tannenrode" bestimmt; das Buch bildet ein hübsches Gegenstück zu Höcker's „Apostel", nur daß hier die Wirren des dreißigjährigen Krieges als Basis der Fabel benutzt wurden. Eines der werthvollsten Festgeschenke, gleichfalls für junge Mädchen, erhalten wir auch diesmal von der vortrefflichen Johanna Spyri (Stuttgart, Karl Krabbe). „Sina" betitelt sich ihr neues Werk, eine anmuthige Erzählung voll tiefen Gemüths und echt sittlicher Weltanschauung, in künstlerischer Beziehung weit über das Niveau der „Backfisch-Literatur" hinwegreichend. Auch Erwachsene werden ihre Freude an dem schönen Buche haben, welches nebenbei von R. Pötzelberger meisterhaft illustrirt wurde. Endlich seien noch erwähnt Julius Lohmeyer's „Jugendwege und Irrfahrten" (Stuttgart, Gebrüder Kröner), sechs Geschichten von spannendem Inhalt und sehr gut erzählt, die eine specielle Hervorhebung verdienen und namentlich zum Vorlesen im Familienkreise geeignet sind. Die begleitenden Aquarellen von Eugen Klimsch würden jedem Prachtwerke zur Zierde gereichen.

Literarische Notizen.

ψ. **Georg Kerner, ein deutsches Lebensbild aus dem Zeitalter der französischen Revolution.** Von Adolf Wohlwill. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1886.

Am 18. September d. J. wurde der hundertjährige Geburtstag Justinus Kerner's gefeiert. Wer das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" gelesen hat, weiß, daß der Dichter einen älteren, vielgeliebten, für seine Entwicklung nicht unbedeutenden Bruder besaß, der schon aus diesem Grunde, aber auch um seiner selbst willen verdient, nicht in Vergessenheit zu gerathen. Georg Kerner, am 9. April 1770 zu Ludwigsburg geboren, gehört zu der nicht geringen Zahl von Schwaben, welche für die Ideen des neuen Frankreichs sich begeisterten, und zu der glücklicher Weise geringeren Zahl, welche dieser Begeisterung Familie, Heimath, Vaterland zum Opfer brachten. Man kann nicht sagen, daß er auf irgend ein bedeutendes Ereigniß entscheidend eingewirkt hätte, aber er hat Vieles erlebt, Vieles gesehen, und seine Entwicklung ist überaus belehrend für den Einfluß einer Geistesströmung, welche weithin nach Süddeutschland und bis in die Kreise Schiller's nach Jena hinüberwirkte. Der Verfasser der Biographie, Adolf Wohlwill, ist bereits durch werthvolle Arbeiten über die literarischen und politischen Zustände in Schwaben zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt. Mit der ihm eigenen ruhigen Besonnenheit und zugleich liebevollen Wärme hat er auch dieses Bildniß gezeichnet, Kerner's Bedeutung gewürdigt, ohne sie zu überschätzen, und überall Licht, wie Schatten mit gerechter Hand vertheilt. Kerner erscheint zuerst als Knabe, dann als Zögling der Stuttgarter Karlsschule (1770—91); sein Enthusiasmus für die französischen Ideen führt ihn nach Straßburg und 1792 nach Paris, wo er aber in seiner schwäbischen Aufrichtigkeit den wüthenden Parteien gegenüber bald in die schwierigste Lage geräth, und nur einer Reihe glücklicher Zufälle seine Rettung verdankt. Der glücklichste war, daß er in einem Landsmann, dem als französischen Diplomaten und als Freund Goethe's bekannten, späteren Grafen Reinhard einen Beschützer und einen Freund fand. Er begleitet den Gesandten 1795 als Privatsekretär nach Hamburg, 1796 nach Italien und wird dadurch Zeuge der unaufhörlichen Erschütterungen, denen die Staaten der Halbinsel einer nach dem andern unterlegen waren oder unterlagen. Merkwürdig, wie nach der Occupation Toskana's die beiden Schwaben — freilich nicht im Dienst eines schwäbischen Kaisers — bei der neuen Verwaltung eine so bedeutende Stellung einnehmen! Als der Krieg von 1799 das republikanische Gebäude rasch wieder zerstörte, ging Kerner mit Reinhard im Sommer nach Paris zurück. Seine Begeisterung für französisches Wesen war schon abgekühlt, und erkaltete ganz, als die Republik in Bonaparte einen Herrn erhielt. Er wurde noch unter Reinhard der Gesandtschaft in Bern zugewiesen, verließ aber 1801 den französischen Dienst, um sich nach erneuerten medizinischen Studien als Arzt in Hamburg niederzulassen. Die französische Macht, deren Ausbreitung er früher so eifrig gefördert hatte, wurde ihm jetzt, selbst im äußersten Norden Deutschlands, auch in seinen persönlichen Angelegenheiten zur Plage, und das letzte Jahrzehnt seines Lebens kann als Sühne für das vorhergegangene gelten. Uneigennützig, aufopfernd war er nicht nur in seinem ärztlichen Berufe bemüht, sondern wußte auch Verbindungen, die ihm aus früherer Zeit mit einflußreichen Franzosen, Talleyrand, Brune, Bourienne, geblieben waren, zu benutzen, um die Leiden seiner Adoptivheimath zu mildern. Aber den heißersehnten Tag der Befreiung sollte er nicht mehr

erleben; in seiner Gesundheit schon lange erschüttert, in seinen jugendlichen Hoffnungen bitter getäuscht, voll Gram über das Schicksal Deutschlands, ging er am 7. April 1812 einem frühen Tode entgegen. — Unter den interessanten Beilagen des Buches sind hervorzuheben die erste: eine einsichtsvolle Kritik der Nachrichten, welche Justinus Kerner über die Schicksale seines Bruders gegeben hat, ferner der durch einen Besuch in Rom hervorgerufene Bericht Kerner's an das Directorium über die römische Republik aus dem Juli 1798. Zu dem Briefe Kerner's aus Paris vom 30. December 1792 (S. 146) hätte wohl eine Bemerkung Platz verdient. Der declamatorische Ausruf: „Wenn man deutsche Ehre rächen wolle, möge man mit der Vernichtung der Mörder Frankfurts anfangen", erscheint weniger ungeheuerlich, wenn man sich erinnert, daß nach der Wiedereinnahme Frankfurts durch die Preußen (2. December) in Paris das unwahre Gerücht verbreitet war, die Frankfurter seien während des Sturmes plötzlich meuchelmörderisch über die bei ihnen einquartirten Franzosen hergefallen. Der Frankfurter Senat hielt es später für nöthig, sich durch Abgeordnete in Paris gegen diese Anschuldigung vertheidigen zu lassen. — Wenn man das Lebensbild Kerner's vor Augen hat, kann man den Wunsch nicht unterdrücken, den Verfasser bald mit einer größeren Arbeit beschäftigt zu sehen. Wer könnte das in mancher Beziehung ähnliche, nur ungleich bedeutendere Lebensbild des Grafen Reinhard besser zeichnen als Herr Wohlwill, der mit historischen und zugleich mit literarischen Kenntnissen ausgestattet, die Geschichte der Revolutionszeit, des schwäbischen Geisteslebens und das Schicksal der Hansa-Städte schon lange zum Gegenstand eingehender, vorzüglich bewährter Studien gemacht hat?

ϱ. **The destruction of Rome.** A letter from Herman Grimm. Boston: Cuppes, Upham & Co., 1886.

Man erinnert sich des ungemeinen Aufsehens, welches Herman Grimm's Brief über „die Vernichtung Rom's" hervorrief, als er im Märzheft dieser Zeitschrift zuerst erschien. Es fehlte nicht an begeisterter Zustimmung, es fehlte nicht an heftigem Widerspruch, die Zeitungen aller Länder waren voll von der einen wie von dem andren und der Gang der Debatte zwang sogar den römischen Magistrat, sich mit dem Gegenstande zu beschäftigen. Stelle man sich nun, wie man wolle, zu der Frage, ziehe man, nach der Seite der praktischen Interessen ihre Grenze noch so weit, oder nach der moralischen noch so eng: sie steht auf der Tagesordnung und der Satz, welchen Grimm in seiner Schrift mit aller Deutlichkeit so formulirt: daß die Erhaltung Roms eine Angelegenheit der ganzen civilisirten Welt sei, behauptet sich siegreich allen Angriffen gegenüber, und mit allen Modificationen, die man zugestehen mag. Nachdem der Brief in Italien Anfangs durch die dort herrschende Parteibewegung ganz falsch aufgefaßt worden war, fangen nun die Italiener selbst in immer weiteren Kreisen an, die Berechtigung seines Inhaltes anzuerkennen, während die Opposition gegen die Vernichtung Roms auch außerhalb Italiens in stetigem Wachsthum begriffen ist. Hierfür ist die vorliegende Uebersetzung ein neuer Beweis und wenn vorläufig keinen anderen, so scheint der durch Grimm's Brief hervorgerufene allgemeine Protest doch den Erfolg zu haben, daß die munizipalen Machthaber Roms zum Nachdenken bei jedem neuen Schritt und zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegenüber der öffentlichen Meinung Europa's und Amerika's gedrängt worden sind. Und auch damit ist schon Etwas gewonnen.

ϱ. **Berlin im Jahre 1786.** Schilderungen der Zeitgenossen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1886.

Derselbe Verfasser, welchem wir die Zusammenstellung zeitgenössischer Berichte über Friedrich d. Gr. verdanken, beschenkt uns hier mit einem Werke, welches in ähnlicher Weise das Fridericianische Berlin schildert. Um so willkommener mag uns diese Gabe sein, als es gerade das Berlin des großen Königs ist, welches wir unter den Neuerungen der Gegenwart, und nicht am wenigsten in Folge des Durchbruchs der Kaiser-Wilhelmstraße vor unseren Augen dahin gehen sehen. Bald wird jene Zeit nur noch mit einigen stolzen, jedoch vereinzelten Baudenkmalen in die unsere hineinragen; aber fehlen wird uns und immer weiter entschwinden das Bild, welches sich nur aus dem Zusammenhang ergibt und diesen in tausend kleinen, haften gebliebenen Zügen zurückruft. Unter solchen Umständen ist eine Arbeit, wie die vorliegende, von besonderem Werth; aus Büchern und Zeitschriften, welche der Staub eines Jahrhunderts bedeckt, verschollen die einen, selten geworden die andren, aus dicken Bänden, in denen Niemand dergleichen gesucht, und aus unscheinbaren Pamphleten hat der in dieser Literatur ungemein bewanderte Verfasser jenes Berlin, wie es beim Hinscheiden Friedrich's war, thatsächlich noch einmal vor uns erstehen lassen; mit seinen Straßen und seinen Bewohnern, deren Sitten, Lebensweise, geistiger Bildung, Vergnügungen, Dialekt, bis in die kleinsten und feinsten Details. Versuche dieser Art sind mehrfach unternommen worden, aber niemals so gründlich auf ein so reiches Material gestützt und mit einer so vollkommenen Beherrschung desselben. Es ist die Arbeit nicht eines Dilettanten, sondern eines Fachmannes, welcher weiß, worauf es ankommt und uns in geschmackvoller Auswahl, in gefälligem Aufbau wirklich etwas Ganzes gibt, was den Namen verdient, den es trägt. Dadurch, daß nicht der Verfasser redet, sondern die Dinge reden läßt, gewinnt sein Buch etwas Unmittelbares, was durch verbindenden Text und erläuternde Anmerkungen noch deutlicher wird. Die Leser, welche wir dem Buche wünschen, werden sich daran erfreuen; aber auch die Ansprüche derer, welche sich daraus informiren wollen, sind durch ein sorgfältiges Register berücksichtigt worden.

ϱ. **Adalbert Stifter's Ausgewählte Werke.** Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1887.

Wie aus einer verschollenen Zeit fast klingt der Name Adalbert Stifter's und seiner Hauptwerke — „Condor", „Haidedorf", „Hochwald",

„Mappe meines Urgroßvaters“ — zu uns herüber und sind doch kaum vierzig Jahre verflossen, daß sie frisch vor uns standen, gebadet gleichsam in den Thau ihrer heimathlichen Landschaft, umsponnen von allem Zauber, Duft und Geheimniß der Waldestiefen und voll von der reinen Schönheit einer großen, stillen Gebirgsnatur. Sollte so viel dichterischer Reichthum in vierzig Jahren seinen Werth verloren haben, oder sollten wir, die wir Stifter's „Studien“ lasen, als wir jung waren, sollten wir so sehr im Irrthum gewesen sein, daß, als wir in diesen Blättern Etwas fanden, was wie die Wirklichkeit erschien und in Sehnsucht und Träumen doch unendlich höher führte — oder sollten unsere neuen Bücher diese alten mit Recht verdrängt haben, weil jene besser, reiner, schöner und poesievoller wären, oder endlich, sollte unsere Jugend, unsere Generation, unsere Zeit überhaupt so poesielos geworden sein, daß sie für dergleichen keine Empfindung mehr hätte? Wir bestreiten das Eine wie das Andere. Der Kreis mag kleiner geworden sein, aber ist noch da, für welchen solche Werke geschrieben sind — Werke, welche dauern werden, wenn das Triviale, das künstlich Gemachte, das innerlich Hohle und Leere, welches jetzt den Markt beherrscht, seinen lärmenden, aber wenig rühmlichen Weg gegangen ist. Gerade jetzt mit einer Volksausgabe von Stifter gekommen zu sein, rechnen wir der Verlagshandlung hoch an; sie hat sich vor mehreren Jahren in ähnlicher Weise ein Verdienst um Eichendorff erworben, wir sind ihr nicht minder für Wiedererweckung oder Wiedereinführung Stifter's dankbar und halten es für die Pflicht der einsichtsvollen Presse, sie bei diesem Unternehmen nach Kräften zu fördern. Wir dürfen das Gute, das wir haben, nicht vergessen; es ist das sicherste Mittel der Abwehr gegen das Schlechte, das man uns aufdrängen will. Machen wir die Probe! Wer von unseren jüngeren Lesern Stifter noch nicht kennt, nehme doch einmal seine „Studien“, seine „Bunten Steine“ zur Hand und wir werden sehen. Kein edleres Festgeschenk wüßten wir den Eltern für ihre heranwachsenden Kinder, dem Bräutigam für seine Braut zu nennen als dieses, welches in der vorliegenden Ausgabe zwar einfach, aber würdig ausgestattet ist und in Lieferungen zu mäßigem Preis erscheint. —

ρ. **Gedichte** von **Friedr. Aug. Leo.** Dritte verm. Aufl. Leipzig, F. G. Liebeskind. 1886.

Wenn ein Mann, der sich in einem bestimmten Zweige der Wissenschaft einen Namen gemacht hat, uns mit seinen „Gedichten“ beschenkt, so dürfen wir von vornherein annehmen, daß er uns nicht etwas geben wird, was er seiner für unwerth hält; und die Frage ist nur, ob der Dichter im Gelehrten stark genug war, uns ein selbständiges Interesse einzuflößen? Diese Frage würde im vorliegenden Falle schon durch die Thatsache bejaht werden, daß es sich nicht um eine neue Sammlung, sondern um eine dritte, wiewohl ohne Zweifel stark vermehrte Auflage handelt, wüßten wir nicht ohnehin, daß Professor Leo, bevor er sich als ein Erforscher und Commentator Shakspeare's ausgezeichnet, bereits einige sehr gelungene Uebertragungen aus der nordischen Dichtung (namentlich „König René's Tochter“) geliefert hat. Ganz ohne Einfluß ist diese lebenslange Beschäftigung mit dem Dichter seiner Wahl auf sein eigenes Dichten freilich nicht geblieben: vielfach im Bau des Satzes und der Versconstruction, mehr noch im Colorit und der sententiösen Knappheit des Ausdrucks wird man an das große Vorbild Shakspeare's in dessen Sonetten und lyrischen Gedichten erinnert. Nicht zum Nachtheil der Leo'schen Gedichte, die, weit davon entfernt, Nachbildungen, oder gar Nachahmungen zu sein, vielmehr durchaus von eigener Art und ganz modern sind. Aber seiner Natur nach neigt Leo mehr zur Reflexion, als zur Unmittelbarkeit der Empfindung, die bei ihm zumeist erst durch das Medium jener hindurchgehen muß; er ist der Mann der Pointe, die sich oft in überraschend glücklicher Weise einstellt und seine Gedichte, wenn man sie mit einem Worte charakterisiren wollte, sind geistreich. Sie sind vielfach mehr als das, aber sie sind niemals weniger. Die Leidenschaft im Frühling (und Nachfrühling) der Liebe, das warme Gefühl für das Haus, die Begeisterung für das Vaterland sprechen sich in schwunghaften Rhythmen aus: aber nicht direct, wenn man sagen so darf, nicht rein lyrisch; es ist nicht der Eindruck selbst, sondern mehr eine Betrachtung über den Eindruck. Deshalb wirkt der Dichter am stärksten und reinsten auch in der ihm besonders adäquaten Form der Sentenz, des „Epigrammatischen“ und der „Lebenssprüche“, welche die letzte Abtheilung dieses Bandes bilden. Hier könnten wir eine ganze Reihe kleiner, in sich vollendeter Gedichte nennen, welche dem scharfen Blick, der Sicherheit im Ausdruck und dem sitlichen Ernst des Dichters, die größte Ehre machen. Wie wir denn das ganze Buch, in seiner höchst geschmackvollen Ausstattung, der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen, in deren Händen wir es wenigstens ebenso gern sehen möchten, als so manches andere der gegenwärtigen Modepoeten.

λ. **Einst und Jetzt.** Drei Erzählungen von Helene v. Hülsen. Berlin, Plahn'sche Buchhandlung (Henri Sauvage). 1886.

Drei sehr ansprechende novellistische Gaben sind es, welche die Verfasserin uns hier in einem hübschen Bande vereint bietet. Die erste Erzählung, „Ein seltsames Geschick“, spielt in der Zeit vom Ende des vorigen bis in den Beginn unseres Jahrhunderts — sie vertritt das „Einst“. Das „Jetzt“ erscheint in den beiden andren Erzählungen, deren Hintergrund das moderne Berlin bildet. In anschaulichen Zügen werden uns darin die Gesellschaftskreise der Hauptstadt vorgeführt, welche die Verfasserin so wohl kennt und so treffend darstellt. Aber nicht darum allein fesseln diese Erzählungen: ihren Heldinnen Eleonore in der ersten, Rosa in der zweiten, nach ihr genannten und Adla in der dritten („Ohne Compaß“), ist Etwas eigen, was ihnen unsere volle Sympathie gewinnt. In diesen Erzählungen spiegeln sich die hervorragenden Herzenseigenschaften der Erzählerin: sie sind eine gute Unterhaltungs-Lecture, welche, wegen ihrer sittlichen Reinheit, namentlich der Damenwelt warm empfohlen werden können.

* Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alt. — Keine Rose ohne Sonnenschein. Novelle von J. Alt. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann. 1887.

Amyntor. — Gerke Suteminne. Ein märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amyntor. 3 Bände. Breslau, S. Schottländer 1887.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures, and condition of the Institution for the year 1884. Washington, Government Printing Office. 1885.

Arnold. — Ein neues Novellenbuch von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Aus dem Album eines Achtzigjährigen. — Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. 1886.

Bastian. — In Sachen des Spiritismus und einer naturwissenschaftlichen Psychologie. Von A. Bastian. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, R. Stricker. 1886.

Baumann. — Londinismen. — Slang und Cant. — Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache sowie der üblichen Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunft-Ausdrücke. Von Heinrich Baumann. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Bender. — Die Lösung des metaphysischen Problems. Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Werth des Transcendental-Idealismus und der atomistischen Theorie von H. Bender. Berlin, Siegfried Mittler & Sohn. 1886.

Bender. — Geschichte der griechischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die Zeit der Ptolemäer. Von Ferdinand Bender. Leipzig, W. Friedrich.

Berlin im Jahre 1786. Schilderungen der Zeitgenossen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1886.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. Nr. 42/50. Halle a. S., Otto Hendel.

Björnson. — Thomas Rendalen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin, Georg Stilke. 1886.

Bömers. — Geva. Ein Roman von Carl Bömers. 2 Bde. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1887.

Bornhak. — Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Zeit des zweiten Kaiserreichs. Von Prof. Dr. G. Bornhak. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung. 1886.

Buchwald. — Der Heiratsantrag. Novelle von C. Buchwald. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann. 1887.

Bull. — Ole Bull, der Geigerkönig. Ein Künstlerleben. Frei nach dem Original der Sarah C. Bull bearbeitet von L. Ottmann. Stuttgart, Robert Lutz. 1886.

Dammer. — Bibliothek der gesamten Naturwissenschaften unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Dr. Otto Dammer. 1. Lfg. Stuttgart, Otto Weisert.

Das Wissen der Gegenwart. — 53. Bd.: Die Schweiz. Von Dr. J. J. Egli. 54. Bd.: Die deutsche Sprache. Von Dr. Otto Behaghel. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. 1886.

Deutscher Pitaval. — Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. 1. Jhrg. 3. Heft. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1886.

Die Kunst sein Glück zu machen. Ein lehrreich Büchlein für Jedermann von F. C. Bern and Leipzig. Rud. Jenni's Buchhandlung.

Dieskau. — Thankmar. Von Margarete v. Dieskau. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Dincklage. — Blutjung und andere Erzählungen von E. v. Dincklage. Berlin, Georg Stilke. 1887.

Dittmar. — Aus der Jugendzeit. Gedichte für die Kinderwelt von Franz Dittmar. Illustriert von Julius Kleinmichel. Leipzig, E. Twietmeyer.

Early letters of Thomas Carlyle. 1814—1826. Edited by Charles Eliot Norton. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1886.

Eckers. — Die Bevölkerung der Urzeit. Eine Erzählung von Gustav Eckers. Berlin, W. Pinn.

Ein Schatzstück des Museums für Völkerkunde in Berlin. — Zur Eröffnung. Berlin, Leonhard Simion. 1886.

Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildnis. — Von der Verfasserin der „Spanischen Brüder". Uebersetzt von Elisabeth Kter. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Engel. — Griechische Frühlingstage. Von Eduard Engel. Jena, Hermann Costenoble. 1887.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. — Dritter Jahrg. Bd. 5.: Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Stuttgart, J. Engelhorn. 1886.

Erich. — Studenten-Tagebuch. Von Otto Erich. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Eysell. — Schiller's Jungfrau von Orleans, neu erklärt von Dr. Georg Friedrich Eysell. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Farina. — L'ultima battaglia di Prete Agostino. Novella di Salvatore Farina. Milano, Brigola & Co.

Freemann. — Zur Geschichte des Mittelalters. Ausgewählte historische Essays von Edward A. Freemann. Aus dem Englischen übersetzt von C. J. Lacher. Straßburg, Karl J. Trübner. 1886.

Fritz. — Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte von S. Fritz. Wien, Carl Konegen. 1887.

Gensichen. — Der Mönch vom Sanct Bernhard. Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin, Eugen Grosser. 1887.

Goedeke. — Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. VI. Heft. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Dresden, Ls. Ehlermann. 1886.

Grand-Carteret. — La France jugée par l'Allemagne Par J. Grand-Carteret. Paris, Librairie Illustrée.

Grimm. — The destruction of Rome. A letter from Herman Grimm. Boston, Cupples, Upham & Co. 1886.

Groll. — Die Freunde. Roman nebst einer Vorgeschichte von Th. Groll. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Grosser. — Heidelberger Festtage und andere. Gesammelte Feuilletons von Julius Grosser. Breslau, S. Schottländer. 1887.

Grube. — Der letzte Schultheiß von Bardowick. Historische Erzählung von H. Grube. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann. 1887.

Hackländer. — Der letzte Bombardier. Von F. W. Hackländer. 2 Bde. Illustriert von F. Bergen und R. Haug. Stuttgart, Carl Krabbe. 1886.

Hackländer. — Vater Radetzky. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. Stuttgart, Carl Krabbe. 1886.

Hahn. — Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen. Von Werner Hahn. Berlin, Leonhard Simion. 1887.

Hertslet. — Der Treppenwitz der Weltgeschichte von W. L. Hertslet. Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung. 1886.

Hessem. — L'œuvre de la chaiz par Louis de Hessem. Paris, à la Librairie Illustrée.

Hoefer. — Erzählungen eines alten Tambours. Von Edmund Hoefer. Mit 115 Illustrationen von Emil Rumpf. Stuttgart, Carl Krabbe.

Holland. — Zu Ludwig Uhland's Gedächtnis. Mittheilungen aus seiner akademischen Lehrthätigkeit von Wilhelm Ludwig Holland. Leipzig, S. Hirzel. 1886.

Hornemann. — Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. Von F. Hornemann. Zweites Heft. Hannover, Carl Meyer. 1886.

Jansen. — Er und Sie. Marit Skjölte. Norwegische Dorfgeschichten von Kristofer Jansen. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius. 1886.

Illek. — Rabengesänge von Ferdinand Illek. Olmütz, F. Slawik. 1886.

Kemal. Heimat oder Silistria. Schauspiel in vier Acten von Kemal Bey. Aus dem Türkischen übersetzt und herausgegeben von Leopold Pekotsch. Wien, Carl Konegen. 1887.

Klaucke. — Erläuterungen ausgewählter Werke Goethe's. Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht. Von Paul Klaucke. 1. Heft: Götz v. Berlichingen. 2. Heft: Egmont. Berlin, W. Weber. 1886.

Klaucke. — Zur Erklärung deutscher Dramen in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Paul Klaucke. Berlin, W. Weber. 1886.

Krauß. — Von der Ostsee bis zum Nordcap. Eine Wanderung durch Dänemark, Norwegen und Schweden von Ferdinand Krauß. 1. Lfg. Neutitschein, Wien und Leipzig, Rainer Hosch.

Lettere e documenti del Barone Bettino Ricasoli. Pubblicati per cura di Marco Tabarrini e Aurelio Gotti. Vol. I. Firenze, Successori le Monnier. 1887.

Linde. — Gudrun. Dramatisches Gedicht in fünf Akten von August Linde. Moskau, G. Ließner & J. Romahn. 1887.

Lorenz. Die G[illegible] in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert von Dr. Ottokar Lorenz. [illegible] Wilhelm Hertz. 1886.

Marbot. Warum [illegible] der ältere Dichter der [illegible] Schillers. Urkundlich nachgewiesen von Carl Hermann Marbot. Bremen, C. [illegible] 1886.

[illegible] Richard Wagners Frauengestalten von [illegible] Auflage. Stuttgart, Levy & Müller.

[illegible] [illegible] und französischen Heldenge[illegible] als Quelle für [illegible] aus dem handschriftlichen Nachlass von [illegible] Leipzig, Otto Wigand. 1886.

Nicolai. — Meine Frau und ich. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. [illegible] Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1886.

Nicolai. — Die Weihnachtszeit im Pfarrhause zu Nöddebo. Erzählung von Nicolai (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. Zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1886.

Nonnemann. Deutschland über Alles! Populäre [illegible] des deutschen Volkes von Friedrich Nonnemann. [illegible] Leipzig, Richard Werther. 1886.

Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Konversation. [illegible] und Leben in Amerika. Von Carl Naubert. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre [illegible] nach Aufzeichnungen von Friedrich von Gentz nebst einem Anhang: Briefwechsel zwischen dem Fürsten Metternich und Schwarzenberg. Herausgegeben von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn von Klinkowström. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Ohorn. — Es werde Licht. Historischer Roman von Anton Ohorn. Gotha, Fried. Andr. Perthes. 1886.

Ortleb. [illegible] Eine Anleitung, Modelle von [illegible] jeder Stilart selbst anzufertigen. Von A. und G. Ortleb. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1886.

Die Rechtsgrundsätze des Königl. Preußischen Ober-Verwaltungsgerichts. Nach den gedruckten Entscheidungen Band I–XI zusammengestellt und mit Rücksicht auf die fortschreitende und auf die neuen Provinzen ausgedehnte Verwaltungs-Gesetzgebung erläutert von R. Parey. 1. Abth. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1886.

Petersen. — Die Irrlichter. Von Marie Petersen. 42. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Philippovich. — Ueber Aufgabe und Methode der politischen Oekonomie. Eine akademische Antrittsrede von Dr. Eugen von Philippovich. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1886.

Polko. — Kleine Bildermappe. Federzeichnungen von Elise Polko. Karlsruhe, Gebrüder Bollmann. 1886.

Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. 14. Band. Berlin, Alexander Duncker. 1886.

Portig. — Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays von Gustav Portig. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Pröll. Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1886.

Putlitz. — Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. 18. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Quandt. Festpredigten. Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeben von Emil Quandt. 1. Band. Leipzig, Fr. Richter. 1886.

Ratzel. — Völkerkunde. Von Dr. Friedrich Ratzel. Zweiter Band: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.

Reichel. Wer schrieb das „Novum Organon" von Francis Bacon. Eine kritische Studie von Eugen Reichel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Richter. — Moritz Seebeck. Eine Gedächtnissrede. Mit Anmerkungen und urkundlichen Beilagen. Herausgegeben von Dr. Gustav Richter. Jena, Gustav Fischer. 1886.

Roell. — Schwert und Rose. Lieder [illegible] von Paul Freiherrn von Roell. (Ber[illegible] Buchhandlung. 1886.)

Rosegger. — Höhenfeuer. Neue Gesch[illegible] Alpen. Von P. K. Rosegger. Wien, [illegible] Verlag. 1886.

Rothenburg. — Aus der Tiefe. Erzä[illegible] v. Rothenburg. Gotha, Fried. Andr. P[illegible]

Roux. — Die Hiebfechtkunst. Eine An[illegible] Lehren und Erlernen des Hiebfechtens [illegible] bangenen [illegible] Auslage mit Berücksi[illegible] akad. Komments. Von Ludwig Cäsar R[illegible] Hermann Pohle.

Saar. — Eine Wohlthat. Volksdrama in [illegible] von Ferdinand v. Saar. Heidelberg, G[illegible] 1887.

Scharling. — Johannes Hus. Historisch[illegible] in fünf Acten von Henrik Scharling. [illegible] P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius. [illegible]

Schmidt-Weißenfels. — Der Kampf [illegible] Roman von Schmidt-Weißenfels. Karls[ruhe, Ge]brüder Bollmann. 1887.

Schranka. — Ein Buch vom Bier. Cerevi[illegible] Studien und Skizzen von Dr. Carl Maria [illegible] 2 Bde. Frankfurt a. O., B. Waldmann'[illegible] 1886.

Schulze. — Germanische Göttersagen. Myth[illegible] Gedichte, gesammelt und zusammengestellt v[illegible] v. Schulze. Mit Einleitung von Felix Dahn. [illegible] Wilhelm Friedrich. 1887.

Seutier. — Antike Novellen von Hermann [illegible] Karlsruhe, Gebrüder Bollmann. 1887.

Shorthouse. — Sir Percival. A story of the p[illegible] of the present. By J. H. Shorthouse. [illegible] Macmillan and Co. 1886.

Söderström. — Die Bürgermeisterwahl. Ein [illegible] ristisches Epos mit lyrischen Einlagen von [illegible] Söderström. Leipzig, L. A. Kittler.

Stacke. — Erzählungen aus der „Neuesten Gesch[illegible] (1815–1881). Von Prof. Dr. L. Stacke. 5. verm[illegible] Auflage. Oldenburg, Gerhard Stalling. 188[illegible]

Stern. — Geschichte der Weltlitteratur in übersicht[illegible] Darstellung von Dr. Adolf Stern. 1. Lfg. S[tutt]gart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Sternbanner-Serie. — Amerikanische Humoristen[illegible] Novelletten. Band 1: F. R. Stockton, „Ruderh[illegible] Stuttgart, Robert Lutz. 1886.

Steudel. — Der Spiritismus vor dem Richterstuhle [illegible] philosophischen Verstandes. Von Dr. Adolph Steu[del.] Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Storm. — Bötjer Basch. Eine Geschichte von Theo[dor] Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 28. A[illegible] Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Topelius. — Aus hohem Norden. Von Zachari[as] Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gle[illegible] Dritter Band. Der Handschuh des Königs. Viert[er] Band: Das goldene Gespenst. Gütersloh, C. Bertel[s]mann. 1886.

Treller. — Gela. Ein Bild aus deutscher Vorzeit v[on] Franz Treller. Dresden und Leipzig, Heinri[ch] Minden. 1886.

Walcker. — Kritik der deutschen Parteien. Ein volkswirthschaftlicher und politischer Essay von Dr. Kar[l] Walcker. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1887.

Walloth. — Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Walloth. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weill. — Skizzenreime meiner Jugendliebe. Von Alexander Weill. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Weise. — Die deutsche Handwerkerbraut. Von Karl Weise. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1886.

Weitbrecht. — Heimkehr. Zwei Novellen und eine Reise-Erinnerung von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Wichert. — Der grosse Kurfürst in Preussen. Erste Abtheilung: Konrad Born. Zweite Abtheilung: Der Schöppenmeister. Von Ernst Wichert. Leipzig, Karl Reissner. 1887.

Wundt. — Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck [illegible] Pierer'schen Ho[illegible] in Altenburg.
Für die Redaction verantwort[illegible] Paetel in [illegible]

Lorenz. — Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben kritisch erörtert von Dr. Ottokar Lorenz. Berlin, Wilhelm Hertz. 1886.

Manchot. — Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schillers. Urkundlich nachgewiesen von Carl Hermann Manchot. Bremen, C. W. Roussell. 1886.

Mensch. — Richard Wagners Frauengestalten von Ella Mensch. 3. Auflage. Stuttgart, Levy & Müller.

Mörner. — Die deutschen und französischen Heldengedichte des Mittelalters als Quelle für die Kulturgeschichte. Aus dem handschriftlichen Nachlass von Julius v. Mörner. Leipzig, Otto Wigand. 1886.

Nicolai. — Meine Frau und ich. Erzählung von Nicolai. (Henrik Scharling). Deutsch von P. J. Willatzen. 2. Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1886.

Nicolai. — Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo. Erzählung von Nicolai. (Henrik Scharling.) Deutsch von P. J. Willatzen. Zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius. 1886.

Nonnemann. — Deutschland über Alles! Populäre Kulturgeschichte des deutschen Volkes von Friedrich Nonnemann. 1. Lfg. Leipzig, Richard Werther. 1886.

Notwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lektüre und Konversation. — Teil IV.: Land und Leute in Amerika. Von Carl Naubert. Berlin, Langenscheidt'sch Verlagsbuchhandlung.

Oesterreichs Theilnahme an den Befreiungskriegen. Ein Beitrag zur Geschichte der Jahre 1813—1815 nach Aufzeichnungen von Friedrich von Gentz nebst einem Anhang: Briefwechsel zwischen dem Fürsten Metternich und Schwarzenberg. Herausgegeben von Richard Fürst Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons Freiherrn von Klinkowström. Wien, Carl Gerold's Sohn. 1887.

Ohorn. — Es werde Licht! Historischer Roman von Anton Ohorn. Gotha, Fried. Andr. Perthes. 1886.

Ortleb. — Kleine Baumodellierschule. Eine Anleitung Modelle von Gebäuden jeder Stilart selbst anzufertigen. Von A. und G. Ortleb. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1886.

Die Rechtsgrundsätze des Königl. Preußischen Ober-Verwaltungsgerichts. Nach den gedruckten Entscheidungen Band I.—XII. zusammengestellt und mit Rücksicht auf die fortschreitende und auf die neuen Provinzen ausgedehnte Verwaltungs-Gesetzgebung erläutert von K. Parey. I. Abth. Berlin, J. J. Heine's Verlag. 1886.

Petersen. — Die Irrlichter. Von Marie Petersen. 42. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Philippovich. — Ueber Aufgabe und Methode der politischen Oekonomie. Eine akademische Antrittsrede von Dr Eugen von Philippovich. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1886.

Polko. — Kleine Bildermappe. Federzeichnungen von Elise Polko. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann. 1886.

Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen. 14. Band. Berlin, Alexander Duncker. 1886.

Portig. — Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays von Gustav Portig. 2 Bde. Hamburg, J. F. Richter. 1887.

Pröll. — Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz. Von Karl Pröll. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1886.

Putlitz. — Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. 18. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1886.

Quandt. — Festpredigten. Eine Sammlung von Predigten gläubiger Zeugen der Gegenwart über Perikopen und freie Texte. Herausgegeben von Emil Quandt. I. Band. Leipzig, Fr. Richter. 1886.

Ratzel. — Völkerkunde. Von Dr. Friedrich Ratzel. Zweiter Band: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1886.

Reichel. Wer schrieb das „Novum Organon" von Francis Bacon. Eine kritische Studie von Eugen Reichel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Richter. — Moritz Seebeck. Eine Gedachtnissrede. Mit Anmerkungen und urkundlichen Beilagen. Herausgegeben von Dr. Gustav Richter. Jena, Gustav Fischer. 1886.

Roëll. — Schwert und Rose. Lieder und Gedichte von Paul Freiherrn von Roëll. (Berlin, Vossische Buchhandlung. 1886.)

Rosegger. — Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. Von P. K. Rosegger. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1886.

Rothenburg. — Aus der Tiefe. Erzählung von A. v. Rothenburg. Gotha, Fried. Andr. Perthes. 1886.

Roux. — Die Hiebfechtkunst. Eine Anleitung zum Lehren und Erlernen des Hiebfechtens aus der verhangenen steilen Auslage mit Berücksichtigung des akad. Komments. Von Ludwig Cäsar Roux. Jena, Hermann Pohle.

Saar. — Eine Wohlthat. Volksdrama in vier Acten von Ferdinand v. Saar. Heidelberg, Georg Weiß. 1887.

Scharling. — Johannes Hus. Historisches Drama in fünf Acten von Henrik Scharling. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius. 1886.

Schmidt-Weißenfels. — Der Kampf einer Frau. Roman von Schmidt-Weißenfels. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann. 1887.

Schranka. — Ein Buch vom Bier. Cerevisiologische Studien und Skizzen von Dr. Carl Maria Schranka. 2 Bde. Frankfurt a. O., B. Waldmann's Verlag. 1886.

Schulze. — Germanische Göttersagen. Mythologische Gedichte, gesammelt und zusammengestellt von Georg v. Schulze. Mit Einleitung von Felix Dahn. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1887.

Sentier. — Antike Novellen von Hermann Sentier. Karlsruhe, Gebrüder Vollmann. 1887.

Shorthouse. — Sir Percival. A story of the past and of the present. By J. H. Shorthouse. London, Macmillan and Co. 1886.

Söderström. — Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen von Hugo Söderström. Leipzig, L. A. Kittler.

Stacke. — Erzählungen aus der „Neuesten Geschichte" (1815—1881). Von Prof. Dr. L. Stacke. 5. vermehrte Auflage. Oldenburg, Gerhard Stalling. 1886.

Stern. — Geschichte der Weltlitteratur in übersichtlicher Darstellung von Dr. Adolf Stern. 1. Lfg. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. 1887.

Sternbanner-Serie. — Amerikanische Humoristen und Novellisten. Band 1: F. R. Stockton, „Ruderheim". Stuttgart, Robert Lutz. 1886.

Stendel. — Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Von Dr. Adolph Steudel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Storm. — Bötjer Basch. Eine Geschichte von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 28. Aufl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887.

Topelius. — Aus hohem Norden. Von Zacharias Topelius. Aus dem Schwedischen von O. Gleiß. Dritter Band: Der Handschah des Königs. Vierter Band: Das goldene Gespenst. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1886.

Treller. — Gela. Ein Bild aus deutscher Vorzeit von Franz Treller. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1886.

Walcker. — Kritik der deutschen Parteien. Ein volkswirthschaftlicher und politischer Essay von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Roßberg'sche Buchhandlung. 1887.

Walloth. — Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Walloth. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weill. — Skizzenreime meiner Jugendliebe. Von Alexander Weill. Zürich, Verlags-Magazin. 1887.

Weise. — Die deutsche Handwerkerbraut. Von Karl Weise. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. 1886.

Weitbrecht. — Heimkehr. Zwei Novellen und eine Reise-Erinnerung von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Wichert. — Der grosse Kurfürst in Preussen. Erste Abtheilung: Konrad Born. Zweite Abtheilung: Der Schöppenmeister. Von Ernst Wichert. Leipzig, Karl Reissner 1887.

Wundt. — Ethik. Eine Untersuchung der Thatsachen und Gesetze des sittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

